

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1898.

Inhalt.



Berlin, den 1. Januar 1898.

Wertheim.

In feinen Strähnen fiel der Regen vom Abendhimmel. Die Lichtfülle der langen Straße spiegelte sich in den Pfützen, der glatten Pflasterfläche, dem nassen Seidenstoff der Schirme und dem feuchten Lederverdeck der Droschken; ganz deutlich konnte man die kühle Silberfarbe des elektrischen Lichtes, den von Auers Glühstrümpfchen gespendeten milden Glanz und den gelblichen Ton des fast schon verachteten Brenngases unterscheiden, rothe, grüne und blaue Wagenlaternen brachten bunte Flecke in das umdunstete Straßenbild, — Renoir und Liebermann hätte bei dem geliebten Anblick das Künstlerherz im Leibe gelacht. An luministische Studien dachten die Leute nicht, die durch die Leipzigerstraße stampften, dichte Schaaren, die der Regen nicht schreckte; sie achteten heute nicht einmal auf das weithin wirkende Flammeninserat, das vom Nachthimmel den Ruhm der Leibniz-Cakes herniederschrie, denn sie lockte ein hellerer Schein: die breite, blendende Lichtfront des neuen Waarenhauses A. Wertheim. Wie ein von grellem Rampenlicht beleuchtetes Riesenaquarium ragte der prunkvoll verzierte Glaskasten aus der braunen Feuchtigkeit der Straße hervor; ringsum schien Alles dunkel. Kopf an Kopf standen die Menschen, Männer, Frauen und Kinder aus allen Ständen, und starrten durch die mächtigen Scheiben in Tiefen und Höhen des Gelobten Landes. Noch wagten nur Wenige sich hinein; die Scheu vor der glitzernden Pracht hielt die Meisten zurück. Sie waren aus den finsteren, winkligen Massenquartieren der Vorstädte gekommen, um das Wunderwerk zu schauen, von dem ihr billiges Blättchen ihnen seit Wochen erzählte, und blinzelten staunend nun an dem gläsernen Zauberschloß empor. Das sah noch anders aus als der wertheimische

Bazar in ihrer krummen, häßlichen Rosenthalerstraße, ganz anders auch als das ältere Hauptgeschäft, dessen bunte und wirre Jahrmarktsherrlichkeit in Haufen früher die Gaffer herbeigelockt hatte. Alles war hier größer und zugleich doch eleganter, es gab mehr Luft, mehr Raum und namentlich mehr Licht. Mit dem Schaufensterschmuck war freilich noch immer nicht viel Staat zu machen: nur vereinzelt sah man feinere Sachen, meist Massenartikel von geringem Werth, Köder für die Unerfahrenen; von kunstvoller Abtönung der Farben war nichts zu merken, überall blieb die besondere berlinische Art der Geschmacklosigkeit sichtbar, das parvenuhaft Protzige, blendend Grelle, das in den Ausstattungpossentheatern, in der lärmenden Architektur der neuen Stadttheile und in den Fünfzigpfennigbazaren den deutlichsten Ausdruck gefunden hat. Aber diese abscheuliche Besonderheit kann den Blick nicht stören, der nie an Vergleichsmöglichkeiten unterscheiden lernte. Die schlanke, trotz der Breite nicht schwerfällig, kaum kompakt wirkende Gliederung des in amerikanischem Stil gebauten Hauses, die nie vorher gesehene Menge der Riesenlampen, die im Lichtglanz funkelnden Glasflächen, der goldig schimmernde Putz der weiten Räume, die Häufung der ausgestellten Waaren und mehr noch die reizende Kunde von den Schätzen, die das Innere bergen sollte: das Alles ließ die Betrachter in beinahe brünstigen Schauern erbeben. Nicht Alle freilich; man hörte auch Schimpfwörter, rüde Reden über schamlose Ausbeutung, Gimpelfang, Schwindel, hörte halblaut gemurmelte Flüche; die Frauen besonders, die für den kleinen Händler in der Nachbarschaft fast immer im Herzensschrein eine gewisse Zärtlichkeit hegen, weil er ihnen borgt, gern ein Viertelstündchen über Familienleid, den Aufwand der Leute von nebenan und die Noth der Zeit mit ihnen verplaudert und für die Kinder ein Naschwerk oder einen bunten Fetzen zugiebt, sie besonders wetzten die flinken Schnäblein an den Schloßmauern des neuen Feudalherrn, von dessen Verruchtheit ihnen früher schon, als er aus östlicher Enge noch nicht gen Westen vorgedrungen war, in den dunklen Gewölben gekränkte Krämer so viel erzählt hatten. Es waren furchtbare Geschichten: von einem Sammetanzug, dessen Nähte, als Karlchen ihn zum ersten Male anziehen sollte, sämmtlich geplatzt waren, von zierlichem Spielzeug, das noch unter dem Weihnachtbaum zerbrochen war, von einer grünen Blouse, die nach dem ersten Regen die Farbe verändert, einem Wurstbrett, das sich gar als gekittet erwiesen hatte. Doch die geschäftigen Schicksalsschwestern drangen mit ihrem Raunen diesmal nicht durch, betrieben die Arbeit auch nicht mit dem sonst gewohnten heiligen Eifer; mitten im hitzigsten Reden haftete das Auge immer wieder

an der hell strahlenden Herrlichkeit, der Strom stockte und die eben noch Schmälenden starrten mit offenem, für ein Weilchen ruhenden Munde ek- [illegible] ins Märchenreich ... Und nun kam mählich Bewegung in die dichten [illegible]: die Vordersten hatten sich, von Rückkehrenden ermuthigt, in den [illegible]palast hineingewagt, die Verschüchterung war gewichen, die Heerde [illegible] dreist hinterdrein. Man brauchte ja nichts zu kaufen, man sollte nur [illegible] einmal sehen. Und zu sehen war da genug. Aus unechtem Material, [illegible]los nachgeahmtem Marmor und goldig angestrichenem Stuck, war [illegible] eine Wunderwelt geschaffen worden, eine Welt für große, von so billiger [illegible]cht leicht geblendete Kinder. Eine Riesenstatue, ein breites bemaltes [illegible]ster, ein mächtiges, mit Goldgittern verziertes Treppenhaus: Alles ward [illegible] vorwärts Drängenden, vorwärts Geschobenen zur bedeutsamen Etappe; [illegible] Säule wurde betastet, jedes Mauerwerk abgeklopft, jedes Waarengrüpp- [illegible] neugierig beschnüffelt. Diese Buntheit überall, — ach, ... und das Licht [illegible] das leuchtende Glas! Bald wälzte das Gewimmel sich bis in die entle- [illegible]sten Winkel, die Fahrstühle waren rasch überfüllt, bis in den dritten Stock, [illegible] süße Pfefferkuchenreich, und hoch hinauf in die schmale Konditorei stürmte [illegible] sinnlich erregte, von immer neuen Sensationen gelockte Menge. Es war, [illegible] bräche die Straße selbst, mit ihrem vielgestaltigen, hastigen Leben, ihren [illegible]schen und Dünsten, in die trotzig aus Glas und Eisen gethürmte [illegible]burg herein, als würde von der Händlerdemokratie, die sich mit ihren [illegible]bten, von der Tafel der Genüsse ausgeschlossenen Kindern zum großen [illegible] aufgemacht hätte, eine eben entdeckte Heilsstätte gestürmt, vom Massen- [illegible]bot der Gläubigen die Kathedrale des geheimnißvoll thronenden Gottes [illegible]schwemmt, der in Höhlen blutige Opfer heischt. Die Abtheilungchefs [illegible] vergnügt die Hände; der Troß der ärmlich gekleideten Leute, die nie noch [illegible]tige Hallen betraten, würde einstweilen zwar nichts kaufen, aber er [illegible] den Erfolg, brachte das Glück: er wird von der Herrlichkeit des neuen [illegible] die Kunde ringsum ins Weichbild der Weltstadt tragen.

[illegible] Zwei Männer hatten stumm draußen lange dem Sturm zugeschaut. [illegible] der Eine, Robustere: „Diese Juden! Das kommt wie ein asiati- [illegible]wanderheuschreckenschwarm und zerstört uns an einem Tage die still [illegible] Das hat keine Tradition, kennt keine Skrupel, denkt nicht an [illegible]achsende Geschlecht, nicht einmal an die nächste Woche, treibt Raub- [illegible]plündert uns plumpe Germanen aus. Was schadets ihnen? Ist [illegible]abgegrast, kein Hälmchen mehr aus dem Boden zu zupfen, dann [illegible] weiter, neuen Futterplätzen entgegen, immer weiter, wie Ahasver,

— aber wie ein verschmitzter Ewiger Jude, der sich von Anderer Arbeit behaglich mästet. Kein Band knüpft sie an die Scholle, die Unsereinem so heilig ist, daß er auf ihr, die seine Ahnen bebauten, lieber ein Bettlerleben als anderswo ein Herrendasein führt und mit dem weißen Stabe ihr verzweifelnd noch einen letzten zärtlichen Gruß zuwinkt. Das Volk aber ist überall heimisch, wo Etwas zu erhamstern ist. Da haben diese vier Brüder Wertheim, wahrscheinlich aus der großen hessischen Judenfamilie, seit ein paar Jahren ihr Hordenzelt in Berlin aufgeschlagen. Sie entziehen, wie anmaßende Rüstern dem niedrigen Gesträuch, unzähligen kleinen und mittleren Händlern den Lebenssaft, saugen, mit Hilfe ihrer schwindelhaften Reklamekünste, die Kundschaft ganzer Stadtviertel auf, vernichten die Existenzbasis zahlloser Familien, die sich sonst ruhig und friedlich nährten, und schlafen dabei sicher so sanft, als hätten sie nie ein Wässerchen getrübt. Wie lange werden wir allzu Geduldigen solchem verderblichen Unfug noch thatlos zusehen? ‚Wenn unser Volk sich doch ermannte!‘ Ein schönes Wort, wers recht verstände! ...“

Der Andere hatte leise über die zornige Rede gelacht, nicht boshaft, nur mit dem vergnügten Kichern, das fast freudig ein längst bekanntes Leitmotiv begrüßt. „Sind Sie wieder bei Ihren schwarzen Männern angelangt? Merkwürdig: Ihr Gedienten, Ihr von der Waffe müßt Euch stets einen lebendigen, greifbaren Feind an die Wand malen, stets nach einem Mann auf der Scheibe schießen können, sonst seid Ihr nicht zufrieden. Ich glaube, Verehrter, Sie wissen, daß ich für Israel als Totalität nicht allzu innig erglühe; ich habe Ihnen ja vorhin erst gesagt, daß ich den Dreyfusrummel so ziemlich für den widrigsten, frechsten Schwindel und nebenbei ungefähr für die größte Dummheit halte, die Semiten begangen haben, seit sie das junge Genie Josephs, des geborenen Terminspekulanten, der egyptischen Bourgeoisie zutrieben. Was aber wollen Sie hier mit dem schwarzen Gespenst? Wenn nie ein — wie Sie auch fälschlich behaupten, immer platter — Judenfuß märkischen Boden betreten hätte, dann stände hier doch jetzt ein Riesenbazar, wie es auch dann ein Berliner Tageblatt gäbe. Herr August Scherl und der Geheime Justizrath Lessing, der Mariagenmacher und Paarungvermittler, sehen nicht anders aus als der leibhaftige Rudolf Mosse; alle Drei sind Kinder und zugleich Exponenten ihrer Zeit. Die Juden finden manchmal fixer eine neue nützliche Fährte, weil sie der besonderen Form, die der Kampf ums Dasein in unserer industrialisirten Epoche angenommen hat, am Längsten und Besten angepaßt sind, weil sie, wie Sie ganz richtig bemerken, weder Traditionen noch Skrupel kennen, Raubbau treiben,

[illegible] Wort wurzellos sind. Aber glauben Sie als Mann von vielen Gaben im Ernst, daß die Anderen es anders machen, daß etwa sächsische Maschinenfabrikanten, die in Rußland Eisenwerke gründen, dabei an ihr geliebtes deutsches Vaterland denken, dessen Macht mehren, dessen Ansehen steigen wollen? Ach nein: sie wissen ganz genau, daß sie damit die Moskowiter stärken, konkurrenzfähiger machen und dem deutschen Export der Zukunft das Absatzgebiet beträchtlich verengen; aber sie suchen den Profit, wo er zu finden ist, — und das Ganze nennt sich dann ein Triumph deutschen Gewerbefleißes. Die Träger jeder Händlerkultur treiben, weil sie müssen, Raubbau und sind gerade so international gesinnt wie ich und meine Genossen. Man darf sich nur nicht durch den fein geklöppelten Phrasenschleier täuschen lassen, hinter dem sie heimlich ihre Mehrwerthgewinne häufen und der ihnen seit fünfzig Jahren, seit sie die dringendsten Forderungen des der Manufaktur und Hauswirthschaft sacht entwachsenden Maschinenzeitalters einem verständnißlos irrlichtelirenden Mystiker abzutrotzen vermochten, vortreffliche Dienste geleistet hat. Das mit der Scholle ist ja recht schön, recht rührend, aber es gilt doch höchstens noch für den Landmann, der sich die eingewurzelte Bauernantipathie gegen das Fremde, ihm feindlich und barbarisch Scheinende, in stillem, eng umfriedetem Leben unangetastet bewahren durfte. Wollen Sie von einem Händler, der in Lodz, Charkow und Philadelphia, in Valparaiso und Sydney so heimisch ist wie in Chemnitz, Barcelona und Liverpool, erwarten, daß er in Russen, Briten oder Südamerikanern Erbfeinde sieht, die irgend ein christliches oder germanisches Ideal ihm vom Erdboden zu vertilgen gebietet? Ihm sind sie Kunden; und Kunden, mein Bester, bekriegt man nicht mit Feuer und Schwert: man schleicht sich listig an sie heran, umgarnt sie mit schmeichelnder Lockung, weckt in ihnen leise das Luxusbedürfniß und verkauft ihnen zu möglichst hohen Preisen dann möglichst lange möglichst große Waarenmengen. Sie, lieber Freiherr, sind in unseren modernen Verhältnissen noch immer nicht akklimatisirt, — widersprechen Sie nicht! Sie glauben ja auch noch an das nette Märchen von der Interessensolidarität, die Landwirthschaft und Industrie angeblich verbinden soll. Eine beliebte Erfindung der Eintagspolitiker, die stets nur an die nächsten Wahlen denken und stolz und froh sind, wenn sie für ihre Parteimannschaft ein neues Schlagwort geprägt haben. Politik der Sammlung! Sammeln Sie gefälligst mal unter einer Fahne die Auseinanderstrebenden, von denen ein Theil hohe Preise haben, der andere fette, den Kurs steigernde Dividenden vertheilen will! Die auf den Export eingerichteten, aus dem Export ihren Hauptgewinn

ziehenden Großindustrie muß daran liegen, ihre Arbeiter möglichst billig zu ernähren, weil sie nur mit schlecht bezahlten Händen auf den Weltmärkten dauernd die Konkurrenten unterbieten kann, und die Landwirthschaft muß ihr Brotkorn zu möglichst hohen Preisen anzubringen trachten. Ein stärkerer Interessengegensatz ist kaum denkbar und Ihr Standes- und Parteigenosse Marschall — bitte: ich will Sie nicht beleidigen, Ihr Mirbach ist ja stolz auf ihn! — war nur konsequent, als er sagte, die agrarischen Wünsche seien im vollen Umfange nicht zu erfüllen, weil wir bei für den Landwirth ausreichenden Getreidepreisen künftig nicht mehr Waaren im Werth einer halben Milliarde exportiren könnten. So lange in den umnachteten Köpfen mancher Industriellen noch die Kanonentaktik umherspukt, so lange sie, statt aus dem Beispiel der alten Hansen und der neuen Belgier zu lernen, noch wähnen, mit Machtentfaltung und Prestigepolitik den Kundenfang fördern zu können, werden sie, wie jetzt bei dem allerchristlichsten Profitkriegszug nach Ostasien, die starken Bauernfäuste sehr hoch schätzen und mitunter die liebliche Wunderweise von der Interessensolidarität anstimmen. Sobald die Großindustrie in dieser Löwengemeinschaft aber erst einmal politisch stark genug geworden ist, wird sie sicher nicht in sentimentaler Wallung nach dem Befinden ostelbischer Grundbesitzer oder Instleute fragen. Mit der feigen Vertuschung der Gegensätze wird gar nichts erreicht, wird die Aufmerksamkeit nur vom Sitz des Uebels abgelenkt. Landwirthschaft und Exportindustrie — die man nicht mit der Produktion der Manufakturzeit verwechseln darf — haben auf fast allen Gebieten, auf dem Gebiet der Volksbildung und Freizügigkeit so gut wie auf dem der politischen Freiheit und sozialen Hygiene, verschiedene, meist einander direkt widerstrebende Interessen; nur in einem Punkt treffen diese Interessen zusammen: in der Nothwendigkeit, den parasitären Zwischenhandel schnell und energisch einzuschränken. Und das selbe Bedürfniß hat uns die Ihnen verhaßten Wertheimereien beschert. Da sehen Sie wieder, daß die Grundmauer des wirthschaftlichen Unterbaues, daß ökonomischer Zwang stärker ist als persönliche Neigung, stärker selbst als angeblich unausrottbare Rasseeigenschaften. Man hat oft, und gewiß nicht ohne Berechtigung, gesagt, daß die Juden nur für den Zwischenhandel geeignet, nur im Zwischenhandel zu ungewöhnlichen Leistungen fähig sind, — und nun stehen die Schlauen plötzlich in der ersten Reihe der den Zwischenhandel Bekämpfenden, schaffen Verkaufssyndikate und gründen Großmagazine. Wertheim bezieht seine Waaren einstweilen wohl noch zum größten Theil vom Fabrikanten,

aber schon selten wahrscheinlich vom Grossisten; Wertheim junior wird das Meiste selbst fabriziren lassen, um den Vertheuerungzuschlag zu sparen, den ihm die Fabrik aufzwingt, und im dritten Glied werden Sie kaum noch eine Spur des Zwischenhändlergeistes finden, der Ihnen so unangenehm jüdisch [illegible] und Sie seufzen läßt, daß dieses Volk sich überall heimisch fühlt, wo [illegible] zu erhamstern ist. Das stimmt, Verehrter, für christliche wie für [illegible] Händler. Ob an dem Hause da drüben Wertheim oder Müller steht, [illegible] uns Beiden am Ende doch gleichgiltig sein. Und glauben Sie, daß [illegible]cicaut, der Gründer des Bon Marché, ein gräulicher Jude war?"

„Ach, Boucicaut! ... Erstens, nehmen Sie mirs nicht übel, stehe ich [illegible] dem Standpunkt des braven Bootsmannes, der in heller Nacht vor Se[illegible]stopol dem Kapitän Brunet erzählte, der größte Schmerz seines Lebens [illegible] gewesen, daß ein jüngerer Bruder, der jetzt schon das Steuermanns[illegible] gemacht haben könnte, unter die elenden calicots gegangen sei. Dieser aus der Art geschlagene Bruder war Ihr berühmter Boucicaut. Die Herren Loti und Goncourt fanden, als Literaten, den Ausspruch des See[illegible]mannes, dessen höchstes Lebensziel die Ehrenlegion war, natürlich ungemein [illegible]; ich finde ihn vernünftig, löblich und ehrenwerth, denn ich meine, daß [illegible] tüchtige, tapfere Seeleute jetzt nöthiger sind als pfiffige Händler, von [illegible] wir schon genug haben. Vor allen Dingen hat aber Boucicaut die Sache [illegible] anders betrieben als Wertheim. Schließlich könnten Sie mir ja noch [illegible] Bazar aus Schillers Braut von Messina anführen, wo der Junker Don [illegible]anuel auch Sandalen, wollene und seidene Stoffe, Schleier, Geschmeide, [illegible]men und ähnliche Waaren einkaufen will. Das hier ist doch etwas Anderes, [illegible] und gar Neues. Hier handelt sichs um den Versuch, durch geschickte Ver[illegible] — Aufmachung, sagen die Cigarrenfritzen — die Käufer über die [illegible]losigkeit der Waaren zu täuschen. Der kleine, reelle Händler, der sein [illegible] nach der Väter Sitte ehrlich treibt, kann solchen Aufwand natürlich [illegible] leisten; er bietet bessere Waare, aber sein Laden ist eng, dumpfig und [illegible], er hat keine Riesenglühlampen, keine falschen Marmorsäulen und be[illegible] Glasfenster, liefert nicht für vierzig Pfennige eine Tasse Kaffee und ein [illegible] Torte mit Schlagsahne, verramscht auch nicht für ein paar Groschen [illegible] zusammengescharrte Stapelartikel und wird deshalb von der bethör[illegible]scheuchten Kundschaft gemieden und von diesen H.. — na, sagen [illegible] Herren — mehr oder minder schnell aufgefressen. Sehen Sie mal her: [illegible] ist, dicht neben der Protzenburg, eins unserer besten, geachtetsten [illegible]geschäfte. Was thut der wackere Herr Wertheim? Er füllt das

dem Nachbarhause nächste Auslagefenster von oben bis unten mit Kinderspielzeug, mit Festungen, Puppen, Soldaten und ähnlichem Kram, den er wahrscheinlich um mindestens ein Drittel billiger abgiebt als der alte, ehrbare Händler nebenan. Sein Haus ist heller, luxuriöser, ist, wie Eure verdammten Zeitungen melden, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges: also laufen die dummen Leute in Schaaren zu ihm, zu dem billigen Mann, und der Nachbar wirds in der Weihnachtbilanz spüren. Und so ists mit Allem; immer neue Waarensorten werden bei Wertheim verhandelt, jetzt, höre ich, soll er gar schon Bücher verlegen, nächstens wird er vielleicht eine Badeanstalt und eine Rasirstube errichten, und je weiter er seinen Bereich dehnt, um so größer wird die Zahl der durch sein Treiben vernichteten Existenzen. Zahnbürsten und Fahrräder, Stiefel und Chokolade, Stecknadeln und Möbel, Schlittschuhe und Ballkleider: Alles ist da zu haben und Alles — angeblich oder wirklich — billiger als anderswo. Das soll ein gesunder Zustand sein? Und für diese organisirte Uebertölpelung, deren Centrum lieber Narrenhaus als Waarenhaus heißen sollte, für diesen Bauernfang wollen Sie Boucicaut verantwortlich machen, den Bruder eines Kameraden von der Marine?"

„Gewiß: Boucicaut, Whiteley, Steward, Wanemaker und alle die Anderen, von denen, so viel mir bekannt ist, Keiner dem alten Bunde angehört. Ihr Glaube, hier sei ein Neues, nie Gesehenes entstanden, ist Irrthum. Lesen Sie das Beste, was über diese Dinge geschrieben worden ist, Zolas Au bonheur des dames: das jetzt dreizehn Jahre alte Meisterwerk des Homers von Medan wird Ihnen genau die selben Erscheinungen vorführen, an denen Sie sich heute so grimmig ärgern. Da ist Baudu, der von der Riesenmaschine zerstampfte Kleinhändler, der sich in seiner luftlosen Höhle, unter den verstaubten, aus der Mode verdrängten Stoffen, als den beinahe schon letzten reellen Händler fühlt, da ist der bärtige Vater Bourras, dem Mouret eine Pyramide aus Schirmen und Stöcken neben sein vereinsamtes Schirmgeschäft baut, ganz wie Wertheim es hier mit dem Spielwaarenhändler thut, da fehlt in den leuchtenden Fresken kein winziges Detail. Sogar die Beschreibung des von einem jungen Baumeister renovirten Hauses würde fast wörtlich auf den Glaskasten da drüben passen; und Herr Wertheim hätte beim Studium der Dekorateurkünste Mourets seine Zeit sehr nützlich verwandt und gelernt, wie man l'école du brutal et du colossal dans la science de l'étalage begründen kann, ohne in neuberlinische Geschmacklosigkeit zu verfallen. Von lokalen und durch das Volkstemperament bedingten Verschiedenheiten müssen Sie absehen; sonst aber haben Sie

überall bis auf den Tpunkt die selbe Sache. Nach Zolas Roman sollten Sie dann die Schrift des Professors Mataja über Großmagazine und Kleinhandel lesen; sie wird Ihnen zeigen, daß von Ihren Vorwürfen und Einwänden kein einziger neu ist und daß es sich um Wichtigeres handelt als um ein Produkt jüdisch skrupelloser Geriebenheit. Herr Mataja, der ein guter Katholik und Rath im österreichischen Handelsministerium ist, hält den nahen Sieg der Großmagazine über den Kleinhandel für eben so sicher wie den der Eisenbahn über die Fuhrleute, die früher nach einem für den besonderen Fall umständlich vereinbarten Tarif Frachten und Personen beförderten. Auch als sie aus angestammten Profitrechten verdrängt wurden, konnte man von vernichteten Existenzen sprechen. Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken, hat schon Schiller gesagt; so ists in der ganzen belebten Natur, so wirds auch wohl in der Volkswirthschaft bleiben müssen. Die allein wichtige Frage scheint mir, ob der Kömmling oder der aus dem Wege Gedrängte nützlichere Funktionen erfüllt. Sie rufen, halb höhnisch, halb wüthend, nächstens werde Wertheim eine Badeanstalt und eine Rasirstube einrichten, und wissen nicht, daß Beides und außerdem noch ein Restaurant, eine Bank, ein Postamt, ein Gesindevermiethungbureau, eine Kinderbewahranstalt, eine Kunstausstellung, ein Lesesaal mit Riesenbibliothek und ganzen Ballen gedruckter öffentlicher Meinung aus aller Herren Ländern und schließlich sogar eine Klinik in dem Waarenhaus von Siegel, Cooper & Co. in New-York zu finden ist, wo Sie Ihr Frühstücksgebäck, aber auch ein Rennpferd, Gemüse, Kohlen und Kleider, aber auch lebende Rinder und Hunde bei einem Heer von dreitausend Commis einkaufen können. Sie sagen, da drüben suche man durch geschickte Verpackung und allerlei Aufputz den Käufer über die Werthlosigkeit der erhandelten Waaren zu täuschen, und preisen beinahe begeistert die Reellität des kleinen Händlers. Sind Sie von dieser Reellität der Kleinen wirklich so felsenfest überzeugt? Ich nicht; mir scheint: schon die viel zu große Zahl der Konkurrenten drängt sie vom Pfade des soliden Geschäftes ab. Es ist eine alte, längst schon von Mill, Roscher und Rogers begründete Klage, daß wir in allen modernen Handelsländern viel zu viele Kleinkaufleute haben; Gide hat festgestellt, daß 1890 in Frankreich auf je zehn Köpfe ein kaufmännischer Vermittler kam, Lexis hat berechnet, daß in Breslau in einer bestimmten Zeit 579 Läden für eine Nachfrage bestanden, die in ungefähr 250 Läden bequem zu befriedigen gewesen wäre, und Lagarde hat oft genug den Jammer eines Zustandes beseufzt, der die Zahl der Händler weit über das Bedürfniß der Käufer

hinaus mehrt. Diese kribbelnde Konkurrenz führt aber nicht etwa zu einer Ermäßigung der Detailpreise, sondern nur zur Verringerung der Gewinnquote des Produzenten; der Verfertiger der Waare erhält, weil er von allen Seiten unterboten wird, weniger, aber den hilflosen Konsumenten weiß der Detaillistenring gewöhnlich die Preise auf einer ihm gerecht scheinenden Höhe zu halten. Wenn Sie hören, daß der Kleinhandel die Artikel um fünfzig, hundert und mehr Prozent vertheuert, und von Gide erfahren, daß vor zwölf Jahren der von Zwischenhändlern erhobene Tribut in Frankreich $7^1/_2$ Milliarden Francs betrug, also um mehr als das Doppelte den gesammten Steuerertrag überstieg, dann wird Ihnen die Reellität der Kleinen vielleicht nicht ganz so sicher wie früher scheinen."

„Na .. das Alles mag stimmen; aber Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß der Mann da drüben nicht unreeller ist und sein muß als die Kleinen! Wovon soll denn der Luxus bezahlt werden, das Licht und die ganze schreiende Pracht, wenn nicht von den Zuschlägen auf den wirklichen Werth der Waaren? Die Leute sind schlau, treiben es heimlich, — und die Ramschwaare bleibt ja immer noch billig genug. Aber ich habe noch klare Augen im Kopf und einen leidlich gesunden Menschenverstand. Denken Sie nur an den riesigen Miethzins und die Regiekosten der Protzenburg: Das muß irgendwie doch wieder hereingebracht werden!"

„Das wird auch wieder hereingebracht, nur eben nicht so, wie Sie glauben. Der sogenannte gesunde Menschenverstand ist in solchen Sachen kein zuverlässiger Lootse. Ist Ihnen ganz unbekannt, daß die kleinste, elendeste Hinterhauswohnung theurer ist als eine Beletage in der Thiergartenstraße — nicht etwa nur im Verhältniß der besseren Ausstattung, sondern absolut nach den Raumverhältnissen — und daß die schmutzigsten Proletarierhäuser mehr Miethzins einbringen als Villen im Saloschinstil? Ja, da gucken Sie mich wie einen Verrückten an; und doch ist es wahr, doch wird auch hier, ganz wie bei den indirekten Steuern, der Kleine viel unglimpflicher als der Große geschröpft und es ist kein Zufall, daß man in Hamburg auch nach dem Cholerajahr die alten, baufälligen, stinkenden Winkelbaracken stehen ließ. Wertheim, darauf dürfen Sie schwören, hat im Verhältniß zum Umsatz an Miethzins und Regiekosten weniger zu zahlen als einer Ihrer geliebten Kleinhändler; Foville hat die Spesen der Großen auf 13.7, die der Kleinen auf 41.1 Prozent des Umsatzes berechnet. Das ist schon ein hübscher Unterschied, repräsentirt aber noch lange nicht alle Vortheile, die dem Riesen über den Zwerg Gewalt geben. Auch Sie

[illegible] zweifeln, daß ein Großmagazin besser als ein Krämer [illegible] kann: es kauft direkt vom Produzenten große Posten, hat mehr [illegible]tal, kann baar bezahlen, verfügt über die geschicktesten Einkäufer und [illegible], da die Sendungen nicht, wie sonst, an viele Firmen zu vertheilen sind, [illegible] an den Transportkosten. Eben so ists beim Verkauf; der Aufwand ist [illegible] Verhältniß zum Umsatz geringer, die Kunden zahlen baar und sofort, während sie die kleinen Lieferanten Monate, manchmal Jahre lang warten lassen, die Abtheilungchefs können auf lange Fristen hinaus disponiren, den einzelnen Industrien die Wege vorschreiben, der Mode die Richtung weisen und mit den Resten, den Ladenhütern, die den Kleinen schlaflose Nächte bereiten, noch Ausstellungen und Ausverkäufe veranstalten, die das Kundenheer mit Trompetentönen ins Lager locken. Und Sie wissen als Ehemann ja, wie es geht, wenn die holden Damen erst einmal in solchen Kramkasten hineingeködert sind: mit den billigen occasions fangen sie an und enden bei den fabelhaftesten und überflüssigsten Dingen. Boucicauts Erben kannten die dunkle Psyche der modernen Shoppingdame sehr genau, ihr Hirn ist überhaupt mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Nicht Teufelslist oder Judentücke hat seit den Tagen des Louisphilippismus langsam das Bazarwesen erschaffen und vom Pauvre Diable bis zum Louvre und Bon Marché geführt, der 1890 schon mit viertausend Angestellten — Wertheim soll nur achthundert haben — einen Jahresumsatz von fast 140 Millionen erzielte. Diese Entwickelung entspricht vielmehr völlig dem neuen Bedürfniß unserer bourgeoisen Zeit, die den Trieb nach Luxus, nach dem Auge wohlgefälligen Waaren, verbreitet und demokratisirt hat, und der gesammten modernen Handelstendenz. Unsere Verkehrsverhältnisse haben sich von Grund aus verändert, Entfernungen, die früher undurchmeßbar schienen, spielen jetzt selbst für den mittleren Kaufmann keine Rolle mehr, die Transportkosten sind beträchtlich verringert, der Welthandel hat einen ungeahnten Umfang gewonnen: soll da allein die Detaillistenvermittlung im Wechsel der Zeit ungewandelt bleiben? Es werden viel mehr Waaren als früher umgesetzt, aber der Umsatz vollzieht sich heutzutage leichter, bequemer, eine große [illegible] sonst nöthiger Vermittler wird überflüssig und immer sichtbarer zeigt sich [illegible] das Bestreben, solche rein parasitäre Zwischenglieder aus dem Handels[illegible] auszuschalten. Der Konsument will nicht länger mehr mühsam über [illegible] gezimmerten Stufen klettern, die ihn von dem unnahbar thronenden Produzenten trennen und auf deren jeder sich mindestens ein Schmarotzer [illegible] Käufer will mit dem ersten Verkäufer möglichst direkt verkehren.

Das ist in den Tagen der Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone und Automobilwagen, der Inserate und des billigen Portos gar nicht so schwer und wir haben seit Jahren mannichfache Versuche nach dieser Richtung erlebt. Denken Sie an die viel befehdeten Konsumvereine, die nach englischem Muster eingerichteten Konsumgenossenschaften der Beamten und Offiziere, die Bemühungen großer staatlicher und privater Betriebe, ihr Personal in eigener Regie zu ernähren und zu kleiden, für ihre Bildung und ihr Vergnügen zu sorgen, an die Versandgeschäfte, die heute schon die entlegensten Dörfer mit besserer und billigerer Waare versehen, als der ländliche Krämer sie liefern kann. Schauen Sie sich in der Welt um: überall finden Sie den Drang nach Zusammenfassung der Kräfte, nach Centralisirung, Kartellirung und Syndizirung; mir ist jetzt, ein Halbjahrhundert nach der Veröffentlichung des Kommunistischen Manifestes, manchmal, als habe Marxens Weckruf gelautet: ,Kapitalisten aller Länder, vereinigt Euch!' Jedenfalls sind uns die Exploiteure noch recht weit voraus. Ist da das Entstehen der Riesenbazare wirklich so wunderbar? Ein kluger, mit der Zeitstimmung vertrauter Mann hat erkannt, wie viel auch der Händler durch den Großbetrieb ersparen, wie er, der so lange den Modelaunen der Kundschaft und der Konjunkturmacherei der Industrie willenlos preisgegeben war, auf Käufer und Produzenten beherrschenden Einfluß gewinnen kann, er hat keck, ohne Zittern und Zagen, den neuen Weg beschritten, — und Andere sind bald seiner Spur ohne Erröthen gefolgt. Die Leute haben ungeheure Generalkosten — beim Bon Marché sollen sie 1887 schon 36 Millionen betragen haben —, aber sie haben auch einen riesigen Umsatz, weil ihre Häuser kaufmännisch gut geleitet sind, reichliche und bequeme Auswahl und geschickte Bedienung bieten, jedem modernen Anspruch genügen und bei ihrem System des Masseneinkaufes, des vereinfachten Verkehrs und baarer Bezahlung ihre Artikel zu niedrigen Preisen losschlagen können. Sie verlieren nichts an schlechten Schuldnern, brauchen nicht Wucherzinsen zu zahlen, nicht auf Kredit maßlos vertheuerte Waaren zu nehmen, nicht ängstlich auf die Wiederkehr des aufgewandten Kapitals zu warten und können bei raschem und großem Umsatz mit im Einzelnen kleinem Gewinn auskommen; selbst bei Boucicaut soll das Geschäftskapital nur mit fünf Prozent verzinst worden sein und ganz sicher ist der Bruttogewinn bei den Großen geringer als bei den Kleinen. Sind Sie darüber böse?"

„Unsinn! Aber Ihre Beredsamkeit hat meinen festen Glauben noch nicht erschüttert. Schön: die Leute brauchen nicht unter allen Umständen zu schwindeln. Aber sie werden durch die Konkurrenz zu immer billigeren Angeboten gedrängt; natürlich: Einer unterbietet den Anderen, heute Herr

[illegible] den Mey & Edlich, morgen vielleicht ein neuer Schmuhl oder Cohn [illegible] den Wertheim; und diese starken Machtfaktoren zwingen auch den Produzenten zu Herabsetzungen der Preise. Eine Fabrik, die sich auf [illegible] Lieferungen für Wertheim einmal eingerichtet hat, kann diesen aufnahmefähigsten Kunden nicht mehr entbehren und muß seinen Wünschen bis hart an die Grenze entgegenkommen, wo ihr der Athem ausgeht. Was thut nun der so bedrängte Fabrikant? Er kürzt seinen Arbeitern den Lohn, um die Kosten der Produktion zu verringern. Was thut der Arbeiter? Er schnallt den Schmachtriemen noch fester und lernt den Staat, der solche Zustände schafft oder schützt, noch hitziger hassen. Das ist das herrliche Ziel, dessen Nahen Sie begeistert, — Sie, einen Sozialisten! Ich will gar nicht von den moralischen Wirkungen dieser auf die offene Straße gestellten Glaskasten reden, von der mit tausend beringten Fingern winkenden Verführung, der da der arme Mann und mehr noch das arme Mädchen ausgesetzt ist, nicht von der unaufhaltsamen Verpöbelung des Geschmackes, von dem üblen Einfluß solches schlau organisirten Anreißerthumes und solcher Zusammenpferchung abhängiger oder von Gier ergriffener Menschen. Wie aber können Sie, der stets behauptet, daß nur das Gewimmel der Kleinen ihn interessirt, für diese Aufsauger und Preisdrücker Partei ergreifen? Ihr Boucicaut hat nach eigenem Geständnisse allein ungefähr tausend kleine Geschäfte verdrängt; und wie mag er indirekt, ohne es selbst vielleicht zu wissen, erst die Löhne gedrückt haben! Darüber komme ich nicht hinweg; und dabei bringen gerade Ihre Blätter wahre Hymnen über Wertheim und ich las neulich in einer sozialdemokratischen Zeitung, er habe Hertzog, Gerson und Jordan in allen Branchen geschlagen."

„Das ist, mild ausgedrückt, sehr thöricht und grundfalsch. Die geringen Erfahrungen, die ich als Käufer in den wertheimischen Häusern gesammelt habe, sind durchaus nicht von der besten Art und locken mich gar nicht zu neuen Versuchen. Und da bringen Sie mich auf einen Punkt, über den wir uns leicht verständigen werden. Diese Riesenmaschinen lassen sich, weil sie so groß und täglich Tausenden zugänglich sind, leicht kontroliren; aber in der Presse ist gegen sie nichts auszurichten. Bedenken Sie, daß der Bon Marché jährlich für Reklamen zwischen fünf und sechs Millionen Francs ausgiebt, von denen ein beträchtlicher Theil der Presse zufließt. [illegible] wirds nicht viel anders sein; und ich möchte die berliner Zeitung sehen, [illegible] Inserenten von der Leistungsfähigkeit Wertheims grausam kränken [illegible] nicht stets ein sicheres Plätzchen fände, wo seine Reklamen im Schein [illegible] redaktioneller Mittheilungen erglänzen. Im Vergleich mit

dieser still verheerenden Korruption, die in der Presse aller Parteien die Reste der sittlichen Grundlagen zersetzt, sind die kleinen Schmutzereien im Tappertstil wirklich nicht eines Wortes werth, deren Enthüllung die frech heuchelnde Bande jetzt mit dem Pfauengekreisch schämiger Jungfern empfängt, als hätte sie nie das blüthenweiße Feiergewand im Koth der Gasse befleckt... Aber Sie irren überhaupt, wenn Sie zürnend meinen, ich verschlösse vor den Schattenseiten des Bazarwesens das Auge oder schwärmte gar für die besondere berlinische Form, die sich von der prunklos nüchternen Art londoner Großmagazine unangenehm unterscheidet und wirklich leicht den Verdacht beabsichtigten Gimpelfanges wecken kann. Ich kenne alle Gefahren, die in diesen Handelshallen auf Verkäufer und Kunden lauern, habe die Anklageschriften von Beurdeley und Drucker gelesen und weiß, welchen Zumuthungen und Lockungen die Verkäuferinnen häufig ausgesetzt sind, wie das Diebsgelüsten in dieser glänzenden Fülle aus dem Schlummer gekitzelt wird und wie oft der Weg zur Prostitution durch diese hell erleuchteten Räume führt. Und doch liebe ich, wie der eifrigste Fourierist, das Prinzip, dem die Bazare das Leben danken; ich liebe den demokratisirenden Geist, der zum ersten Mal alle Schichten eines Volkes in dem Riesensaal eines Kaufhauses zusammenführt, den von keinem Vorurtheil gehemmten Instinkt, der sich schmiegsam den modernen Bedürfnissen anpaßt, und ich begrüße in der neuen Einrichtung das erste Dämmern des hellen Tages, der uns die entkapitalisirte Gesellschaft bringen soll. Ja, lächeln Sie nur, — Sie werden nicht der zuletzt Lachende sein! Erinnern Sie sich aus Bellamys berühmtem Buch des hübschen Kapitels, wo Edith den aus hundertjährigem Schlummer Erwachten in das Bezirkskaufhaus führt? So wird der Bazar der Zukunft aussehen; da wird es kein Anreißerthum und keinen Kundenfang mehr geben, weil Niemand mehr ein Interesse daran haben wird, dem Nächsten Waaren aufzudrängen, die er nicht braucht, da wird kein Commis, um seine Monatseinnahme zu mehren, im Schweiß des Angesichtes mit zudringlicher Kunst den Kundinnen Gelegenheitkäufe aufschwatzen, denn es wird ihm, dem Beamten der Gesellschaft, gleichgiltig sein, was verkauft wird, was liegen bleibt. Und zu diesem Ziel weisen die Wertheimereien den Weg. Je schneller ein Kapitalist den anderen auffrißt, desto früher schlägt die Stunde des Privateigenthumes; wir warten und brauchen, wenns so weit ist, nur noch wenige Expropriateure zu expropriiren. Schon jetzt klingt die Schilderung des Zustandes, wo der Fabrikant an den Großhändler, der Großhändler an den Kleinhändler, der Kleinhändler an den Konsumenten verkauft, uns fast so

märchenfern und lächerlich wie Bellamys junger Bürgerin. Noch treten die Mängel und Mißstände hervor, die Sie ganz richtig bemerkt haben; aber gerade auf diese Mängel bauen wir unsere Hoffnung. Ihre kapitalistische Gesellschaft unterwühlt selbst ihre Grundmauern; und jedes Kartell, jedes Syndikat, jedes Großmagazin bringt uns um einen Schritt vorwärts. Der internationalen Vereinigung des Kapitals wird das Proletariat aller Länder sich entgegenstemmen und dann wird Ausbeutung und Hungerlohn unmöglich gemacht sein. Gewiß zerstören diese Bazare das Familienleben, dessen Schauplatz früher oft ein kleiner, von Mann, Frau und Tochter gemeinsam betreuter Laden war, und mindern die Aussicht auf Selbständigkeit. Wo aber ist, seit Frauen den vierten Theil der gewerblichen Lohnarbeit leisten, im Proletariat überhaupt noch ein behagliches Familienleben zu finden? Und ist es für einen jungen Mann ohne Vermögen, der als Lehrling lange lohnlos geschunden, als Commis schlecht bezahlt würde und sich im besten Fall als Prinzipal schließlich kummervoll von einem zum anderen Tage fortfristen müßte, nicht besser, in ein Großmagazin einzutreten, wofür seine Beförderung nur seine Fähigkeit maßgebend ist und wo er, in engem Verkehr mit Berufsgenossen, Klassenbewußtsein lernt? Der einzelne Commis ist wehrlos der Laune des Chefs ausgeliefert; die Genossenschaft der Commis wird sich sehr bald sicher nach dem Muster der Industriearbeiter organisiren und als neues, willkommenes Fähnlein in die Kämpferreihe der Ausgebeuteten einrücken . . . Ja, Verehrter, ich denke eben weiter als Sie!"

„Sehr viel weiter, — so weit, daß ich mit meinem beschränkten Junkerverstande Ihrem hohen Flug nicht mehr folgen kann. Sie wissen: ich glaube nicht an Ihre rothe Mystik. Aber warten Sie meinetwegen nur mit gefalteten Händen auf die Entwickelung, verlassen Sie sich auf den Genossen Wertheim und verlieren Sie namentlich nicht die Geduld. Ich im Geist Armer will Ihre verbesserte Welt nicht mehr schauen; ich freue mich, daß wir noch eine vom Händlergeist nicht zerrüttete Landwirthschaft haben, freue mich auch, daß unsere Industrie gerade jetzt so mannhaft für die Flottenforderung eintritt, und erinnere mich an dieser Stelle, auf der wir übrigens schon allzu lange herumtrampeln, daß hier einst Bismarck von einer jubelnden Menge aus dem Reichstag heimwärts geleitet wurde . . ."

„Ja, — von der selben Menge, die jetzt gegenüber, bei Wertheim, Spalier bildet. Das ist auch ein Symbol, das die Verschiedenheit zweier Zeiten recht lustig beleuchtet. Sie hoffen auf die Landwirthschaft, die selbst zum wichtigsten Theil längst Industrie geworden ist und als Industrie sogar

schon zu veralten beginnt. Seit Berthelot aus Kalk und Kohle Spiritus macht, sieht es mit der Agrarindustrie recht schlimm aus, und wenn Emil Fischer morgen die Eiweißsynthese findet, die uns künstlichen Zucker schenkt, wird keine Prämie Ihre Rübenbauern vor dem Untergang retten können. Künstlichen Indigo haben wir schon, Vanille wird gebraut, die Krappwurzel ist durch die Badische Anilinfabrik ersetzt und wir werden bald vielleicht synthetisches Mehl, künstliche Stärke und chemische Kartoffeln exportiren. Sehr viele Dinge, die man früher Produkte der Landwirthschaft nannte, werden jetzt von der Industrie hergestellt; und wenn es so weiter geht, werden Sie die selben Erfahrungen machen wie die Leute auf Teneriffa, denen die Kochenille durch die Anilinfabrikation entwerthet ist und die sich nun mit dem Anblick schöner, aber für die Volksernährung unnützlicher Lorberwälder begnügen müssen. Passen Sie nur auf, welche Entdeckungen und Synthesen die nächsten Jahre uns bringen werden! Die Großindustrie wartet schon darauf, denn sie braucht neue Zugartikel; und weil sie die noch nicht hat und einstweilen, nach der furchtbaren Magenüberladung des lieben Anlagepublikums, einen gelinden Krach nahen fühlt, deshalb begeistert sie sich für die Flottenforderung, die ihr 150 Millionen in den gierig aufgesperrten Rachen zu werfen verspricht, und deshalb ist sie auch für den kiautschaurigen Kriegszug froh entflammt. Warum nicht? Wertheim schickt Kataloge mit Preisangaben, das Deutsche Reich Panzerschiffe in die Fremde hinaus, — und, bei Licht betrachtet, ists in beiden Fällen auf eine wirksame Reklame für gute und billige Waaren abgesehen. Das wollen Sie, mit Ihrer Preußenteleologie, der die Erhaltung des vom mystischen Licht göttlicher Gnade umstrahlten Kurfürstenstaates stets der höchste Zweck alles Irdischen scheint, natürlich nicht glauben. Aber die große Weltwende kommt, Ihre reitenden Schutzleute, Ihre Feuerspritzen und kleinkalibrigen Gewehre werden das Nahen des Neuen nicht aufhalten können, und wenn es hell erst vor Ihrem Blick liegt, werden Sie die Häßlichkeit des Uebergangszustandes vergessen und gern des Abends gedenken, da wir vor Wertheims Wunderpforte von Lust und Leid einer scheidenden Zeit sprachen."

... Kein Tropfen fiel mehr vom Himmel. Leise zogen die Wolken und schüchtern blinkten ein paar neugierige Sternlein hervor. Noch immer aber ergoß der Menschenstrom sich ins Märchenland, noch immer wars, als bräche die Straße selbst, mit ihren Geräuschen und Dünsten, in die trotzig aus Glas und Eisen gethürmte Zwingburg herein, als würde vom Massenaufgebot der Gläubigen die Kathedrale des geheimnißvoll thronenden Gottes überschwemmt, der in Höhlen seit Jahrhunderten blutige Opfer heischt.

♣

Unfug in der Rechtsprechung.

Vor Jahren, als nach dem Tode des Generalstaatsanwaltes Schwarze mein damaliger Kollege Stenglein die Redaktion des „Gerichtssaals“ übernommen hatte und der neue Herausgeber meinen Namen als „mitwirkend“ nicht nur auf dem Titelblatte, sondern auch im Text der Fachzeitschrift verzeichnen zu können wünschte, warf ich in Ermangelung eines besseren Stoffes ein paar Bemerkungen über die Auslegung strafrechtlicher Normen auf das Druckpapier (Gerichtssaal, Bd. 43, S. 1 ff.). Es waren nach meinem Urtheil sicherlich anfechtbare, aber durchaus sachlich gehaltene Ausführungen über die strittigen Fragen der zulässigen Heranziehung der sogenannten Gesetzesmotive für die Auslegung und der Unterscheidung zwischen ausdehnender und einschränkender Gesetzesinterpretation. Beim letzterwähnten Punkte versuchte ich, darzuthun, um wie viel schwieriger es sei, die begrifflichen Grenzen einer Norm restriktiv und grundsätzlich festzulegen, als bequem und lässig, ohne Aufwand feiner juristischer Logik und Dialektik, von Fall zu Fall die Norm immer weiter dehnend, ihre Subsumtionfähigkeit schrankenlos zu steigern. Ich bildete mir durchaus nicht ein, mit Alledem irgend etwas Neues oder gar Anstößiges veröffentlicht zu haben; es war von gewissen bedenklichen Tendenzen deutscher Strafrechtsprechung im Allgemeinen die Rede, ohne die reichsgerichtliche Jurisprudenz auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Es befremdete mich deshalb nicht wenig, als mir bald darauf ein dem juristischen Lehrfach angehöriger Berufsgenosse beifällig, aber warnend bemerkte, mein Artikel habe in ein „Wespennest“ gestochen. Noch deutlicher drückte sich etwas später einer der mir sonst wohlgesinnten Gönner unter der höheren berliner Bureaukratie aus, der mich dringend bat, im Interesse meiner „Karriere“ derartige unliebsame Publikationen doch künftig ganz zu unterlassen; sonst hätte ich niemals Aussicht, Senatspräsident am Reichsgericht zu werden. So absolut kalt mich nun auch die mir winkende Karrierelosigkeit ließ, so verblüffend war mir doch die gänzlich ungeahnte Wirkung meines harmlosen ersten Debuts im „Gerichtssaal“. Wie wichtig und heilig mußte dem Manne die kritische Unverletzlichkeit willkürlich extensiver Gesetzauslegung erscheinen, daß er schon wegen einiger ketzerischer Ansichten hierüber einen im Uebrigen noch leidlich unbescholtenen Richter flugs seiner dunklen, sonnenlosen Unterwelt überantworten wollte!

Inzwischen habe ich mich zur Genüge überzeugen müssen, daß ich denn doch die politische Nützlichkeit der von mir bekämpften Tendenzen unserer Strafrechtsprechung nicht hinreichend gewürdigt hatte. Denn was ich seitdem auf dem weichen Boden ausdehnender Gesetzesauslegung mit erlebt habe, hat es mir allerdings verständlich gemacht, weshalb alle stark gouvernemental gerichteten Gemüther heutigen deutschen Richterstandes jene Art der Interpretation für unbedingt nothwendig erachten, soll „Religion, Sitte, Ordnung" gegen alle feindlichen Widersacher kräftig geschützt werden. Da die böse Sozialdemokratie nun einmal nicht mehr in der Zwangsjacke eines drakonischen Ausnahmerechtes steckt, muß das gemeine Recht die erforderlichen Handhaben der gewünschten Fesselung darbieten. Und da das gemeine Strafrecht mit seinen Normen nun einmal nicht darauf zugeschnitten ist, speziell gegen die Sozialdemokratie Waffen herzugeben, muß man diese Normen fein säuberlich durch juristisches Dehnen und Pressen für den Zweck zurechtrenken. Noch haben wir, die Vertreter heutiger Staats- und Gesellschaftordnung, die richterliche Gewalt in Händen: machen wir davon rücksichtlos Gebrauch gegen die Todfeinde unseres Staates und unserer Gesellschaft, ehe die soziale Revolution uns ans Messer liefert! So etwa denken die bewußtesten und ehrlichsten Köpfe deutschen Richterstandes, denen die übrigen bongré malgré nachgiebig folgen.

Daß derartige Strömungen deutscher Justiz das Recht verderben, die Stellung der Gerichte, den Glauben an ihre Unparteilichkeit zerstören, daß vor Allem der politische Gewinn, den die Strafjustiz auf diesem Wege einzuheimsen vermeint, ein völlig werthloser ist, dafür erbringt die zur Zeit in der Anwendung des Unfugsparagraphen eingerissene Praxis die schlagendsten Beläge. Es ist mir unbegreiflich, wie politisch denkende Männer sich ernsthaft einbilden können, in dem unglücklichen § 360, Nr. 11 des St. G. B. ein geeignetes Rüstzeug zur Niederhaltung aller unbequemen Erscheinungformen sozialdemokratischer Parteibewegung zu besitzen, und wie sie, in die Scheuklappen subaltern polizeilicher Gesichtskreise gebunden, nicht zu sehen vermögen, welchen unendlichen Schaden sie — nicht der Sozialdemokratie, sondern — sich selbst, ihrem Amt, der richterlichen Autorität zufügen. Wenn ich nun meine warnende Stimme gegen die „Unfugs"-Praxis, von der hier die Rede ist, erhebe, so mache ich mir über die unmittelbare Wirkung meiner Worte keine Illusionen. Habe ich als Richter in nicht einflußloser

Stellung erfolglos gegen die Abwege heutiger Strafjustiz gekämpft, so werde ich in meiner jetzigen, dem berliner Gouvernementalismus gänzlich suspekten Position vollends in den Wind reden. Dazu sind in der That auch die Gleise deutscher Rechtsprechung bereits viel zu tief eingeschnitten und verfahren, um neue Bahnen noch für gangbar zu halten. Aber wenigstens ein Widerspruch aus unbefangenen Kreisen deutscher Justiz mag hier oder dort nicht ganz ungehört verhallen.

Da befindet sich unter den vierzehn Nummern des § 360 unseres Strafgesetzbuches, die in buntester Zusammenfassung allerlei polizeiliche Ordnungvorschriften gegen Thierquälerei, unbefugtes öffentliches Glückspielhalten, die mißbräuchliche Abbildung fürstlicher Wappen, Führung falschen Namens und Dergleichen statuiren, auch ein Verbot, das unter No. 11 Denjenigen, der „ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt oder groben Unfug verübt", mit Geldstrafe von 1 bis 150 Mark oder Haftstrafe von einem Tage bis zu sechs Wochen bedroht. Der Ursprung dieses löblichen Polizeiverbotes im preußischen Allgemeinen Landrecht, die Stelle, an der es steht, seine unmittelbare Verbindung und Zusammenfassung mit verwandten, die äußere Ordnung rein äußerlich schützenden Normen, die dürftige Grenze des angedrohten Strafmaßes, endlich, last not least, das natürliche Sprachgefühl dulden hier nicht den geringsten Zweifel, daß das Gesetz unter „grobem Unfug" ausschließlich bubenhafte Frevel des Straßenverkehres verstanden wissen will, die, wie der „ruhestörende Lärm" die Ohren, so in anderer sinnfälliger Erscheinung die ordinäre polizeiliche Ordnung, die Ruhe, die normale Empfindung des großen Publikums unmittelbar und äußerlich zu verletzen geeignet sind. Dem bescheidensten Laienverstande wie der beschränktesten Juristentechnik muß ohne Weiteres einleuchten, daß, sobald man, planlos ins Blaue hinein interpretirend, „Unfug" und „Unrecht" begrifflich durcheinander mengt, man eine vollkommen vernünftige in eine durch ihre leere Allgemeinheit geradezu sinnlose Gesetzesbestimmung umwandelt. Wo „grobes Unrecht" anfängt und wo es aufhört, weiß Niemand mehr. Damit wäre also dem heutigen Strafrichter die absolute willkürliche Machtvollkommenheit eingeräumt, alles in der Welt denkbare Thun oder Unterlassen, das ein steuerloser Juristenkopf als arges „Unrecht" empfindet, mit sechs Wochen Haftstrafe zu ahnden. Um der lieben Rechtssicherheit willen müßte man dann wenigstens wünschen, daß jeder Amtsrichter, nach dem Vorbilde der römischen Prätoren, regelmäßig, etwa

2*

am Beginn jeden Jahres, durch Edikt im Voraus bekannt machte, was er als derartig „groben Unfug" in seinem Amtssprengel auf Grund des § 360, Nr. 11 des St.G.B. strafen wolle. Schade nur, daß wir solcher modernen Prätoren, über ein weites Gebiet zerstreut, so viele besitzen und daß sie, je nach Landsmannschaft, Konfession, politischer wie sozialer Parteifarbe mannichfach wechselnd, so außerordentlich verschiedenartige Rechtsanschauungen über „Unrecht" im Allgemeinen besitzen. Der Eine erachtet Bismarckbeleidigungen für „groben Unfug", ein Anderer hält es vielleicht mit eben so viel Grund für eben so strafbar, Leo den Dreizehnten beleidigend anzugreifen; hier werden rothe Fahnen oder rothe Bänder als gröblich unbefugte Demonstrationen geahndet, während nebenan in Greiz vielleicht ein gesinnungtüchtig reussischer Amtsrichter das Aushängen schwarz-weißer Flaggen oder Schleifen als gleiche Missethat pönalisirt; will in einem Bezirk ein auf dem Bourgeoisstandpunkt stehender Prätor die Boykottansage der Sozialdemokraten gegen mißliebige Gastwirthe nicht dulden, so verbietet ein benachbarter Bezirk oder anders gefärbter Kollege vielleicht das Boykottiren polnischer Händler durch Deutsche oder jüdischer Ladeninhaber durch Antisemiten. Auf diesem Wege können wir fürwahr in deutschen Landen zu recht erbaulichen Rechtszuständen gelangen. So absurd die Konsequenzen solcher juristischen Unfugsverübung offensichtlich sind, so unvermeidlich sind sie, sobald einmal der feste Boden klar begrenzter Begriffsbestimmungen verlassen wird.

Die ältere Praxis des preußischen Obertribunals und des Reichsgerichtes war sich noch der Gefahr dieses abenteuerlichen Hinabgleitens in die uferlose Willkür vollkommen bewußt und bemühte sich ehrlich, den Unfugsparagraphen in seinen natürlichen Schranken zu erhalten. Der erste verfängliche Schritt darüber hinaus bestand, irre ich nicht, darin, daß das Obertribunal gelegentlich einmal marktschreierische Zeitungannoncen von Wahrsagern dem Begriff „groben Unfugs" subsumirte. Damit war freilich einer auf extensive Gesetzesauslegung versessenen Praxis der Weg eröffnet, flugs den Inhalt von Preßerzeugnissen schlechthin für den § 360, No. 11 des St.G.B. in Anspruch zu nehmen. Als aber das Reichsgericht sich mit dem ersten derartigen Fall beschäftigen mußte, in dem eine Strafkammer einen Zeitungartikel eines unbequemen fortschrittlichen Blattes, weil die anderen Paragraphen nicht recht passen wollten, als gröblich unbefugte Belästigung des nichtfortschrittlichen Publikums qualifizirt hatte, wurde der Versuch solcher Unfugsinterpretation energisch abge-

wiesen. Die betreffende Entscheidung des dritten Strafsenates vom dritten Juni 1889 ist im neunzehnten Band auf Seite 294 der reichsgerichtlichen „Entscheidungen" abgedruckt. Dort wird grundsätzlich ausgeführt, daß der § 360, No. 11 des St.G.B. wesentlich Straßenunfug im Auge habe, keinesfalls aber eine allgemeine subsidiäre Strafbestimmung enthalte, der Alles untergeordnet werden dürfe, was einem Richter als „Unrecht" erscheine, ohne daß es doch von irgend einer anderen strafrechtlichen Norm getroffen werde. Das Urtheil ist aus meiner Feder und in seiner entscheidenden Formel wie in seiner Begründung damals im Senat widerspruchslos zu Stande gekommen. Sechs Jahre später hielt es indessen der vierte Strafsenat für angezeigt, unter gänzlicher Ignorirung der Rechtsgrundsätze des dritten Strafsenates die begrifflichen Schranken des Unfugsparagraphen radikal niederzulegen. Das Urtheil des vierten Senates vom vierzehnten Juni 1895, abgedruckt Bd. 27 S. 292 ff. der „Entscheidungen", kann als Muster einer haltlos ausdehnenden Gesetzesinterpretation dienen. Die Strafkammer hatte die Anschuldigung, durch öffentliche Verbreitung eines die Boykottirung eines gewissen Lokals verkündenden Flugblattes „groben Unfug" verübt zu haben, aus der Erwägung abgewiesen, daß, da solcher Boykott selbst eine gesetzlich erlaubte Handlung sei, in der Veröffentlichung dieser Thatsache weder an sich noch nach der Art der Verbreitung des Flugblattes etwas Unerlaubtes gefunden werden könne. Das war offenbar zu viel schlichter Menschenverstand und einfache Logik für eine scholastische Jurisprudenz. Dem entgegen erklärte das Reichsgericht, „grober Unfug" könne in jeder „Ungebühr" gefunden werden, die das Publikum „wenn auch nur psychisch beunruhige und belästige"; der Boykott sei, als „eine Art Verrufserklärung", geeignet, den davon betroffenen Gewerbetreibenden zu „beeinträchtigen" und zu „beunruhigen"; durch die Bekanntmachung des Boykotts würden „auch andere Gewerbetreibende in mehr oder weniger weiten Kreisen in Unruhe versetzt"; diese „Beunruhigung und Belästigung der zunächst betroffenen Gewerbetreibenden könne sich sehr wohl zur unmittelbaren Beunruhigung und Belästigung des Publikums ausgestalten" (sic!); folglich enthalte virtuell die inkriminirte Boykottverkündung allerdings eine gegen die öffentliche Ordnung verstoßende Ungebühr, also „groben Unfug". Daraufhin wurde das freisprechende Urtheil kassirt. Mehr kann in der That auf dem Gebiet der Begriffsdehnung und Begriffsverwechselung kaum geleistet werden. Welche willkürliche

Vertauschung und Vermengung der Ausdrücke „grober Unfug" und einfache „Ungebühr" oder, wie es an einer anderen Stelle der Urtheilsgründe heißt, „rechtsverletzende Handlung", der Wendungen „unmittelbar belästigen" und „beeinträchtigen" oder gar „psychisch beunruhigen"; welche geradezu haarsträubende Verallgemeinerung oder, wie das Urtheil sich ausdrückt, „Ausgestaltung" des einzelnen boykottirten Gewerbetreibenden zum „psychisch beunruhigten Publikum"! Diese letzterwähnte Unterstellung, so sprunghaft sie ist, ist überdies rundweg unwahr. Insoweit eine derartige sozialdemokratische Boykottverkündung über den Kreis der „Genossen", die boykottiren, und über die Person des boykottirten Lokalbesitzers hinaus überhaupt eine nachweisbare Wirkung ausübt, wird sie sich gewerblich darauf beschränken, daß einige in sozialdemokratischer Kundschaft konkurrirende Wirthe vergnügt sind, einen unbequemen Konkurrenten los zu sein, und anderen Gewerbetreibenden durch den einzelnen Fall wiederum zu Gemüthe geführt wird, was sie ohnehin längst wissen, daß die Sozialdemokratie im Kampf um ihre politischen Masseninteressen legale Machtmittel zur Verfügung hat, die Gastwirthen, Krämern u. s. w. ihren gewinnreichen Gewerbebetrieb zu schmälern geeignet sind. Von „unmittelbarer Belästigung" des Publikums in solchem Falle reden, heißt, den Worten und den Thatsachen Gewalt anthun. Psychisch beunruhigt mögen allenfalls ein paar ängstliche Bourgeoisseelen werden, die am Liebsten den Boykott selbst zum Staatsverbrechen stempeln und die Sozialdemokratie sans façon in Acht und Bann erklären möchten: sonst Niemand auf der Welt. Ob eine Gesellschaft sozialdemokratischer Genossen aus politischen Motiven oder eine Gesellschaft von Temperenzlern aus Gründen der Mäßigkeit eine Kneipe gewisser Beschaffenheit meiden zu wollen öffentlich verkündet und alle Gleichgesinnten auffordert, das Gleiche zu thun, ist genau das selbe, an sich rechtlich vollkommen indifferente Faktum, enthält an sich weder „groben Unfug" noch „Ungebühr" noch eine „Rechtsverletzung". Eine Boykottansage kann durch die besondere Form, in der sie kundgegeben wird, etwa durch Ausbrüllen auf den Straßen oder durch ihren besonderen Inhalt, etwa durch den Gebrauch schmähender Ausdrücke oder drohender Reden, zweifellos sich zu jedem möglichen Delikt umwandeln, zum Unfug eben so gut wie zur Beleidigung, zur Drohung, zur Erpressung u. s. w. Fehlt eine solche besondere Qualifikation, dann bleibt sie so erlaubt und unsträflich wie der Boykott selbst. Das Reichsgericht aber verurtheilt

grundsätzlich nicht die vorliegende konkrete, sondern schlechthin jede, gleichviel wie beschaffene öffentliche Boykottansage. Nur in dieser Allgemeinheit bietet das Urtheil vom vierzehnten Juni 1895 überhaupt ein juristisches Interesse. Und wenn schließlich in dem Urtheil, um wenigstens eine „Rechtsverletzung" zu erweisen, darauf Bezug genommen wird, daß gelegentlich einmal ein Civilsenat die im buchhändlerischen Börsenblatt von der Vereinigung der Verleger gegen einen „schleudernden" Sortimenter publizirte Sperre des Kredits und Geschäftsverkehres als einen zum Schadensersatz verpflichtenden Eingriff in das Erwerbsleben erachtet hat, so muß das Reichsgericht um Gründe recht verlegen gewesen sein, ehe es zu diesem unglücklichen Hilfsargument seine Zuflucht nahm. Ganz abgesehen davon, daß der geächtete Sortimenter, so lange die Sperre ernsthaft durchgeführt wird, in seinem Geschäftsbetrieb einfach totgeschlagen ist, der sozialdemokratisch boykottirte Händler sich dagegen an der Kundschaft der „Ordnungparteien" reichlich erholen kann und daß es offenbar Zweierlei ist, ob einem buchhändlerischen Geschäftsmanne durch die kapitalkräftige Verlegervereinigung die Möglichkeit genommen wird, noch ferner Bücher zu beziehen und zu verkaufen, oder ob ein Gastwirth ferner außer Stande ist, Schnaps und Bier an Sozialdemokraten los zu werden, handelte es sich für den vierten Straffenat des Reichsgerichtes doch nicht um die Frage des Vorhandenseins irgend einer civilrechtlich zum Schadensersatz verpflichtenden Handlung, sondern ausschließlich um die Frage des Vorliegens strafbaren „groben Unfugs". Nächstens erleben wir es noch, daß, wenn Jemand hartnäckig seine Schulden nicht bezahlt und er aus solcher „Boykottirung" seiner Gläubiger kein Hehl macht, Dies als „rechtsverletzend", als „Ungebühr", als „grober Unfug" peinlich mit Haftstrafe geahndet wird! Daß durch ein derartiges Verhalten gegen Recht und sittliche Ordnung alle Kapitalisten „psychisch beunruhigt" werden müßten, liegt auf der Hand; und die „Ausgestaltung" der unmittelbar „beeinträchtigten" Kreditoren zum unmittelbar „belästigten Publikum" ergiebt sich von selbst. Auf diesem Gebiet tendenziös ausdehnender Gesetzesinterpretation kostet immer nur der erste Schritt ein Wenig juristisches Kopfzerbrechen, jeder folgende vollzieht sich mühelos von selbst.

So hat denn neuerdings das breslauer Oberlandesgericht aus der reichsgerichtlichen Rechtsprechung eine weitere bemerkenswerthe Blüthe

der Unfugsjurisprudenz zu zeitigen verstanden. Irgendwo in Schlesien war ein Strike der Maurer ausgebrochen und die Angeklagten hatten sich irgendwo aufgestellt, in der Absicht, etwa aus der Fremde zuziehende Arbeiter vom Eintritt in die gesperrten Arbeitstellen abzuhalten. Davon, daß sie diese Absicht irgendwie verwirklicht, daß sie irgend einen Passanten thatsächlich belästigt, den Verkehr von und zu den Arbeitstellen gehemmt oder das Publikum im Geringsten unmittelbar belästigt hätten, war nirgends die Rede. Die rein innere Thatsache, daß sie bei ihrem Stehen oder Gehen auf der Straße notorisch den Vorsatz gehabt, in der bezeichneten Richtung zu handeln, genügte dem Oberlandesgericht, um darin „zweifellos" eine „Belästigung des Publikums" zu erkennen und die Verurtheilung wegen „groben Unfugs" aufrecht zu erhalten. Was mich hier allein noch Wunder nimmt, ist, daß bisher kein deutsches Gericht darauf verfallen ist, die gesammte sozialdemokratische Parteibildung als solche unter den § 360, Nr. 11 des St. G. B. zu subsumiren. Nach den vorliegenden autoritativen Mustern würde jeder jugendliche Rechtsbeflissene des ersten Semesters den Thatbestand „groben Unfugs" zu konstruiren befähigt sein. Die Partei beabsichtigt „zweifellos", die bestehende Staats- und Gesellschaftordnung umzuwälzen, was ersichtlich gegen diese öffentliche Ordnung verstößt; die öffentlich in die Erscheinung tretenden Aeußerungen der sozialdemokratischen Parteiorganisation müssen „zweifellos" das gesammte, nicht sozialdemokratisch gesinnte Publikum „psychisch beunruhigen", also „unmittelbar belästigen"; eines Mehreren bedarf es nicht, um irrthumsfrei alle gesetzlichen Merkmale des Unfugsdeliktes zur Feststellung zu bringen. Im Auslegen, sagt ja wohl Goethe, seid hübsch munter, legt Ihrs nicht aus, so legt Ihrs unter! Auf diesen autoritativen Sentenzen höchster deutscher Gerichtshöfe fußend, ergehen sich nunmehr unsere Schöffengerichte täglich in immer neuen und merkwürdigeren Nutzanwendungen des Unfugsparagraphen. Nach dem Gesagten bietet es kein Interesse, sich mit diesen modernsten Erscheinungformen prätorischen Regimentes weiter zu beschäftigen.

Aber eine — allerdings mehr politische als juristische — Frage bewahrt bei Alledem noch ein gewisses Interesse. Welche Befangenheit polizeilicher Weltanschauungen muß die Köpfe beherrschen, die des guten Glaubens sind, mit Hilfe des § 360, Nr. 11 des St. G. B. und seiner Uebertretungstrafe die soziale Demokratie wirklich in die Enge treiben zu können! Was mit all den kleinlichen Trakasserien dieser aus dem

Unfugsparagraphen geschöpften Haft- und Geldstrafen erzielt wird, sind lediglich fortgesetzte Aufreizungen des Rechtsgefühles durch kleinliche Nadelstiche. Selbst in denjenigen Kreisen unseres Volkes, die für eine Neubelebung des Sozialistengesetzes zu haben wären und sich von den Wirkungen eines drakonischen Ausnahmerechtes gegen die Sozialdemokratie Wesentliches versprechen, wächst der Unmuth über die zunehmende Verwilderung des dem gleichmäßigen Schutze aller Volksklassen bestimmten gemeinen Strafrechts. Jedermann muß sich schließlich sagen, daß, was heute der Sozialdemokratie geschieht, morgen jeder anderen politischen, wirthschaftlichen oder kirchlichen Parteibildung widerfahren kann. Im Uebrigen könnte man von dieser gesammten Unfugsjurisprudenz sagen — nicht, daß sie mit Kanonenkugeln gegen Spatzen schießt, sondern —, daß sie mit kümmerlichen, von einer schwächlichen Juristenlogik zusammengedrehten Papierkügelchen elementare Volksbewegungen zu erschüttern sich bemüht.

Ich denke, es wird im Jahre 1865 gewesen sein, als das preußische Obertribunal während der Konfliktszeit in die Zwangslage versetzt wurde, in einer politisch bedeutsamen Frage entweder die Staatsregirung oder sich selbst im Stich zu lassen. Die Abgeordneten Twesten und Frenzel sollten trotz der bisher auch vom Obertribunal in konstanter Rechtsprechung anerkannten parlamentarischen Immunität für einige besonders heftige rednerische Exzesse strafgerichtlich büßen. In unseren berliner Juristenkreisen wurde damals erzählt, der Präsident des Obertribunals, Uhden, habe vorher den Justizminister Grafen zur Lippe kniefällig gebeten, den höchsten Gerichtshof von der ihm zugemutheten Dienstleistung zu befreien. Aber die Fortschrittspartei und ihr politisches Wirken erschien den damaligen gouvernementalen Anschauungen eben so staatsgefährlich und revolutionär, wie heute das der Sozialdemokratie scheint: es blieb bei dem einmal eingeleiteten Verfahren und das Obertribunal fand den Muth, eine der Regirung willfährige Entscheidung abzugeben. Es ist mir nicht im Geringsten zweifelhaft, daß die Mitglieder des Obertribunals, die den vielberufenen Beschluß zu Stande brachten, vollkommen überzeugt waren, lediglich nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen. Auch waren die von ihnen neu erfundenen Distinktionen zwischen Worten und Reden und Handlungen und Delikten u. s. w. nicht gewagter als Das, was die Jurisprudenz des vierten Strafsenates in dem vorhin citirten Urtheil an Begriffsdehnungen

zu Tage gefördert hat. Was war die Folge von Alledem? Der Artikel 30 der Reichsverfassung, der § 11 des St. G. B. haben, post hoc et propter hoc, die parlamentarische Immunität in viel weiterem und unbedingterem Maße fundamentirt, als es die preußische Charte gethan hatte, und der höchste Gerichtshof des Reiches ... hat von Berlin nach Leipzig ins Exil wandern müssen. Der denkwürdige Vorgang sollte Allen, die es angeht, die warnende Mahnung vor die Seele zurückrufen, das allwaltende Recht in seiner Reinheit und Freiheit immerdar zu schützen vor den stets nur allzu zudringlichen Zumuthungen der in Staat und Gesellschaft einander befehdenden Elemente. An der Begier, sich die blinde Göttin mit dem Schwert und der Wagschale als Magd dienstbar zu machen, hat es noch niemals und nirgends gefehlt.

Nizza. Otto Mittelstaedt.



Sonnenschein.

Irgendwo in den Ostalpen auf einem Berge liegt das große Dorf Sonnenschein. Viele Morgen des Jahres ragt der langgestreckte Bergrücken aus dem weißen Nebelmeer der Thäler wie eine Insel empor. Und während sie unten noch in der blassen Nacht sind, stehen oben, über dem Gesichtskreis der fernen Berge, die goldenen Teller der Sommerwolken, aus denen der Himmel dann im Nachmittagsgewitter sein befruchtendes Naß herabgießt auf die dürren Felder, trockenen Wiesen und heißen Menschen des Dorfes Sonnenschein. So gedeiht dort oben Kraft und Lebenslust allerwege.

Trotzdem war unter den jungen Leuten von Sonnenschein eine Bravheit und Sittsamkeit wahrzunehmen, die man unten in den schattenfeuchten Thälern nicht so fand. Der Seelsorger schlug den ihn manchmal besuchenden Nachbarspfarrern gern sein Taufbuch auf. Unter neunhundert Personen jährlich kaum zwei außergewöhnliche Geburten. „Außergewöhnlich“ konnte der Pfarrer über diese Rubrik schreiben. Das sollten sie ihnen einmal nachmachen, den Sonnenscheinern! Einem benachbarten Amtsbruder war dieser prahlsame Hinweis auf die besondere Bravheit der Bergjugend zuwider und er machte so nebenbei eine Bemerkung, die dem Pfarrer zuerst blos auffiel, die allmählich aber anfing, ihn zu beunruhigen. So oft er einen der schlanken, sittsamen Burschen seines Sprengels sah, mußte er

daran denken. Es schien sich unter den jungen Leuten allerdings manchmal Etwas zu paaren, wie es nicht recht ist, stob aber rasch wieder auseinander, wie es ja sein soll. Ob das Alles wohl moralische Kraft ist? fragte sich der besorgte Seelsorger, oder nicht etwa physische Schwäche?... Der Floh im Ohr, vom nachbarlichen Amtsbruder hineingesetzt, wurde immer lebhafter, und als im nächsten Jahre gar nichts „Außergewöhnliches“ erschien, ward ihm ernstlich bang. Es wäre an sich ja überaus löblich, dachte der Pfarrer, aber der Unterschied ist doch gar zu groß zwischen Sonnenschein und den Nachbarsortschaften in den Thälern, wo die jungen Leute gar nicht mehr heirathen wollten und im Kirchenbuch über der Rubrik für eheliche Geburten der Vermerk: „Außergewöhnliches“ stehen könnte.

Dem Seelsorger wurde unheimlich zu Sinn. Er begann auf der Kanzel und im Beichtstuhl, auch im Schulzimmer, nun so herumzureden vom sechsten Gebot, von der zweiten der vier himmelschreienden Sünden, von den zwei judenländischen Städten Sodom und Gomorrha. Aber sie blieben unbefangen, als verständen sie nicht. Und es deutlicher zu sagen, fand der gute Mann nicht den Muth. Doch sann er auf Mittel, wie das Unsagbare den Jünglingen von Sonnenschein zur Warnung und Abschreckung beigebracht werden könnte.

Die Jünglinge von Sonnenschein lebten in harmlosen Freuden dahin wie ihre Vorfahren. Sie waren zu hoch auf dem Berge, als daß sie all die süßen Gifte in sich aufgenommen hätten, die unten einherflutheten in der weiten, unnatürlich verderbten Welt. Sie waren eigentlich nicht besser, als die Bauersleute in solchen Stücken es früher gewesen, sie waren nur unschuldiger als manche Zeitgenossen in den Niederungen. Aber Das wußten sie ja selbst nicht, dachten in ihrer frohen Einfalt auch nicht daran.

Sie waren deshalb höchlich verblüfft, als an einem Festtage anstatt des Herrn Pfarrers ein fremder, schwarzbärtiger Prediger auf die Kanzel stieg und ihnen schreiend und polternd eine überaus verwunderliche Predigt hielt. Er sprach zuerst von Adam und Eva im Paradiese, wie in diesen ersten jungen Menschen beiderlei Geschlechtes Gott die heilige Ehe eingesetzt habe, also, daß die Vereinigung ein gottgefälliges Werk ist, im Gegensatz zu den abscheulichen Verirrungen, die stummen Sünden genannt, weil keine Zunge im Stande ist, ihre Verruchtheit und Ekelhaftigkeit auszusprechen. Man glaube vielleicht, auf dem Berge im Sonnenschein müßten lauter kräftige und heilsame Kräuter wachsen, er aber — der Prediger — sage, es seien auch Schierling und Giftschwämme darunter, eine tötliche Fäulniß krieche wie übel riechende Kröten dahin und verbreite sich von Haus zu Haus, so daß die jungen Leben stumpf und stumm dahinsiechten und niedersinken würden, wie Unrath in den höllischen Pfuhl! Er — der Prediger — komme als der erste, aber auch als der letzte Warner. Gott habe zehn Gerechter wegen jene Städte verschonen wollen, aber in Sonnenschein sehe es nicht aus, als ob auch nur diese geringe Zahl zu finden wäre!

Nach solcher Predigt standen ihrer ein Schock Burschen auf dem Kirchplatz beisammen in ihren grünen, befederten Hüten, mit dem kirschrothen Halstüchlein und mit den sonngebräunten Wangen. Obschon sie sonst nicht gewohnt waren, über die Predigt auch außerhalb der Kirche nachzudenken: heute thaten sie es. Während sie ihre Pfeifen in Brand steckten, schüttelten sie fortwährend die Köpfe und Einer um den Andern meinte: Das sei eine kuriose Predigt gewesen, die habe er einmal nicht verstanden.

Stand Einer unter ihnen, der Gerhart, ein stammfester Bursch, der war vor einiger Zeit von den Soldaten heimgekommen. Er genoß bei den Uebrigen ein besonderes Ansehen. Er steckte sich nun keine Pfeife in den Mund, sondern eine Cigarre, dann sagte er, aber gar nicht laut, nur so, daß es die Nächststehenden hören konnten: „Verstanden habt Ihr ihn nicht? Verstanden hätt' ich ihn wohl. Will es Euch schon einmal sagen, wie es gemeint ist.“ Dann schielte er auf die Weibsleute hinüber, die mit ihrem Betbüchlein in der Hand aus der Kirche gingen; fast alle blickten züchtiglich zu Boden, wunderselten, daß einer das Auge 'auskam, — hin zu den jungen Burschen.

— —

Zur nächsten Kirchweih waren sie beisammen beim Wirth, die Burschen von Sonnenschein mit ihren Schätzlein. Bildsaubere Paare darunter, voll Lust und Leben, und der Tanzrausch hatte auch die braunen Augen der Dirnlein entzündet, daß sie nicht mehr so ernsthaft zu Boden blickten, vielmehr den Jungen frisch ins Gesicht schauten. Etliche der Burschen, darunter der Urlauber Gerhart, standen draußen im Vorhause umher und warteten auf Dirndeln oder Musikanten oder auf Beides. Da sprachen einige Männer aus Kesselbach zu; sie müßten doch einmal nach Sonnenschein hinaufschauen, was die Einsiedler-Buben machen!

Weil die Burschen das Wort nicht beachteten, so herrschte ihnen der Gerhart zu: „Die Kesselbacher müssen wir heute dreschen. Habt Ihr gehört, was sie gesagt haben?“

„Einsiedler-Buben, haben sie gesagt. Nichts weiter.“

„So, Das ist Euch noch zu wenig!“ flüsterte der Gerhart und zog die Genossen mit sich in den Hof hinaus. „Soll ich es Euch sagen, wie Das gemeint ist mit den Einsiedler-Buben? Sie spielen auf Das an, was der Schwarzbärtige gesagt hat auf der Kanzel.“

„Jeßtl!“ lachte Einer auf, „Der merkt sich eine Predigt!“

„Na, wer sich die nicht sollt' merken! Und wer so dumm ist und nicht versteht, was sie bedeutet! Soll ich es Euch sagen? Kameraden, wir stehen in einem abscheulichen Verdacht! Sie meinen, wir Sonnenschein-Buben könnten die Weibsbilder g'rathen! Wir, — haha, es ist zu dumm, was sie über uns aufbringen möchten, diese Höllsaggra! Sie sagen, wir hätten hier andere Sitten!“

„Gehst nit!“ schnob jetzt ein klobiger Junge drein. „Jetzt geht mir ein Licht auf! Jetzt versteh' ich auch, wie Das letztens in der Christenlehr' ist gemeint gewesen von unserem Pfarrer. Das ist eine saubere Geschicht'!“

„Was ist da zu machen?“

„Fürs Erste, daß wir die Kesselbacher dreschen gehen, damit sie sehen, daß es in Sonnenschein doch alleweil noch ein Bissel Männer giebt!“

Sie langten vom Stadel die Heugabeln und Dreschflegel, sie brachen Holzbalken aus der Bretterwand, aber die Kesselbacher waren schon davon.

Die Burschen von Sonnenschein ließen das Weibervolk diesmal wirklich allein auf dem Tanzboden, hockten in einer dunklen Scheune auf den Korngarben herum und hielten Rath.

„Wir müssens auch unserem Pfarrer zeigen, daß wir noch ein Bissel Männer sind!“ meinte der Gerhart.

„Bei so Einem darf man nicht dreinhauen,“ bemerkte der junge Gindel im Greuth.

„Das Dreinhauen brauchts auch nicht,“ sagte der Gerhart. „Ich weiß ein viel besseres Mittel, daß wir sie lügenstrafen.“

„Ich wüßt auch eins,“ schmunzelte der Baumwachsl-Bub.

„Ich auch! Ich auch!“ fügten die Anderen bei und lachten verständnißvoll.

„Zu lachen gibts da nichts,“ sagte der Gerhart. „Es ist eine ernsthafte Sach!“

„Meiner Seel!“ sprach der Zielhofer-Knecht, „jetzt g'reuts mich erst, daß ich mit der Meinigen so brav geblieben bin. Das hat man davon.“

Und der Luisel vom Damberg: „Ich habs meinem Vater auf dem Todbett versprochen, daß ich die Meinige nicht will in Unehr bringen. Die nachher mein Weib wird.“

„Jetzt ists umgekehrt,“ sagte der Gerhart, „jetzt müssen wir uns in Ehr bringen. Versteht Ihr! Wenns Euch recht ist, kommen wir nächsten Sonntag nachmittags in der Bussel-Almhütte zusammen. Sagt es den Anderen. Alle sollen kommen. Und jetzt gehen wir auf den Tanzboden. Wer jetzt kein Madel hat, soll sich gleich eins anschaffen!“

„Ich hab eh eins!“ sagte der Luisel.

„Ich hab auch eins!“ der Zielhofer.

„Ich auch!“

„Ich freilich wohl auch!“

„Die Meinige kann ich derweil nicht haben, weil der Alte das Heirathen nicht erlaubt,“ klagte der Riffel-Thomas.

„So zwinge ihn!“ rief der Gerhart. „Du weißt es ja, wie man in solchen Sachen die Alten zwingt.“

„Die Meinige ist harb auf mich,“ gestand der Wittel-Mair.

„So mach sie gut!“ sagte der Gerhart. „Auf den Sonntag muß Alles in Ordnung sein. Es geht um die Ehr.“

Bald darauf flogen sie mit ihren Dirndlein flink über den Tanzboden, die Pfeifen und Geigen jauchzten hell auf.

Die Berathung am nächsten Sonntage in der Bussel-Almhütte ist im Wortlaut nicht bekannt geworden. Thatsächlich haben sich die Burschen des Dorfes Sonnenschein zu einem Ehrenbunde vereinigt, bei dem jedem Mitgliede seine besondere Aufgabe zufiel. Im Laufe der Zeit und Gelegenheit wurden auch die Dirnlein ins Vertrauen gezogen.

— —

Reichlich ein volles Jahr verfloß. Da war einmal Kirchenvisitation in Sonnenschein und bei dieser Gelegenheit wurde auch das Taufbuch revidirt. Nun hatten sich die Herren nicht mehr zu beklagen über gewisse Anzeichen einsiedlerischer Natur. Der „außergewöhnlichen“ Fälle standen nicht weniger als sechsundzwanzig darin. Die Ehre der Sonnenscheinbuben war gerettet.

Graz. Peter Rosegger.



Flotte und Finanzen.

I.

Der neue Plan zur Verstärkung unserer Kriegsmarine hat Freunde und Gegner wohl überrascht. Von beiden Seiten war man auf ein bedeutendes Mehr von Forderungen für Schiffe und Geld gefaßt gewesen. Die ganze Taktik der Gegner war auf „uferlose Pläne“ zugeschnitten, dem Wähler überall Angst gemacht worden vor den neuen ungezählten Millionen, welche die Verstärkung der Flotte und die Steigerung der fortdauernden Ausgaben für sie wieder kosten würde. Im Hintergrunde witterte man bereits die Gefahr und wußte sie dem biersüchtigen und tabakqualmenden Philister an die Wand zu malen: Euer geliebter Gerstensaft soll vertheuert werden, Euer Tabak von Neuem bluten, — von anderen sicher zu erwartenden neuen oder erhöhten Steuern gar nicht zu reden! Und damit hat man bei uns leicht die thörichten Massen und selbst so manchen „Gebildeten“ auf seine Seite gebracht, sogar den und jenen „guten Patrioten“ wankend gemacht, der für Kaiser und Reich schwärmt, aber: „kosten darf es nichts.“

Nun ist auf einmal den Herren das Konzept verrückt. Das verrieth sich in den Debatten des Reichstages, es klingt aus den Leitartikeln der Presse heraus: man hatte gegenüber doch im Ganzen so mäßigen Forderungen für die Wiederemporhebung der Marine auf einen Achtung gebietenden Stand selbst im Lager der prinzipiellen Gegner des „Militarismus“ und der „Weltpolitik“ nicht mehr recht den Muth, in üblicher Weise loszulegen. Und bei der verkündeten und in der That zunächst vorhandenen Aussicht, mit den gegebenen Finanzmitteln und Einnahmequellen ohne neue Steuern auszukommen, verstummte selbst die übliche deutsche Heulmeierei über den „unerträglichen Steuerdruck“, — mindestens für den Augenblick. Tabak und Bier schienen ungefährdet zu bleiben: Das beruhigte die Gemüther. Zwar tauchte im Reichstage selbst, wenn auch nur erst in nebelhafter Ferne, das Bild einer direkten Reichssteuer oder einer Erhöhung der Matrikularbeiträge auf, was nach unserer Finanzverfassung auf eine Steigerung der partikularstaatlichen direkten Steuern hinauslaufen kann. Aber man kennt die politischen und technischen Schwierigkeiten dieser Dinge und läßt sich da nicht gleich erschrecken. Ohnehin fiel im Reichstage eine Anspielung, ob nicht diejenigen Interessenten, denen die Flottenverstärkung vornehmlich zu Gute komme, dafür auch besonders mit belastet werden könnten. Darüber läßt sich bei manchen Ausgaben reden; ob gerade bei denen für die Flotte, ist freilich die Frage, denn diese und ihre Verstärkung sind ein allgemeinstes politisches und volkswirthschaftliches

Reichsinteresse. Bei einem solchen kann man nicht willkürlich bestimmte Interessentenkreise, denen wegen der erlangten Spezialvortheile auch Spezial-lasten auferlegt werden dürften, ausscheiden. Jedenfalls würden aber auch dann die indirekten Steuern verschont bleiben, deren Vermehrung die maß-gebende Partei im Reichstage ein entschiedenes Nein entgegensetzen soll. Ob das Centrum nicht auch da unter Umständen mit sich reden ließe, mag einst-weilen dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird durch die Ausscheidung der Frage der Vermehrung oder Erhöhung der indirekten Steuern den Flotten-gegnern wiederum ein beliebtes Argument entzogen und großen politischen Parteien ein — leider! — wirksames Agitationmittel aus der Hand geschlagen.

Auch die Freunde der Flottenverstärkung, die in einer starken deutschen Kriegsmarine ein nothwendiges Hilfsmittel unserer allgemeinen und unserer Wirthschaftpolitik in der heutigen Weltlage sehen, sind natürlich erfreut, wenn die geplante, so überaus maßvolle Vermehrung der Flotte und der Ausgaben dafür nach dem allein kompetenten Urtheil der Sachverständigen ausreicht. Sie hoffen nur, daß diese Herren sich darin nicht täuschen. Gegenüber der notorischen riesigen Uebermacht der britischen Marine, der gewaltigen Stärke der fran-zösischen, der Vermehrung der russischen, bei der muthmaßlichen Bindung der tüchtigen, aber doch nur kleinen Flotten unserer italienischen und österreichisch-ungarischen Verbündeten im Ernstfall an das Mittelmeergebiet hätten die deutschen Flottenfreunde auch eine bedeutend stärkere Forderung für Schiffe und dauernden Marineetat gern unterstützt, sobald die verbündeten deutschen Regirungen sie für geboten gehalten hätten. Jetzt denkt vielleicht Dieser oder Jener auf unserer flottenfreundlichen Seite: gewiß eine richtige politische Taktik, bei einem so wenig für große gemeinsame Zwecke opferwilligen, so „steuer-scheuen“ Volke wie dem deutschen, das diese schlechte Eigenschaft mehr als irgend ein anderes großes Volk besitzt, blos mit so maßvollen, nur auf das Allernothwendigste beschränkten Forderungen hervorzukommen. Aber im Stillen sagt der Patriot sich: Es ist doch traurig, daß man mit dieser üblen Eigenschaft unseres Volkes heute, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhun-derts, immer noch eben so rechnen muß wie früher, — wie z. B. im fünf-zehnten und sechzehnten Jahrhundert, als uns die Hussiten- und Türkennoth auf den Nägeln brannte und wir uns schimpflich um den „gemeinen Pfennig“ herumdrückten, die ihn zahlen sollten, sich spöttisch bedankten, höhnisch das „Deutsche Reich schön grüßen ließen“ und die „Hand auf Tasche und Beutel hielten“, — eine Maxime, die uns ja auch heute noch von großen Politikern als aller politischen, wirthschaftlichen und finanziellen Weisheit letzter Schluß gepriesen und den Wählern und Steuerzahlern empfohlen wird. Und der Patriot bekommt Beklemmungen, wenn er weiter denkt: Auch heute, noch nicht ein Menschenalter nach der Begründung des Reiches, gehts gerade wieder so wie im

jener eben genannten Periode. Noch immer haben wir z. B. das elende System der Matrikularumlagen, zu dem wir im alten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation uns in der Einrichtung der „Römermonate“ bequemen mußten, um wenigstens Etwas zu erreichen, da uns die Einrichtung einer ordentlichen Reichssteuerverfassung nicht mehr gelang. Auch Dessen erinnert sich der Patriot, daß selbst heute noch immer der Egoismus einzelner Stände, Klassen und Parteien einer Ausbildung der Reichs-, Finanz- und Steuerverfassung die selben Hindernisse entgegenstellt wie vor drei- bis vierhundert Jahren, als z. B. 1522 das berühmte Reichsgrenzzollprojekt an dem Widerstand der Städte und der Handelsinteressen des Kaufmannes scheiterte, — ein Projekt, mit dem wir den ähnlichen Maßregeln Ludwigs des Vierzehnten und Colberts um anderthalb Jahrhunderte fast zuvorgekommen wären, während wir so hinter Frankreich um einen noch längeren Zeitraum in derartiger, finanziell-volkswirthschaftlich und national-politisch gleich wichtiger Entwickelung zurückgeblieben sind. Aber, — was nützt alle solche Reminiszenz! Es scheint, daß unser deutsches Volk den traurigen Ruhm, aus der Geschichte nichts zu lernen und nichts zu vergessen, nicht preisgeben will. Damit müssen wohl oder übel unsere leitenden Staatsmänner rechnen, deshalb mit allen Forderungen an den Geldbeutel der Nation so vorsichtig und so maßvoll wie möglich sein, um nicht sofort selbst gegen die heilsamsten, lediglich dem nationalen Gesammtinteresse dienenden Ansprüche an diesen Geldbeutel, wie im vorliegenden Fall der Flottenfrage, die unüberwindlichste Opposition hervorzurufen.

Nun, wie gesagt, wenn die geplante Verstärkung der Marine ausreicht, um so besser. Aber um so mehr darf man dann auch offen vor den ewigen deutschen Steuerheulmeiern bekennen: hier hieß es wieder einmal tant de bruit pour une omelette. Denn in unserer Finanzlage — Reich und Einzelstaaten zusammengefaßt —, bei unserer Finanzkraft, bei unseren durchweg nur mäßig, vielfach überaus mäßig in Anspruch genommenen Finanz- und Steuerquellen, aus denen ohne irgend durchschlagende Bedenken nach dem Muster aller andernen großen Völker, wenn es nöthig wäre, ganz andere Mittel geschöpft werden könnten, endlich bei unserer erreichten und weiter vorwärts gehenden volkswirthschaftlichen Entwickelung und darauf beruhenden wirthschaftlichen Kraft sind die jetzt geforderten 4 bis 500 Millionen Mark für neue und Ersatz-Schiffbauten und andere einmalige Ausgaben, die Steigerung der fortdauernden Marineausgaben um schließlich circa 28 Millionen Mark wirklich eine finanzielle Bagatelle, eine omelette, um in jenem Sprichwort zu bleiben. Das mag ein Bischen übermüthig klingen, aber es ist völlig wahr und ist nur eine Auffassung, die sich der üblichen klageweiberischen über die unerhörten finanziellen Zumuthungen an den deutschen Steuerzahler als eine den Thatsachen durchaus entsprechende günstigere entgegensetzt. Meinet-

wegen mag man sie eine selbstbewußte und stolze nennen. Eine solche ist mehr werth als jene klägliche, die nur von unseren zahlreichen Feinden in der Welt schmunzelnd registrirt wird. Ich will meine Meinung kurz so fassen: wenn wir nach unseren Finanzen, unserer Finanz- und Volkswirthschaftkraft eine solche, durch nothwendige und wichtigste nationale Interessen verlangte Verstärkung unserer Marine nicht leisten können sollen, wer soll es dann können? Wir können es und könnten, wenn es sein muß, auch noch viel mehr, z. B. die Erlangung einer Flottenstärke mindestens von der Größe der französischen, leisten, und zwar finanziell eher als irgend einer unserer Rivalen, auch als Frankreich, selbst als Großbritannien, geschweige die übrigen. Das läßt sich leicht aus der Vergleichung unserer und der Finanzen dieser fremden Staaten begründen.

II.

Ich will diese Vergleichung etwas genauer nur für das Deutsche Reich bezw. Preußen und Frankreich später durchführen, außerdem Großbritannien etwas mit hineinziehen, andere Staaten nur gelegentlich berühren. Die Vergleichung soll aber hier einmal ein Bischen anders als in der üblichen Weise, wo man Kopfquoten und Quoten der Ausgabekategorien vom Gesammtbetrag der (Netto-)Ausgaben zu berechnen und zu vergleichen pflegt, durchgeführt werden. Warum? Das soll uns hier bald beschäftigen. Doch zunächst einige allgemeine Bemerkungen.

Bei aller finanzieller Vergleichung deutscher und ausländischer Verhältnisse liegt eine technische Schwierigkeit bekanntlich darin, daß sich bei uns die staatlichen Funktionen und die ihnen entsprechenden Ausgaben auf das Reich und die Einzelstaaten vertheilen, in Einheitstaaten aber einheitliche sind. Zwar macht auch hier die Verschiedenheit der Entwickelung der Selbstverwaltung in den anderen öffentlichen Körpern und der Staatsverwaltung einen Unterschied aus, der die Vergleichungen erschwert, so namentlich zwischen Großbritannien und dem Kontinent, besonders Frankreich. Das will immer berücksichtigt sein, namentlich bei Schlüssen aus Vergleichungen und Zahlen, so besonders betreffs der Verhältnisse der Civilverwaltung. Aber der Unterschied der politischen, administrativen und daher auch finanziellen Organisation zwischen einem Bundesstaat wie dem Deutschen Reich (auch Nordamerika, Frankreich, ähnlich Oesterreich-Ungarn) und einem Einheitstaat greift doch viel tiefer ein. Man muß daher die Quoten erst vergleichbar machen. Das hat vor Jahren für das Deutsche Reich und die Einzelstaaten in vortrefflicher Weise Gerstfeldt gethan. Die höchst umfassenden, in Einzelheiten freilich immer angreifbaren Umrechnungen für das Reich und alle Einzelstaaten lassen sich hier indessen nicht durchführen. Es genügt auch, wenn man Preußen herausgreift und zu seinen betreffenden Etatsposten die auf Preußen fallenden Reichs-Etats-

posten hinzuschlägt, — nach dem einzigen einfach anwendbaren, freilich auch nicht ganz einwandlosen Maßstab, dem der Bevölkerungsgröße, mit circa 60 Prozent (genau 60.1 Prozent) der gegenwärtigen Quote der preußischen von der Reichsbevölkerung. Dabei ist dann nur zu berücksichtigen, daß nicht ohne Weiteres Alles, was für Preußen, auch für alle anderen, zumal die Kleinstaaten mit wesentlich anderer wirthschaftlicher Durchschnittsstruktur gilt. Aber gewisse wichtigere Verschiedenheiten lassen sich doch leicht andeuten.

Die Grundlage aller wirthschaftlichen und Finanzkraft liegt natürlich immer in „Land und Leuten“ und „wirthschaftlicher Grundstruktur“, in Größe, Beschaffenheit, natürlicher Gestaltung des Staatsgebietes, in Größe, Zusammensetzung der Bevölkerung, in der Entwickelung der Volkswirthschaft, wie sie namentlich durch die Grundstruktur der großen wirthschaftlichen Berufszweige und durch deren Verhältniß zu einander, Urproduktion, Industrie, Handel, bedingt wird. Das kann jetzt hier nicht näher verfolgt werden. Nur ein Punkt sei hervorgehoben.

Vergleicht man Deutschland und Frankreich, so hat das Nachbarreich in seinen Bevölkerungverhältnissen einen für seine wirthschaftliche und finanzielle Leistungfähigkeit günstigen Vorzug in seiner bekannten geringeren Geburtziffer und der davon abhängigen geringeren Kinderquote in der Gesammtbevölkerung. Denn „Kinder“ sind im Kindesalter eben einmal spezifische wirthschaftliche „Belastungskoeffizienten“. Frankreich mit nur 27 Prozent Kindern (bis incl. 15 Jahren) und 73 Prozent Erwachsenen, Deutschland (ähnlich übrigens die meisten europäischen Länder, auch England) mit bezw. 35 und nur 65 Prozent sind in dieser Hinsicht sehr verschieden gestellt. Freilich verdanken wir dem Kinderreichthum, trotz der starken Kindersterblichkeit, eine viel schnellere Gesammtvermehrung unserer Bevölkerung und darin schließlich auch eine größere absolute Zahl Erwachsener, Arbeitfähiger im produktiven Alter. Ist doch im heutigen Gebiet des Deutschen Reiches die Bevölkerung von 24.8 Millionen im Jahre 1816 auf 52.28 Millionen im Jahre 1895 (jetzt wohl schon auf 53.5) gewachsen, trotz einer in diese Zeit fallenden Auswanderung, die 5 1/2 Millionen übersteigen, wohl an 6 Millionen Kopf erreichen wird, — eine Auswanderungziffer, der Frankreich auch nicht entfernt eine gleiche gegenüberzustellen hat. In Frankreich dagegen, auch auf dessen heutiges Gebiet (ohne Elsaß-Lothringen, schon früher aber mit Nizza-Savoyen) berechnet, ist die Bevölkerung nur von circa 28.4 auf 38.5 Millionen gestiegen. Wir zählten 1896 3.6 Millionen weniger, jetzt zählen wir an 15 Millionen Menschen mehr auf unserem das französische nur wenig übertreffenden Gebiet — 540,657 gegen 536,408 Quadrat-Kilometer — und Das gleicht für die Nation als Ganzes die höhere „Kinderbelastung“ wirthschaftlich in einer Hinsicht wieder aus, weil wir über eine viel größere absolute Zahl Erwachsener verfügen. Aber diese

haben eben doch außer für sich selbst immerhin für die große Kinderquote mit zu sorgen, so daß ihnen, gleiche wirthschaftliche Leistungfähigkeit und gleichen Erfolg davon vorausgesetzt, doch unvermeidlich relativ weniger Mittel als den Franzosen im Durchschnitt für andere Zwecke, auch für politische, staatliche, übrig bleiben. Für die uns hier allein beschäftigenden Finanzfragen kommt aber doch in Betracht, daß unsere Finanzlage unvergleichlich günstiger als die französische und als die so ziemlich jedes anderen großen Staates ist.

Man kann Das nun auf verschiedene Weise darlegen und begründen. Die beliebte Berechnung und Vergleichung der absoluten Kopfquoten, welche die einzelnen Ausgabearten, auf die Volkszahl reduzirt, ausmachen, wie namentlich die Quote des Aufwandes für Wehrwesen (Heer und Flotte), für die öffentliche Schuld (besonders deren Verzinsung und Verwaltung, eventuell von der Tilgung abgesehen), für die Civilverwaltung (unter Abrechnung der anders zu behandelnden „Betriebs-, Verwaltung- und Erhebungkosten" der Staatseinnahmen) sind gewiß lehrreich und die Vergleichungen solcher Zahlen aus verschiedenen Ländern sofort für mancherlei Punkte beweiskräftig. Wenn wir nach den neuesten Etats (1897/98) z. B. sehen, daß das Deutsche Reich für Heer und Flotte an fortdauernden Ausgaben (nebst Nachtragsetat für 1897/98) einschließlich der Pensionfonds (auch des Invaliditätfonds) und einschließlich der neuesten Besoldungverbesserungen ca. 640 Millionen Mark oder auf den Kopf ca. 11,9 Mark, an einmaligen im ordentlichen und außerordentlichen Etat auch noch 156 Millionen Mark oder auf den Kopf über 2,9 Mark, zusammen also in diesem Jahre ca. 14,8 Mark verwendete, so sind Das ja gewaltige Beträge, absolut wie relativ genommen. Aber sie treten sofort in ganz anderes Licht, wenn man sie mit denen des konkurrirenden Auslandes vergleicht. Im französischen allgemeinen Staatsbudget allein für 1897 stehen für Heer (ordentlicher Dienst und außerordentliche Ausgaben) und Marine 713,4 Millionen Mark, oder auf den Kopf der Bevölkerung 18,6 Mark, also, von Extraverwendungen abgesehen, die in diesem Jahre im Deutschen Reich sehr reichlich waren und vorhin eingerechnet sind, immer noch fast 4 Mark mehr, — und Das neben der enormen Last für die Staatsschuld, die im Deutschen Reich so unvergleichlich viel kleiner ist und eigentlich keinen Pfennig Steuer kostet, da sie aus Ertragsüberschüssen des Staatseigenthumes mehr als vollständig verzinst wird. Ich komme darauf noch zurück. Auch Großbritannien verwendete nur im ordentlichen Staatshaushaltsetat z. B. 1896/97 825 Millionen Mark für Heer und Flotte oder ca. 20,7 Mark auf den Kopf, ebenfalls neben den Ausgaben für seine immer noch so hohe Staatsschuld. Anklagen gegen die finanziellen Opfer Deutschlands für den Militarismus werden durch solche Vergleichungen sofort als sehr übertrieben erwiesen. Sie erscheinen noch mehr so, wenn man die weiteren bei Vergleichung

3*

und Beurtheilung in Betracht kommenden Umstände, wie namentlich die Verhältnisse der Schuld, die angedeutete Beschaffenheit der ordentlichen Deckungmittel (Steuern auf der einen, andere, besonders privatwirthschaftliche, Einkünfte aus Staatsbesitz auf der anderen Seite) mit berücksichtigt. In diesen beiden, für die Belastungfrage wesentlich mit entscheidenden Punkten ist die Sachlage in Deutschland ganz außerordentlich viel günstiger als in allen mit uns konkurrirenden fremden Staaten. Aber eben auch nur mit solchen Erläuterungen und Hinzufügungen läßt sich mit diesen Daten der Kopfquoten der Beweis führen. Allein für sich betrachtet, können sie leicht täuschen. Und auch sonst ist gegen die Methode dieser Berechnungen und Vergleichungen Manches einzuwenden. Die schon berührte verschiedene Gestaltung der Kinderquote in der Bevölkerung, auch weiter der Quoten der sonstigen Altersklassen, ferner die Geschlechtsvertheilung, die Berufsvertheilung, worin sich die wirthschaftliche Grundstruktur des Landes abspiegelt (mehr noch „Agrarstaat", mehr schon „Industrie- und Handelsstaat" u. s. w.), schließlich und vor Allem die verschiedene wirthschaftliche durchschnittliche Leistungfähigkeit, deshalb auch finanzielle Tragfähigkeit des Kopfes machen immer Schlüsse aus Vergleichungen der Ausgabe-Kopfquoten unsicher und angreifbar, wie ohne Zweifel auch die aus den angeführten Daten über den Aufwand für die Wehrmacht in den drei genannten Staaten. Je weniger homogen die verglichenen Staats- und Wirthschaftgebiete überhaupt sind, daher z. B. schon in Staaten sehr verschiedener Größe und Wirthschaftstruktur, desto gewagter sind Schlüsse aus Kopfquoten hier wie in anderen Dingen (z. B. bei der Vergleichung von Kopfquoten der Verbrauchsartikel, namentlich des Massen-Konsums, wie der Kolonialwaaren, woraus oft so falsche Schlüsse gezogen werden).

Auch die zweite beliebte Berechnung- und Vergleichsmethode, diejenige der Quoten, welche die einzelnen Ausgabekategorien von der Gesammtausgabe (in Prozenten davon) ausmachen, ist in vieler Hinsicht werthvoll und lehrreich. Aber auch an ihr ist Manches zu bemängeln. Selbstverständlich darf man bei ihr nur die sogenannte Netto-Ausgabe zu Grunde legen, d. h. die Gesammtausgabe nach Abzug der Betriebs-, Verwaltung- und Erhebungkosten der Einnahmen. Denn da diese nach der Beschaffenheit der Einnahmezweige grundverschieden, z. B. in Staatshaushalten wie den deutschen mit großen alten, zum Theil selbstverwalteten Domänen (Forsten, Berg- und Hüttenwerke, eigentliche Domänen u. s. w.), mit Staatsbahnen im Selbstbetrieb natürlich sehr hoch, in Staatshaushalten mit fast reiner Steuerwirthschaft sehr viel kleiner sind (Frankreich, England u. a. m.), so ergeben sich völlig unvergleichbare Bruttozahlen für Gesammt-Ausgabe und Einnahme. In Preußen z. B. beträgt dieser nur „durchlaufende" Posten der Betriebs- u. s. w. Ausgaben jetzt 908,2 Millionen Mark von 1956,1 dauernder und 2046,0 Ge-

sammtausgabe oder 44.4 Prozent dieser letzten Ziffer, in Frankreich dagegen macht er nur 374,0 Millionen Franken von 3314,4 im Ganzen aus oder nur 11.3 Prozent. Auch nach den Verschiedenheiten der Steuerverfassung zeigt dieser Posten der Verwaltung= und Erhebungkosten manche Verschiedenheiten, welche die Vergleichung selbst nach seinem Abzug stören, z. B. nach dem Vorwalten der direkten (mit kleineren) der indirekten (mit höheren) Erhebungkosten, dem Vorhandensein von Monopolen in der Verbrauchsbesteuerung (Salz, Tabak) oder der Benutzung anderer Steuerformen, da im zuerst erwähnten Fall der Werth der Produkte mit durch die Rechnungen läuft und richtig abgesetzt werden muß, auch je nachdem ein Monopol selbst verwaltet oder verpachtet ist wie ähnlich bei Staatsbesitz, z. B. Forsten und Domänen, wo immer unmittelbare Vergleichungen der Zahlen mißlich, zum Theil ganz unzulässig sind. Bei vielen Vergleichungen, wie man sie in der Presse findet, wird das Alles nicht oder nicht genügend berücksichtigt. Es ist aber auch schwierig, wenn man absolute Genauigkeit verlangt, kaum möglich, den genannten Posten der Betriebs=, Verwaltung= und Erhebungkosten überall in der gleichen Weise zur Ziffer und in dieser zum Abzug zu bringen. Daher gewinnt man keine einwandfreie Grundzahl zum Vergleich.

Auch davon abgesehen, ist bei der Vergleichung der Quoten, welche die einzelnen Ausgabezweige ausmachen, z. B. wieder Schuld, Wehrkraft, Civilverwaltung, zu beachten, daß natürlich die Höhe jeder Quote in Prozenten von der Höhe der anderen Quoten beeinflußt wird. Beim Vergleich von Haushalten mit großem, wie in Frankreich, und kleinem Schuldbedarf, wie in Preußen, erscheint z. B. der Bedarf für die Wehrkraft als Quote (Prozent) von der Gesammtausgabe im zweiten Falle höher als im ersten, also zu ungünstig im Vergleich mit dem anderen Staat, nur weil eben das Schulderforderniß sich umgekehrt verhält. Vergleicht man z. B. in dieser Hinsicht Frankreich und Preußen im laufenden Etatsjahr (1897 bezw. 1897/98), wobei man die auf Preußen fallende Quote der Reichsausgaben auch hier hinzurechnet und, so weit es für eine solche Vergleichung nothwendig ist, die Zwischen=Berechnungen hinsichtlich der Matrikularbeiträge, Ueberweisungen u. s. w. vornimmt, so erhält man folgende Quoten des Aufwandes in Prozenten und in absoluten Zahlen (Mill. Mark):

	Frankreich %	Preußen mit Reichsquote %	Frankreich Mill. M.	Preußen Mill. M.
Wehrkraft	34,6	32,5	824	c. 478
Schuld	34,7	21,6	827	c. 318
Civilverwaltung	30,7	45,9	731	c. 675
Gesammt=Netto=Ausgabe	100,0	100,0	2382	c. 1,471

Hier erscheint der französische Mehraufwand zu niedrig im Vergleich mit dem preußischen, weil die französische Schuld einen so viel größeren Antheil der Ausgabe (daher auch der Einnahme) ausmacht als die preußische (incl. Antheil an der Reichsschuld). Durch den selben Faktor wird die französische Quote für Civilverwaltung herabgedrückt, die preußische emporgetrieben. Deshalb beweisen solche Zahlen ohne eingehende Erläuterungen wieder nicht viel. Auf den Belastungdruck, den ein Ausgabezweig ausübt, kann man auch hier aus der Höhe der Quote nicht ohne Weiteres schließen, weil da wiederum erst die Bedeckungart mit berücksichtigt werden muß. Die fast reine Steuerdeckung aller Ausgaben in Frankreich und die im starken Maße vor der Steuerdeckung verfügbare Deckung aus Reinerträgnissen des Staatsbesitzes (wieder besonders des älteren Domaniums und der Eisenbahnen) bei uns machen den Druck des gleichen Ausgabebetrages (des absoluten wie der Quote von der Gesammtausgabe) in Frankreich viel schwerer als in Deutschland.

III.

Nicht selten hat man bei uns im Lager der politischen Gegner des „Militarismus" und der ganzen Entwickelung des Deutschen Reiches zum Beweis der unerhörten „finanziellen Opfer" und Lasten auf die große und rasche Vermehrung der Ausgaben im Ganzen und in den besonders bekrittelten Zweigen (Heer, Flotte, Schuld) und auf die damit verbundene ziemlich parallele starke Vermehrung der Einnahmen und hier wieder der hauptsächlichen eigenen Reichseinnahmen, der Zölle und inneren indirekten Verbrauchssteuern, hingewiesen, eine Vermehrung, die noch neben der großen Ausdehnung der Schuld eingetreten sei. Diese Einnahmezweige sind ja ohnehin gewissen Parteien ein Dorn im Auge und sie haben sicher ihre spezifischen Mängel, nur daß man nach allgemeiner Erfahrung einmal nirgends in der Welt, wo es sich um große Staatsausgaben handelt, ohne derartige Steuern auskommt. Die politische Polemik und Agitation bedient sich aber vielfach wieder tendenziöser Verwerthung der Statistik. Man rechnet z. B. heraus, wie viele Milliarden seit dem französischen Kriege, also in Friedenszeit, Heer und Flotte, einzeln und gar zusammen, gekostet haben, schlägt darob die Hände über dem Kopf zusammen und verfällt in die üblichen Jeremiaden. Daß bei einer solchen Berechnungweise auch für alle wichtigen anderen Ausgaben eines Volkes kolossale Summen herauskommen, Das wird verschwiegen. Man denke z. B. an die vielleicht 40 bis 50 Milliarden Mark und mehr, die das deutsche Volk seit dem Kriege für geistige Getränke verausgabt hat, unendlich viel mehr als für die nothwendigen Reichs- und Staatsinstitutionen, die Grundlage alles Volkslebens und doch auch der Ermöglichung, daß das edle deutsche Volk seinen altberühmten Durst in so umfänglicher Weise stillen kann. Daß selbst der Geldbetrag der Aus-

gabe einer einfachen Arbeiterfamilie in einem Vierteljahrhundert sich auf eine ganz hübsche Summe beläuft, deren Ziffer den Leuten imponiren würde, wenn sie sie kennten, wird eben so ignorirt. Daß der Aufwand anderer konkurrirender Staaten, wie der übrigen europäischen Großmächte, zumal Frankreichs, Großbritanniens, Rußlands, für Wehrkraft und Schuld noch ganz andere Summen in einem solchen Zeitraum ausmacht, darüber wird von den politischen Bekrittlern des deutschen betreffenden Reichs- und Staatsaufwandes auch kein Wort verloren. Und doch läßt sich keine solche Zahl der deutschen Finanzstatistik ohne Vergleichung mit den analogen der anderen großen Staaten irgendwie objektiv beurtheilen, überhaupt gar nicht verstehen.

Am Beliebtesten ist bei neuen Forderungen für nothwendige Reichsinstitutionen u. s. w., Heer und Flotte, der Hinweis der politischen Gegner auf das ungeheure Steigen des Ertrages der Zölle und inneren Steuern seit der Gründung des Reiches. Das soll dann beweisen, daß doch wirklich schon genug für solche Reichszwecke, denen jene Einnahmen vornehmlich zu Gute kommen, geschehen sei und man unmöglich immer noch mehr fordern dürfe. Da selbst mitunter statistisch nachgewiesen werden kann, daß diese Einnahmen bei uns hier einmal im letzten Vierteljahrhundert, sogar vornehmlich in den letzten siebenzehn bis achtzehn Jahren, seit der Zoll- und Steuerreform von 1879, in ihrem absoluten und zumal in ihrem relativen Betrage (als Quote oder Prozent der anfänglichen Summe) bedeutender und zum Theil erheblich bedeutender als in diesem Zeitraum die analogen Einnahmen der anderen Großstaaten im Ertrage gewachsen sind, so wird wohl vollends für unzweifelhaft angenommen, daß das Deutsche Reich in unerhörtem Maß seine Angehörigen mit neuen und erhöhten Steuern belastet habe.

Und doch ist eine derartige „Beweisführung" eitel Humbug. Die eingetretene absolute wie relative Steigerung jener Einnahmen besagt gar nichts Anderes, als daß vor achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren eben die betreffenden Einnahmezweige eine ganz geringfügige Entwickelung gehabt haben. Dem damaligen kleinen Ertrage gegenüber muß dann natürlich der jetzige viel höhere Ertrag leicht als eine Steigerung um Hunderte von Prozenten erscheinen, wie man sie anderswo nicht eben so findet. Aber warum? Weil man da eben bereits früher viel höhere Einnahmen für einen lange Zeit schon größeren Finanzbedarf gehabt hat. Darin haben wir erst die analoge Entwickelung nachzuholen gehabt, weil wir erst mit der Gründung des Reiches ein staatliches Leben in größerem Stil zu führen begonnen haben, — zum höchsten Segen unserer wirthschaftlichen, sozialen und Kulturentwickelung und auch wieder der Entwickelung unseres Massenkonsums an Genußmitteln aller Art, worauf ja bei uns so gern gesehen wird. Wenn jetzt z. B. der Rohertrag der Zölle von 114,9 Millionen Mark in den Jahren 1876 bis 1878 auf 415,4 in den Jahren 1895 bis 1896,

der Nettoertrag von 103,5 auf 391,8 Millionen, der Betrag auf den Kopf von 2,64 (roh) und 2,38 (netto) auf 7,94 und 7,48 Mark, also rund auf das Dreifache gestiegen ist; wenn der Nettoertrag von Tabak (Zoll und innere Steuer) sich ähnlich gehoben hat (1871 bis 1875 0,35, 1895 bis 1896 1,14 Mark pro Kopf), derjenige von Branntwein (ebenfalls Zoll und innere Steuer) von etwa $1^1/_3$ Mark auf den Kopf in der norddeutschen Steuergemeinschaft auf 2,84 jetzt, vorübergehend schon auf 3,12, für den Kopf im ganzen Reich, so beweist das Alles gewiß eine ansehnliche Steigerung. Aber damit beweist es noch nicht, daß bei uns jetzt besonders viel, oder vollends, daß zu viel Steuern erhoben werden, — im Gegentheil ergiebt ein Vergleich mit den Steuererträgen anderer Länder mehrfach immer noch die ausnehmende Kleinheit unserer bezüglichen Einnahmen, so namentlich bei Tabak, Bier, sogar eine ganz außer Verhältniß stehende Geringfügigkeit der Steuererträge bei uns (bei Bier wenigstens in Norddeutschland). Die eingetretene Ertragsvermehrung erscheint nur an der Kleinheit der ehemaligen Erträge gemessen bedeutend bei uns. Wir haben damals kaum noch gewußt, was Besteuerung bedeutet, wenn ein Staatswesen seinen modernen Aufgaben nachkommen soll. Wir zahlen nicht jetzt zu viel, sondern wir haben auch im Vergleich mit anderen Ländern lange Zeit zu wenig an Steuern gezahlt, dafür aber freilich auch jene herrliche Stellung in der Welt eingenommen, die uns Aelteren wenigstens aus den Zeiten des seligen Deutschen Bundes — so etwa während des Krimkrieges — noch in grausiger Erinnerung ist.

Auch jetzt, nach endlich in ähnlicher Weise wie im Ausland eingetretener Entwickelung unserer Finanzen und Steuern, haben wir aber wahrlich keinen Grund, über besondere finanzielle Belastungen und Steuerdruck zu klagen. Noch immer werden viel weniger Ansprüche von Reich und Staat an unseren Geldbeutel gemacht als an den der maßgebenden großen fremden Völker. Das läßt sich besser als mit Vergleichungen von Kopfquoten, Ausgabequoten, Ausgabevermehrungen und Ertragszunahmen der Steuern auf andere Weise zeigen: dadurch, daß man einmal die konkreten Einzelheiten unserer und fremder — wie der französischen und englischen — Finanz- und Steuerverhältnisse näher untersucht und dabei Vergleichungen anstellt. Dann ergiebt sich unzweifelhaft, daß wir viel weniger drückende Ausgaben und Steuern haben als unsere politischen und wirthschaftlichen Konkurrenten, unsere nicht-steuerrechtlichen (sogenannten privatwirthschaftlichen) Einkünfte außerordentlich viel reichhaltiger, unsere Steuerquellen bisher fast durchweg viel weniger in Anspruch genommen sind. Wir vermögen wahrlich finanziell leichter als irgend ein anderes Volk die etwa nöthigen weiteren Lasten für nothwendige und heilsame Reichs- und Staatsaufgaben im Gebiete des Rechts- und Macht- wie des Kultur- und Wohlfahrtzweckes zu tragen, — wenn wir wollen oder den Umständen nach müssen.

Adolph Wagner.

Deutsche Fabriken im Auslande.

Deutscher Fleiß hat in Handel und Industrie weithin reichende Verzweigungen hergestellt, die an den verschiedensten Punkten der Erde entweder ihren Ursprung ganz verdecken oder doch kaum noch als deutsch erkannt werden. Unsere im Auslande begründeten Fabriken sind auch für die Arbeiterfrage nicht ohne Bedeutung. Wenn wir aus irgend einem Grunde für dieses oder jenes Land nicht mehr bei uns selbst fabriziren können, wird ein Theil der deutschen Arbeiter überflüssig und jenseits der Grenze oder gar jenseits des Ozeans durch dort heimische ersetzt. Oft ist ja sogar der Direktor ein Ausländer, der vorher natürlich in der deutschen Mutterfabrik thätig gewesen sein und sich da Vertrauen erworben haben muß. Für Frankreich werden häufig zu solchen Posten Schweizer gewählt, die fast immer zwei Sprachen geläufig sprechen. Mit Frankreich müssen wir überhaupt sehr vorsichtig umgehen; deshalb werden dort die Etablissements meist in Form einer Société anonyme gegründet. Bei französischen Maschinenfabriken sind wir mitunter direkt betheiligt, — nicht finanziell, sondern intellektuell; es ist aber besser, hier keine Namen anzuführen, da die Franzosen noch immer so revanchesüchtig sind, daß sie lieber eine schlechte Maschine eigenen Ursprunges kaufen als eine vorzügliche, die aus Deutschland stammen könnte. Uebrigens kommen unsere großen Dampfmaschinenfabriken sonst beim Export noch immer sehr gut weg, da ihr Verdienst beträchtlich bleibt und sie in ihrem guten Ruf die Möglichkeit finden, fast immer die Preise zu halten. Selbst der russische Zoll genirt sie nicht allzu sehr und sie widerstehen deshalb auch zum größten Theil noch den Lockungen — so kann man es wirklich nennen — der petersburger Regirung, die unsere ersten Unternehmer sehr gern auf russischem Boden thätig sähe und ihnen nicht einmal zumuthen würde, das Kapital aus der Heimath mitzubringen. Aber die Verträge sollen nur auf fünfzehn oder zwanzig Jahre abgeschlossen werden und diese Bedingung zeigt, daß es den Russen ausschließlich darum zu thun ist, von unserer Technik zu lernen. Das haben unsere Waggonfabriken in Rußland zu ihrem Leidwesen bereits erfahren.

Die von rheinischen oder schlesischen Hüttenwerken in Polen und am Dnjepr gegründeten Anlagen konnten entstehen, weil man bekanntlich Walzwerke, Puddelöfen, Gießereien, Hochöfen, Martinwerke, Rohrwalzwerke u. s. w. ohne die leichte Beschaffung von Erzen und Kohle nicht einrichten kann. Auch ohne die so sehr geschmähten Zollverschärfungen hätten unsere Montanmänner ihren Blick auf die russischen Bodenreichthümer gerichtet, denn wir sind längst schon gewöhnt, von Sardinien bis Spanien und bis zur Nordküste von Afrika die Erde nach den unseren Hütten nothwendigen Mineralien zu durchsuchen; selbst mit Japan haben z. B. unsere Kupferhämmer schon seit mehreren Jahren enge Bezugsverbindungen. Die Auslandsfilialen der deutschen Bergwerke sind aus den Jahresberichten genügend bekannt, um so mehr, als von einigen dieser Anlagen (bei Terni, Savona, Sevilla u. s. w.) die Gewinn- und Verlustrechnungen unserer unternehmenden Werke lange genug beeinflußt waren. Auch die venezianische Torpedofabrik von Schwarzkopf ist oft genug besprochen worden. Dagegen sind die fremden Fabriken und Arbeitstätten der Firma Krupp wie mit einem Schleier verhüllt. Der Handelskammerbericht für den Kreis Essen — der Vorsitzende ist der Geheimrath Jencke, Krupps erster Minister, — behandelt kleinere Etablissements in ganzen Spalten, während der Kanonen-

könig mit sieben Druckzeilen wegkommt. Ich habe einen dicken Preiscourant Krupps durchgesehen; da sind von Kunden Zeugnisse und Danksagungen abgedruckt, als handelte es sich um schnell wirkende Medikamente, aber über die großartigen Verzweigungen dieses vielleicht größten Unternehmens der Welt ist nicht das Geringste zu finden. Hier wäre doch auch die Ziffer der angestellten Comptoristen wichtig, die wahrscheinlich so hoch ist wie die des Arbeiterpersonals mancher bedeutenden Fabrik. Krupp hat übrigens sogar eigene Agenturen in den belgischen und holländischen Häfen.

Ueber die Filialen und Fabriken unserer großen Elektrizitätgesellschaften ist fast Alles bekannt. Wenn von Berlin oder Nürnberg aus in Madrid, Genua, Santiago, Batavia Straßenbahnen und Centralen errichtet werden, so gehören dazu eben besondere Betriebe mit einer stattlichen Zahl von Händen. Doch kommt es auch recht oft vor, daß von Berlin und Nürnberg Monteure wegen nur kurzer Hilfeleistungen bis nach Neapel hinunter zu reisen haben. Die elektrischen Dynamomaschinen werden natürlich in Deutschland, dem Stammsitz der Hauptfabrikation, hergestellt. Die Firma Siemens & Halske hat aber z. B. seit langen Jahren auch Werkstätten in Petersburg und Wien und beschäftigt an der Donau allein tausend Arbeiter; außerdem werden noch Kopenhagen, Stockholm und Madrid als wichtige Niederlassungstätten genannt. Das londoner Geschäft hat bekanntlich mit dem berliner direkt nichts zu thun. Bei manchen neueren Auslandsgründungen elektrotechnischer Firmen läßt sich der Gewinn nur im Agio nachrechnen. Accumulatorenfabriken erwerben jetzt Grund und Boden in Oesterreich und Rußland, da die Batterien von Deutschland aus einen zu hohen Zoll zu tragen haben; doch sollte man auch den Finanzirungsgewinn dabei recht aufmerksam prüfen.

Unsere eigentliche, vielfach differenzirte Fabrikation schickt sich zur Errichtung von Werkstätten außerhalb Deutschlands nur an, wenn ihr die betreffenden Einfuhrzölle zu lästig werden, wenn die Patentgesetze eines Landes dazu zwingen oder wenn ein großes Absatzfeld eine weitaus billigere Herstellung aussichtvoll erscheinen läßt. Das Wachsthum unserer Fabrikation soll zum guten Theil der Vorsicht zu danken sein, die der Deutsche bei Etablirungen in der Fremde walten läßt. Vielleicht haben uns die Franzosen und Engländer da ein abschreckendes Beispiel gegeben, die sehr oft, sobald ein Artikel lohnend wurde, zu große Anlagen einrichteten und auch schnell im Auslande zu fabriziren bereit waren. Die Deutschen haben sich, wie die Schweizer, fast immer gehütet, in zu weitem Rahmen anzufangen oder zu theuer zu arbeiten. Auch pflegen sie nicht ohne genaue Kenntniß des Verkaufsgebietes vorzugehen. Mir sagte einmal der Leiter einer der größten Elektrizitätfirmen: „Mein Aufsichtrath ist mir am Meisten Dank schuldig — nicht für Das, was ich gethan, sondern — für Das, was ich verhindert habe.“ Inzwischen ist allerdings gerade auf diesem Geschäftsgebiet die Thatkraft schneller gewachsen als die Bescheidenheit; aber der Satz drückt doch das solide Prinzip aus, daß die Ersparung von Verlusten schon ein halber Gewinn ist.

Die chemischen Fabriken erzeugen ihre Präparate im Auslande, weil die Patentgesetze fast aller Länder innerhalb zweier Jahre die inländische Fabrikation fordern. Jeder Staat möchte sich gegen die Möglichkeit schützen, daß man in seinem Gebiet Erfindungen patentirt, nur um zu verhindern, daß Andere Aehnliches dort wirklich herstellen. Auf diese Weise könnten ja die nützlichsten Dinge — man denke nur an das Heilserum — einem Lande unter Umständen ganz entzogen werden. Da

wir selbst nach einem gewissen Zeitraum den Nachweis verlangen daß die patentirten Pläne auch ausgeführt und öffentlich nutzbar gemacht werden, so müssen sich unsere Fabriken das Selbe auch im Auslande gefallen lassen. Vorläufig senden sie gewöhnlich nicht den Rohstoff nach ihren russischen oder französischen Betrieben, sondern erst das Halbfabrikat, das dann dort fertig gemacht wird.

Die Farbenfabriken in Elberfeld (vorm. Bayer) haben Etablissements in Moskau, Schelploh und bei Roubaix, wo die französische Textilindustrie einen ihrer Hauptsitze hat. Die deutschen Unternehmer genügen damit nicht nur dem französischen Patentgesetz, sondern verringern auch ihren Zoll auf Alizarin, Anilin und Scharlach; ferner erspart ihnen die Nähe des Absatzgebietes große Transportkosten. Die Höchster Farbwerke haben in Moskau und Creil bei Paris Fabriken. Vielleicht lassen auch die Höchster ihre pharmazeutischen Produkte im Osten und im Westen Europas herstellen; übrigens sollte man die starke Strömung nicht übersehen, die sich gegen die Heilmittelfabrikation richtet, wie sie jetzt viele chemische Fabriken mit glänzendem Gewinn betreiben oder besser: inszeniren. Die Badische Anilin- und Sodafabrik hat Filialen in Moskau und Neuville-sur-Saône. Die Griesheimer Fabrik hat sich in England, Frankreich und in den spanischen Pyrynäen in der Nähe eines Wasserfalles festgesetzt; der Produktion des Aetzkali in ihrem elektrochemischen Werk rechnen die Unterrichteten eine überaus große Rentablität nach. Die bedeutende Anilin-Firma Casella & Co. in Frankfurt a. O. arbeitet seit Jahren in Lyon, das als Centrum des Seidengewerbes die Farbstoffe natürlich gern aus der Nähe bezieht; jetzt hat das selbe Haus auch in Riga eine Fabrik eröffnet, wo ihr der Wasserweg die Zufuhren der Halbfabrikate erheblich verbilligt. Da die Börsenhandbücher fast alle diese Filialen nicht erwähnen, so laufen sie wohl unter anderem Namen. Die Gold- und Silberscheideanstalt fabrizirt auch in New-York. Die Kunstdüngerfabrik von Albert in Biebrich hat in der Nähe der Thomasöfen, von denen sie die Schlacke auf Jahre hinaus pachtet, ihre eigenen Werke zur Verarbeitung, allein in England deren sechs. Für Phosphate bietet England drei Vortheile: billige Kohle, bequemen Wasserweg und sehr gute Schwefelsäure. Die Guanofabriken (vorm. Ohlendorf) in Hamburg arbeiten noch in Antwerpen und London. Die Phosphatfabriken Heuermann in Hannover arbeiten in Teplitz, Prag, Leeds und Glengarnock. Die Mineralölwerke von Albrecht in Hamburg haben Anlagen in Baku und Batum. Die Petroleumraffinerie Korff in Bremen hat Läger in Basel, Kapstadt, Sydney, Konstantinopel, Groningen und Hengelo; es handelt sich dabei um Maschinenöl. Die Desinfektionmittelanstalt von Pierson in Hamburg fabrizirt in Paris und Brüssel. Die chemische Imprägnirunganstalt von Rütgers in Berlin (mit achtzehn deutschen Etablissements) hat auch in Angern bei Wien eine Fabrik. Podewills Fäkalextraktunternehmen in München hat bei Graz ein Etablissement. Fürther Metall- und Bronzefarbenfirmen haben in Paris und Manchester eigene Betriebe. Die Loewe-Gesellschaft ist in erster Linie mit der Waffenfabrik in Steyr verbunden. Die Hannoversche Kautschuk- und Guttapercha-Fabrik läßt auch in London, Paris, Valencia, Mailand, Kanton und Konstantinopel fabriziren. Das große Kabelwerk von Felten & Guillaume in Mülheim fabrizirt auch in Wien und Budapest . . . Das ist ein kurzer Abriß deutscher Fabrikthätigkeit im Auslande. Die Wirkung des Dingley-Tarifes spürt man einstweilen nur in krefelder Seide und sächsischem Plüsch.

Pluto.

Notizbuch.

Wir machen endlich wieder einmal Weltgeschichte in großem Stil, die lange verkündeten herrlichen Tage sind wonnevoll angebrochen und haben uns schon zu Höhen geführt, die nie noch früher eines Begnadeten Fuß tastend betrat, und wir werden noch höher steigen, bis zu den ragenden Gipfeln, wo dem Menschenhirn der Schwindel beginnt ... Oder hat er etwa gar schon begonnen? Wer in den Zeitungen die recht unchristlichen Weihnachtbetrachtungen über den Erobererzug gegen das friedliche Reich der Erdmitte las, konnte von bangen Zweifeln befallen werden. Mit genau den selben süßen Ruchlosigkeiten, die jetzt ein Theil unserer Presse verübt, mit Triumphgedröhn und Jubeltrompetenstößen sind einst auch die Kriegszüge begrüßt worden, die gewissenlose Staatsmänner, um den mißtrauischen Blick der Völker von inneren Schwierigkeiten abzulenken, gegen Juarez und Menelik unternahmen und die dann in Queretaro und bei Adua ein klägliches Ende fanden. Wir möchten uns ja gern begeistern, wüßten aber auch gern, wofür. Nützlicher als das alberne Geheul wäre deshalb die Aufhellung des Zieles, dem das Deutsche Reich in Ostasien zustrebt, wäre die Mittheilung, ob es sich um den nüchtern erwogenen und kaltblütig ausgeführten Versuch, deutschen Händlerinteressen einen festen Stützpunkt zu schaffen, oder um eine tapfere, doch vielleicht auch tollkühne Prestigepolitik handelt, deren Folgen unberechenbar sind. Die Thatsache, daß in Kiel und Rendsburg der Marinemaler Saltzmann und der Hofphotograph Ziesler anwesend waren, genügt nicht zur Beruhigung der Gemüther. Der Kaiser sammelt bildliche Darstellungen ihm wichtig scheinender Vorgänge und pflegt dem immer irgendwo lauernden Photographen der Aufnahme würdige Gegenstände mit dem kurzen Wort zu weisen: „Ziesler, hier!" Die in hochgemuther Freiheit bossirte Presse hat am Ende aber doch andere Pflichten als bei imperialistischen Festen und politischen Ausstattungstücken ein Hofphotograph.

* * *

In dem neuen Verein für physikalisch-diätetische Therapie, einer Gesellschaft jüngerer, aus dem Schablonenzwang der Schulmedizin hinausstrebender Aerzte, hat Schweninger neulich ein paar Stunden mit den Kollegen geplaudert. Seine Ansichten sind im Allgemeinen den Lesern der „Zukunft" aus manchem Aufsatz bekannt. Diesmal sprach er, vor Aerzten, natürlich mit besonderer Wärme über die Pflichten des Arztes, der, wenn er nicht ein mit allen Hilfsmitteln der Psychologie und individualisirender Erkenntniß ausgerüsteter, den Kranken zur Mitarbeit erziehender Heilkünstler sein kann, wenigstens versuchen soll, ein nützlicher Heilgehilfe zu werden und alle die Fertigkeiten gründlich zu lernen, die der Rezeptmann getrost dem Barbier, Masseur, Krankenwärter oder auch der Köchin überläßt. Besonders interessant und erfreulich war, was Schweninger über die sittenpolizeiliche Kontrole der Prostituirten sagte; er steht, wie Spencer und im Gegensatz zu Tarnowskij, auf dem Standpunkt der Abolitionisten, sieht in der Sitte, zwar die geschlechtlicher Krankheit verdächtige Frau, nicht aber den männlichen Verbreiter des Krankheitstoffes einer Zwangsuntersuchung zu unterwerfen, eine Entwürdigung des Weibes und einen Rest herrenrechtlicher Grausamkeit, deren Wüthen, weil eine Geschlechtskrankheit bei Frauen meist viel schwerer als bei Männern festzustellen ist, obendrein noch häufig genug unwirksam bleibt. Die Betrachtung dieses wichtigen Gebietes der Frauen-

frage, das Schweninger hier nächstens in längerem Verweilen abschreiten will, schloß mit dem verständigen Ruf: Untersucht und straft beide Geschlechter oder keins von beiden und stärkt endlich auch einmal in geilen Männern das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit! . . Es war ein Freunde und Gegner des genialen ärztlichen Künstlers ungewöhnlich anregender Abend. Schweninger besitzt, wie sein berühmtester Patient, die Gabe, die Dinge hüllenlos, ohne die täuschende Tünche der Konvention und Heuchelei, zu sehen, mit dem klaren Blick eines auch als Geheimrath urwüchsig gebliebenen Menschen, der erst empfinden muß, ehe er sprechen kann, dessen Denken sich nicht in den ausgefahrenen Gleisen öffentlicher Meinungen bewegt, in dessen Wortschatz abgegriffene Scheidemünze keine Stätte hat und in dessen Behandlung deshalb Alles neu wird und frisch wie vor dem Auge des ersten, natürlichen Menschen. Auf dem Wege zur deutschen Aerzteschule, dem hoffentlich bald erreichten Lebensziel Schweningers, sind solche zwanglose Plauderabende — am zwanzigsten Januar folgt einer im Verein Berliner Presse — wichtige Etappen.

* * *

Herr Paul Moos, der bis vor einigen Wochen Musikkritiker der Berliner Neuesten Nachrichten war, ein gewissenhafter, sachkundiger und wohlwollender Kritiker, der auch den Lesern der „Zukunft" willkommen war und weiter sein wird, hatte, nach Recht und Pflicht, eine ungenügende Sängerin getadelt. Herr Hugo Jacobi, der Chefredakteur der Berliner Neuesten Nachrichten, änderte um Mitternacht hinter dem Rücken des Kritikers den Tadel in ein süßliches Lob um und ließ das so verfälschte Referat mit der Namensunterschrift des Herrn Moos ins Land hinausgehen. Als der in seiner Berufspflicht Gekränkte, der eine Konzertkritik für eine zum Beweis von Rechten erhebliche Privaturkunde halten darf, den Redakteur zur Rede stellte, wurde ihm der Bescheid, „eine der Zeitung nahestehende Seite" habe für die schlechte Sängerin Gnade erfleht, und später, es habe sich „um ernstere Interessen der Zeitung gehandelt"; auch sei für jeden Mitarbeiter „ohne jede Ausnahme der Chefredakteur die maßgebende Instanz, deren Urtheil er sich, sobald es für das Blatt angemessen ist, zu fügen hat". Natürlich hat Herr Moos, trotzdem er auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen ist, nach diesen unzweideutigen Erläuterungen sofort seine Thätigkeit für das vom Herrn Jacobi selbstherrisch geleitete Blatt eingestellt. Keiner von seinen Kollegen ist ihm gefolgt; es hat sich sogar ein Mann gefunden, den kein Skrupel hinderte, den Platz des Mißhandelten einzunehmen. Die wichtigsten Organe der sittsamen Presse schweigen; und es giebt immer noch Leute, die den Vorwurf der Uebertreibung erheben, wenn offen ausgesprochen wird, daß der hochgemuthe Journalist heute auf den Annoncenplantagen zum schmählichsten Kulidienst erniedert ist.

* * *

Auf die Frage einiger Leser muß ich erwidern, daß ich nicht weiß, ob Luther nach modernen Begriffen richtig übersetzt hat, als er Paulus an die Galater schreiben ließ: „Mich wundert, daß Ihr Euch so bald abwenden lasset von Dem, der Euch berufen hat in die Gnade Christi, auf ein ander Evangelium: so doch kein anderes ist." Und: „So auch wir oder ein Engel vom Himmel Euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir Euch gepredigt haben, Der sei verflucht!"

✠

Olympia-Theater.

Im weiten Sektsaal, der an Gipspracht fast der Weihehalle des berliner Kunstausstellungschuppens gleicht und jedem hansischen Zwanzigmarklupanar Ehre machen würde, saßen in einer Ecke drei Blumenmädchen. Eine sehr geräumige Schönheit mit blauschwarzem Haar, flaumigem Schnurrbart und gelblichen, ins Altgoldene schimmernden Fettpolstern über den derben Knochen, die dem ritterlichen Magyarenvolk anzugehören behauptete, wahrscheinlich, wie der kühne Zriny, aus Kroatien stammte und, wohl um ihre Spreekultur zu zeigen, auf jeden dritten Satz lachend antwortete: „Du ahnst es nicht!“ Und zwei schmächtigere Trösterinnen, braun und rothblond; die Rothblonde trug ein gutes, auf Seide gearbeitetes Kleid, das höchst vornehm knisterte und rauschte, die Braune barg die dürftigen Merkmale ihrer Weiblichkeit in einer weißen, mehr als einmal schon chemisch gewaschenen Wollblouse, die über dem unruhvoll klappernden Hüftengebein ein gelber Ledergurt aus einem Markbazar umschloß, und sie klagte beweglich, sie richte mit ihrer stillen Bescheidenheit in dieser argen Welt nichts aus, könne kaum ein armes Blümlein an den Mann bringen und werde beim heiter machenden Sekt übergangen. Dabei stand ein halbvoller Kelch mit einst Moussirendem neben ihrem Blumenkorb; sie nippte ein Bischen, greinte Etwas zu der kauenden Buffetdame hinüber und kümmerte dann wieder vor sich hin. Der erste Blick errieth, daß sie nicht die Heldin des Eckfestes war. Ein westberlinischer Kavalier, der mit assyrischem Spitzbart den feinen Fremden markirte und trotz der Hitze im kleidsamen Pelz saß, hatte die Rothblonde, Mollige zu einer der Besprechungen geladen, die, wie manchmal geräuschvolle Marinereisen, mit dem Abschluß eines Pachtvertrages zu enden pflegen, und der sacht knallende Kork der unfrappirten Flasche hatte die beiden einsamen Genossinnen der also Begnadeten in die Nähe des plänkelnden Paares gelockt. Während die Geräumige aber gleich heimisch war und ans profitliche Geschäft dachte — ob sie nicht doch eine Tochter Arpads war? —, dem Kavalier Blumen, Chokolade und Cigaretten aufzuschwatzen versuchte und Kellnerinnenwitze riß, hockte das braune Häuflein Elend in feines Nichts durchbohrendem Gefühl kümmerlich auf dem schmalen Stuhl und der Blick schien jammernd das Schicksal zu fragen: Warum mir nicht, mir nie einen Champagnergast?... Der Kavalier kam sich mit den drei Holden offenbar höchst wüst und ruchlos vor und dachte wohl, was der Abgeordnete Saint-Martin als Angeklagter im neuesten Panamaprozeß zu seinem nicht allzu strengen Richter sagte: Après tout c'est bien naturel de la part d'un célibataire. Eine allerliebste Gruppe, leider die einzige im leeren Prunksaal. Gestern, sagte von oben herab die in altgoldener Fettfülle Glänzende, seien die Herren von der Presse dagewesen, hätten aber auch nur gespaßt und nichts verzehrt. Nebenan, in der Bierschänke, schäkerten zwei leichter zu stillende Mädchen mit einem zerhackten Pschorrstudenten und einem pickligen Ladendiener.

Durch bunte Perserteppiche, an zwei geschminkten, auf Beute lauernden Levantinerinnen und einer morschen, verstaubten Blechpalme vorbei, führt der Weg zum Schauspiel. Der alte Cirkus Renz hat sich, seit ihn der stolzere Name eines Olympia-Riesentheaters schmückt, kaum verändert; man riecht den Stall sogar noch, wo es während der Proben einst so harmlos gemüthlich zuging. Ach, die schönen Tage, der alten Cirkusherrlichkeit sind unwiederbringlich dahin! Renz grub sich selbst die Gruft, als er die Pferdedressur zu vernachlässigen und im Manegesand der Pantomime den Spielraum zu weiten begann. Zuerst gings ja: die Heidelberger gefielen, Godlewskys kluge Mimikerkunst zwang auch den feineren Sinn zur Bewunderung und das anmuthige Bild schlanker, phantastisch bewegter Frauenleiber behagte dem schweifenden Blick; bald aber schwand der Reiz der Neuheit, Godlewsky ging nach Wien und war nicht zu ersetzen, den neuen Versuchen, durch Prunk und Fülle das Auge zu fesseln, blieb die Wirkung versagt, die standhaftesten Stallgäste verließen vor dem Beginn der Pantomime gähnend das Haus und kamen schließlich gar nicht mehr wieder. In Busch und Wulff erstanden bald zwar jüngere, dem alternden Meister an Erfolgen fast gleiche Dresseure, aber auch sie mußten der Massenmode, die Pantomimen verlangte, den Hauptttheil des Abends opfern und, um die anschwellenden Ausstattungskosten hereinbringen zu können, den Aufwand für Reiter und Reiterinnen verringern, — und so gings mit der ehrsamen Cirkuszunftkunst leidvoll mählich zu Ende. Im Olympia-Theater ist sie nur noch ein geduldeter Gast: es wird ein Bischen geturnt und ein Bischen geritten, die excentrischen Künste der Hanlons und Phoites werden in sittsam gesänftigter Form vorgeführt, aber die Hauptsache, Das, was die Menge herbeilockt, ist doch die Ausstellung von drei- oder vierhundert Mädchen in prächtigen, das Beste gefällig enthüllenden Röckchen und Höschen. Als Vorwand dient eine umständliche, zwischen den Erdpolen spielende Räubergeschichte, die den Titel „Konstantinopel" trägt und, wenn mich das Gedächtniß nicht täuscht, mit dem Einzug irgend eines Sultans schließt. Von Tanzkunst, auch nur der bescheidensten Art, ist nichts zu spüren; Balletdogmatiker vom Range der Taglioni, Hoguet und Petitpas hätte beim Anblick dieser ungeschulten und ungraziösen Hüpferinnen grasses Entsetzen erfaßt, aber die in allen Zonen zusammengesuchten Mädchen sehen, in immer neuen und immer schmucken Gewändern, recht hübsch aus, die Massenbewegungen sind sorgsam eingeübt und die Farbeneffekte sicher und manchmal fein berechnet. Unser Theater nähert sich mit jedem Jahr mehr englischen Zuständen, die ja weniger den nationalen Bedürfnissen des Angelsachsen als den in allen Ländern gleichen einer nach starken Reizungen lechzenden Händlerdemokratie entsprechen, sein Platz im Kulturleben des Volkes hat sich, trotz dem Cliquengebrüll, merklich verengt und es mußte, nach dem grauen Jammereinerlei der Winkeltragoedien und Alltagsmiseren, wieder, wie im England Pineros und des Empire, zu bunten, blendenden Zauberstücken kommen. Ich gestehe auch offen, daß die nett ausstaffirte Abenteuerlichkeit mich in der ersten

halben Stunde wohliger anregte als etwa die lehrhaft der reiferen Jugend vorgetragene Kalendergeschichte vom Färber Turaser und seinem gottlosen Meineid, deren grobe Melodramatik ich seufzend neulich im Lessing-Theater leiden mußte; auf die Dauer aber wurde die Schneidergeschichte doch leer und langweilig, — nicht nur, weil der feinste Luxusreiz fehlte, die Dekoration ärmlich, die Pracht nicht prächtig genug wirkte, sondern, weil das innerste Wesen der niederen Kunstgattung, ihr Lebensinhalt, nicht getroffen war. Solche Massenpantomimen sind ja nicht neu; sie waren gewiß schon am Hof Assurbanipals und bei den Römern der Imperatorenlüderlichkeit bekannt. Man müßte, um sie wieder zum Leben zu wecken, die Muster bei den großen Balletersinnern suchen, bei Baltasarini, La Motte, dem Paar Rameau-Cahussac, Galeotti und, von den Neuesten, dem Excelsiordichter Manzotti, nicht aber bei den britischen Bekennern des cant, die nur eine für den Familiengebrauch gekämmte Sinnlichkeit auf der Schaubühne dulden. Ist nicht Sinnlichkeit das Wesen der Tanzkunst, deren höchster Patron der unheimliche Höllenfürst ist, und hatte der alte Bretonenbarde nicht Recht, da er rieth, beim Anblick Tanzender stets an die Tochter der Herodias und das blutige Haupt des Täufers zu denken, das Salome tanzend vom Rumpf geschmeichelt hatte, auf daß der böse Feind nicht mit Sinnenlust die Seele vergifte? Ein bürgerlich anständiges, entsinnlichtes Ballet ist nicht zu ertragen. Wie die bildenden Künstler sich jetzt der dekorativen Kunst zuwenden, Tapeten, Vorsatzpapiere und Möbel zeichnen, so sollten, wenn wir die Pantomime behalten wollen, Dichter, Maler und Musiker sich zum Schöpferbunde vereinen, der den üppigen Traum der Sinne greift, festhält und mit Phantasiekraft gestaltet. Mit der Oper scheint ja doch nichts mehr zu machen. Wenn für ein neues Melodramenballet Hofmannsthal, Holz oder Dehmel Stoff und Verse lieferten, Stuck die Dekorationen entwürfe und Strauß oder ein Mascagnit die Musik schriebe, dann könnte, statt der jetzt gebotenen armsälig nüchternen Handwerkerei, etwas Orgiastisches entstehen, — Etwas, das wirklich an die heiße Luft von Olympia und Eleusis erinnert.

Etwas Orgiastisches? .. Der assyrische Kavalier im Pelz saß mit seinen drei Grazien noch immer bei der ersten Flasche Champagner im sonst leeren Saal, die Kroatin hatte sich, um die Buffetdame aus dem Schlummer zu scheuchen, Selterwasser bestellt und das braune Häuflein Elend kümmerte noch immer vor sich hin, dachte vielleicht an die nahende Weihnacht, die ihm wieder keine Bescherung und keinen zahlungfähigen Champagnergast bringen würde. Ueber eine Flasche und zwei Chokoladepäckchen gehen selbst die falschen Assyrier nicht gern hinaus: die Nacht heischt ja neue Opfer. Der Pschorrstudent brütete über seinem Krug und der pickelige Ladendiener hatte seiner Holden ein Schinkenbrot geleistet. So sehen berlinische Orgien aus. Der Kunst fehlt das appollinische Element und den großen Dionysos, den Safttreiber, sucht man selbst im Sektsaal des Olympia-Theater vergebens.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 8. Januar 1898.

Renaissance.

Die Feste, die von einem scheidenden sacht zum kommenden Kalenderjahr hinüberleiten, lassen selbst in unseren lärmvollen Tagen dem ernsten Sinn noch Muße zu stiller Sammlung. Es ist ja nicht nöthig, nicht ein heiliges Pflichtgebot des wach aufrecht wandelnden Menschen, daß er die Feiertage, die Schopenhauer durch Feierstunden ersetzt wissen wollte, an überfüllten Tafeln, im Heuchelduft und Schweißdunst der Pöbelgeselligkeit oder im Brunstqualm der Singspielhallen verbringt; er darf, da das Alltagsgeräusch verstummt, in dem Wochenkrieg um den Mehrwerth ein Waffenstillstand eingetreten ist und die Zeitung ihm nicht zweimal täglich mit neuen und morgen gewiß schon wieder veralteten Sensationen die Nerven rüttelt, ruhig auch einmal im einsamen Kämmerlein, hinter verhängten Fenstern, sich selbst betrachten, sein Werden und Wollen, und zur Feier des Tages mit spitzem Messer das Unkraut ausjäten, das in den Bezirken der Empfindung und des Urtheils während des wilden Jagens nach Gewinn aufgewuchert ist. Vor den reinlichen Altar der holden Hausgottheit sollte auch er, wie in Goethes bald hundertjährigem Festspiel Neoterpe mit ihrer dreisten Brut, hintreten und in der weihenden Nähe das eigene Wesen prüfen, dem ehrwürdigen Bilde des Alten, Bewährten den unruhvoll flackernden Willen zu Neuem vergleichen. Palaeophron kann sich mit Neoterpe, dem lieblichen Nichtchen, verständigen: wenn die Bethuliche, deren Thorheit schmeichelnd die Sinne verwirrt, sich von Gelbschnabel und Naseweis, den altklug kecken Kindern, trennt und wenn der allzu bedächtige Ohm den argen Gesellen Griesgram und Haberecht den Ab-

Kind giebt, wird in den Mauern der edlen Stadt froh und erfreuend wieder der Friede weilen. Dem Unvergleichlichen erstarrte selbst im kühlen Allegoriereich nicht die Menschlichkeit; Goethe konnte, ohne das Geringste an Wärme und Helligkeit des Wesens einzubüßen, lehrhaft zu werden wagen. Was er, um an der Säkularwende eine gütige Fürstin zu ehren, in seiner Weisheit gestaltet hat, behält nicht für den Wechsel der Jahre und der Geschlechter nur dauernden Werth: es kann jedem Einzelnen auch, der guten Willens ist, den schattigen und doch nicht dunklen Weg zur Einkehr weisen. Und diesen Weg zu suchen, stimmt den Ernsten die Stille der Feierstunden; er sitzt, sinnt Geschehenem nach und muß, um für den kommenden Tag in Bereitschaft zu sein, im Innersten forschen, ob ihm Gelbschnabels oder Griesgrams heimliches Walten nicht am Ende das scheinbar so wohl erwogene Urtheil getrübt hat. Neues ist gegen Altes, Altes gegen Neues fast immer ungerecht; nur wo Beide den Bund schließen, entsteht schöne Harmonie und innerer Friede, den dann kein trotziger Ueberschwang mehr und kein zähes Neidgefühl stört. Damit aber der Friedensbund geschlossen werden kann, muß in lautlosem Verhör erst über das Gewicht der Kräfte, die in jedes Menschen Geist wider einander streiten, Klarheit geschaffen sein.

Solcher Pflicht darf auch der Einzelne sich nicht entziehen, dessen Sorge sich an das Schicksal der Gesammtheit, der πόλις, heftet; auch ihm ziemt mißtrauische Vorsicht gegen sicher Scheinendes, auch er muß in stillen Stunden nachprüfen, ob, was er so lange für richtig, für nützlich und nöthig hielt, ihm nicht nur von Naseweis oder Haberecht ins täuschende Licht einer scheinbar unwiderleglichen Wahrheit gerückt worden war. Ungern scheidet der Mensch von einmal ihm lieb gewordenem Glauben und wird, ehe er den milden Tröster fahren läßt, immer geneigt sein, die Thatsachen selbst, die sich in sein Bewußtsein drängen, so zu biegen, daß sie mit dem alten und vom Alter geheiligten Wahn gemeinsam wohnen können. Das ist Menschenart; und eben erneut sich in Deutschland wieder die oft vom lächelnden Auge beobachtete Erfahrung. Die Halbjahrhundertfeier der deutschen Revolution bringt uns Lobgesänge auf die Herrlichkeit des Sturmjahres, dem alle heute werthvollen Güter entstammen sollen; damals, so hören wir, wurde auf den vom Sieger bekränzten Trümmern des Alten die Grundmauer des Gebäudes errichtet, das nun unsere Heimath ist, wurde den Fragen die Antwort gefunden, die den dumpfen Sinn der Volkheit so lange bedrängt hatten. Mancher möchte, während er der Weise lauscht, wohl den Jubelnden zurufen, daß uns das Jahr 1848 den Abschluß einer alten, nicht den Be-

ginn einer neuen Zeit brachte, eine Frucht, nicht eine Blüthe, und daß von allen uns heute wichtigen Sorgen und Nöthen kaum eine dämmernd damals dem Blick der Protagonisten aufging. Aber die um 48 Jungen sind jetzt alt, es tröstet ihr Alter, daß sie in der Schicksalsstunde am Bau des neuen Hauses mitwirken durften, sie wollen nicht wissen, daß ihr liebendes Mühen vergeblich war, und sie werden sich den Glauben an den Werth des Erreichten nicht nehmen lassen. Auch in Campanellas Sonnenstaat hätten die älteren Bewohner nicht zugegeben, daß sie in ihren Radialstraßen, mit ihrem vierstündigen Arbeitstag, dem gleichen Genußrecht und der weislich geordneten Volkshygiene, es doch im Grunde nicht weiter gebracht hatten als bis zu einem üppig verhüllten Despotismus, einer von der Sinnlichkeit des Südens durchglühten Theokratie, deren höchstem Vertreter unbeschränkte Allmacht verliehen war. Der schöne Schein ist dem Menschen so theuer, daß er ihn nicht ohne schmerzliche Regung schwinden sieht; und der Schmerz wird um so bitterer sein, je länger der Schein das Dunkel eines armen Lebens erhellte. Ists da nicht besser, früh zu forschen, ob dem Schein auch ein lebendiges Sein entspricht, nicht nützlicher, nach der Väter Sitte sich an den Kalender zu halten und auf der Schwelle zum neuen Jahr die alten Urtheilsbestände zu revidiren, wie ein getreuer Verwalter sein Wirthschaftbuch?

Wer über Ereignisse, die mit dem Tage kommen und gehen, vor dem Volk, ehe ihr Echo noch verhallt ist, seine Meinung ausspricht, muß oft irren, weil er zunächst nur die Ursache, nicht die Wirkung sieht. Solche Irrthümer sind, da die vorrückende Zeit sie bald korrigirt, ungefährlich und schänden Den nicht, der sie bei seiner Arbeit nicht meiden konnte; auch der Ehrlichste, Gewissenhafteste kann über die Menschenkraft nicht hinaus und wir dürfen nicht mit ihm hadern, wenn er in jedem Augenblick nur innig und fest glaubte, was ihm zu sagen Pflicht schien. Soll man am Jahresschluß sich selbst Herz und Nieren prüfen, um zu finden, ob jedes Urtheil über eine Rede, ein politisches Fastnachtspiel oder ein winziges Gesetz in allen Instanzen bestätigt ward? Der Pedanteneifer würde nicht reicheren Ertrag bringen als die Disputation, die Heine in der Aula zu Toledo zwischen dem Mönch und dem Rabbi entbrennen ließ. Auch hier gilt des weiseren Dichters Rath, nicht ohne großen Gegenstand sich zu regen. Nur den wirklich wichtigen Fragen soll man in Feierstunden nachdenken; wer da beim Suchen der Antwort, die für das Schicksal seines Volkes bedeutsam werden könnte, auf falsche Fährte gerathen ist, Der hat triftige Gründe, in Bescheidenheit ferner auf ein Führeramt zu verzichten. Eine solche Frage

hat das entschwundene Jahr uns gebracht, hat das neue uns mit verstärktem Nachdruck gestellt, — nicht die Frage etwa, ob wir mehr Schiffe bauen und mit Kanonen dem langenden Exporthandel den Weg in ein neues Profitparadies bahnen sollen, sondern die sehr viel beträchtlichere, ob wir uns vor dem staunenden Blick der Nachbarn zu einer veränderten Sittlichkeit bekennen wollen ... Haberecht und Naseweis sind noch immer nicht aus dem Tempel vertrieben, wird Mancher denken und den Spukgläubigen belächeln, der Gefahren wittert, wo keine zu fürchten sind. Es empfiehlt sich deshalb, die Thatsachen selbst sprechen zu lassen.

Das erste Symptom der Gewissenswandlung wurde im Balkankrieg sichtbar. Die Griechen erhoben sich gegen die Türkenherrschaft; sie fochten schlecht, aber sie fochten doch für die Güter, die nach dem amtlich verkündeten Dogma den Deutschen die heiligsten sind: für den Glauben, die Freiheit, das einige Vaterland. Sie wollten Christen bleiben, das islamitische Joch abschütteln und sich selbst und den Stammesgenossen die nationale Zukunft erstreiten. Das Deutsche Reich erwarb sich den nicht neidenswerthen Ruhm eines Schützers der Türken. Die politische Unklugheit dieses Schrittes braucht heute hier nicht mehr bewiesen zu werden; er schuf der russischen Regirung die schon von Ignatiew ersehnte Möglichkeit, das einzige noch nicht völlig dem Zarthum unterworfene Balkanvolk zu kirren, ohne den Haß zu ernten, den offenes Eintreten für den Halbmond und gegen das Kreuz ihr im alten Lande der Türkenkriege eingetragen hätte. Das Ergebniß ist: den Russen die Herrschaft in den Städten Konstantins und der Pallas Athene, den Deutschen ein Trinkgeld, Artigkeiten und süße Worte, der Orientalen billigste Dankbezeugung. Und der moralische Erfolg? Was so lange heilig schien, die aus christlich mitleidiger Sittenlehre stammende ehrwürdige Ueberlieferung, war nun entweiht, der Nimbus des deutschen Namens als des nur für adeligen Kampf aufzurufenden Volkes zerstört und deutlich, den Neidern zur Wonne, gezeigt, daß auch der Deutsche des neuen Reiches, trotz Kulturkampf und Jesuitengesetz, nicht nach den Mitteln fragt, wenn er den Zweck erreichen will. Das Ziel war, den deutschen Gläubigern des Hellenenstaates zu ihrem Gelde zu helfen, und zu diesem Ziel konnte die Niederlage des schlimmen Schuldners führen. Die siegreichen Griechen hätten an die Bezahlung ihrer Schulden einstweilen noch nicht gedacht, den Besiegten ließen sich, wenn die Türken um den Löwenantheil geprellt wurden, wohl ein paar Drachmen abpressen. Nun sind die Käufer der Griechenpapiere sämmtlich gewiß sehr ehrenwerth, aber sie haben diese Papiere doch nur erhandelt, um mehr als an unseren Konsols zu verdienen, um ein Börsengeschäft

zu machen, zu spekuliren; und es kann nicht die Aufgabe eines auf seine besonders saubere Ethik und seine sozialen Leistungen stolzen Staates sein, dem Schutz eines verschwindend kleinen Volkstheiles, den die Gewinnsucht zu bedenklichen Anlagen treibt, die Grundsätze zu opfern, auf die er sich gegen den Anspruch der Massen so oft berief und künftig wieder berufen wird. Schopenhauer hatte für den Wechsel der Zeitstimmung eine gute Witterung, als er schrieb: „Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heutzutage ist es der Kredit. Kaum mag dem Papst selbst das Zutrauen seiner Gläubigen mehr am Herzen liegen als das seiner Gläubiger. Beklagte man ehemals die Schuld der Welt, so sieht man jetzt mit Grausen auf die Schulden der Welt; und wie ehemals den Jüngsten Tag, so prophezeit man jetzt die dereinstige große σεισαχθεια, den universellen Staatsbankerott, jedoch ebenfalls mit der zuversichtlichen Hoffnung, ihn nicht selbst zu erleben."

Nicht weit von dieser Stelle sind in den kleinen Schriften unseres deutschen Montaigne die Sätze zu lesen: „Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes als dieses offenbaren Eigenthumsrechtes. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist, so ist erfordert, daß, wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht de facto unvollkommen: der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt, sondern sagt: unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet. In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so auch in der Praxis abgeschafft; in der politischen aber in der Theorie allein: in praxi gilt er hier fortwährend. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Regel sehen wir eben jetzt in China: Rebellen von innen und die Europäer von außen; und steht das größte Reich der Welt wehrlos da und muß es büßen, die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultivirt zu haben." Das könnte gestern im Reich der Gottesfurcht gedruckt worden sein, — freilich nicht in der Patriotenpresse, wo man sich mit Kleinigkeiten, wie Rechtsbegriffe es sind, schon längst nicht mehr abgiebt. Wieder ist China von Europa bedroht und diesmal hat Deutschland zum Angriff das Zeichen gegeben. Zum Angriff? Nicht doch: zu dem löblichen, frommen Versuch, eine Missethat zu vergelten. Zwei deutsche Missionare sind im chinesischen Norden getötet worden, zwei Männer also, die der Geist trieb, ein friedlich lebendes Volk von vierhundert Millionen Menschen, ein Volk von uralter Kultur und weltmännisch feinen Glaubensvorstellun-

gen, zum Kreuz zu bekehren, und die kein herrlicheres, an Himmelsruhm reicheres Ende ersehnen konnten als einen raschen Tod, der sie aus dem Erdendienst des Heilands ins Engelreich riß. Weil aber die Beiden, wie sie erwarten mußten, unfreiwillig aus der Zeitlichkeit schieden, muß Deutschland in Ostasien einen Hafen haben, wenns irgend geht, auch noch ein tüchtiges Stück Land. Das nennt man: „Genugthuung"; über einen Vater, der sich für die Ermordung seines Kindes mit blankem Geld oder mit Handelsvortheilen entschädigen ließe, würde das Urtheil vielleicht nicht allzu freundlich lauten, aber für Vaterländer gilt offenbar ein ganz anderes Sittengesetz, eins, das der nüchterne Lothar Bucher noch nicht ahnte, als er schrieb: „Einbruch in ein fremdes Gebiet ohne Kriegserklärung ist ein Bruch des europäischen Friedens." Wer wird denn in Asien so viele Umstände machen, wie Europens übertünchte Höflichkeit sie verlangt? Ein Schiff, das mit seinen Kanonen die Küste bestreichen kann, ein Admiral, der die Eingeborenen darüber aufklärt, daß ihnen nur zwischen Rückzug und sicherem Tode die Wahl bleibt, — und Alles ist prompt erledigt und die neuen Verwalter können gleich ihr Amt antreten, im Namen des Rechtes Gesetze verkünden, Steuern und Zölle erheben. So will es der Britenbrauch; und nichts war gegen das Spottwort der Engländer einzuwenden, wir hätten ihre Kunst ihnen recht gelehrig abgeguckt und müßten nur noch lernen, lautlos, wie sie, zu handeln. Aber diese Fertigkeit gehört in den Bereich der Politik und wir haben es mit der Moral zu thun. Politisch wird der Ertrag in Asien nicht werthvoller sein als im Südosten Europas: wieder werden die schlauen Russen, die Kiau-Tschau kennen und früher als einen Theil ihrer Interessensphäre bezeichneten, sich von dem Kuchen die besten Bissen sichern und uns gnädig dann die Krümel überlassen, am Ende gar, wenn wir ihnen dennoch unbequem werden, den französischen Freunden zuflüstern, daß die Gelegenheit jetzt, da der gehaßte Feind in fernen Zonen die Kraft verzettle, ihrer Hoffnung besonders günstig sei. Noch übler können die moralischen Wirkungen des zweiten, stärkeren Streiches werden, an die einstweilen Niemand zu denken scheint. Wenn wir zu Hobbes und seiner Gewaltrechtslehre rückkehren, die der Allmacht das Recht zuspricht, Alles zu thun, dann wird das Wettern gegen Flibustiertücke künftig kaum noch angebracht sein, dann wird auch der schnaubende Teutonenzorn über Louvois und die anderen Räuber der wunderschönen Stadt Straßburg verstummen müssen. Ein Staat, der sich offen zum jus praedae bekennt, wird zwar nicht gerade Liebe ernten, aber er kann in Machtkämpfen manchen Erfolg einheimsen, weil ihn im Vormarsch kein Ethos hemmt; nur muß das Bekenntniß auch offen sein: weil England zu

solcher Offenheit nie den Muth fand, weil es mit Gleißnerkunst die heimlichen Lüste verdeckte, hat seine Heuchelei ihm überall Haß erworben. An England dachte Robert von Mohl, als er von Völkern sprach, deren einzelne Bürger sich in ihrem Privatleben nie einer unehrenhaften Handlung schuldig machen würden und die als staatlich organisirte Gesammtheiten doch ohne Scheu und Scham das Sittengesetz brechen, wenn der Bruch ihnen Vortheil verheißt. Und Englands Sündenregister war in einträglicher Beutepolitik schon recht lang geworden, als Kant vor dem Wahn warnte, „vermeintlich gute Absichten könnten den Fleck der Ungerechtigkeit in den zu Gewaltthaten gebrauchten Mitteln abwaschen", und am Schluß des dritten Abschnittes über das Weltbürgerrecht, die Monarchen mahnend, hinzufügte: „Wendet man hiergegen ein, daß bei solcher Bedenklichkeit, mit der Gewalt den Anfang zur Gründung eines gesetzlichen Zustandes zu machen, vielleicht die ganze Erde noch in gesetzlosem Zustande sein würde: so kann Das eben so wenig jene Rechtsbedingung aufheben wie der Vorwand der Staatrevolutionisten, daß es auch, wenn Verfassungen verunartet sind, dem Volk zustehe, sie mit Gewalt umzuformen und überhaupt einmal für allemal ungerecht zu sein, um nachher die Gerechtigkeit desto sicherer zu gründen und aufblühen zu machen."

Diese Warnerworte wurden vor hundert Jahren, unter dem frischen Eindruck der französischen Revolution, von Preußens größtem Morallehrer geschrieben. Damals hatte das Volk von Paris auf seine besondere Weise für die Frevelthaten einer ganzen Dynastenreihe an einem von schwerer Schuld nicht belasteten König Vergeltung geübt; dieses Volk empfand erst die ersehnte „Genugthuung", als der Kopf Ludwigs Kapet vom Rumpfe fiel. Es hatte seufzend lange gesehen, daß die Macht das Recht verleiht, Alles zu thun, und wollte nun selbst endlich einmal im Besitzrecht der Mächtigen wohnen. Der stärkste, freilich auch undankbarste Sohn der Revolution, der reitende Robespierre, der den Schrecken durch Europa und bis in die Eiswüsten von Großrußland trug, kannte diese gefährliche Stimmung und hütete sich weislich, sie wieder zu wecken. Als Bonaparte noch Erster Konsul war und in Lyon gnädig die Gesandten Italiens empfing, wurde, mit Talma und der Raucourt in den Hauptrollen, Voltaires Merope aufgeführt; nach dem berühmten Vers: Le premier qui fut roi fut un soldat heureux wurde der Vergötterte, der Artillerielieutenant gewesen war und schon die Hand nach der Krone ausstrecken durfte, von der Menge mit lärmenden Beifall begrüßt. Das gefiel dem Klugen nicht und er tadelte Chaptal, der in der Wahl des Stückes für die Galavorstellung

unvorsichtig gewesen sei. „Ich mag diesen Vers der Pöbelweisheit nicht,“ sagte er; „der Mann, der sich selbst auf den Thron erhöht, ist der Stärkste seines Jahrhunderts und dankt den Sieg nicht dem Glück, sondern dem eigenen Verdienst, das ihm Anerkennung erzwang. Das Stück darf nie wieder aufgeführt werden.“ So war, bis ins Kleine und Kleinste, der sonst so Skrupellose bemüht, an die Reinheit des Königsrechtes dem Volk den Glauben zu wahren; was sollte, mag er gedacht haben, die Throne stützen, wenn die Menge an die blutigen Wehen erinnert wurde, denen sich die Macht der ersten Monarchen entband? Er hätte zwischen Hobbes und Grotius nicht eine Minute gezaudert und hat sich, ohne den Willen mit Theorien krank zu füttern, stets für die Staatsraison des Gewaltrechtes entschieden; aber das Volk, die unheimliche, lungernde Menge, durfte ihm nicht in die Schwarze Küche gucken, nicht sehen, auch nicht einmal von fern riechen, was da in bräunlichen Töpfen gebraut ward. Er machte sich, wie seinen Thron, auch seine Renaissance selbst, seine Privatrenaissance, an der die Massen keinen Theil haben sollten, — oder richtiger: er brauchte die Renaissance gar nicht erst, brauchte die christlichen Sittlichkeitwerthe nicht umzuwerthen und durch die Gegenwerthe zu ersetzen, die Nietzsche die vornehmen nennt, denn er war niemals ein Christ, war immer ein gewissenloser Kondottiere aus den Tagen der neuen Heiden Sforza und Malatesta. Ihm war das Brechen alter Tafeln Jugendgewohnheit, ein natürliches Menschenrecht; und er sorgte nur dafür, daß des Bruches Geräusch den Schlummer des Volkes nicht störe.

So einfach liegen die Dinge heute nicht mehr, besonders nicht für ein Reich, das sich laut bei jeder Gelegenheit zum christlichen Sittengesetz bekennt. Das mit dem Wahlrecht gerüstete, aus dem Bund der Glaubensgemeinschaft geschiedene und von sozialen Kämpfen bis in die Tiefe erschütterte Volk moderner Verfassungstaaten ist nicht mehr die chair à canon, die Bonaparte von einem zum anderen Schlachtfelde schleppte. Dieses Volk hat denken, sich auf sein Recht besinnen und jeden Schritt der Mächtigen mißtrauisch messen gelernt. Wer einem solchen Volk allzu deutlich zeigt, wie Gewalt Recht wird, wagt ein hohes Spiel und darf sich nicht wundern, wenn der von Kant erwähnte Vorwand der Staatrevolutionisten im Verlauf des gefährlichen Spieles neue Kraft zu gewinnen scheint. Eine Renaissance der Herrenmoral würde heute nicht auf den engen Kreis der Regirenden beschränkt bleiben: sie würde, Unheil zeugend, fortwirken und, ohne daß Griesgram und Gelbschnabel sich hadernd zu mühen brauchten, die Hoffnung vernichten, zwischen den geschiedenen Schichten der Satten und der Sättigung Heischenden könne endlich der Friede geschlossen werden.

♣

Italiens Unglück.

Das Buch, in dem der General Baratieri sich vertheidigt, hat viele sorgfältige und gut unterrichtete Kritiker gefunden; alle kommen schließlich zu dem Ergebniß, daß der General selbst die ungünstige Meinung, die man von ihm hatte, die Vorwürfe der Frechheit, Großmannssucht, Gewissenlosigkeit nur bestätigt. Mich bestärkt in dieser Auffassung auch das neue Buch eines unbekannten Autors, der dreizehn Jahre in der erythräischen Kolonie gelebt hat und dessen Bericht dem Verdacht und den Anklagen neue Nahrung giebt.*)

Die Kritiker beider Bücher scheinen aber gar nicht zu merken, wie merkwürdig die Haltung der Regirung und des Volkes von Italien in dieser afrikanischen Frage ist. In einer so ernsten Frage wie der der Gefahr eines Krieges in einem fernen, sehr kriegerischen Milieu fällt es Niemandem ein, auch nicht den Ministern, ja nicht einmal Denen, die doch die Minister zu kontroliren und im Zaum zu halten haben, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, in welchem Fahrwasser man eigentlich segelt. Das sollte aber jede Regirung thun, auch wenn es sich um einen Gegner niedersten Ranges handelte. Es klingt unglaublich und ist doch wahr: in einer Zeit, wo zuerst Nerazzini und dann Baratieri schon auf ernste Gefahren hindeuteten, hüllen die Minister sich in Stillschweigen, thun, als hätten sie nicht verstanden, oder schicken nach langem Zögern sibyllinische Depeschen nach Afrika, die von Krieg, von weiteren Eroberungen reden und zugleich, mehr gedämpft und mit halber Stimme, von der Nothwendigkeit, sich streng innerhalb der Grenzen friedlicher Maßregeln zu halten. Zum Beispiel: „Wir wollen eine nicht passive Defensive, eventuell auch jenseits des Mahreb"; oder „Wir müssen eine Stellung in Tigre einnehmen." Als Baratieri sagt, daß er gegen Kassala nur Vorposten vorschieben will, lassen sie deutlich durchblicken, daß ein vorgeschobener Posten nicht genügt, daß man das Gebiet mit eingeborenen Truppen und eigenen Bataillonen besetzen müsse; und als Baratieri andeutet, ein Friedensschluß sei nöthig, wir seien in ernsten Verlegenheiten, antwortet das Ministerium erst acht Tage lang gar nicht und empfiehlt dann Bedingungen, die selbst nach einem Siege nicht durchzusetzen wären. Baratieri hat dieser Haltung gegenüber, wie sein Buch zeigt, wohl manchmal intermittirende Anwandlungen von Einsicht gehabt, verfällt aber unter diesen unsinnigen Zumuthungen selbst

---

*) I nostri errori: Tredici anni nell' Eritrea, 1898. Baratieris Buch (Memorie) ist bei Bocca in Turin erschienen.

in Größenwahn, will Adrigat besetzen, räth zu den wahnwitzigen Expeditionen nach Haussa und Harrar, die unser Unglück verdoppelt hätten, wenn sie ausgeführt worden wären, wie er und Crispi sie planten. Den selben Eindruck macht sein Verhalten nach der Besetzung von Adrigat; als damals die Minister seinem weiteren Vordringen nach Adua widerstrebten, besteht er auf diesem unseligen Feldzuge, mit der Begründung, die Besetzung von Adua würde die Grenze besser sichern, — während diese Maßregel thatsächlich unbedingt zum Kriege mit Abessinien führen mußte. Dabei sagt er: „Wir sparen nur sehr wenig, wenn wir nicht zur Besetzung schreiten, aber wir verlieren zugleich sehr viel an militärischem Prestige!“ Mit diesem kläglichen Wort, mit dem alle Mißgriffe barbarischer Völker motivirt werden, das aber aus der Sprache civilisirter Menschen verschwinden müßte, begründet er seine leichtfertigen Schritte! Und als er dann aus Italien wieder in die erythräische Kolonie zurückgekehrt war, drängt er uns schließlich bis Makalle und Amba Aladschi; auch diese Maßregel vertheidigt er in seinem Buch damit, daß diese Punkte ausgezeichnete Defensivstellungen böten. Mit solchen Gründen hätte er uns schließlich bis nach Tripolis schleppen können.

Allmählich wurde der Größenwahn epidemisch. Auch der milde, kluge Arimonda erscheint unter Denen, die sich in Abenteuer stürzen. Er verlangt, daß die Offensive sich über den Atbar hinaus erstrecke und von dort bis Lasta, obgleich das Terrain unbekannt war; er war es auch, der an Toselli telegraphirte, sich in dieser Stellung zu halten, statt ihm unbedingt den Rückzug zu empfehlen; er zeigt darin nur die unwiderstehliche Neigung des Troupiers, immer vorwärts zu drängen und den Rückmarsch zu vergessen, immer und überall nur an die Berufsausgabe des Kriegers zu denken, ohne zu fragen, was das Land dazu sagt und wie es darunter leidet; es ist die selbe Tendenz, die Napoleon nach Moskau drängte und dort festhielt.

Aus dem Buche Baratieris und den ministeriellen Grünbüchern gewinnt man im Allgemeinen den Eindruck, daß der höchste Vertreter unseres Staates und die drei netten alten Herren, die leider unsere Minister waren, ihr kleines Privatvergnügen an der erythräischen Kolonie und an weiteren Eroberungen hatten und daß die Schachzüge und Gegenzüge, die Verschwörungen und Intriguen der Ras Mangascha, Ago, Michael, Schum-Agame von ihnen als ein amusantes Spiel angesehen wurden. Bald waren diese Häuptlinge Freunde, bald Feinde; bald konspirirten sie mit einander gegen den Kaiser Menelik, bald mit ihm gegen uns, — und so fort in immer neuen Kombinationen. Es war ein Spiel mit braunen Marionetten, das ja ganz harmlos verlaufen konnte, wenn es nicht mehr gewesen wäre als ein bloßer Zeitvertreib der an der Spitze unserer Regirung stehenden Dilettanten. Jetzt aber, wo es uns eine halbe Milliarde und achttausend Menschenleben gekostet hat, sehen wir, wie furchtbar ernst es

war. Da ist das Spiel mit weißen Marionetten, wie es in Rom gespielt wird, doch erheblich billiger. Lustig ists auch, zu sehen, wie, sobald das Spiel Ernst wurde, der Eine dem Anderen die Verantwortung zuschob, Jeder sich zurückziehen, Keiner Etwas entscheiden, Keiner die Kosten des Amusemants tragen wollte. Wunderbar ist besonders die Unbefangenheit und die vergnügte Gedankenlosigkeit, die an allen Ecken und Enden hervortritt. Gesteht doch Baratieri selbst, er habe ohne begleitendes Dementi die falsche Nachricht depeschirt, Menelik sei vom Blitz getroffen und der Sprache beraubt worden! Und diese Nachricht haben wir wie einen Sieg, mit lauterem Jubel als die Entsetzung des belagerten Makalle, gefeiert.

Als Baratieri bald darauf um eine kleine Hilfsmannschaft bittet, da verweigert sie ihm Mocenni — oder schickt ihm doch nur ganz unzureichenden Succurs — mit der Begründung: „Seien Sie unbesorgt, ich habe Glück, unter meiner Leitung muß auch in Afrika Alles gut gehen!“ Das heißt doch, kaum so viel Gewissen und Bewußtsein haben wie ein kleines Kind oder wie ein Betrunkener! Es stimmt aber zu den „authentischen“ langen Siegesberichten, zu dem Gedanken, das afrikanische Problem mit ein paar Mörserkanonen zu enträthseln, die schließlich nicht transportirt werden konnten. Dazu paßt es auch, daß Baratieri bei der Nachricht vom Anrücken der ungeheuren feindlichen Schaaren von Uebertreibung spricht, daß er gerade dann seine Truppen zerstreut, statt sie zu konzentriren, daß er — wie die vorliegenden Bücher zeigen — die Warnungen Tosellis in den Wind schlägt. Kurz: das Handeln der Centralregirung wie das der Kolonialverwaltung war so kindisch, so unsinnig, daß der einfachste Kannegießer sie an seinem Tische kritisiren und mit Recht sagen konnte, was wir Alle gesagt haben: „Diese Leute werden schließlich in eine Falle gerathen, ohne es auch nur zu merken.“

Das Buch des Ungenannten über seine dreizehnjährigen kolonialen Erfahrungen liefert uns aber noch andere Beweise für die fast fabelhafte Unwissenheit aller italienischen Minister auf kolonialem Gebiet. Wir erfahren, daß Mancini den Befehl gegeben hat, von Massaua aus einen Vorstoß auf Khartum zu machen; daß diese Behauptung nicht erfunden ist, lehrt die beglaubigte Thatsache, daß 1890 ein nach Kerem zum Zwecke geologischer Studien geschickter Bergingenieur vom Minister den Befehl erhielt, sich nach Fasaugir zu begeben, wo Goldminen sein sollten; der Minister wußte eben nicht, daß eine Karawane sechs Monate braucht, um dorthin zu kommen, und daß das Gebiet den wilden Fundschi gehört. Dazu stimmt, daß den Truppen Brillen gegen Augenentzündungen geliefert werden, die dort unbekannt sind, und obendrein Kapotten zum Schutz gegen die Kälte, während man sich in Wirklichkeit vor Hitze nicht rühren konnte.

Was that nun damals die Presse, was that das Land, diese beiden

Mächte, die — wenn auch nicht Baratieri so doch — das Ministerium kontroliren mußten? Damit berühre ich einen anderen sehr wunden Punkt, auf den das neue Buch hinweist. Die Regirung hatte ein interessantes Verfahren erfunden, um sich selbst, Baratieri und das Publikum zu täuschen. Sie — oder vielmehr die drei Minister Crispi, Blanc und Mocenni — brachte es fertig, wenn sie Depeschen erhielt, darauf entweder gar nicht zu antworten oder doch den Führern in Afrika zu verstehen zu geben, daß sie auf diesem Ohr nicht höre. Für das Publikum aber und für die Kammern hatten die Drei das hübsche Mittel, die Depeschen einfach zu fälschen oder doch die wichtigsten Stellen daraus, wenn sie ihnen nicht paßten, zu streichen. Als z. B. Baratieri meldete: „Die Sache wird ernst, das Spiel pressant (serrato)“, legen sie den Text vor in der Form: „Das Spiel wird matt (cessato)“. Als Baratieri — der Himmel verzeihe es ihm — einen Vorstoß auf Kassala machen will, da regt sich trotz seiner Großmannssucht doch das Gewissen und er schreibt nach Rom: „Es kann keine Rede davon sein, Kassala zu besetzen, das von Kerem zu weit und für unsere Macht zu exponirt ist, — ganz abgesehen noch von den Verwickelungen mit dem Sudan, denen ein solcher Schritt uns aussetzen könnte.“ Die ministerielle Depesche, die die Besetzung von Kassala befiehlt, fehlt in dem Grünbuch und es fehlen auch die Stellen des baratierischen Berichtes, in denen davon die Rede ist, daß in Entotto Etwas gegen die Kolonie geplant wird, daß Menelik durch die Huldigungen der Häuptlinge von Tigre und des Godscham übermüthig geworden sei, daß die Kaiserin gegen uns hetze, daß Ras Alula besonders den Kaiser beeinflusse, daß man die Besitzungen des Ras Mangascha auf Kosten unseres Gebietes vergrößern wolle, daß man sich zum Kriege mit den Italienern rüste. So verhehlte man uns die Thatsachen und verhinderte uns, Mißgriffen vorzubeugen.

Aber auch ohne die schlimmen strategischen Fehler war unser Heer, dank der elenden Militärverwaltung, verloren. Dieses Uebel scheint bei uns unausrottbar zu sein: es hat die italienische Armee in allen ihren neueren Feldzügen, von 1848 bis 1866, paralysirt; ohne die Erfolge glücklicherer Bundesgenossen hätten wir auch damals nur Niederlagen erlitten. Besonders hat sich eine unzureichende Verpflegung auch in Afrika verderblich geltend gemacht; sie muß als die Hauptursache der Niederlage angesehen werden. Baratieri sagt in seinem Buche: „Trotz allen Bemühungen des Intendanturchefs starben die Transportthiere zu Hunderten: das Personal war unfähig, die Offiziere verabscheuten diesen Dienst und hielten es unter ihrer Würde, sich darum zu kümmern, denn dazu glaubten sie nicht nach Afrika gekommen zu sein, — und so verlor dieser Dienstzweig alle Disziplin. Von 4000 Kameelen waren bei Adi Kaje nur noch 2600 vorhanden; und drei Tage später, am zwanzigsten Januar, nur noch 1700.“ Baratieri sagt ferner das Selbe wie A. Rossi und der General

Pistoia, der diesen Dingen nachforschte, nämlich, daß bei dem Zustande der Wege in der Kolonie ein Armeecorps von mehr als 20000 Mann sich in einer Entfernung von 40 Kilometern jenseits von Massaua nur wenige Tage halten kann, weil man die zum Transport von Zufuhren bestimmten Maulthiere beständig ergänzen muß und weil auf diesen Wegen, wo man ein Maulthier zum Hin- und eins zum Rücktransport braucht, auf zwei Männer immer ein Maulthier erforderlich ist. Ist es denn aber wunderbar, daß dieses Versagen der Heeresverwaltung in allen unseren Kriegen wiederkehrt? Zeigt die Armee da nicht nur das Spiegelbild der allgemeinen Zustände des Landes? Die Militärverwaltung entspricht eben der Civilverwaltung.

Die Gefahr der Lage wurde dadurch vermehrt, daß, wie Baratieri sagt, Crispi den Anspruch erhob, den Krieg telegraphisch aus europäischen Vorstellungen heraus zu leiten, die nach Afrika natürlich nicht passen konnten, und daß es ihm dabei mehr um den Schein ging, den er in Italien erweckte, als um die wirkliche Lage in Afrika; und Das geschah ohne einheitliche Leitung, aber unter Intriguen, unter bitteren Vorwürfen gegen die Generale, — kurz, in schlechter Kopie des wiener Kriegsrathes seligen Angedenkens, der sich doch wenigstens damit begnügte, einen Kriegsplan auszugrübeln, und dann das Heer nicht weiter in seinen Operationen störte.

Die schlimmste Seite der traurigen afrikanischen Erfahrungen Italiens ist aber, daß dabei unsere konstitutionellen Garantien völlig versagt haben. Wir haben alle möglichen verwickelten Einrichtungen, um die Verantwortlichkeit der einzelnen Faktoren festzulegen und um die Mißgriffe zu vermeiden, die in absolut regirten Ländern oder in einer anarchischen Demokratie möglich sind. Diesen Zwecken dienen: die Kammer, der Senat, die sogenannten Armeeconseils, die Abtheilungen des Staatsrathes, die Preßfreiheit und allerlei Anderes. Und nun frage ich: wie kommt es, daß das Alles nicht einen Augenblick vorhält, wenn es sich darum handelt, Katastrophen zu vermeiden, wie kommt es, daß nur die Masse auf der Straße, die keinen Platz in diesem System von Garantien hat, weitere Irrthümer hindern konnte, die uns völlig ruinirt hätten? Das deutet auf eine Lücke in unseren öffentlichen Zuständen, die mir noch beklagenswerther erscheint als die afrikanischen Katastrophen, denn sie bedroht uns mit neuem, vielleicht nicht mehr fernem Unheil.

Turin. Cesare Lombroso.



Max Burckhard.

Wir haben schon wieder einen großen neuen Theaterdichter in Wien. Wer etwa gegen die in letzter Zeit schon ein Bischen abgenutzte Botschaft mißtrauisch ist, Der lese nur die Tages- und Wochenblätter, aus denen es in vollen Stößen von einem Anzengruber redivivus trompetet; für den einen Kritiker hat das junge Genie mit der „Bürgermeisterwahl" ein „herrlich freches" Werk geschaffen, das er sogar einem eigenen Stück an die Seite stellt, der andere bereitet dem „Katherl" den Weg zu den Ehren des Raimund- oder Bauernfeld-Preises, — wer darf da noch zweifeln? Erfährt man aber Namen und Stellung des Verfassers, so werden manche Bedenken gegen die so reichlich dargebrachten Lobsprüche wach. Noch immer ist Dr. Max Burckhard Direktor des Burgtheaters. In seiner flotten, gewinnenden Manier, treu der Devise: „Heiter ist das Leben, heiter ist die Kunst", hat er über sieben Jahre sich „hinweggewurschtelt", wie ein bezeichnender echtwienerischer Ausdruck sagt; der Thespiswagen, den er flink bestiegen, ward ihm zum recht bequemen Fiaker, auf dem er nun auch in die Literatur einzufahren sich verpflichtet fühlte. Als er sein neues Amt antrat, hatte er zum Theater nicht einmal das innige Verhältniß eines fleißigen Besuchers; wenn er geht, wird er an Erfahrungen reicher, aber an künstlerischer Erfahrung noch eben so arm sein wie früher. Er hat das Theater ungefähr so geleitet, wie ein unerfahrener Mann einer gut gehenden, mit vorzüglichen Arbeitkräften versehenen Fabrik als Eigenthümer vorzustehen vermag; so lange diese Kräfte aushalten, kann sich das finanzielle Bild des Unternehmens nicht ändern, dem es gleichgiltig ist, wer da oben sitzt. Aber der Augenblick ist bereits gekommen, der neue Menschen und neue Werke fordert und sie nicht findet. Ohne Repertoire, ohne schauspielerisches Ensemble schwankt unser armes Burgtheater hin und her; nachdem das eine Ankertau, Friedrich Mitterwurzer, gerissen, sieht der Direktor bereits angstvoll nach dem zweiten aus, das wieder die ganze schwere Last allein tragen soll. Was das Theater besitzt, hat er verächtlich bei Seite geschoben, was er gewonnen, ward künstlerisch mißbraucht oder leichtsinnig vergeudet. Selbst der Korporalstock, den er mit drohender Geberde erhoben hatte, ist seinen Händen entglitten und er administrirt den lebenden Organismus eines Theaters vom grünen Tische seines Bureaus. Doch hier soll nicht die Rede vom Burgtheaterdirektor sein; aber nur dem Direktor hat der Dichter sein Dasein zu verdanken. Herrn Dr. Burckhard, der bis vor Kurzem literarisch unbescholten war — die kleine Sünde eines Jugendepos darf jedem Menschen vergeben werden —, hat die Sucht, einen nachträglichen Befähigungnachweis für eine Stellung, den er durch die That nicht zu erbringen vermochte, durch die Feder zu liefern, in ein für beide Theile gleich verhängnißvolles Verhältniß zur Literatur getrieben.

Der Leiter des Burgtheaters erschien zunächst als Autor in Salontoilette, mit ernster amtlicher Miene, die ihn recht übel kleidete. Er beschäftigte sich mit jenen dramaturgischen Fragen, die ihm die Zeit selbst nahelegte: die Verbindung der Kunst mit der sozialen Frage, volksthümliche Vorstellungen, die rechtlichen Verhältnisse des Schauspielerstandes. Es sei fern, ihm aus derlei nützlichen Bemühungen einen Vorwurf zu machen: es verdient die größte Anerkennung und wird wohl seine einzige bleibende That bilden, daß er die Hofbühne breiten Schichten der Bevölkerung zugänglich machte und daß ein so gewiegter, geistvoller Jurist, als den er sich nach dem Urtheil der größten Fachmänner erwiesen, unhaltbare Zustände, die viel zu wenig Beachtung finden, ans helle Licht zog. Niemand wird aber diese Verdienste als künstlerische zu bezeichnen vermögen. Auch die Schriften, in denen er seine Anschauungen niederlegte, sind keine Kunstwerke, weder im Stil, in dem bereits die Neigung zu endlosen Perioden und fatalen Witzeleien keimt, noch im Inhalt, der wirre, hegelisirende ästhetische Formeln mit Gemeinplätzen der Sozialschriftstellerei zusammenkoppelt oder für das Recht auf Rollen mit emphatischen Phrasen eintritt, die seiner Direktionführung geradezu ins Gesicht schlagen. In einer historischen Darstellung der Entwickelung des Schauspielerstandes blendet er den Laien durch hochgelehrt sich gebende Citate; sie gehen aber nicht über die ältere juristische Literatur hinaus, für die neuere Zeit versiegen die spärlichen Quellen vollständig, nicht einmal das Hauptwerk Maugras': „Les comédiens hors la loi“ ist ihm dem Titel nach geläufig. Und klingt es nicht wie eine Parodie auf seine Stellung, wenn der Direktor des Hofburgtheaters sich selbst einen Fleißzettel ausstellt und erzählt, daß er wöchentlich eine Nacht mit dem Sortiren der Anmeldungen für die Nachmittagsvorstellungen zugebracht habe? Ich habe mir wenigstens die künstlerischen Pflichten eines Theaterleiters anders vorgestellt.

Solche gelehrte und fachliche Arbeiten aber werden einem Dilettanten leicht zuwider, wenn erst einmal die Rosinen aus dem Teig herausgeholt sind; auch ist der Erfolg nur auf ein kleines Publikum beschränkt. Der Dichter aber erobert sich die Welt. So schirrte denn der unerschrockene Wagenleiter sein „Zeugl“ auch für diese Fahrt und spannte ein Paar Pegasusse vor. Da sich frische, kräftige Thiere von der ungeschickten Hand nicht leiten ließen, so nahm er zwei alte, lendenlahme Mähren, die denn auch die Hoffnung, ihn schnell in das ersehnte Reich zu tragen, gründlich zu Schanden machten. Weder mit einem unplastischen, verschwommenen und erkünstelten Märchen noch mit einer platten und nichtssagenden Erzählung „In der Schule des Lebens“, die nur verrieth, daß ihr Verfasser in keine Schule des Schreibens gegangen war, gelang es ihm, obwohl sich sogar eine Gesellschaft, die den Namen Grillparzers auf der Stirn führt, dazu hergab, sie in öffentlicher Vorlesung vorzuführen, die

seinem Ehrgeiz wünschenswerthe Beachtung zu erringen. In richtiger Selbsterkenntniß begriff er, daß sein unnatürliches Gebahren auch nur unnatürliche Werke zu erschaffen vermöge, und verzichtete schnell auf den ihm verweigerten Kuß der ernsten Muse. Was er gewesen, ward er wieder: den Cylinder fesch aufs Haupt gedrückt, mit flatternder Kravatte, bestieg er den Kutschbock und ließ die Peitsche auf wohlgenährte Stallpferde niedersausen, die den Wagen nun ganz anders dahintrugen, lustig fort, wäre es selbst in den ... in jene Substanz, für die der Dichter der „Bürgermeisterwahl" das einzig bezeichnende richtige Wort gefunden und ausgesprochen hat. Gar kein Zweifel, daß der Mann so besser gefällt. Er giebt seine eigene Natur und Das ist immer erfreulich. Es fragt sich nur, ob diese Natur zu einer literarischen Wirksamkeit berufen ist. Es giebt gar prächtige Menschen, die weder Theaterdirektoren noch Schriftsteller sind; vielleicht sind es gerade die prächtigsten. Burckhard hatte das große Glück, bei seiner neuen Ausfahrt den wegkundigsten und sichersten Vorreiter, der noch dazu die lockendsten Weisen zu blasen verstand, in Gestalt des Herrn Hermann Bahr zu finden. Dieser kühne Demagoge, der alle Kniffe seiner gefährlichen Kunst rücksichtlos spielend anwendet, hat Wien durch ein unfehlbares Mittel besiegt: seine Behauptungen trotz spöttischem Gelächter zu wiederholen, bis sie nachgesprochen werden. Er brauchte ein blühendes Literaturleben; so verkündete er es, mochten aus seinen Pflanzungen auch nur kranke Treibhausgewächse hervorgehen. Er hat, trotzdem ihm die reinen Quellen der Poesie nicht sprudeln, mit Pumpen und Hebeln Dichtungen zu Tage gefördert, welche die Autorität seines Urtheiles und der Jubel seiner „Barrierestöcke" — der Ausdruck eines ihm im Wesen verwandten Politikers ist hier am Platz — zu bedeutsamen Kundgebungen gestempelt hat. Die beiden Seelen mußten einander finden: sie theilten die trotzige Energie des Willens, die Rücksichtlosigkeit, gedeckt durch die Maske eines gemüthlichen Wienerthums, die frivole Auffassung von Leben und Kunst. Der gewaltige Unterschied, daß diese Auffassung bei dem Einen aus einer gewissen Sachkenntniß, bei dem Anderen aus Unkenntniß stammt, daß Bahr eine wahre, wenn auch zur Selbstkarikatur geneigte Künstlernatur, Burckhard ein phantasieloser Stümper ist, thut nichts zur Sache. Bald konnte sich der Direktor als einen zweiten Laube gepriesen hören und dem Schriftsteller setzte der Kritiker, als im Laufe dieses Jahres der Roman „Simon Thums" und die zwei Stücke „Die Bürgermeisterwahl" und „Katherl" erschienen, den Lorber auf das für solche Ehre wenig geeignete Haupt.

Die drei genannten Werke wollen unverkennbar Geist von Bahrs Geist sein, aber der Spiritus ist aus ihnen verflogen. Wohl versteht auch Bahr nicht zu komponiren; aber ein Monstrum wie den Roman, der zwei Drittel mit einem Tage aus Simon Thums' Leben ausfüllt, um mit einem Epilog schnell abzuschließen, oder ein Drama, in dem nicht einmal der leiseste Versuch

gemacht wird, eine Handlung zu entwickeln, können ihm selbst seine Feinde nicht nachsagen. Auch er bedarf in seiner poetischen Lahmheit der Krückstöcke der Modelle, mit deren Errathung sich der Zuschauer recht erbaulich unterhalten kann; aber sie leben wenigstens für einige Augenblicke, wenn man auch, wie bei Kinematographen, fortwährend den Apparat klappern hört und sie in der unruhigsten Bewegung sieht. Burckhards Gestalten sind schlecht geschminkte Leichen. Das Schlagwort „Beobachtung“ hat das entsetzlichste Unheil auf künstlerischem Gebiet angerichtet. Genau so, wie heute sich Kollektaneen für wissenschaftliche Werke ausgeben, breiten die dilettantischen Photographen ihre ziellos gemachten Aufnahmen aus und fordern Bewunderung. Man habe endlich den Muth, zu sagen, daß diese Sammlungen einfach langweilig sind. Wir sind heute genau wieder auf dem Standpunkte der beschreibenden Dichtung, der Lessing den Garaus machen mußte. Ob ein Brockes jedes Gräslein andachtvoll besingt oder ob jede Bewegung des Friseurgehilfen, der Simon Thums herrichtet, registrirt wird, kommt auf das Selbe heraus. Und Burckhard mußte dem Fluche dieser Richtung ganz zum Opfer fallen, da ihm das Einzige fehlt, was ihn zu lösen vermag: die künstlerische Kontrole. Gewiß ist auch eine solche Beobachtung eine Gabe, die nicht Jedem zugemessen ist; aber es ist höchstens eine Hilfskunst des Schriftstellers, nie die Kunst selbst. Ein Goncourt, der selbst beinahe in Kleinmalerei aufging, sagt in seinem „Journal“ ausdrücklich: „Apprendre à voir, c'est le plus long apprentissage de tous les arts.“ Ein Dichtwerk ist ein wohlgewählter Strauß; Bahr bietet die Blumen, wie er sie abriß, mit Unkraut gemengt, dar; Burckhard fährt erst den Dünger herbei, aus dem die Gewächse entstehen sollen. Die „Bürgermeisterwahl“ bringt einen ersten Akt, in dem die Honoratioren des Biertisches bei einander sitzen und zechen, jenes Kleinstädtergetratsch, das den Fremden, der zufällig dazu kommt, fürchterlich langweilt. Immer herrscht jene gefährliche Heiterkeit auf der Bühne, die sich dem Zuschauerraume nicht mittheilt. Sonst aber geht nichts, wirklich rein gar nichts vor. Im dritten Akte belauschen einander zwei Wilderer; gerade so gut könnte ein Ballet eingelegt sein. Um den fünften Akt des „Katherl“ zu füllen, erzählen zwei Krankenwärterinnen endlose Spitalgeschichten. Und nirgends wird das geringfügigste Detail verschwiegen; Das ist ja „Wahrheit“, freilich schon die, von der Hebbel sagt: „Hoffentlich nicht zum weinenden Auge auch die fließende Nase.“ Ich schrecke durchaus nicht vor grassen und widerlichen Details zurück. Bei Burckhard aber sehe ich nur schlecht gestellte Bilder ohne Leben und Bewegung, die mir das Urtheil Nietzsches bestätigen: „Ich fürchte, wir sind mit unserer jetzigen Verehrung des Natürlichen und Wunderbaren am Gegenpol alles Idealismus angelangt, nämlich an der Region des Wachsfigurenkabinets.“

Wie Hermann Bahr das Theater, das jedem Kritiker Altar und Kirche

sein sollte, lediglich vom Standpunkt des Direktors in „Nana" gezeichnet hat, so schlägt Burckhard seiner juristischen Vergangenheit ein Schnippchen. Offenbar wollte er ein Wort, das er in einer temperamentvollen, die Mängel des Gerichtswesens in würdiger Form bekämpfenden Schrift: „Zur Reform der juridischen Studien" ausgesprochen hatte, zur Wahrheit machen: „Wer ein neues Vermögensobjekt erwerben will, muß normaler Weise andere Vermögensobjekte dafür hingeben; kann er sich von keinem Theil seines gegenwärtigen Besitzes trennen, so kann er von dem neuen nichts erwerben." Das hat ihm den Beinamen eines „Satirikers" eingetragen. Ich gestehe offen, daß ich in der „Bürgermeisterwahl" von einer „Satire" nicht viel gemerkt habe, wenigstens habe ich solche Szenen aus dem Gerichtssaal schon viel lustiger auf den Brettergerüsten der Volksänger, wohin der ganze zweite Akt überhaupt gehört, und in Anekdoten der Fliegenden Blätter gesehen und gelesen. In „Simon Thums" werden allerdings einige, aber zumeist an den handelnden Personen, nicht an der Sache selbst haftende Mißstände vorgeführt, doch auch in nicht allzu scharfer Weise. Dem Dichter Burckhard fehlt die Höhe des Satirikers, der über der verhöhnten Sache steht und sie von oben richtet. Die Geißel, mit der er um sich schlägt, ist aus Zwirnsfäden; und Niemand wird seine Hiebe sehr ernst nehmen. Er selbst aber scheint wohl auch nur, wie eine Figur seines Romans, zu schwelgen „im Vorgefühl seiner literarischen Triumphe, deren Gipfelpunkt ihm darin zu liegen schien, daß seine Arbeit bei allen Jenen, die es ernst mit der ihren nehmen, Aerger und Unwillen erregen würde."

Uebt der aus dem Kleinleben herausgeholte Witz in der „Bürgermeisterwahl" eine gewisse Wirkung auf ein zu geistiger Trägheit geneigtes Publikum, so bringt das „Katherl" nur die ältesten, beinahe für die altwiener Posse schon unmöglichen Gestalten vom Siemandl, seiner Frau und einer Tratschschwester, die zweimal durch ihr Gerede die Handlung vom ewigen Stillstande erretten muß. Konnte man im ersten Stück vielleicht glauben, der Verfasser habe aus höheren Absichten auf theatralische Vorgänge verzichtet, so liefert das andere den schlagenden Beweis, wie unfähig er ist, dramatisch zu denken. Das abgeleierte Thema, die Rehabilitirung einer einmal Gefallenen, wird hier mit abscheulicher Verlogenheit durchgeführt. Katherl, die ihrem Bräutigam einen Fehltritt verschwiegen hat, wendet sich, als der Liebste, durch den verrätherischen Bruder belehrt, sie in heftiger Aufwallung aus dem Haus weist, mit größter Entrüstung gegen den Beleidigten und erklärt ihm, er habe ihr dankbar zu sein, daß sie ihm eine unangenehme Mittheilung ersparen wollte, und sie dulde nicht, daß man alte Fetzen, die sie in ihrer Seele vergraben habe, wieder ans Licht ziehe. Unwillkürlich denkt man an die alte Anekdote, wo ein Mädchen sich wegen eines Kindes entschuldigt: „Aber es war nur ein ganz kleines." Und mit dieser einen Szene ist das Stück auch fertig. Erster und vierter Akt sind

beinahe überflüssig. Aber es gelingt sogar, noch einen fünften à la Kameliendame herauszuschlagen, der im Spital spielt, in dem das brustkranke Katherl beinahe stirbt. Es sind Kolportagewirkungen übelster Art und der Mann, der die theatralische Volksbildung im Munde führt, hat ihr durch seine eigenen Werke wahrlich nicht genützt.

Die beiden Dramen sind theils ganz, theils ziemlich im Dialekt geschrieben, den der Verfasser zwar sprachlich meisterhaft beherrscht, aber nicht theatralisch; seiner Rede fehlt jede Fähigkeit berechnender Auswahl. Der Humor im Wort erhebt sich nie über den manchmal recht treffenden und schlagfertigen wiener Volkswitz mit seiner behaglichen Selbstgefälligkeit, auch wo er recht saftlos wird. Daß so manchmal einzelne Pointas gut gelingen, hat für den dramatischen Werth der Arbeiten keine wesentliche Bedeutung. Viel schlimmer steht es in dem Roman mit dem Stil, gegen den die arme mißhandelte Sprache den Schutz eines Gerichtshofes anrufen sollte. Ein ganz verschnörkeltes Kurialdeutsch mit „diesbezüglich“, „in Berücksichtigung“ u. s. w. hat eine wilde Ehe mit dem schwerfälligsten und wüstesten Periodenbau schlechtester Gliederung und an Jean Paul erinnernder Geschraubtheit geschlossen. Und dabei Satz um Satz nach jener auch in den Dramen durchleuchtenden ironisirenden Schablone, die das Gegentheil echten Humors ist und geradezu aufreizend auf die Nerven wirken muß.

Mit dem Roman scheint Burckhard eine alte Laufbahn abgeschlossen, mit den Dramen eine neue eröffnet zu haben. Das Merkwürdigste an ihnen ist, daß ein Direktor, der für seine Befähigung, eine Bühne zu leiten, beinahe schon das Recht des ungestörten Besitzes anrufen könnte, sie geschrieben hat. Was man von ihm erwartet hätte, wären Theaterstücke vom gewöhnlichen Schlage, denen die Szene Mutter und Vater gewesen. Burckhard aber schafft unliterarische und zugleich theaterwidrige Wechselbälge. Es liegt mir fern, seine großen Gaben gering zu schätzen: schon daß er sich, ohne alle künstlerische Befähigung, sieben Jahre auf den heißen Brettern des Burgtheaters halten konnte, ist das Resultat einer Summe von Energie, Diplomatie und Klugheit, die nicht viele Leute aufzubringen vermöchten. Er hat im höchsten Maße Das, was den Wiener auszeichnet: er ist anstellig. Man gebe ihm eine Festung zu bauen, und er wird sie bauen, genau so, wie er sich Theaterstücke abgezwungen hat. Einen Mann von bewundernswerther Arbeitkraft, reich an Eigenschaften, die ihm persönliche Sympathien gewinnen, hat der unselige Zufall an einen Platz gestellt, der ihn innerlich nicht befriedigen kann und ihn zu Experimenten verleitet, die besser unversucht blieben. Man gebe ihm einen großen, seiner würdigen Wirkungskreis, der ihn ganz ausfüllt: das deutsche Theater und die deutsche Literatur werden ihn nicht vermissen.

Wien, am zehnten Dezember 1897. Alexander von Weilen.

Selbstanzeigen.

Empfinden und Denken. Gießen, Emil Roth.

In der modernen Nervenphysiologie, so weit sie durch die Namen Johannes Müller, Jakob Henle, Du Bois-Reymond, Helmholtz, Lotze u. s. w. umschrieben wird, besitzt das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien heute noch eine unumschränkte Geltung. Dieses Gesetz besagt, daß in den Empfindungen nicht die Leitung einer Eigenschaft der äußeren Körper uns bewußt wird, sondern eine Qualität, ein Zustand unserer Nerven, veranlaßt durch eine äußere Ursache. Durch diese Auffassung wird, wie man sieht, die Realität der sinnlichen Wahrnehmung geleugnet. Denn nur Zustände unserer Nerven seien es, die zu unserem Bewußtsein gelangen, nicht körperliche Eigenschaften, die wir nur wahrzunehmen glauben. Diese Eigenschaften haben nur die Bedeutung eines Auslösemittels; worin sie aber wirklich bestehen, bleibe uns verschlossen. Diese Auffassung zu widerlegen und die Realität der sinnlichen Wahrnehmung zu beweisen, bildet die eine Aufgabe des hier angezeigten Buches. Zunächst sind es biologische Thatsachen und der Entwickelungtheorie entnommene Gründe, die ihre Unhaltbarkeit darthun. Wenn wir die individuelle Entwickelung der verschiedenen Sinnesorgane vergleichen, so sehen wir, daß sie alle zuerst in der denkbar einfachsten Gestalt auftreten; erst ganz allmählich bilden sich Schritt für Schritt die wundervollen Vervollkommnungen, durch die schließlich die höheren Sinnesorgane zu den merkwürdigsten und komplizirtesten Einrichtungen des Organismus sich gestalten. So senden nach Lubbock die Epithelialzellen häufig Stoffe ab, die sich zu einem mehr oder weniger festen Körper vereinigen. Ein solcher Ballen kann dann durch Schallwellen in Bewegung gesetzt werden und vermehrt so deren Einfluß auf die Epithelialzellen; ein Gehörorgan auf der untersten Stufe seiner Bildung ist entstanden. Andererseits kann der selbe Körper oder ein analog entstandener als Linse dienen, die die Lichtstrahlen wie ein Brennglas sammelt und so deren Einwirkung auf die darunter gelegenen Zellen verstärkt; damit ist die Anlage eines Auges gegeben. Solche Entwickelungstufen existiren thatsächlich und lassen sich bei gewissen Muscheln und Schnecken nachweisen. Offenbar hängt also Das, was ein Nerv übermittelt, nicht von seiner eingeborenen Spezialität ab, wie unser Gesetz behauptet, sondern von dem Sinnesorgan, mit dem er verbunden ist. Die Nerven sind deshalb ursprünglich vielmehr als indifferent anzusehen und erst dadurch, daß sie immer nur eine Art von Reizen übermitteln, hat sich in ihnen die Spezialität, der chronische Reizzustand, entwickelt. Wenn nun die spezifischen Sinnesnerven sich nachweisbar erst unter dem Einfluß der Licht-, Schall-, Geschmacks- und anderer Reize entwickeln konnten, so ist klar, daß die Reize selbst unabhängig und außerhalb der Nerven existiren müssen und nicht als deren spontane Erzeugnisse angesehen werden dürfen. Das ist im Allgemeinen der Standpunkt, den Ernst Haeckel, Lubbock, H. G. Meyer, Volkmann und ich in diesen Fragen einnehmen.

Gegen das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien spricht auch der Satz der Kausalität. In ihm wird behauptet, daß die Summe der Ursachen die Natur

der Wirkung bestimme und daß jeder daran betheiligte Umstand auch in der Wirkung zur Geltung gelangen müsse und nicht darin vernichtet werden könne. Gegeben sind uns die Reize der Außenwelt und die spezifischen Energien der Sinnesnerven. Das, was entsteht, wenn die Reize auf den Nerv treffen, ist die spezifische Empfindung; diese stellt also die Wirkung dar. Nun soll in dieser Wirkung, wie behauptet wird, die Natur des Reizes gänzlich untergegangen sein; die Empfindungen, so sagt man, seien gar nicht abhängig von der Natur dieser Reize, eine Uebereinstimmung von Licht und Lichtempfindungen, von Schall und Schallempfindungen bestehe gar nicht u. s. w. Wenn nun aber die Nerven aus den Reizen Etwas machen, das sie an sich gar nicht sind, so ist die Leistung der Nerven offenbar eine spontane oder autonome, d. h. in Wahrheit eine Schöpfung aus dem Nichts und es ist überhaupt nicht einzusehen, was die Reize mit der Empfindung zu thun haben.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen bilden die Grundlage für den anderen Theil der Aufgabe, der darin besteht, die idealistische Theorie vom Wesen des menschlichen Intellektes als unhaltbar aufzuweisen und durch eine sensualistische zu ersetzen. Nach der idealistischen Auffassung ist der Verstand ein primäres, sich selbst bestimmendes, von den Sinnen unabhängiges Vermögen, das die Sinne in Bezug auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit übertreffe und ihre Zeugnisse erst richtig zu stellen habe. Die Untersuchung ergiebt, daß das Entgegengesetzte der Fall ist: die Sinne übertreffen den Verstand bezüglich ihrer Aussagen an Schärfe, Richtigkeit und Zuverlässigkeit, sie erschöpfen, bestimmen und umgrenzen ihn, aber nicht umgekehrt; in dem Verstande ist nichts enthalten, was nicht auch die Sinne darthun. Diese zeigen die Dinge und ihre Eigenschaften so, wie sie sind, der Verstand aber nur so, wie sie gedacht werden müssen, damit begriffliche Einheiten, Denkkategorien, aus den Sinneszeugnissen gebildet werden können. Die Sinne liefern den Stoff der Erkenntniß und aus diesem bilden sich erst die Begriffe, die den Verstand konstituiren. Ohne Sinne giebt es keinen Verstand; folglich ist dieser ein sekundäres, von den Sinnen abhängiges Vermögen, während die Sinne selbst die primären Vermögen darstellen, aus denen der Verstand sich zusammensetzt. So hat man vom Standpunkt der Lehre der spezifischen Sinnesenergie behauptet, daß der Ton an sich kein Ton, das Licht an sich kein Licht und daß sie Beide nur Bewegungen seien, das eine Mal Bewegungen eines wägbaren, das andere Mal eines unwägbaren hypothetischen Mediums. Die kritische Untersuchung zeigt, daß diese Behauptungen falsch sind, daß man hier begriffliche Verknüpfungen für wesenhafte, materiale Bestimmungen hält. Das wahre Wesen des Lichtes erschließt sich nur dem Auge, das des Tones nur dem Ohr. Allerdings muß man, um aus Ton und Licht vergleichbare oder denkbare Vorgänge zu bilden, sie als Bewegungen auffassen; allein damit hat man sie nur logisch oder begrifflich, Das heißt so weit bestimmt, wie sie eben als ähnliche, vergleichbare Vorgänge aufgefaßt werden können. Ihr eigentliches Wesen wird dadurch weder näher bestimmt noch erschöpft, sondern vielmehr aufgehoben, negirt; denn dieses Wesen liegt eben gerade darin, daß die eine Bewegung eine Licht-, die andere eine Tonempfindung veranlaßt und diese wird eben nur von den dazu bestimmten Sinnenorganen, von Auge und Ohr, richtig aufgefaßt und erkannt. Die Begriffsbildungen des Verstandes erfolgen immer nach dem selben Schema:

dadurch, daß man die ungleichartigen Merkmale unberücksichtigt läßt und nur die gleichartigen in das Auge faßt und in den Begriff hineinnimmt. So kann man den Löwen und den Tiger zusammen als Katzen bezeichnen. Wenn man aber eine solche Zusammenfassung vornehmen will, so muß man all Das, was den Löwen als Löwen und den Tiger als Tiger charakterisirt, fallen lassen und nur Das beibehalten, was Beiden gemeinsam ist. Auf ganz analoge Weise kann man von Licht und Klang sagen, daß sie zusammen als Bewegungen anzusehen seien. Dann bleibt aber unberücksichtigt, daß die eine Bewegung eine Licht-, die andere eine Tonempfindung veranlaßt. Und Das ist doch das allein Entscheidende und Charakteristische. Demnach würde der Behauptung von Du Bois-Reymond und Anderen, der Ton sei an sich kein Ton, sondern eine Oszillation wägbarer Theilchen, die andere an die Seite zu setzen sein: der Löwe ist an sich kein Löwe, sondern eine Katze. Worin die geistige Ueberlegenheit zu suchen, die sich in solchen und ähnlichen Sätzen ausspricht, ist nicht einzusehen. Auf Grund dieser Untersuchungen und Darlegungen gelange ich zu der Ansicht, daß wir im Verstande nur eine Verallgemeinerung der Sinnenzeugnisse vor uns haben, daß der spezifische Geist der Sinne im Verstande zu einem Gemeingeist sich verschmolzen hat bezw. daß der Verstand nicht als ein gesondertes Vermögen anzusehen ist, sondern als Gemeinsinn, in dem die Partikularität der einzelnen Sinne aufgehoben ist, angesprochen werden muß. Daraus ergiebt sich nun schließlich, daß der richtige Weg zur Erkenntniß des menschlichen Verstandes allein der ist, daß man ihn methodisch aus den Einzelsinnen ableitet und daß es durchaus falsch ist, in dem Verstande Etwas erblicken zu wollen, das die Sinne überfliegt, von ihnen unabhängig und von Grund aus verschieden ist. Die Hauptaufgabe meines Buches ist also die, eine auf Kritik sich stützende, logisch korrekte Theorie des Sensualismus, die Locke nicht gegeben hat und in Anbetracht der wissenschaftlichen Mittel seiner Zeit auch nicht geben konnte, vorzulegen.

München. Albrecht Rau.

♣

Das Neue Testament, übersetzt in die Sprache der Gegenwart. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Daß die Bibel viel mehr gelesen als verstanden wird, ist unbestreitbar. Es kann auch kaum anders sein. Literaturwerke des Alterthumes, zumal des semitischen Alterthumes, zu verstehen, ist eine Kunst, die unsere Gebildeten in langen Jahren ernster Arbeit auf Gymnasien und Hochschulen erlernen. Die weiten Kreise aber, die die Bibel lesen, haben diese Kunst meist nicht erlernt. Es ist deshalb dringend nöthig, daß ihnen durch gut gearbeitete Hilfsmittel das Verständniß ermöglicht werde. Die biblischen Schriften müssen in modernes Deutsch übertragen und, wo es nöthig ist, mit Anmerkungen und historischen Einleitungen versehen werden. Das habe ich in meiner Reclam-Ausgabe für das Neue Testament versucht. Ich hoffe, wenn die Ausführung meinen Absichten entsprechend gefunden wird, mit diesem wohlfeilen Buche Vielen einen Dienst geleistet zu haben.

Hamburg. Pfarrer Kurt Stage.

♣

Deutsche Agrarzeitung. Verlag von Hermann Walther, Berlin.

In den wöchentlich erscheinenden Heften der neuen Zeitschrift soll je eine das Landwirthschaftgewerbe berührende politische Frage — frei von Parteirücksichten — ausführlich besprochen und durch Herbeitragung sachlichen Materials geklärt werden. Diesem Haupttheil jedes Heftes schließt eine knapp gehaltene Kritik agrarpolitischer Tagesereignisse sich an. Die Wochenschrift wendet sich an Alle, die ein besonderes Interesse an der wirthschaftpolitischen Entwickelung im Deutschen Reiche nehmen und eine sachliche Orientirung über jede agrarpolitische Einzelfrage wünschen.

Steglitz. Edmund Klapper.

❧

Wanderjahre eines jungen hamburger Kaufmannes. Band I und II. Zwei Reisen um die Erde in 1000 bez. 777 Tagen. Berlin 1898. Dietr. Reimer.

Sehr geehrter Herr Harden, es würde mir so geschmacklos wie anmaßend erscheinen, als junger Zufallsschriftsteller Sie um Aufnahme einer Selbstanzeige zu bitten, wenn ich nicht schon am zehnten Juli 1897 durch Herrn Karl Hecht bei den Lesern der „Zukunft" freundlich eingeführt worden wäre. Wir, mein Bruder Egon und ich, haben unsere Erlebnisse in den vier fremden Erdtheilen nicht ohne bestimmte Endzwecke aufgezeichnet. Beide Bücher sind vornehmlich für die Altersgefährten geschrieben; ihnen möchten wir zeigen — nicht, wie fremde Länder und deren Völkerschaften sind, sondern —, wie sie eben uns jungen Leuten erscheinen. Wir möchten durch unsere anspruchslosen Beschreibungen unseren Lesern Anlaß geben, auch in jungen Jahren nicht nur einzelne entfernte Städte aufzusuchen, sondern mit offenen Augen zu reisen und dadurch nach Kräften so viel wie möglich Fremdländisches in ihren Gesichts- und Gedankenkreis aufzunehmen, ohne ihrer deutschen Art Abbruch zu thun. Heute nennen von Hundert unter Denen, die die Erde bereisen, Zwei die deutsche, fast alle Uebrigen die englische Mundart ihre Muttersprache. Es dürfte nicht von der Zahl der Kreuzerkorvetten abhängen, wer schließlich den größten Theil unserer Erde beherrschen soll: Dem, der die Welt am Besten kennt, wird sie gehören. In zweiter Reihe wollten wir versuchen, unseren jungen Lesern zu zeigen, welche Freuden, welche anregenden Genüsse das kaufmännische Leben uns zu bieten vermag, auch wenn wir uns vom Erlernen der alten Sprachen und so ziemlich Allem, was damit zusammenhängt, lossagen, wenn wir bestrebt sind, uns nur die zweckdienlichen Sprachen der Gegenwart anzueignen und uns daneben ein, wenn auch nur bescheidenes, doch unter keinen Umständen einseitiges Wissen zu erwerben. Endlich haben wir uns zur Aufgabe gemacht, alles deutsch Gedachte, deutsch Empfundene in deutscher Sprache wiederzugeben. „Die lateinischen Wörter hindern uns über die Maßen sehr, gut Deutsch zu reden," meinte Luther. Wir sind von dem leitenden Gedanken ausgegangen, daß eine möglichst reine deutsche Sprache die deutschen Stämme mehr zusammenhalten würde als alle anderen Mittel, die aufgeboten werden, um diese Einheit zu befestigen. Mit dem eben erschienenen zweiten Bande meines jetzt in Guatemala beschäftigten Bruders wird unsere Arbeit voraussichtlich noch nicht beendet sein.

Hamburg. Oswald Kunhardt.



Guten Morgen, mein Herr!

„Modern“, — ein Fieber-Elixier!
(Adrien Juvigni).

Ferdinand Octave Bruat erwachte eines Morgens mit einer Idee, die ihm gut schien.

Ferdinand Octave Bruat war Das, was man gemeiniglich „Literat“ zu nennen pflegt. Er hatte Verse gemacht, die Niemand verlegen wollte, Romane, die von allen Journalen ungelesen zurückgesandt wurden, Theaterstücke, die selbst der Cirkusdirektor ablehnte. Doch hatte er statt des Talentes eine Theorie, ein Ideal. Er glaubte sich zum Haupt einer „Schule“ berufen und lebte fest in dem Wahn, die „Moderne“ erfunden zu haben. Er verstand darunter den Inbegriff all jener Dinge, die das Leben unserer Tage ausmachen, dieses so bizarre, so tolle und in mancher Hinsicht doch so nüchterne Leben. Er erklärte, daß es nun an der Zeit sei, endlich einmal offen und ehrlich mit allem Epigonenthum, dem klassischen wie dem romantischen, zu brechen, und daß man die zeitgenössische Gesellschaft durchwühlen müsse, um so auf absolut neue und originelle Gedanken, auf neue Formen und eine neue Sprache zu stoßen. Er sagte, daß jede Epoche den ihr eigenthümlichen Ausdruck gefunden habe; und unsere Zeit sei an der Reihe, nun auch den ihren zu suchen.

Er hatte nicht Unrecht.

Leider war er nicht Mannes genug, die Fahne, die er erhoben hatte, auch in den Kampf zu tragen, und seine ganze Tapferkeit beschränkte sich darauf, recht viel zu diskutiren und in den Kaffeehäusern hochfliegende Reden zu halten. Er vertilgte mehr Gläser Melange als Vorurtheile und machte mehr Schulden als Meisterwerke.

Eines Morgens aber fand er, als er aus dem Bette sprang, das Meisterwerk, das er schon so lange gesucht hatte. Wenn ich behaupte, daß ers gefunden habe, irre ich mich; ich wollte sagen: er glaubte, es gefunden zu haben.

Er war mit einem — Titel niedergekommen.

Was sollte er nun damit anfangen? Er wußte es selbst noch nicht. Doch schien ihm dieser Titel vielsagend, wohlklingend, leicht zu merken, reich an Variationen und durch und durch „modern“; er schien ihm geradezu in einer einfachen, zugleich aber komplizirten Weise das ganze Jahrhundert kurz zusammenzufassen.

Dieser Titel war eine Formel, so seltsam wie banal; ein aus vier Wörtern bestehender Satz, den man tausendmal jeden Morgen gebraucht, eine Phrase, ganz ohne Künstelei, ohne Anmaßung, ohne Pedanterie, nicht klassisch und nicht romantisch. Sie lautete ganz einfach: Guten Morgen, mein Herr!

Aus diesem Titel machte er zunächst ein Sonett. Es wurde den Freunden vorgelesen; natürlich von gelehrten Anmerkungen und philologisch-philosophischen Kommentaren begleitet, die auf den Kern der Dichtung aufmerksam machen und die Bedeutung und Tragweite des Ganzen erläutern sollten. Man fand es einstimmig der Bewunderung würdig. „Rasch, rasch muß es veröffentlicht werden!“ schrieen die Enthusiastischsten. „Das wird der neuen Poesie die Note geben!“

Ein Spötter, der nicht freimüthig seine Meinung zu äußern wagte, aber durch den Erfolg gereizt war, verdrehte seine Kritik in ein Kompliment. „Ich

glaube", sagte er, „das Sujet verlangt eine breitere Behandlung. Gewiß, das Sonett ist ja recht hübsch. Aber fühlt Ihr nicht auch, daß es einer Idee von so hoher Bedeutung nicht genügen kann? Bedenkt doch nur! Eine so tiefe, so mannichfaltige, so komplizirte Sache kann nicht in vierzehn Versen erschöpft werden! Der Gedanke ist viel zu mächtig, er zersprengt ja die Form! An Bruats Stelle würde ich aus meinem Sonett ein Drama machen."

Die ganze Tafelrunde klatschte Beifall, — im Stillen entzückt, das famose Sonett zur Umarbeitung verurtheilt zu sehen.

Bruat verstand die Ironie des Spötters nicht. „Du hast Recht", rief er aus und warf sich in die Brust. „Die allzu knappe Form hat mir den Gedanken verkürzt. Besten Dank für Deine Kritik, die mir beweist, wie sehr Du mich achtest. In der That: dieser Ideengehalt verdient mehr als vierzehn Verse. Ich werde ein Drama daraus machen, ein Drama in fünf Akten und neun Bildern."

Und trotz den heuchlerischen Protesten seiner Freunde riß er das Meisterstück in Fetzen.

Er zehrte nun fünf Jahre lang von der Erinnerung an dieses Sonett. Stets stellte er das Drama mit dem verblüffenden Titel: „Guten Morgen, mein Herr!" in Aussicht. Fast berühmt wurde er durch dieses Stück, das in seinem Tischkasten ruhte. Man wußte, daß er nur noch wenige Szenen zu dichten hatte; man sagte sich, daß die Arbeit fortschreite; Leute, die ihn niemals gesehen hatten, verbürgten sich in ihrer Naivetät und mit dem Brustton der Ueberzeugung für sein Genie; man hausirte mit seinem Ruhm. Wollte man ihnen glauben, dann gab Das eine große Zukunft, eine wunderbare Hoffnung. Man solle sich auf einen Donnerschlag gefaßt machen! „Allerdings, Zeit hat er sich dazu gelassen; aber braucht nicht die Aloe hundert Jahre, um zu blühen?"

Schließlich war das Drama fertig. Das war ein großes Ereigniß in den kleinen Journalen. Welches Theater wird nun der neuen Schule als Kampfplatz dienen? Sicher werden die Direktoren einander die Ehre streitig machen, dem Publikum das Hauptwerk des neunzehnten Jahrhunderts vorzuführen. Wird es aber auch unter den vorhandenen Schauspielern würdige Interpreten finden?

Zunächst berief Bruat seinen kleinen Hofstaat, um ihm einen Vorgeschmack seines künftigen Sieges zu gewähren ... Es gab diesmal nicht einen solchen Erfolg wie beim Sonett. Möglich, daß die Geister vorher schon von diesem Drama eine viel zu hohe Meinung hatten. Möglich auch, daß Bruat nicht so sehr verblüffte, wie mans gehofft hatte. Vielleicht mischte sich ein Bischen Neid in das Urtheil der Zuhörer? Vielleicht auch waren diese Zuhörer nicht mehr so jung und deshalb minder enthusiastisch? Kurz, die Vorlesung war ein Durchfall.

Nur ein Einziger, der Spötter, protestirte gegen die allgemeine Kälte und protzte mit einem Enthusiasmus ohne Grenzen. „A la bonne heure!" rief er aus, „da haben wir, was wir suchten! Da steckt Bewegung drin, Leben, Gründlichkeit, Frechheit und Kraft. Ueberflügelt ist Dein Sonett! Mein alter Junge, Du hast das neue Drama gefunden, das Drama der Zukunft, das moderne Drama!"

Allein Bruat schwieg betroffen ... Im Grunde mißtraute er nun dem Spötter, der ihm gerathen hatte, das Sonett durch ein Drama zu ersetzen. Er grollte ihm, weil dieses Drama keinerlei Effekt machte, während doch das Sonett so großen Beifall gefunden hatte.

„Nun sagt mir mal offen", sprach er zu den Anderen, „was Euch tadelnswerth erscheint!"

„Aber nichts, ganz und gar nichts!" rief der Chorus seiner Freunde.

„Und doch! mein Drama gefällt Euch nicht! Ich merks recht wohl!"

„Willst Du, daß ich Dir die Wahrheit sage?" unterbrach ihn Einer, den dieser Mißerfolg muthig gemacht hatte.

„Nur los, mein Freund! Du weißt, mein Prinzip ist, die Wahrheit zu suchen, nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit."

„Nun also: ich glaube, das moderne Leben ist viel zu verworren, als daß es in ein Drama gestopft werden könnte. Es giebt da kausale Zusammenhänge, Erscheinungen des Milieus, Gefühlswirnisse, Beschreibungen materieller und seelischer Phänomene, Sondirungen physiologischer und psychologischer Natur, die den Forderungen der Bühne einfach nicht entsprechen können. Du hast tapfer angekämpft wider diese Schwierigkeit. Bald nämlich bist Du ihr aus dem Wege gegangen, — Das giebt arge Lücken; bald hast Du Dich wild auf sie gestürzt, — Das führt zu Gewaltsamkeiten! Trotz all Deinem Talent konntest Du das Ungeheuer nicht überwältigen. Die Intrigue ist bei Dir dunkel, Deine Charaktere sind schlecht entwickelt, Dein Schluß ist unnatürlich. Und dennoch: welche Fülle der Beobachtung! Welche Lichtblitze in der Analyse! Welche Kraft der Durchdringung! Welche Sprache! Ah! Wer sich so, allen Hindernissen und Hemmungen zum Trotz, aus der Affaire ziehen kann, ist wirklich ein ganz verfluchter Kerl! Aber was willst Du nun thun? Unmögliches kann Niemand leisten. An Deiner Stelle würde ich das Ganze umgießen, länger, klarer, breiter machen; ich würde mich gehen lassen, so weit es irgend möglich ist; ich würde die Anlage des Werkes der Größe meines Gedankens anpassen. Ich würde aus meinem Drama einen ... Roman machen."

„Recht hat er!" begann aufs Neue der Chor. „Er hat Recht! Das ist das Allerrichtigste! Mach' einen Roman aus Deinem ‚Guten Morgen, mein Herr!'"

Die Meinung war einstimmig. Bruat war arglos genug, sich ihr zu fügen. Heroisch warf er sein Drama ins Feuer und schickte sich an, den Roman zu machen.

Zehn Jahre verbrachte er mit der Ausarbeitung. Das war für ihn eine Zeit der Vergötterung. Mehr Propheten hatte er sicherlich als ein Gott. Die Einen überschlugen sich in ehrlicher Bewunderung. Die Anderen, die Bösartigen, die da glaubten, daß er in seinem Leben nie was Rechtes zu Stande bringen werde, verbreiteten sein Lob, weil er ihnen nicht gefährlich schien. Die Kritiker bedienten sich seines Namens, um die schaffenden Autoren zu zermalmen. Die Journalisten füllten den überschüssigen Raum ihrer Spalten mit Ankündigungen seines Romans, mit Anekdoten über seine Arbeitmethode, mit Berichten über die tausendfältigen Fassungen seines Werkes. Die Ignoranten, die Schwachköpfe, die Nachschwätzer und Banalitätenkrämer sprachen von ihm, weil „man" von ihm sprach, — ohne recht zu wissen, warum.

Schließlich aber wurde man des Wartens müde. Generationen gingen vorüber und das Echo seines Ruhmes hallte immer schwächer von Einem zum Anderen. Als er sechzig Jahre alt wurde, war er fast schon vergessen. Nur äußerst selten nannte man noch seinen Namen, — und dann gewöhnlich als den eines exzentrischen, nahezu verrückten Menschen. Man erinnerte sich nur dunkel, daß er

an einem großen Roman arbeite, aber man zweifelte, ob er ihn jemals beenden werde, oder vielmehr: man war sicher, daß er niemals zum Schluß kommen werde. Man sprach nur noch mit einem Lächeln von diesem gigantischen Werke, von diesen zwanzig Bänden, die unsere ganze Welt „resumiren“ wollten, von dieser Schöpfung, die geradezu das Babel und das „Pandämonium“ des modernen Lebens sein sollte.

Man hätte noch viel mehr gelacht, wenn man gewußt hätte, womit Bruat sein Greisenalter beschäftigte. Der Unselige hatte ihn vollendet, den fürchterlichen Roman. Siebenundzwanzig Bände hatte er zusammengeschrieben unter dem verwunderlichen Titel: „Guten Morgen, mein Herr!“ Aber als er am Ende seines Werkes angelangt war, entsetzte er sich darüber, daß er so weitschweifig dahergesprochen hatte, und wagte es nicht, mit kühner Stirn sein Glück zu versuchen. So begann er nun zu beschneiden, abzukürzen, zu kondensiren. Durch immer weiteres Kondensiren geschah es nach und nach, daß diese Bibliothek zunächst auf zehn Bände, dann auf fünf, dann auf zwei, schließlich auf einen Band zusammenschmolz. Allendlich war das Ganze in eine Novelle von hundert Seiten gepfercht.

Ferdinand Octave Bruat zählte nun achtzig Lebensjahre. Er hatte nur noch einen einzigen Freund, der seinem Dauer-Ehrgeiz noch immer lebhaftes Vertrauen schenkte.

„Laß doch Deine Novelle drucken,“ sagte der Freund. „Ich schwöre Dir, daß sie Sensation machen wird! Sie ist ein wahres Muster an Modernität!“

„Nein, nein,“ gab Bruat zur Antwort, „noch bin ich mit meiner Verdichtung nicht so weit gekommen, wie ichs wollte. Siehst Du, ich kannte mein Metier, ich kannte das Publikum. Um ein bleibendes Werk zu schaffen, um dreinzuschlagen, zu packen, um der Nachwelt seine Note zu hinterlassen, muß man verdichten! Verdichten: Das ist Alles! Hundert Seiten: Das wäre viel zu verdünnt. In meiner ersten Inspiration, als ich noch Jüngling war, hatte ich meinem Gedanken die wahre Form gefunden, eine kurze Form, präzis, ciselirt, knapp; sie umschloß den Gedanken wie eine Schnürbrust, wie ein Küraß; ich meine das Sonett. Ach, wenn ich mich dieses Sonetts von dazumal entsinnen könnte! .. Aber auch dieses Sonett war noch zu schlapp. Heute würde ichs besser machen. Meine ganze Erfahrung müßte da hinein! O, wenn ich noch zehn Jahre leben könnte: die Leute sollten sehen, was vierzehn Verse auszudrücken vermögen und die Nachwelt würde in diesem so kleinen Gedicht unser modernes Leben, das unermeßliche, erkennen, wie man im Demantstein eines Zauberringes geheime Wunderkräfte verschlossen findet!“

Er lebte die zehn ersehnten Jahre, — und die Novelle ward vernichtet, wie der Roman, wie das Drama. Langsam, langsam, Vers um Vers, Wort um Wort, Buchstabe um Buchstabe, entstand nun das kolossale Sonett, das Alles umfassen sollte.

Im Alter von zweiundneunzig Jahren lag Ferdinand Octave Bruat auf dem Totenbett. Sein treuer Freund stand an dem Lager und weinte, schluchzte, verzweifelte, dieweil er solch eine hohe Intelligenz erlöschen sah.

„Weine nicht, mein Freund,“ sprach Bruat, „weine nicht —: ich sterbe, aber mein Gedanke stirbt nicht mit mir. Ich habe mein erstes Sonett zerissen, ich

habe mein Drama verbrannt, ich habe — Band um Band — die siebenundzwanzig Bücher meines Romans verbrannt, dann die zehn Bände, dann die fünf, dann die beiden, dann den einen und einzigen, schließlich die Novelle. Aber mein Meisterwerk ist vollbracht ..."

„Das Sonett!? Dein letztes Sonett?! Gieb! Giebs her! Du hast michs nicht lesen lassen, aber ich weiß sehr wohl: es ist das Werk par excellence. Gieb, ich wills veröffentlichen; zum Bettler will ich werden, wenns sein muß, damit es in diamantenen Lettern auf purem Goldgrund erscheine. Dessen ists werth! Es wird die Welt bezaubern! Gieb!"

„Dieses Sonett? Welches Sonett?" stammelte Bruat röchelnd.

„Aber Dein herrliches Sonett!" stöhnte der Freund, der das Delirium der Agonie bereits kommen sah.

„Ach, ja! ja! das Sonett, das große Sonett! Viel zu groß, mein Freund, viel zu lang! Man muß es verdichten."

„Wie!? Hast Du auch Dein letztes Sonett verbrannt?"

„Ich habe Besseres gefunden! Ich habe Alles gefunden! Das moderne Leben .. die ganze Moderne .. ich halte sie .. ich habe sie .. ich drücke sie aus! Sie ist nicht in einem Sonett .. nicht in einem Vierzeiler .. nicht 'mal in einem einzigen Vers .. Sie ist...."

Die Stimme ward schwächer, klang heiser, pfeifend, — verröchelte.

Mit gierig flackernden Augen und weitgeöffneten Lippen beugte sich der Freund über das Bett, um das Wort zu schlürfen, das letzte Wort, das die Schleier zerreißen sollte, das den Schlüssel geben konnte zum großen Mysterium, das Sesam-öffne-Dich zur Kunst der Zukunft.

„Sprich, sprich!" stammelte er.

„Alles in einem Wort, Alles in einem Wort!" lispelte Bruat.

Und mit einem plötzlichen Ruck reckte sich der Greis aus der Agonie empor. Sein Blick schwamm ekstatisch. Man empfand, daß er auf der Schwelle des Todes das geträumte Ideal erblickte. Er machte eine furchtbare Anstrengung, um es in Worte zu fassen, .. — und mit dem letzten Seufzer entglitt seinen Lippen das welterschütternde Wort: „Guten Morgen, mein Herr!"

Paris. Jean Richepin.



Wirthschaftliche Entwickelungen.*)

Im Laufe des Jahres sind in Deutschland zahlreiche Stimmen laut geworden, welche die kriegerische Bekämpfung unserer bedeutendsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt als Mittel zur Vergrößerung unseres Exportes empfahlen. Wenn man mit Schlachtschiffen den Export vermehren könnte, hätte es aber wahrlich

*) Herr R. E. May, der Inhaber der Firma Alexander Jahn & Co. in Hamburg veröffentlicht seit ein paar Jahren Rückblicke auf die wirthschaftliche und handelspolitische Entwickelung, die durch die Fülle der darin gehäuften, sorgsam gesammelten und genau kontrolirten Daten und durch die gescheite, von Scheuklappen nicht gehemmte Anschauung im engeren Kreis der Interessirten Aufsehen

mehr Sinn, daß England gegen uns rüstete, als daß wir gegen England rüsten. Jenseits des Kanals weiß man aus langjähriger Erfahrung, daß man mit Verstärkung und Vermehrung der Kriegsflotte die verhaßte deutsche Konkurrenz nicht bekämpfen kann, und macht sich lieber an eine bessere technische Ausbildung der heranwachsenden Jugend. Und in der That kann England gar nichts Gescheiteres thun, denn seine ununterbrochene Flottenmehrung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren weder den Rückgang seines Exportes nach den Fortschritt des unserigen aufzuhalten vermocht. Von 1872 bis 1896 ist der britische Export von 256 Millionen auf 206 Millionen Pfund Sterling, also in fünfundzwanzig Jahren um rund 20 Prozent, gefallen, während der deutsche Export gleichzeitig von 2320 auf 3754 Millionen Mark, also in der selben Zeit um rund 62 Prozent gestiegen ist. Der Zusammenhang dieser beiden Thatsachen geht am Deutlichsten daraus hervor, daß selbst in Ostindien, der Domäne Englands, die Einfuhr der Hauptexportartikel Englands, Stahl und Eisen, innerhalb der letzten zehn Jahre sehr bedeutend zurückgegangen ist, während die Einfuhr dieser Artikel aus Deutschland gestiegen ist. Allerdings fehlt es auch drüben nicht an Stimmen, die Animosität gegen Deutschland predigen, die Einsichtigeren aber weisen darauf hin, daß man es mit Deutschland, als dem besten Abnehmer der englischen Produktion, deren vierter bis fünfter Theil nach Deutschland wandert, nicht verderben soll; und wenn wir klug sind, müssen wir uns das Selbe sagen, denn der deutsche Export nach England beträgt über 20 Prozent unseres Gesammtexportes.

Der Gedanke, die englische Konkurrenz mit Waffengewalt zu bekämpfen, ist, wenn auch vielleicht nicht entstanden, so doch jedenfalls genährt worden durch die im Reichtagsgebäude erfolgte Aufstellung einer vom Kaiser mit der Unterschrift: „Eine Flotte ersten Ranges" angefertigten Darstellung der englischen Flotte. Da haben die Einen gehofft, die Anderen gefürchtet, daß diese Flotte sozusagen der Leisten sei, nach dem die unserige angefertigt werden sollte. Als der deutsche Flottenplan dann aber endlich herauskam, hat er nach zwei Richtungen hin über-

---

erregt haben; schon ist der Verfasser durch die steigende Nachfrage genöthigt worden, seine Jahresberichte auch durch den Buchhandel zu verbreiten. Herr May, der neulich auch eine sehr verständige kleine Schrift über die Flottenfrage veröffentlicht hat, repräsentirt den in Deutschland leider noch seltenen Typus des Mannes, der sich nicht mit dem stolzen Bewußtsein begnügt, „mitten im Leben zu stehen" — wie der schöne Ausdruck lautet —, sondern sich ernst und ehrlich bemüht, die Erfahrung, die er als Praktiker zu gewinnen vermochte, durch die Ergebnisse theoretischer Forschungen zu erweitern und zu erhellen, den Typus des gebildeten und nicht eingebildeten Händlers, der überall zu lernen und das Erlernte theoretisch und praktisch nutzbar zu machen sucht. Wenn unsere bureaukratische Mandarinenwirthschaft schon nicht gestattet, solche löblich sich mühenden Männer zu Vortragenden Räthen oder Ministerialdirektoren zu machen, so soll man sie, die klugen Vertreter eines Berufsinteresses, wenigstens aufmerksam hören. Gern erfülle ich deshalb den Wunsch des Herrn May, aus seiner in der zweiten Januarwoche erscheinenden „Wirthschaft- und handelspolitischen Rundschau für das Jahr 1897" dem großen Leserkreise der „Zukunft" einige Fragmente mitzutheilen, die hoffentlich der ganzen lehrreichen Darstellung viele Leser werben werden.

rascht: erstens sind Das keine „uferlosen Pläne“ in dem Sinne, wie erwartet wurde; und zweitens beweist der Flottenplan sowohl durch seinen Umfang als durch den Zeitraum, innerhalb dessen er zur Ausführung gelangen soll, daß ihm nicht die Absicht zu Grunde liegen kann, die englische Konkurrenz mit Mitteln zu bekämpfen, mit denen sie eben nicht zu bekämpfen ist. Abgesehen davon, daß unsere Flotte selbst nach Vollendung des neuen Flottenplanes noch weitaus nicht an die englische heranreicht, könnte England, wenn diese Absicht aus unserem Flottenplan hervorginge, in der selben Zeit sehr wohl das Vielfache unserer Flottenvermehrung fertigstellen. Kurz nach Veröffentlichung unseres Flottenplanes ist aber in den in China sich abspielenden Vorgängen noch eine viel größere Ueberraschung erfolgt, die ihm einen ganz anderen Hintergrund verleiht, als man noch bei seinem Erscheinen vermuthen konnte. Natürlich ist es unmöglich, heute schon zu beurtheilen, ob eine Flotte von der geforderten Stärke erforderlich sein wird, um in den nächsten Jahren das Prestige Deutschlands im Wettbewerb mit England, Frankreich und Rußland im fernen Osten aufrecht zu erhalten, die durch ihr früheres Vorgehen ohnehin schon günstiger gestellt sind als wir. Welche Flottenstärke hierzu ausreicht resp. erforderlich ist, geht uns auch hier nicht an, wohl aber die wirthschaftliche Frage, wie die Mittel dafür aufgebracht werden. Man sollte sich hüten, sie aus stärkerer Belastung der Schwachen zu gewinnen, die im Konsum der wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel, Brot, Fleisch, Schmalz, Butter, Kaffee, Zucker u. s. w., wie nicht minder im Verbrauch von Petroleum, Kleiderstoffen u. s. w. trotz Befreiung von der Einkommensteuer prozentual schon jetzt von ihrem Einkommen weit mehr an Abgaben bezahlen als selbst bei progressiver Einkommensteuer die wirthschaftlich Starken. Hoffentlich wird man es durch allzu schneidiges Vorgehen mit den Söhnen der Mitte nicht verderben und dadurch dem Geschäft mit China mehr schaden als nützen. Wenn auch ein Schienenlieferant stumm Dem zuschauen könnte, so wäre der Nachtheil für Alle, die nicht Schienen liefern, dadurch nicht verringert. Nützlich wird die Machtentfaltung in Ostasien nur sein, wenn man sie einzig und allein zur Sicherung des deutschen Exportes ausnützt und sich hütet, durch Errichtung von Fabriken der heimischen Produktion Konkurrenz zu machen.

Deutschland wird nicht der einzige Staat bleiben, der sich die im letzten japanischen Kriege gesammelte Erfahrung, daß China einer ernsten Gegenwehr vollkommen unfähig ist, nutzbar macht. China wird das Polen Asiens werden, nur mit dem Unterschied, daß man auch die in Polen gemachten Erfahrungen verwerthen und die chinesische Regirung ruhig bestehen lassen wird. Man wird die militärische und politische Schwäche Chinas wirthschaftlich ausschlachten; und daran werden alle Industriestaaten ihren Antheil haben, und zwar nicht im Verhältniß zu ihren Kriegsleistungen, sondern im Verhältniß zu ihren Friedensleistungen. Hat doch auch das militärisch unbedeutende Belgien, als die englische Stahl- und Eisen-Einfuhr nach Indien zurückging, einen größeren Antheil an dem Mehrimport in diesen Artikeln gehabt. Die politische Gestaltung der chinesischen Verhältnisse mag übrigens kommen, wie sie will, in wirthschaftlicher Hinsicht steht jedenfalls für sehende Augen heute Eines fest: die chinesische Mauer ist gefallen. Was Das für die Industriestaaten bedeutet, läßt sich heute noch gar nicht ermessen. Gewiß werden Weitschauende die Zeiten kommen sehen, wo die chinesische Mauer nicht nur für den europäischen Export der Industrieerzeug-

nisse gefallen ist, sondern auch für den chinesischen Export an Arbeitern für die europäische Industrie. Aber einstweilen wird man sich an dem Gedanken des Aufschwunges des europäischen Exportes erfreuen, ohne sich über den chinesischen Menschenexport graue Haare wachsen zu lassen, und wird sich sagen: Kommt Zeit, kommt Rath. Daß diese Zeit schon in diesem Jahre um ein solches Stück näher gerückt werden würde, habe ich wahrlich nicht vermuthet, als ich im vorigen Jahr in meinem Bericht sagte: „Das große asiatische Rußland hat mit Turkestan nur 7½ Millionen Einwohner. Bei einer Vermehrung der Bevölkerung von über 5 Prozent ist es nicht schwer, zu rathen, wohin sich bei Erschließung des asiatischen Rußlands durch Eisenbahnen der Druck der Uebervölkerung der angrenzenden Länder ergießen muß. Angefangen wird mit der ‚Erschließung' Chinas für Rußland und geendigt mit der Erschließung Rußlands für das übervölkerte China, das seine Erschließung eben mit Handelsverträgen und Eisenbahnkonzessionen eingeleitet hat."

Daß es ein Mittel gegen die chinesische Invasion giebt, hat uns Amerika allerdings bewiesen. Die Möglichkeit, sie zu verhindern, ist für ein Nachbarreich mit ausgedehnter Landesgrenze aber viel geringer als für einen durch ungeheure Meeresstrecken von Asien getrennten Erdtheil. Die Schwierigkeit wird aber wohl zur Unmöglichkeit, wenn das Nachbarreich — wie Rußland es mit der Mandschurei bereits gethan hat — sich ganze Provinzen des chinesischen Reiches einverleibt. So werden die Chinesen sich über Rußland verbreiten und dort die Slaven verdrängen — die wieder nach Westen wandern und die Deutschen verdrängen werden —: die alte Wanderung nach dem Westen. Schon heute beträgt in den Adern des Vollblutberliners nach statistischen Berechnungen das slavische Blut 24 Prozent. Mit welcher Macht erst wird der slavische Bevölkerungstrom im Osten Deutschlands eindringen, wenn nach Oeffnung der chinesischen Schleuse der chinesische Bevölkerungstrom sich über Rußland ergießen wird, den slavischen vor sich her treibend?! Für die lebende Generation liegt Das allerdings in weiter Ferne und wäre wohl auch ohne Zuthun langsam von selbst gekommen. Für die Wirkung ist es aber von großer Bedeutung, in welchem Tempo sich ein Vorgang abspielt. Für eine Beschleunigung dieser Vorgänge ist es daher für leitende Kreise keine Entschuldigung, daß sie ohnehin vor sich gehen würde, so lange nicht der Grundsatz gelten soll: „Après nous le déluge." Auf den Fortschritt des chinesischen Menschenstromes wird das große, noch menschenleere russisch-asiatische Länderbecken wohl verlangsamend wirken, dafür aber wird die Eisenbahn ihn beschleunigen. Sie wird das Hinderniß beseitigen, das große wüste Länderstrecken der chinesischen Invasion bisher entgegensetzten.

Schon vor Jahresfrist sind wir von einem deutschen Handlunghause in China um Beschaffung einer modernen Zuckerraffinerieeinrichtung mit allem Zubehör angegangen worden. Das zeigt, daß die moderne Technik ohnehin nach und nach in China Eingang gefunden hätte. Würde der Uebergang vom Handbetrieb zum maschinellen Großbetrieb in China langsam weiter fortschreiten, so würde sich mit der verbesserten Technik auch das geistige Niveau der Arbeiterschaft allmählich heben und wir würden in China, wie jetzt in Japan, die moderne Arbeiterbewegung mit ihren Konsequenzen entstehen sehen: Organisation und Strike auf der einen, höhere Löhne auf der anderen Seite. Die höheren Löhne würden einen größeren Konsum zur Folge haben, der die Arbeitkräfte, die durch

Einführung der Maschine außer Beschäftigung gekommen sind, wieder beschäftigen würde. Errichtet aber das Anlage suchende europäische Kapital, wie es bei schneller Auftheilung Chinas zu erwarten steht, dort in allen Produktionzweigen plötzlich moderne Großbetriebe, so wird es den Chinesen eben so ergehen, wie es bei plötzlicher Einführung des Maschinenbetriebes einst den armen indischen Handarbeitern gegangen ist. Im Jahre 1834/35 berichtete der Generalgouverneur von Ostindien: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien." Um dem sicheren Hungertode zu entgehen, werden die Chinesen in Schaaren nach dem Westen strömen; und ist das große, menschenleere asiatische Rußland gefüllt, dann wird der Strom in das europäische weiter vordringen. In Folge Dessen werden auch die Slaven und Deutschen weiter nach Westen vordringen. Das geschieht übrigens schon heute auf ganz natürliche Weise. Im Jahre 1896 hatte die französische Bevölkerung trotz einer Sterblichkeitziffer, wie sie seit 1850 nicht so niedrig gewesen war, nur noch einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von 93 700, während er in Deutschland jährlich 6 bis 700 000 beträgt. Die Folge ist eine starke belgische und deutsche Einwanderung nach Frankreich und eine starke deutsche nach Belgien. Es ist klar, daß unter diesen Umständen sich der Druck der deutschen Bevölkerung in wenigen Jahrzehnten bereits nach dem verhältnißmäßig schwach bevölkerten Frankreich Luft gemacht haben wird. Daß die Deutschen sich in Frankreich festsetzen, trotz den Schwierigkeiten, die man ihnen dort bereitet, ist nicht sehr ermuthigend für die Hoffnung auf einen Erfolg des Versuches, uns die Chinesen vom Leibe zu halten.

Welchen Einfluß wird es nun auf die europäischen Verhältnisse haben, wenn plötzlich europäisches Kapital mit europäischer Technik in China einzieht und den europäischen Markt von dort zu Spottpreisen mit Erzeugnissen der Kulis überschwemmt, die, durch Einführung von Maschinen auch für die Herstellung des chinesischen Bedarfes, gezwungen sind, zu jedem Preise — und sie arbeiten heute wahrlich schon billig genug — zu arbeiten? Genügsamkeit ist vielleicht eine Tugend für Den, der sie besitzt, sie ist aber sicherlich ein Fluch für Den, der trotz größeren Bedürfnissen gezwungen wird, mit ihr zu konkurriren. Um so schlimmer daher für den ganzen europäischen Körper, je tiefer die gepanzerte Faust Europas in die alte chinesische Civilisation hineinfährt. Und wenn für dieses Hineinfahren Mittel aufzubringen sind, so wäre es doppelt unrecht, sie durch indirekte Steuern hauptsächlich von Denen zu erheben, denen dieses Dreinfahren am Meisten schaden wird: den europäischen Arbeitern. Unter der geringeren Kaufkraft der Arbeiter wird natürlich auch die einheimische Industrie wieder zu leiden haben. Zunächst aber werden Industrie und Arbeiter mit der Herstellung von Maschinen für die chinesischen Industrien und Eisenbahnen alle Hände voll zu thun haben.

Daß auch das aufblühende Japan bei der Erschließung des chinesischen Reiches einen bedeutenden Antheil an dessen Versorgung erhalten wird und überhaupt selbst zur Produktion von Artikeln übergeht, die es früher aus Europa bezogen hat, braucht uns nicht zu grämen. Durch den Aufschwung der japanischen Industrie sind die Löhne dort in rascher Steigerung begriffen, — mit allen Erscheinungen der modernen europäischen Arbeiterbewegung. Im letzten Jahre allein sind die Arbeitlöhne in Japan um dreißig Prozent gestiegen. Das hat

wieder einen entsprechenden Mehrkonsum des Landes zur Folge, — und so wird der Segen Japans wieder zum Segen des europäischen Exportes, so z. B. hat der zunehmende Eisenbahnverkehr die japanische Regirung zu dem Entschluß gebracht, innerhalb der nächsten fünf Jahre auf allen Staatsbahnen einen zweiten Eisenbahnstrang zu legen. Nächstens sollen die Lieferungen von 300 Lokomotiven, 1000 Personenwagen und 3000 Güterwagen, deren Kosten auf annähernd 60 Millionen Mark veranschlagt sind, vergeben werden.

. . . Ein Wort über Trusts. Zunächst möchte ich ein interessantes Beispiel anführen, das ein Bild davon giebt, wie tief in Amerika das Trustwesen in alle Lebensverhältnisse eingreift. Die Direktoren des Cigaretten-Trusts sind angeklagt, ein Monopol gegründet zu haben. In dem Trust befinden sich die Fabrikanten der gangbarsten amerikanischen Cigaretten-Sorten. Sobald ein Tabakshändler andere Cigaretten-Sorten führt als ausschließlich die des Trusts, erhält er von diesem keine Cigaretten mehr geliefert. Der Trust besitzt ein Kapital von 25 000 000 Dollars. Sein eigentlicher Name ist „Amerikanische Tabaks-Compagnie". Es ist aber sehr schwer, eine Jury zusammenzubekommen. Die Vertheidigung lehnt jeden Geschworenen ab, der die New-York World liest, die in der Presse den Kampf gegen den Trust führt, während die Anklagebehörde jeden Geschworenen zurückweist, der die Cigaretten des Trusts raucht.

Man kann nicht von amerikanischen Trusts sprechen, ohne des Herrn Rockefeller zu gedenken. Dieser unermüdliche Trustvirtuose soll nun auch den Zuckertrust an sich gebracht haben, für den eine thatkräftigere Leitung nothwendig wurde. Der bisherige Hauptrepräsentant des Zuckertrusts, Herr Hy. O. Havemeyer, hat, wie die New-Yorker Handelszeitung schreibt, seinen Besitz an Trustaktien bis auf die geringe Zahl, die er als Direktor besitzen muß, ausverkauft; ein Entschluß, der durch den Tod seines Bruders, des im Trust die zweite Stelle einnehmenden österreichischen Generalkonsuls Havemeyer, und durch seinen eigenen prekären Gesundheitzustand motivirt wird. Danach ist der Herr Rockefeller jetzt glücklicher Inhaber der drei größten Industrien des Landes: Petroleum, Eisen, Zucker. Bald wird er im wahren Sinne des Wortes sagen können: „L'Etat, c'est moi!" Nebenbei bemerkt, steht der Zuckertrust auch hinter dem Glukosetrust, durch den die Preise von Juni bis September von 75 Cents auf 1.80 Dollar gesetzt worden sind, und er soll außerdem einen Malztrust vorbereiten, dem von 200 Malzfirmen des Landes bereits 80 Prozent beigetreten sind. Das Betriebskapital soll 5 Millionen Dollars betragen. In der Malzindustrie sind insgesammt circa 50 Millionen Dollars angelegt.

Einer der interessantesten Trusts, der sich vor einigen Wochen in den Vereinigten Staaten gebildet hat, wo auch in diesem Jahre die Trusts wie Pilze aus der Erde gewachsen sind, ist jedenfalls der mit 12 Millionen Dollars errichtete Milchversorgungtrust, der die Stadt New-York an Stelle der vielen Milchhändler, die sie bisher versorgt haben, künftig mit Milch versorgen soll. Das Kapital sollen englische Spekulanten geliefert haben. In der Ankündigung wird natürlich das menschenfreundliche Motiv angegeben, die Milch solle billiger und besser werden. Die Idee ist für uns Deutsche, denen der Berliner Bolle bekannt ist, nicht neu. Sie ist aber deshalb noch nicht schlechter; es ist ja klar, daß die Versorgung eine wesentlich billigere werden muß, wenn die Artikel, die täglich

gebraucht werden, systematisch von Haus zu Haus und von Etage zu Etage gebracht werden, als wenn sie unsystematisch von Lieferanten vertheilt werden, wie der Zufall ihnen die Abnehmer zuführt. In Deutschland besteht jetzt bei den landwirthschaftlichen Genossenschaften die Neigung, die direkte Milchversorgung der Städte in die Hand zu nehmen. Die Anwaltschaft des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Landwirthschaftlichen Genossenschaften zu Offenbach hat an die Magistrate der 300 größten Städte Deutschlands Anfragen über die Milchversorgung der Städte gerichtet. 182 Magistrate haben geantwortet. Danach stellt sich heraus, daß der Verbrauch an Milch pro Kopf mit der Größe der Stadt nachläßt. Sollte Das nicht damit zusammenhängen, daß die Versorgung bei unsystematischer Vertheilung sich mit der Ausdehnung der Stadt vertheuern muß? Die Vermittlung der Milchversorgung wird, abgesehen von den Städten unter 20 000 Einwohnern, meist von Händlern besorgt. Aber bereits 55 der 182 berichtenden Städte werden durch über 80 Verkaufsvereinigungen bedient, die in einigen Städten (z. B. Kottbus) über die Hälfte des ganzen Bedarfes decken ... Daß systematische Organisation selbst bei gleichzeitiger Bereicherung der Unternehmer noch eine Verbilligung für den Konsumenten bedeutet, hat uns kein Unternehmen besser gelehrt als der Petroleumtrust; diese Thatsache hat noch jüngst der Staatssekretär Graf Posadowsky in seiner Beantwortung der Petroleum-Interpellation im Reichstag anerkannt. Ein einleuchtendes Beispiel dafür ist auch die Mannheim-Bremer Petroleum-Aktiengesellschaft, die jetzt einen Theil des deutschen Petroleumtrusts bildet. Sie arbeitet mit 3 Millionen Mark Kapital, erzielte in dem ersten halben Jahr ihres Bestehens 693 977 Mark Bruttogewinn, wovon sie 56 162 Mark zu Abschreibungen verwandte, 31 891 Mark den Reservefonds zuschrieb und 5900 Mark auf neue Rechnung vortrug und dann noch 600 000 Mark = 40 Prozent jährliche Dividende vertheilen konnte. Trotz diesem riesigen Verdienst ist aber gleichzeitig das Petroleum für den Konsum billiger geworden.

Daß durch diese Trusts eine große Zahl von Zwischenhändlern ausfällt, ist für die Betroffenen natürlich bedauerlich; und Niemand wird es den deutschen Petroleumhändlern verargen, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzen, um Das zu verhüten. Wir selbst haben das größte Interesse daran, daß es verhütet wird, müssen aber doch bekennen, daß wir dagegen kein Mittel sehen, das nicht gleichzeitig eine Vertheuerung für den Konsumenten bedeuten würde. Interessant ist es, zu vergleichen, wie ganz anders die Regirenden in Frankreich über den Ausfall des Zwischenhandels denken. Während man bei uns Alles thun möchte, um den Zwischenhandel des Mittelstandes wegen — eventuell auch künstlich — zu erhalten, sagte der Ackerbau-Minister Méline am zwanzigsten November in der Deputirtenkammer bei Berathung der Interpellation über die landwirthschaftliche Krisis unter großem Beifall des Hauses: „Die Landwirthe leiden nicht allein unter der ausländischen Konkurrenz, sondern auch unter der zu großen Zahl der bestehenden Zwischenhändler (Beifall). Die Zahl dieser Händler vermehrt sich in einer außerordentlichen Weise, namentlich beim Handel mit Lebensmitteln. Man kann dieses Uebel heilen, indem man die Konsumvereine vermehrt." Auf Antrag des Deputirten Graux und mehrerer anderer Deputirten beschloß die Kammer mit 338 gegen 16 Stimmen, die Rede des Ministers Méline öffentlich anschlagen zu lassen. Es scheint, daß diese Rede mehr die Folge der Erbitterung der Kon-

sumenten über die theueren Getreidepreise ist als die Folge der Klage der Landwirthschaft. Daß aber sowohl Produzenten wie Konsumenten, die Einen wegen der niedrigen, die Andern wegen der höheren Preise, die Schuld dem Zwischenhandel beimessen, geht aus einer vom Abgeordneten Deschanel eingebrachten Tagesordnung hervor, die am Schluß der Debatte über die eben erwähnte Interpellation mit 420 gegen 43 Stimmen angenommen wurde und lautete: „In Erwägung, daß die Umbildung des individuellen Eigenthums in Kollektiveigenthum der Ruin der Landwirthschaft wäre, und entschlossen, durch legislative Reformen und durch Entwickelung der Grundsätze der Genossenschaften und der Gesellschaften auf Gegenseitigkeit die Vertheidigung des nationalen Marktes und die Herabminderung der Produktionkosten zu sichern, geht die Kammer zur Tagesordnung über."

Zum Verständniß dieser Interpellation erinnere ich daran, daß Frankreich in diesem Jahre eine besonders schlechte Ernte gehabt hat. Die Weizenproduktion von Frankreich wird von der Direction générale des contributions für 1897 auf 32 351 000 Hektoliter geschätzt, ein Ausfall gegenüber 1896 von mehr als 12 Millionen Hektolitern oder circa 27 Prozent und von 126 000 Hektoliter gegen den Durchschnitt der letzten zehn Jahre. Das hat natürlich eine große Brottheuerung zur Folge gehabt und nun haben die Konsumenten die Regirung bestürmt, die Getreidezölle, gemäß ihrem Versprechen bei deren Einführung, aufzuheben. Da aber die Regirung die Einnahme aus diesen Zöllen nicht entbehren kann, ist sie auf das Auskunftmittel verfallen, die Ansprüche, sowohl der Produzenten wie der Konsumenten, damit zu befriedigen, daß sie ihnen verspricht, ihnen dabei zu helfen, den Nutzen des Zwischenhandels selbst einzustecken. Sie kann dabei erstens im Auge haben, daß landwirthschaftliche Genossenschaften, wie Das in Deutschland bereits mehrfach geschehen ist, selbst Brot backen, und zweitens daß sich Konsumvereine bilden sollen, die ihren Brotbedarf selbst produziren.

Es ist wohl anzunehmen, daß die hier geschilderte Strömung mit Beobachtungen zusammenhängt, die die Franzosen über den Einfluß des Genossenschaftwesens auf den Preis des Brotes in ihrem Nachbarland Belgien gemacht haben. In den großen belgischen Städten, wo die Konsumvereine einen erheblichen Umfang erreicht haben, wie z. B. in Brüssel und Gent, hat sich ihre Einwirkung auf den Brotpreis sehr bemerkbar gemacht und es ist allgemein anerkannt, daß sie den Markt regeln; denn vor einigen Jahren noch, ehe sie gegründet waren, stand der Brotpreis auf 40 und sogar 50 Centimes, während er jetzt im Durchschnitt nur 25 Centimes beträgt. Vergleicht man die Städte, wo das Konsumvereinswesen noch nicht sehr entwickelt ist, mit den Orten, wo es gar nicht vorhanden ist, so bemerkt man schon wesentliche Preisunterschiede; da variiren die Preise für 1 Kilogramm Brot bester Qualität zwischen 28 und 45 Centimes. Unter sonst gleichen Umständen bezahlt man aber nur 24 Centimes in der Konsum-Vereinsbäckerei in Brügge, 27 Centimes in der von Courtrai, während man bei den Privatbäckern noch 35 Centimes bezahlt. Ist es da zu verwundern, wenn man bei der Beunruhigung über die Brottheuerung in Frankreich das Volk zur Nachahmung solcher Institutionen anzuspornen sucht? Aus der Tagesordnung Deschanel, die sich gleichzeitig für Genossenschaftbildung und gegen die Umbildung des individuellen Eigenthums in Kollektiveigenthum ausspricht, geht aber hervor, daß die Herren von der Wirkung der Konsumvereine,

6*

speziell in dieser Beziehung, keine Ahnung haben. Wenn sie sich nur einmal die Mühe gäben, die Konsumvereine da zu studiren, wo sie am Längsten heimisch sind, in England, so würden sie die Erfahrung machen, daß gerade durch die Konsumvereine, die sie fördern wollen, das Kollektiveigenthum erzeugt wird, dessen Bildung sie doch gerade verhindern möchten.

Es ist erst 53 Jahre her, daß in Rochdale von 28 halbverhungerten Leinewebern der erste Konsumverein mit 1 Pfund Sterling Kapital pro Person gegründet wurde. Heute zählt dieser Verein 13 000 Mitglieder und neben diesem ersten Verein bestehen jetzt noch zwei andere Konsumvereine mit zusammen ca. 7000 Mitgliedern, im Ganzen rund 20 000 Mitglieder bei ca. 100 000 Einwohnern. Der Hauptkonsumverein hat 22 Schlächterläden, 35 Krämerläden, eigene Bäckerei, Schlächterei, Kaffeerösterei, Schneiderwerkstätte, Kautabakfabrik (in dortiger Gegend wird von den Arbeitern mehr gekaut als geraucht), ist Hauptaktionär einer genossenschaftlichen Dampfmühle, hat ein Kapital von ca. 8 Millionen Mark, also viel zu viel Kapital für seinen Umsatz von 6 Millionen Mark, da die Konsumenten Alles baar bezahlen. In seinen Verkaufsläden giebt es alle möglichen Waaren für den Bedarf seiner Mitglieder, nicht nur Schuhwaaren, Porzellan, Bicycles u. s. w., sondern auch ganze Wohnungeinrichtungen. Die Einkaufsdividende beträgt ca. 15 Prozent. Der Konsumverein der Rochdale Equitable Pioneers ist jedoch längst nicht der größte. Ein Verein in Leeds hat über 35 000 Mitglieder, ca. 10 Millionen Mark Kapital, wovon ca. 1/2 Million Reservefonds, 6 Millionen in Land, Maschinen und Gebäuden, einen Umsatz von 20 Millionen und zahlt ca. 15 Prozent Einkaufsdividende. Ein großer Theil der in den englischen Konsumvereinen verkauften Waaren wird in Fabriken hergestellt, die mit dem Kapital von Konsumvereinen (70 Millionen Mark) und anderen Kooperativ-Genossenschaften errichtet sind und betrieben werden. Die englischen Konsumvereine beziehen sie entweder von diesen Fabriken direkt oder durch die Großeinkaufsgenossenschaft, deren Sitz sich in London und Manchester befindet. Diese Genossenschaft hat Bureaux an allen wichtigen Handelsplätzen des Auslandes wie Hamburg, New-York, Kopenhagen, Gothenburg u. s. w. und läßt auf sechs eigenen Dampfern den Bedarf für ihre Konsumvereine über das Meer transportiren; so bezieht sie z. B. massenhaft Butter aus Dänemark, wo sie eigene große Läger (Aarhus) unterhält. Das Kapital der Großeinkaufsgenossenschaft beträgt über 12 Millionen Mark; sie besteht erst seit 33 Jahren. Aktien von dieser Genossenschaft haben über 1000 Konsumvereine mit über einer Million Mitgliedern und der Umsatz der Großeinkaufsgenossenschaft beträgt jetzt über 200 Millionen Mark. In eigenen Fabriken der Großeinkaufsgenossenschaft, der Konsumvereine und anderer Kooperativ-Genossenschaften werden heute in Großbritannien jährlich bereits Waaren im Werthe von ca. 100 Millionen Mark hergestellt. Die Konsumvereine haben annähernd 1 1/2 Millionen Mitglieder, 360 Millionen Mark Kapital, einen Umsatz von fast einer Milliarde Mark und einen Nettodurchschnittsverdienst von ca. 15 1/2 Prozent. Die englischen Konsumvereine führen Buch darüber, wie viel von ihrem Absatz Kooperativproduktion ist; sie beträgt bei manchen Vereinen fast 50 Prozent, im Durchschnitt aber bereits 35 Prozent. Wie die Aktiengesellschaften, schreiben auch die Konsumgenossenschaften ihre Grundstücke, Fabriken u. s. w. im heutigen Werth von 170 Millionen Mark allmählich auf Null herunter und bilden

einen Reservefonds, der bei den britischen jetzt über 20 Millionen Mark beträgt. Wie jedes junge Land kapitalarm ist und sich das Kapital erst mit den Jahren ansammelt, so können auch die Konsumvereine angesichts der kurzen Dauer ihres Bestehens noch nicht große Kapitalien erübrigt haben, immerhin aber sind die Erfolge für die kurze Zeit ihres Bestehens ganz ansehnliche. Und was sind diese Kapitalien nun anders als Kollektiveigenthum?

Die leitenden französischen Kreise hätten die selben Erfahrungen auch in anderen Ländern sammeln können, wo das Konsumvereinswesen noch jüngeren Datums ist, wie z. B. in der Schweiz, wo der große Baseler Konsumverein, der jetzt einen Umsatz von 7 Millionen Francs hat, dazu eine große Anzahl zum Theil recht bedeutender Grundstücke und Häuser besitzt, überhaupt der bedeutendste Materialwaaren-, Milch- und Weinhändler der Schweiz ist, von seinen Mitgliedern keine Kapitalanlage verlangt, sie nicht einmal zur Uebernahme einer bescheidenen Haftpflicht heranzieht, sondern allein mit einem Reservefonds arbeitet. Uebrigens ist der Kopfzahl nach die Schweiz heute das zweitbedeutendste der Konsumvereinsländer. Es kommt heute ein organisirter Konsument auf 8 unorganisirte in Großbritannien, 10 in der Schweiz, 18 in Frankreich und 21 in Deutschland, aber es kommt ein Konsumverein in der Schweiz auf 11 290 Einwohner, in Großbritannien auf 27 122, in Frankreich auf 35 209 und in Deutschland auf 38 250 Einwohner. In der Schweiz haben bereits 53 Konsumvereine eigene Bäckerei, 5 eigene Schlächterei. Die zunehmende Produktion der Konsumvereine für den eigenen Bedarf wird in ihren Wirkungen wie in ihrem Wesen vielfach nicht richtig gewürdigt, weil man sie mit der Produktion der Produktivgenossenschaften verwechselt und auf eine Stufe stellt, während sie in den wesentlichsten Punkten das gerade Gegentheil der Produktion von Produktivgenossenschaften ist, für die, wie für alle anderen Unternehmungen, der unsichere und unregelmäßige Absatz die Hauptgefahr ist. Der selbst produzirende Konsumverein aber hat im Gegensatz zur Produktivgenossenschaft sicheren und regelmäßigen, bei Beginn der Produktion bereits genau festzustellenden Absatz. Er hat außerdem immer das zur Produktion erforderliche Kapital, an dem es der Produktivgenossenschaft oft fehlt, und hat auch nicht mit jenem Umstand zu kämpfen, der schon so vielen Produktivgenossenschaften verhängnißvoll geworden ist, der fehlenden Subordination. Da fühlt sich eben Jeder als „Herr" und dabei kann keine Produktion gedeihen. Die Produktion des Konsumvereines unterscheidet sich in dieser Beziehung aber in nichts von jeder anderen Produktion.

So kurz die Geschichte der Konsumvereine erst ist, zwei Dinge gehen mit unverkennbarer Gewißheit aus ihr hervor: die Organisation des Konsums führt erstens zur eigenen Produktion des Bedarfes für diesen Konsum und zweitens zur Ansammlung von Kollektivkapital. Der schnelle Fortschritt der Konsumvereinsbewegung ist in den selben Verhältnissen begründet wie derjenige der Trustbildung. Beide sind sie der Ausdruck der Erkenntniß von den wirthschaftlichen Vortheilen der Organisation in großem Stil und des Fortfalles möglichst vieler Neben- und Zwischenglieder. Und die Anstrengungen, die gemacht werden, um die eine oder die andere der Bewegungen aufzuhalten, sind gleich nutzlos. Man müßte sonst damit anfangen, die Fortschritte, die Technik, Verkehr und die Kenntnisse der Menschen in diesem Jahrhundert bewirkt haben, wieder rückgängig zu machen.

Hamburg. R. E. May.

♣

Herman Grimm.

Drei Gruppen mag man in der Schaar der aus Beruf oder Neigung kritischen Kunstbetrachter heute unterscheiden. Die größte an Zahl der ihr Zugehörigen umfaßt jene klüglich bescheidenen Leute, die im dunklen Gefühl eigener Gedankenarmuth das Ziel ihres stolzen Strebens nicht höher suchen als in einer wechselnd beständigen Uebereinstimmung mit dem Instinkt und der Intelligenz der Masse. Es sind die Schwachen im Geist, die, zu kraftlos, um sicher allein stehen zu können, in der politischen wie in der künstlerischen Parteiung sich stets auf die Seite der Mehrheit schlagen. Sie beurtheilen einen Staatsmann nach dem Einfluß, den er augenblicklich übt, ein Buch nach der Zahl seiner Auflagen; über das stoffliche Interesse kommen sie niemals hinaus und an die Stelle des künstlerischen Genießens tritt ihnen höchstens der Erregungsgenuß. Sie suchen ihren Platz dicht vor dem Bilde, sie betrachten das Dargestellte, allenfalls auch noch den mehr oder minder dicken Farbenauftrag; und, wäre es nicht ausdrücklich untersagt, sie würden die ausgestellten Kunstwerke mit tastendem Finger berühren. Von den unterirdisch tobenden Ideen verspüren sie nichts; sie gleichen den berüchtigten „jungen berliner Dichtern", die Heinrich Heine nicht verstanden, als er ihnen erzählte, er habe beim Schreiben der „Neuen Gedichte" über seinem Haupte ein Rauschen wie vom Flügelschlag eines Vogels zu hören gemeint; sie versicherten einstimmig, „daß ihnen nie Dergleichen passirt sei".

Die zweite Gruppe besteht aus Leuten mit hellerem Gehör; der neuen Ideen haben sie einen Hauch verspürt und so fühlen sie sich schnell als ihre berufenen Propheten. Ihre erste Verkündung stößt auf den thörichten Widerspruch Derer, denen „nie Dergleichen passirt" ist; und da ungerechter Widerspruch immer zu eigensinnigem Beharren verleitet, stellt sich flugs die Uebertreibungsucht ein. Die neuen Ideen sollen nicht mehr nur mitklingen, sie sollen allein die Welt durchtönen und bewegen. Man beginnt von dem lastenden Wust des Alten zu sprechen, der endlich abzuschütteln sei; man will „unbefangen" fühlen und denken, als ein nie rückblickender Moderner; ewige Gegensätze, die so alt sind wie die Kunst selbst, werden zu allerneuesten Tageskämpfen umgewandelt; was kümmert uns das Frühere, heißt es, wir wollen uns nicht länger von Irgendwem, von Irgendetwas imponiren lassen. Dieser Drang, sich nicht imponiren zu lassen, ist der entscheidende Zug im geistigen Bilde der neuen Propheten; und da man an seiner Schwäche gestraft zu werden pflegt, könnte es ihnen noch bei Lebzeiten beschieden sein, zu erschauen, wie eine noch rücksichtslosere Generation sich wiederum von den Vorläufern nicht imponiren lassen will. Die Führer dieser zweiten Gruppe stehen meist dem Leben, zu dessen getreulichem Abbild sie die Kunst gestalten wollen, fern;

oft sind es stille, nur im ästhetischen Genießen großgewordene Kunstgourmands, die nun, was sie im Leben nie gesehen oder selbst geflohen haben, im Spiegel der Kunst mit einseitiger Inbrunst umfassen möchten. Wer mitten im Weltgetriebe steht, wird geneigt sein, vom Künstler die Ausgestaltung der in seiner Phantasie geborenen Welt zu fordern; wer von den Büchern, von archäologischen Studien kommt, wird, sobald ihm ein modernes Empfinden überhaupt aufgegangen ist, mit der hellen Freude einer ersten Bekanntschaft jede Wirklichkeitdarstellung betrachten und alles Andere als dekorativen Plunder aus der Zeit der Basalte und Ritterburgen bei Seite schieben, ohne zu bedenken, daß sein Streben, statt der Kunst für Alle, eine Kunst für Einige erschaffen müßte. Auch die Männer der zweiten Gruppe, die schon kleiner ist, nehmen ihren Platz unmittelbar vor dem Bilde; sie drücken auch wohl, nach Kenner Art, eine Auge zu und spähen nach „feinen Zügen“; nicht das Ganze: die Einzelheit reizt ihren kurzsichtigen Blick, und je verborgener die feinen Züge sind, je reichere Nahrung ihr Spürsinn findet, desto größer ist ihre freudige Befriedigung.

Nun aber naht noch ein kleiner Trupp von Männern; meist sind sie alt und ihre Wiege stand noch in der Goethezeit. Was jede Kulturperiode Großes und Bleibendes hervorgebracht hat, ist ihnen bekannt; bei den Künstlern und Schriftstellern aller Völker und Epochen sind sie in die Schule gegangen; aber eben darum sind sie auch für die neue Schönheit des neuen Tages empfangsfreudig geblieben. Ihr Optimismus ist freilich mit weltmännischer Skepsis untermischt: ihr Erinnern reicht noch bis in jene Zeit zurück, da man Kotzebue als einen kerngesunden Realisten den gräzisirenden Weimaranern entgegenstellte, da der „Freymüthige“ als das Organ der „neuen Richtung“ den „Propyläen“ der Alten gegenüber gepriesen ward, und selbst die lärmendste Tagesmode kann sie nach solcher Erfahrung nicht beirren. Sie rücken den Dingen nicht zu nah; aus einiger Entfernung, ohne gierig mit dem Finger danach zu greifen, „in behaglicher Sicherheit“, betrachten sie die Schöpfung der Kunst. „Sicherheit soll hier das Gefühl vollendeter Erziehung in künstlerischen Dingen ausdrücken, deren Goethe sich wohl bewußt war.“

Einer von diesen Sicheren, dem die eben citirten Worte über Goethes Stellung zur Kunstkritik entlehnt wurden, ist Herman Grimm. Er ist einer der letzten Vertreter der Universalität, der goethischen Welt- und Kunstbetrachtung. „Goethe und die Seinen“ sind ihm Leitsterne gewesen durch mehr als sechzig Jahre; und „Goethe und den Seinen“ gesellen wir heute ihn selbst zu. So reich ist seine Persönlichkeit und so sicher beruht sie im Erworbenen, daß wir hier sofort die Unzulänglichkeit der üblichen Einschachtelungversuche empfinden: Herman Grimm ist weder ein Idealist noch ein Realist schlechtweg; er ist weder ein Professor noch ein Gelehrter im üblen Sinne des Wortes; er will nichts beweisen und alle Aufdringlichkeit liegt ihm fern; er ist vielmehr ein

Künstler, der von seinem Standpunkte aus die Kunst betrachtet, als ein weitherziger und weitsichtiger, dazu eigenartiger Mann. Lessings vielberufenes Wort mag wohl auf Herman Grimm die beste Anwendung finden: der Biograph Raphaels ist ein ohne Hände geborener bildender Künstler; kein Raphael, kein Genie sicherlich, keiner von den Völkerbewegern und Gedankenwälzern, aber ein feiner, ein vornehmer Geist, auf dessen Besitz das deutsche Volk um so mehr stolz sein sollte, weil er sich selbst höheren Ruhm weiß, als ihn die entschlossene Zugehörigkeit zu einem Volke verleiht. Auch für ihn mag das goethische Wort gelten: „Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf Das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." Wenn man sich auch heute, mehr als sechzig Jahre nach Goethes Tode, noch nicht davon überzeugt hat, wenn überall die nationale und die patriotische Kunst in hochmüthigem Abschließungdrang sich regt, so wird man wohl thun, in den neuen Kampf die alten Streiter voranzuschicken; und da der Meister uns entrissen ist, müssen die Jünger die Arbeit seines Lebens aufnehmen. Ein solcher Jünger, ein greiser und in der Reife doch frisch gebliebener, ist uns Herman Grimm.

„Goethe im Dienste unserer Zeit" ist der erste seiner neuen Essays*) überschrieben, aber die Ueberschrift gilt zugleich für die ganze Reihe seiner kunstkritischen Schriften. Goethe ist ihm die „höchste Instanz"; und das Ziel, auf das er losgeht, ist, „den Geist Goethes dem Volke in höherem Maße noch zu vermitteln, als bisher geschah. Ihn voll in den Dienst unserer Zeit zu stellen." Von der subtilen Textkritik hofft er für diese Aufgabe nichts und nichts von Dem, was er „die Sortirung der Fundstücke" nennt. „Es stellt sich heraus," so sagt er im Vorwort, „daß aus schlechten Textrezensionen dieser Geist sich vielleicht eben so gut herauslesen lasse wie aus guten und daß es heute nöthiger sei, den Einfluß der Werke in ihrer Gesammtheit zu betrachten als Dem nachzuspüren, was darin von ihren Autoren etwa daher oder dorther genommen sein könnte." Wie Goethe Winckelmann in sich aufgenommen und ihn dann „als Träger von Gedanken, die allen Zeiten angehören", nachdem er alles Vergängliche ausgeschieden, „in den Dienst der Gegenwart von 1805" gestellt hat, so will auch Grimm eine das „Reinmenschliche" in umfangreichstem Maße umfassende Wiedergeburt der goethischen Persönlichkeit aus dem modernen Empfinden heraus vorbereiten helfen. Neben — oder vielmehr: über — dem Bismarck-Ideal soll

*) Aus den letzten fünf Jahren. Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1890.

das Goethe-Ideal wieder thronen in reinem Ewigkeitglanze. Herman Grimm, der das politische Gebiet nie betritt, spricht auch Das nicht offen aus, zwischen den Zeilen aber steht dieser Gedanke zu lesen.

Was er aber offen und in immer wiederkehrender Wiederholung ausspricht, ist seine Geringschätzung der ausschließlich historischen Methode, der „exakten Forschung“. Man erkennt einen bedeutenden Mitlebenden am Besten an seinen Gegnern; wen er und wer ihn bekämpft: Das ist für seine Beurtheilung vom höchsten Werth. Nächst dem Geschlecht, das sich nicht imponiren lassen will, treffen die niemals giftigen Pfeile Grimms die „wissenschaftlichen Beamten“, deren Berechtigung er natürlich nicht in Zweifel zieht, denen er aber doch zuruft: „Sobald sie sich für das momentan einzig berechtigte Element ausgeben, ist im Dienste des öffentlichen Wohles hervorzuheben, daß Materialanhäufungen für zukünftigen Gebrauch nur bedingter Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung innewohnt. Diese sammelnden Naturen wünschen, daß Autoritäten feste Normen geben. Exakte Herausgabe von Quellen steht ihnen höher als Gedankenproduktion. Ihnen ist das Individuelle verdächtig; sie möchten Alles in Symptome auflösen, die sich irrthumslos registriren lassen. Kunstgeschichte, d. h. Geschichte der nationalen Phantasie, hängt durchaus aber von der Individualität Dessen ab, der sie schreibt.“ In dem Aufsatze über die „neue Goethe-Ausgabe“ beschäftigt er sich noch eingehender mit dem Gegenstande; er sagt da an einer Stelle: „Besser, einen Theil Kenntniß weniger besitzen und um so tiefer von dem Geiste des Dichters sich doch berühren lassen“; und das noch feinere Wort: „Die Wege, auf denen musikalische, bildnerische, dichterische Schöpfungen sich im Geiste eines Künstlers wachsend vorwärtsbewegen, sind eben so sehr verhüllt und geheimnißvoll, wie die Verwandlung der eigenen Erlebnisse eines Künstlers in ein Kunstwerk es ist. Wer sich damit abmüht, die Pfade wieder aufzufinden, die hier gegangen worden sind, wird nie über Vermuthungen hinauskommen.“ Er wendet sich hier auch direkt gegen seinen Freund Wilhelm Scherer, der an Goethes Werken die „Nähte“ nachweisen zu können glaubte. Den Scharfsinn des so früh uns entrissenen Literarhistorikers, der ein Enthusiast seiner Methode war, bewundert Grimm aufrichtig; wie aber, was für Scherer historische Wahrheit gewesen, oftmals nur „sehr einleuchtende Wahrscheinlichkeitberechnung“ genannt werden dürfte, beweist er an dem Nausikaa-Plan. Bekanntlich hat Scherer die Tragoedie in geistreicher Weise rekonstruirt. Die Rekonstruktion fand nicht den Beifall Grimms, der als ein künstlerisch Denkender annahm, Goethe selbst würde sich nicht an sein Schema gebunden haben. In der That fanden sich denn auch schon in den vom Professor Erich Schmidt herausgegebenen „Tagebüchern und Briefen Goethes aus Italien“ (1888) neue Notizen zum Nausikaa-Plan, die für einzelne Theile eine Umgestaltung des

von Scherer mit so liebevoller Sorgfalt errichteten Gebäudes erfordert hätten. Und wieder knüpft Grimm — der glaubt, wahrscheinlich wäre dem Odysseus die tragische Rolle zugefallen — daran die Mahnung: „Das Bedenkliche der, wie man heute kurzweg zu sagen pflegt, ‚philologischen‘ oder ‚streng wissenschaftlichen‘ Methode liegt überhaupt darin, daß man, nachdem alles aufzutreibende Material aufgetrieben und strengstens untersucht worden ist, sich für befugt hält, aus diesem Bestande absolut zuverlässiger Mittheilungen nun bindende Schlüsse zu ziehen. Aber dies aufgebrachte Material beruht in seiner Totalität nur auf dem Zufall. Man darf Fragmente eines Bestandes niemals dessen vollen Umfang repräsentiren lassen. Jeder zufällige neue Fund ändert ja die Lage der Dinge von Grund aus.“

Mit Goethe faßt auch Herman Grimm die Geschichte als „Entwickelung der geistigen Arbeit der vornehmsten Männer“ auf. Er ist ein Aristokrat, der leidenschaftlich an die große Persönlichkeit glaubt und diese nur aus sich selbst heraus, nicht „historisch“, erläutert und begriffen wissen will. Das Bild eines dahingeschiedenen Dichters oder Künstlers ist ihm etwas Einheitliches, daß die chronologische Betrachtung seiner Werke nur zerreißen kann. „Was er in jugendlicher Ahnung hinstammelte, wächst mit Dem, was er in lichter Klarheit in hohem Alter aussprach, zusammen. Eins das Andere ergänzend. Eins das Andere bestätigend.“ Nur die Ordnung schaffende, zurichtende Haushälterin ist für Grimm die philologische Archäologie, nicht aber die geliebte Lebensgefährtin, nicht die Mutter seiner Geisteskinder. Goethe hat seine Wirthschafterin geheirathet, aber seine Christiane war eine Natur, kein Pergament; so mancher Philologe umfängt heute in hochzeitlichem Verlangen seiner exakten Wissenschaft ehrwürdig graue Hochgestalt; aber die Ehe bleibt fast immer unfruchtbar, und wo papierne Früchte sprießen, da leben sie höchstens für die enge Welt der „Fachgenossen“, der Spezialisten und Homunkelmacher. „Das ist Deine Welt, Das heißt eine Welt!“

Ein bedeutender Mensch wirkt stärker und nachhaltiger auf seine Zeit als diese auf ihn. Die „handkräftige Archäologie“ aber will den großen Menschen aus der kleineren Zeit ableiten; sie will durch das Kind die Mutter erklären. Wie nun, wenn ein exakter Forscher des Jahres 2200 die Persönlichkeit Bismarcks aus dem von ihm recht eigentlich abstammenden Geschlecht heraus entwickeln wollte? Ohne Zweifel würde er zu grundfalschen Ergebnissen gelangen, eben so unzweifelhaft aber würde er jeglichen Trugschluß für einen Triumph seiner wissenschaftlichen Methode halten. Den großen Menschen kann nur die Phantasie rekonstruiren; man muß ihn empfunden haben, um ihn lebendig machen zu können, und wer die Fähigkeit dieses Nachempfindens einer ganzen, zur Einheit gewordenen Individualität nicht besitzt, Der wird trotz der Beherrschung des gelehrten Materials zur Kunst niemals in ein festes, lebendiges Verhältniß treten können. Ein großer Archäologe

mag er genannt werden, ein berufener Kunstkritiker wird er niemals sein, wenn ihm die feminine Anschmiegungfähigkeit fehlt, durch deren Besitz alle wirklich einflußreichen Literaturkritiker, von Sainte-Beuve bis auf Taine und Georg Brandes, gesiegt haben. Und darum verstehen wir, warum ein künstlerisch empfindender Mann wie Herman Grimm immer wieder auf diesen Punkt zurückkommt und warum er endlich sagt: „Die Frage ist heute, ob wir den Weg zu der verlassenen Tradition Goethes und Winckelmanns zurückfinden werden oder ob wir uns dem redlichen, aber rohen Eifer der Fachleute anvertrauen und unter dem Anscheine, mühsame Pfade bergauf zu erklimmen, trotzdem bergab marschiren wollen .... Die ‚allgemeinen, großen Ideen‘ sind keine hohlen Redensarten. Immer war die in uns unbekannten Gedankentiefen bevorzugter Geister gebildete Anschauung vom Wesen der Dinge Das, was die Völker zum Licht geleitet hat. Mit Staunen sehen wir, wie viel an realen Kenntnissen Winckelmann, Herder, Goethe abging und wie richtig trotzdem ihr Gefühl der Dinge war."

Mit einer knappen Rückschau auf die Geschichte des Essays leitet Grimm seine neue Sammlung ein: „Ein aus dem Griechischen in das spätere Latein übergangenes exagium wird als der Ursprung des französischen essai und des italienischen saggio angenommen. Saggio bedeutet einen Theil einer größeren Menge, aus dem man auf die Beschaffenheit des Ganzen schließt. Eine Probe." Proben seiner Denkungart wollte der erste Essayist der Neuzeit, Montaigne, der skeptische Autor des Wortes „que sçay-je?", geben, während Francis Bacon von Verulam, einer der frühesten Gegner der Scholastik, wiederum „kurze Auszüge gleichsam ungeschriebener, umfangreicher Bücher" in seinen „Essaies" zu bieten strebte. Beiden Auffassungen wird Herman Grimm gerecht: jeder seiner Essays ist „ein Theil einer größeren Menge, aus dem man auf die Beschaffenheit des Ganzen schließt", und viele darunter sind Auszüge ungeschriebener Bücher. Es ist deshalb auch nicht nöthig, die fünfzehn neuen Essays hier der Reihe nach durchzugehen: überall spricht zu uns die selbe, im tiefsten Inneren eigenartige Individualität, gleichviel, ob Schulfragen erörtert werden und geistvoll dem Prüfungunwesen und dem banausischen Drange sogenannter Realienfanatiker entgegnet, ob die berliner Jubiläumsausstellung oder die Frage des Kaiser Wilhelm-Denkmals behandelt wird: immer ist es die selbe universelle Betrachtung sub specie aeterni, im ruhigen Aufblick zu dem nimmer alternden Ideal der goethischen Kunstanschauung. Und auch dem nicht leicht zu erfüllenden Anspruch wird Grimm stets gerecht, den er selbst aufgestellt hat: „Zum wirklichen Essay ist heute erforderlich, daß er in fließenden, individuell gehaltenen Gedankenreihen etwas allgemein Verständliches rasch behandle."

Herman Grimm ist weder ein blendender Stilist noch ein farbenmächtiger

Portraitist; er rühmt gelegentlich die Farblosigkeit der goethischen Prosa; er überrascht uns selten, er überwältigt uns nie; weder die Impetuosität Carlyles noch die etwas sprunghafte Gedrungenheit Emersons — dessen Essays über Goethe und Shakespeare er übersetzt hat — sind ihm eigen. Seine Wesenszüge sind vielmehr jene „Sicherheit“, die er selbst an Goethe und den Seinen preist, und eine mitunter wohl ein Wenig kühle und auf das Absonderliche gerichtete Gehaltenheit, die der Einzelerscheinung die Wärme versagt, um sie der ganzen Menschheit zuzuwenden. Immer bleibt eine mit vollem Bewußtsein errichtete Schranke zwischen dem Vortragenden und seinen Hörern bestehen; Grimm ist kein Lehrer, dem man sich blind vertrauend sofort in die Arme wirft; er hat bei aller Modernität etwas Priesterliches — aber ganz und gar nichts Pfäffisches — in seinem Wesen, Etwas das uns in den Vorhof seines Tempels zurückscheucht. Freilich, er selbst hat gesagt: „Sich im Vorhofe zu fühlen, ist überhaupt und überall nur das Höchsterreichbare.“

Es ist zu beklagen, daß dieser Mann, der offenbar die modernste Kunstentwickelung bis in alle Einzelheiten hinein genau beobachtet, nicht öfter dazu das Wort ergreift. Wie viel Gutes er in der kritischen Verwirrung des Augenblickes stiften könnte, mag man in seinen Aufsätzen über die Jubiläumsausstellung von 1887 und über Salvatore Farina erkennen. Er bewunderte die Werke Uhdes und Liebermanns, aber er bemerkt auch: „Das Freudige, das Befreiende des altniederländischen Werkes fehlt dem modernen nicht nur, sondern soll ihm fehlen.“ Und in ähnlichem Sinne sagt er bei Farina: „Es giebt eine liebevolle Betrachtung der Menschen und der Dinge, die nicht veraltet. Der klargeschliffene Spiegel einer Künstlerseele fängt Menschen und Dinge auf; und aus den Abbildern dieser Bilder entsteht ein Kunstwerk. Ein Künstler, der Bleibendes schafft, hat keine Absichten. Er ist kein Professor, der Etwas erklären oder beweisen will. Ein Drang und eine Fähigkeit unbekannter Herkunft nöthigen ihn zur Arbeit und gewähren die Mittel dazu. Die Resultate solcher Arbeit, die in bester Qualität zu schaffen nur Wenigen vergönnt sein kann, gehören zum allgemeinen nationalen Reichthum und ihr innerer Besitz ist für Jedermann vortheilhaft.“

Solche Arbeit zu schaffen, ist auch Herman Grimm zu seinem Theile bemüht. Wie ein Vermächtniß des achtzehnten Jahrhunderts ragt er in unsere praktische Nützlichkeitzeit hinein, und wenn wir uns in dankbarem Gemüth des inneren Besitzes seiner Lebensarbeit freuen, so empfinden wir es tröstlich, wie Paul Heyse, da ihn im Vatikan „im Gewühl der Stumpfgebornen ein Blitz aus nordschem Augenlid“ traf:

„ . . . . . , daß im Auserkornen
Der schönste Bund noch immer sich vollzieht,
Der Bund hellenischer Kunst mit deutschem Geiste.“

* * *

—

... Sechs oder sieben Jahre mag es her sein, seit ich, ein unsicher suchender Neuling im Lande der Literatur, diese Sätze für ein wenig gelesenes Wochenblatt schrieb. Bei Grimm hatte ich, was der eigener Unreife bewußten Jugend immer am Meisten fehlt, gefunden: Sicherheit, ruhige und beruhigende Sicherheit, die aus dem Gefühl vollendeter Erziehung in künstlerischen Dingen stammt. Was mir an Goethes grauem Jünger so rühmenswerth, der Bewunderung so würdig schien, könnte ich heute nicht besser als damals ausdrücken, — vielleicht nicht einmal mehr so gut, weil Liebe mitunter zwar blind, noch öfter aber beredt macht und weil nach längerem Betrachten auch an dem leuchtendsten Körper das vom Glanz nun nicht mehr geblendete Auge die minder hell strahlenden Stellen sieht. Das soll nicht etwa heißen, daß ich Herman Grimm jetzt tadeln oder auch nur mit geringerer Tonwärme loben möchte; einen Mann seines Wuchses lobt und tadelt nur der Thor: der Verständige sucht ihm näher zu kommen, mit ehrfürchtigem Blick ihn zu messen und die Grenzen seiner Persönlichkeit zu bestimmen. Doch zu der Erkenntniß, daß auch die große Persönlichkeit Grenzen hat, dringt erst das reifere, resignirende Alter vor, das Menschliches mehr als Gottähnliches liebt und an Götzenbildern die Kinderfreude verloren hat; der Jüngling schmückt das Geliebte mit allen der spähenden Phantasie erreichbaren Reizen und will nicht glauben, daß die Sonne selbst Flecke hat. So ist mirs mit Grimm gegangen; aus überschwänglicher Schwärmerei ist allgemach sanftere Neigung geworden, die an dem einst Vergötterten auch die Schwächen sieht und gerade deshalb dem Wechsel der Zeit und der geistigen Triebe künftig zu trotzen vermag. Den Wandel bewirkte, wie es gewöhnlich geschieht, eine Enttäuschung. Ein zum Göttersitz Erhöhter darf nicht irren und hört, wenn er irrt, auf, ein Göttern Gleicher zu sein; und der einmal im Glauben Enttäuschte wird mißtrauisch sich dann vor neuen Enttäuschungen zu wahren trachten. Grimm hatte als eine große neue Dichterin Frau Johanna Ambrosius begrüßt, in der ich nur eine nicht anmuthlose Dilettantin von mittlerem Wuchs zu sehen vermochte. Diesmal konnte ich beim besten Willen dem verehrten Führer nicht folgen, mußte ihm sogar grollen, denn er hatte mit der Macht seines Namens einer Unbeträchtlichkeit zu einem Erfolge verholfen, den selbst die Stärksten im amusischen Reich des Sedanlächelns sonst nicht erhoffen dürfen. Die Scheu, mit einer theuren Gestalt auf der Gasse zu hadern, hielt mich von offenem Widerspruch zurück, aber das innere Verhältniß zu Grimm war seit dieser Stunde verändert. Die Glorie der Unfehlbarkeit umglänzte sein Haupt nicht mehr; und ich ging, ein Bischen ernüchtert und abgekühlt, an die unfrohe Arbeit, in seinem Werk nach neuen Spuren der Schwachheit zu suchen. Dem von den Besten zweier Generationen Gepriesenen kann mein Urtheil gleichgiltig sein; mir wird die Thatsache, daß ich so wenig Anfechtbares fand, stets der stärkste Beweis für den hohen Werth des Lebenswerkes bleiben, das der Sohn Wilhelms Grimm uns geschenkt hat. Freilich forschte ich weder in seinen Poeten-

versuchen, für deren Genuß das Organ mir versagt ist und die ich nur als die Leistung eines feinen Geistes achten, nicht als Geschöpfe eines fruchtbaren Dichters liebend umfangen kann, noch in seinen kunstgeschichtlichen Werken, über deren wissenschaftliche Bedeutung zu urtheilen ich nicht berufen bin. Nicht von dem Biographen Raphaels und Michelangelos, auch nicht von dem Erwecker der Ilias, der sich keck auf homerische Höhen wagen durfte, nur von dem Essayisten Grimm will ich noch ein paar Worte sagen; vielleicht gewinnt die in veränderter Stimmung fortgeführte Skizze menschlichere Züge und auf Größe und Begrenztheit einer ungewöhnlichen Individualität fällt helleres, nun nicht mehr künstlich verstärktes Licht.

Unter Grimms Essays*) ist einer über Hamlets Charakter; der scheint mir von seinen Aufsätzen der schwächste. Das kann, wenn mein Urtheil nicht trügt, nicht Zufall sein. Man sollte meinen, die feinsten Geister müßten, auch wo sie vermummt erscheinen, einander erkennen, der Goetheschüler mußte den Dänenprinzen verstehen. Er wittert ihn, doch er versteht ihn nicht; er beklopft und betastet das Drama, sucht von allen Seiten in das Geheimniß des unheldischen Helden einzudringen, aber er bleibt auch hier leider „im Vorhof"; und „sich im Vorhofe zu fühlen", ist hier doch wohl nicht „das Höchsterreichbare". Eine Gestalt kommt nicht heraus, Hamlet wird unter dem fühlenden Finger nicht lebendig. Mir ist Hamlet der moderne Mensch, wie ein willensstarker Renaissancemensch ihn sah, sehen mußte: in mitleidiger Geringschätzung und doch in der Ahnung, daß da eine neue, in ihrer Kraftlosigkeit wundervoll feine Kulturblüthe zum ersten Mal ihren süßen Duft in neblige Morgenluft hauchte. Die Unfähigkeit zu der ersehnten brutalen That, die den unentwirrbaren Knoten mit dem Schwert durchschneidet, die schreckende und dennoch tröstliche Gewißheit, daß solche Feigheit verfeinerter Erdensöhne im Bewußtsein wurzelt, in den Vorstellungen, die den wüthenden Willen hemmen, die leidige Sucht, sich selbst zu behorchen und den schlafenden Sinn neugierig zu beschleichen, die dem sich leben Fühlenden den naiven Muth und die frische Farbe der Entschließung raubt, die Unsicherheit der Wesensbasis, die Bereitschaft, Alles zu glauben und an Allem zu zweifeln, die nicht von Eitelkeit freie Freude am Dilettiren in mancherlei Künsten —: das Alles und vieles Andere macht Gertrudens Sohn zur modernen Gestalt und läßt uns, so oft wir dem bleichen, in unser feierliches Schwarz gehüllten Dänen begegnen, beinahe entsetzt erkennen: Das bist Du!... Herman Grimm hat es nicht erkannt, konnte es nicht erkennen; denn er gehört nicht zu uns. Er kann Hamlet lieben, wie ihn Horatio liebt, als den Gegensatz des eigenen Wesens, aber er kann ihn nicht verstehen, wie ein Kranker den im nächsten Bett Wimmernden versteht. Ihm ist Hamlet nicht der Geist, dem er gleicht und den er deshalb begreift. Er lebt nicht unser

---

*) Fünfzehn Essays. Verlag von F. Dümmler. — Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. (1897.) Verlag von Wilhelm Hertz.

Leben oder zeigt doch in seinem Werk wenigstens nicht, daß ers lebt. In den Sonnentagen des Cinquecento ist er heimisch; in der modernen Welt schreitet er wie ein hoher Fremdling auf schwankem Erdreich einher. Ganz zu Hause fühlt er sich wohl nur an den Stätten, denen Goethe, die Brüder Grimm und die Arnims, aus deren Haus er sich die Tochter zum Weibe wählte, des Wesens Spur eindrückten; in jedem anderen Klima kann der Verwöhnte sich leicht erkälten. Er hat sich eine besondere Kunstwelt geschaffen, zu der er das Material aus der italienischen Renaissance, aus Weimar und dem stillen nachgoethischen, cornelianischen Deutschland nahm; da weiß er sich sicher. Und sicher will er vor Allem sein; das Ungewisse, noch nicht abgeklärt Ruhende verstimmt das feine Saitenspiel seiner Seele. Andere mögen sich in dunkle Tiefen den nächtigen Pfad suchen: er wandelt aufrecht im Licht und schickt den Blick zu den Gefilden hoher Ahnen empor. Ihm mußte Hamlet ein reizendes, aber im Grunde doch unerfreuliches Räthsel sein und, trotz allem scharfsinnigen Mühen, bleiben, — ein, nach Goethes Wort, trübes Problem. Da ist eine Grenzlinie, die ihn vom Bereich der Größten scheidet. Shakespeare, der Renaissancemensch, sah die problematische Natur des Modernen, der im Zwielicht einer werdenden Weltanschauung zwischen altem Spukglauben und neuer Empfindensregung rathlos umherflattert, wie Fliegen zwischen zwei Fensterscheiben. Auch der Dichter der Wahlverwandtschaften sah sie, aber er ärgerte sich an ihr. Taine, der in der frischen Luft der Naturwissenschaft erwachsene Philosoph, konnte in allen Bezirken Blumen und Früchte pflücken und mit der Schmiegsamkeit einer zärtlichen Frau bis ins Innerste aller Gefühle schlüpfen. Diesen Allumfassern dürfen wir Herman Grimm nicht gesellen. Er ist kein Genie und kein Philosoph, sondern ein vornehmer, gebildeter und, wo er liebt, merkwürdig fein empfindender Mann, der den Schmutz der Straße, den Sturm und die Fröste scheut und weislich deshalb im Warmen bleibt, bei dem Peliden, bei Raphael, bei Goethe.

In so erlauchter Gesellschaft nimmt auch der Freieste leicht Olympiersitten an und wird empfindlich gegen einen heftigen Luftzug, ein lautes Wort. Darf der Ehrliche leugnen, daß Grimms Art im Lauf der Zeit etwas Künstliches angenommen hat und seine Welt uns manchmal luftlos dünkt, wie im Palast ein lange verschlossener Saal? Künstlich scheint mir jetzt schon sein Stil, den er nicht in Freiheit wachsen ließ, den er zügelte, an den besten Mustern bildete. Das ists: Grimm hat sich an den besten Mustern gebildet, — nicht den Stil nur, nein, die ganze Persönlichkeit; und dabei ist von dem Eigensten Manches verloren gegangen. Mir ist erzählt worden, er verschmähe im Gespräch nicht das derbste Wort und gebe sich gar nicht als bedächtigen Professor der Aesthetik; der Schreibende scheint mir immer im Frack vor seinem Tisch zu sitzen und, ehe er einen Satz formt, im Aufblick zu Goethes Büste zu fragen, ob der alternde weimarer Meister wohl diesen Ausdruck und diese Tonfarbe billigen würde. So können kleine Wunder, wie der Aufsatz über Leonore von Este, entstehen; aber ist solche Dressur

goethisch im eigentlichen Sinn, im Sinn des Freiesten, der die Persönlichkeit als höchstes Glück der Erdenkinder pries? Grimm ist nicht Goethe und lebt nicht in Goethes Tagen; und die feinste Synthese des aus dem Schatz des Größten und aus dem Vermächtniß des Vaters und Oheims Geschöpften reicht für die Erscheinungen einer gewandelten Welt nicht stets aus. Dazu kommt noch ein anderer Uebelstand. Das Auge, das fremde Sehkraft entlehnte, wird, weil es die eigene Funktion nicht übt, schließlich geschwächt; wer sich lange gewöhnt hat, fest in fremdem Wesen zu wurzeln, denkt, wenn er auf die eigene Kraft angewiesen ist, am Ende kaum noch der Verantwortlichkeit und fühlt sich da oft noch sicher, wo er unsicher zaudern und vorsichtig prüfen sollte. So mag der seltsame Irrthum über den Werth der Frau Ambrosius entstanden sein; so nur sind Behauptungen zu erklären, wie die, das amerikanische Leben stehe heute unter dem Einfluß des deutschen Geistes, der alte Kaiser Wilhelm sei im Wesen Goethe verwandt zu nennen, Frankreich habe in seiner langen Kunstgeschichte nur einen wirklichen Maler hervorgebracht, Millet, — und manche andere, die wir gern missen möchten. Das wird in munterer Sicherheit ausgesprochen und sollte doch recht ernstlich erwogen werden, ehe es von solcher Höhe herab verkündet wird. Grimm hat von Rankes allzu gepflegter Prosa einmal gesagt, man merke ihr die Mühe an, die sie gekostet haben müsse; und er hat über Clemens Brentano und Achim von Arnim das Urtheil gefällt, sie hätten vergangene Versformen und Sprache nachgeahmt und seien bestrebt gewesen, mit dem Vergangenen, das sie entzückte, in ihrem Werk auch die Gegenwart wieder zu erfüllen. Diese Sätze treffen sein eigenes Wirken mehr, als ihm lieb sein mag. Er hat es nicht nöthig, eine Maske zu tragen und dem Geist nach fremdem Muster, und wäre es das ehrwürdigste, das Kleid zuzuschneiden: er kann sich, wie er ist, sehen lassen, ohne Socken und falsche Locken.

Denn er ist nicht ein Veralteter. Wohl trennt ihn von den Jüngeren, auch von Denen, die nicht, mit den Modernomanen, jeden tausendmal beschnüffelten Brei für ein werthvolles Produkt von gestern oder vorgestern halten, ein deutlicher Grenzstrich; aber waren nicht dem Volk der höchsten und einheitlichsten Kultur, dem Volk ohne Pöbel, Greise die Führer? Herman Grimm, der am sechsten Januar ins siebente Lebensjahrzehnt eintrat, hat uns noch viel zu sagen und wir haben von ihm noch viel zu lernen. Daß er sich Neuem nicht eigensinnig verschließt, zeigte die schöne Wärme, die er im Lob Lamprechts fand und die den Geschmähten über die Kläffereien der kleinen Leute vom Schlage der Lenz und Delbrück leicht getröstet haben wird. Mag seine Sicherheit uns, denen die festen, den Weg weisenden Leuchtfeuer erloschen sind, manchmal fremd und altfränkisch scheinen: sie ist dennoch neidenswerth. Sie stammt aus einem starken Glauben und aus der Fähigkeit, Ehrfurcht zu fühlen; sie giebt seiner Rede die heute so seltene Kraft und schafft ihm Gehör, auch wenn er leise spricht.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 15. Januar 1898.

Deutsche und fremde Finanzen.

I.

Der Hauptunterschied, und zwar ein außerordentlich günstiger, tritt bei den preußisch-deutschen Finanzen im Vergleich mit denjenigen der anderen Großstaaten — wie auch vieler sonstigen Staaten — auf der Ausgabeseite in den Verhältnissen der Staatsschuld, in deren Ursprung und Größe, und auf der Einnahmeseite in den bezüglichen Deckungmitteln für die Schulden hervor. Die deutschen Staatsschulden sind im Ganzen erheblich kleiner als die fremden, rühren nur noch zum kleinsten Theil aus alten Kriegs- und ähnlichen Schulden oder aus Defizitschulden des ordentlichen Etats her, stammen vielmehr zum größten Theil aus produktiven und rentablen Anlagen, namentlich aus Eisenbahnen, werden durch deren Erträge im Durchschnitt für das ganze Reich, speziell besonders hoch in Preußen, nicht nur reichlich verzinst, sondern auch, so weit es nothwendig ist, daraus mit getilgt, belasten daher die Steuern so gut wie gar nicht. Es bleiben aus diesen Eienbahnreinerträgen selbst noch zu etwa nöthiger Deckung anderer Staatsausgaben erhebliche Ueberschüsse übrig, die dann zu den Reinerträgnissen der privatwirthschaftlichen Einnahmequellen aus älterem Staatsbesitz (Domänen, Forsten, Bergwerken u. s. w.) hinzutreten. Bei dieser Sachlage können daher sogar zu den übrigen Reichs- und Staatsausgaben für Wehrwesen und Civilverwaltung aus allen diesen Einnahmen, auch nach Abzug der Kosten der Schuld, noch erhebliche Zuschüsse geleistet werden, so daß auch diese Ausgaben nur theilweise auf der Steuer lasten. Nur deshalb und wegen der immerhin im Ganzen nicht übermäßigen Höhe der Ausgaben für Wehrwesen und Civilverwaltung braucht die Besteuerung für Reichs- und Staatszwecke in Deutschland nicht entfernt die Höhe zu erreichen wie in den wichtigsten politisch und wirthschaftlich konkurrirenden Staaten des Auslandes. Eben deshalb sind unsere Steuerkräfte,

wenn es geboten ist, aber auch noch einer starken weiteren Anspannung fähig, ohne daß daraus ein so schwerer Steuerdruck wie ceteris paribus nothwendig im Auslande hervorgehen müßte.

Im Ausland, zumal in den Großstaaten, in Frankreich, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien und einigen der übrigen, ist das Alles ganz anders. Die Schulden sind viel höher, rühren zum großen Theil, selbst ausschließlich, aus unproduktiven Ausgaben, aus Kriegskosten, Revolutionkosten, Defiziten her, Staatsbahnen fehlen oder sind wenig rentabel, so daß die Kosten der dafür aufgenommenen Schulden in erheblichem Maße aus anderen Einnahmen mit zu decken sind, ältere privatwirthschaftliche Einnahmezweige sind viel weniger übrig geblieben oder haben geringere Reinerträge. Die Kosten der Staatsschulden wie die übrigen Staatsausgaben lasten daher weit überwiegend, mitunter fast ganz, auf der Steuer. Eben darum muß diese hier so stark angespannt werden und wird jede weitere Ausdehnung schwerer empfunden, weil sie zu einer schon so großen Last noch hinzutritt.

Allerdings ist wohl bisweilen eingewendet worden, für die ganze Volkswirthschaft mache es doch schließlich keinen Unterschied, woher die Staatseinnahmen rührten, ob aus Steuern oder aus sogenanntem Privaterwerb und verwandten Einnahmezweigen, wie Staatsbahnen, Forsten, Domänen u. s. w. Immer werde doch ein ungeheurer Theil vom Gesammtbetrag des jährlichen „Nationalproduktes", des Volkseinkommens, für öffentliche Zwecke verwendet, und gerade Das sei die schwere volkswirthschaftliche Last, freilich eine noch bedenklichere, wenn die Ausgaben für alte unproduktive Schulden und für das „unproduktive" Wehrwesen, den „Kriegsaufwand im Frieden", so viele „wirthschaftliche Güter", so viele Produkte der jährlichen nationalen Arbeit verschlängen. Und in der That ist es für die Nation, als Ganzes „betrachtet", für die ganze Volkswirthschaft einerlei, ob die Ausgaben durch Steuern oder durch nichtsteuerrechtliche Einnahmen gedeckt werden. Das, was der Staat, das Reich volkswirthschaftlich „kostet", was daher anderen Verwendungen, öffentlicher wie privater Art, entzogen wird, wird durch diese Verschiedenheit der Deckungmittel für das ganze Volk nicht geändert. Wohl aber sind danach die sozialen und ökonomischen Folgen für die „Vertheilung des Nationalproduktes", des Volkseinkommens — und weiter des Volksvermögens — unter die verschiedenen sozialökonomischen Klassen wesentlich verschieden; der Steuerdruck wird unter Finanzverhältnissen wie in Deutschland geringer, zumal für die unteren Klassen und die weniger Besitzenden, und derjenige Theil des Nationalproduktes, welcher bei der Institution des privaten Grund- und Kapitaleigenthums als Besitzrente (Kapitalgewinn, Grundrente), eventuell auch als damit verbundener Unternehmergewinn wesentlich nur den höheren besitzenden Klassen zufällt, wird zu Gunsten des Fiskus, d. h. zu Gunsten der staatlichen Volksgemeinschaft, ver-

ringert: eine eminent soziale Folge bedeutenden Staatsbesitzes, wie z. B. im Fall der Staatsbahnen.

Gerade Das tritt in den preußisch-deutschen Verhältnissen seit der großen Eisenbahnverstaatlichung-Aera in großartigster Weise hervor. Schwerlich würde irgendwie das Arbeiter- und Beamtenpersonal — dieses nur mit Ausnahme der Direktorenposten und ähnlicher Stellungen — heute besser bezahlt oder in der Arbeitlast mehr erleichtert, würden die Personen- und Gütertarife niedriger sein — gerade das Gegentheil wäre in allen diesen Beziehungen durchaus wahrscheinlich —, wenn wir statt des Staatsbahnsystemes das Privatbahnsystem behalten hätten. Die zwei bis drei Prozent und mehr, die wir aber jetzt über alle Betriebskosten und die Zinsen der Eisenbahnschulden hinaus aus den Ueberschüssen der Staatsbahnen für die Staatskasse beziehen und die uns heutzutage so und so viele Millionen (weit über 100 seit Jahren in Preußen allein, in letzter Zeit hier über 200 Millionen, nach Etat für 1897/98 286.5 Millionen und nach Abzug des Tilgebetrages noch 233.8 Millionen Mark) anderer Ausgaben decken und Steuern ersparen helfen, würden dann, wie in solchem Fall im Ausland mit Privatbahnsystem (England, Frankreich), in die Tasche der Aktionäre als Dividende fließen. Diese hätten davon — und die Aufsicht- und Verwaltungräthe und Direktoren von ihren Tantiemen und hohen Gehalten — freilich bei einer richtigen Steuerverfassung Steuern zu zahlen, die bei uns natürlich mit diesem privaten Einkommenbezug entfallen, also z. B. bei 200 Millionen 6 bis 8 Millionen Mark, aber dafür bezieht eben der Staat dieses ganze Einkommen selbst. Man sieht deutlich, wie finanziell vortheilhaft, sozialpolitisch günstig Das ist, weil nun dieser Betrag, hier in diesem Beispiel in der Differenz von 192 bis 194 Millionen Mark, nicht erst durch andere Steuern aufgebracht werden muß. So bleibt also ein entschiedener Vorzug unserer Finanzverfassung.

Dieser Vorzug verschwindet auch nicht auf eine auch wohl vorgekommene gegnerische Argumentation, daß eben in jenem Beispiel die sonst den Aktionären zufallenden 192 bis 194 Millionen Mark ja zur privaten Verausgabung oder zur privaten Kapitalbildung und damit zu vermehrter Arbeiterbeschäftigung gedient haben würden. Denn die selbe Sachlage ist auch bei uns vorhanden, da die dem Staat zufallenden 192 bis 194 Millionen ja direkt und indirekt schließlich eben so verwendet werden und die sonst zur Erzielung dieses Betrages nothwendige Besteuerung unterbleiben kann, daher die Kauf- und Sparkraft der Bevölkerung gestärkt wird. Für das Ganze des Volkes und der Volkswirthschaft ist Das wieder einerlei, für die einzelnen sozialökonomischen Klassen ist es durchaus zweierlei: bei uns kommt schließlich der Masse der nicht oder wenig Besitzenden, im Auslande dagegen der kleinen Schicht der Besitzenden aus dem Aktionärpublikum der Vortheil zu Gute.

II.

Sehen wir nun einmal an einigen finanzstatistischen Zahlen, wie sich die Dinge, die wir soeben besprochen haben, im konkreten Fall gestalten. Die genauere Vergleichung Preußens (inkl. 60 Prozent der betreffenden Reichsposten als Zuschlag gerechnet) mit Frankreich läßt gerade diese Verhältnisse besonders gut hervortreten.

Im preußischen Staatshaushaltsetat für 1897/98 steht die Ausgabe für die öffentliche Schuld mit folgenden Posten:

	1000 Mark.
Verzinsung	236 916
Tilgung	8 773
Außerordentliche Tilgung	25 178
Bildung eines außeretatmäßigen Dispositionfonds für die Eisenbahnverwaltung, eventuell zur weiteren Verrechnung auf Anleihen	225
Renten	1 434
Verwaltungskosten	941
Summa	273 467
Dazu 60 Prozent von der Reichsschuld (fast ganz Zinsen)	45 040
Zusammen	318 507

Durch die Konversion von 1897 von 4 auf $3^1/_2$ Prozent hat sich der Verzinsungbetrag der Schuld in Preußen im Etat für 1897/98 schon um eine halbjährige Quote ($^1/_4$ Prozent oder 5 218 000 Mark) gegen das Vorjahr vermindert. Im nächsten Etat für 1898/99 wird dieser Betrag für das ganze Jahr erspart, also noch einmal die genannte Summe. Wir sehen hier davon ab. Denn andererseits tritt die neue gesetzliche $^3/_5$ Prozent Tilgung mit circa 39 Millionen Mark hinzu, wodurch der Tilgeaufwand jedenfalls gegen bisher um eine Anzahl Millionen wächst. Ferner ist von der Reichsschuld auf Preußen eigentlich etwas mehr als 60 Prozent zu rechnen, da ein kleiner Theil der Reichsschulden nicht von der ganzen Reichs-Finanzgemeinschaft getragen wird, sondern von Bayern und Württemberg nicht mit, wodurch sich die auf Preußen fallende Quote etwas erhöht. Es wäre zu weitläufig und ist für unsere Zwecke gleichgiltig, Dies genau rechnungmäßig hier durchzuführen. Auch wenn man rund statt 318.5 320 oder 325 oder selbst 330 Millionen „Schuldbedarf" (aber immer inkl. erheblicher Tilgung) rechnet, ändert Das am Ergebniß nichts Wesentliches.

Stellen wir nun fest, welche „privatwirthschaftliche", „nicht-steuerrechtliche" Einnahmen als Deckungmittel im laufenden Etat diesem „Schulderforderniß" gegenüberstehen, und zwar an Reinerträgen. Zunächst im preußischen Etat:

	1000 Mark.
Domänen	20 451
Forsten	26 065
Berg- und Hüttenwerke u. s. w.	12 910
Staatsbahnen (und andere Einnahmen von Eisenbahnen)	435 820
Seehandlung-Institut	2 002
Summa: Preußen	497 248

dazu Antheil (60 Prozent) an Reichseinnahmen:

Reichsbahnen	15 228
Reichsbank	2 029
Reichsdruckerei	871
Reichsinvalidenfonds	17 570
Summa: vom Reich	35 698
zusammen	532 946

Auch diese Summe ist nur annähernd richtig, in Wirklichkeit aber eher noch höher. Es sind hier von den Roherträgen auch die einmaligen Ausgaben abgezogen worden, unter den ordentlichen Ausgaben befinden sich Kosten für Unterrichtswesen (Forst-, bergmännische Lehranstalten) und Verschiedenes für andere Verwaltungzwecke, das man eigentlich zu den Staatsverwaltungausgaben rechnen muß, nicht zu den Betriebs- und Verwaltungskosten des betreffenden Staatsbesitzes. Andererseits sind in dem Posten des Reichsinvalidenfonds auch Kapital-, nicht nur Zinsbeträge enthalten (jene ca. $^{3}/_{7}$ des Gesammtbetrages), die eigentlich abzurechnen wären, da sie eine Verminderung des Aktivvermögens darstellen. Dafür kommen aber in anderen Verwaltungzweigen Einnahmen vor, die mehrfach nicht Gebühren im finanzwissenschaftlichen Sinne, sondern privatwirthschaftliche Einnahmen sind, hier aber nicht eingerechnet wurden.

„Gebühren" als spezielle Entgelte für Leistungen oder spezielle Kostenansätze sind auch nicht eigentliche Steuern und nehmen in einzelnen Fällen, wie bei Post und Telegraphie, einen der privatwirthschaftlichen Einnahme verwandten Charakter an. Die meisten Gebühren lassen sich aber zu schwer ausscheiden und hängen in dem besonders wichtigen Fall der Justizgebühren („Gerichtskosten") ohnehin mit gewissen Steuern (Stempelabgaben und Registerabgaben) so nahe zusammen oder gehen darin über, daß man hier besser von ihnen absieht. Man wird nun immer bedenken müssen, daß viele dieser Abgaben eigentlich auch nicht Steuern sind, auch wenn man sie statistisch zu diesen schlägt. Nur etwa die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung könnte man noch zu den vorhin erwähnten „privatwirthschaftlichen", nicht steuerrechtlichen Einnahmen stellen. Von dem Reinertrag der Reichspost und Telegraphie im laufenden Etat (nach Abzug auch der einmaligen Ausgaben) von 32 658 000 Mark fielen auf Preußen (zu 71,8 Prozent gerechnet) noch 23,45 Mill. Mark. In einem Staatshaushalt wie dem britischen ist der Postüberschuß der wichtigste Einnahmeposten nicht rein steuerrechtlicher Natur.

Das Ergebniß ist demnach, daß Preußen rund fast 500 Mill. Mark Ueberschüsse aus eigenem Staatsbesitz, rund 533 Mill. Mark aus diesem und aus seinem Antheil aus Reichsbesitz und rund 556 Mill. Mark inkl. der Postüberschüsse zur Verfügung hat. Das gesammte Schulderforderniß von ca. 319 wird durch die erste Summe um ca. 181, die zweite um ca. 214, die dritte um ca. 237 Mill. Mark übertroffen, mit anderen Worten: diese großen Beträge hat Preußen zur Deckung seiner anderen Staatsausgaben nebst seinem Antheil an den Reichsausgaben noch übrig, so daß erst für den verbleibenden Rest dieser anderen Ausgaben auf die Besteuerung als Deckungmittel zu-

rückgegriffen werden muß. Der preußische Antheil an den Reichsausgaben für Heer und Flotte von ca. 478 Mill. Mark kann also durch die Ueberschüsse der privatwirthschaftlichen Einnahmen noch zu mehr als einem Drittel nach der ersten, zu mehr als zwei Fünftel nach der zweiten, zu fast der Hälfte nach der dritten Berechnungweise gedeckt werden, d. h. auf der Steuer lasten eigentlich nur bezw. ca. 297 —, ca. 264 —, ca. 241 Mill. Mark oder auf den Kopf der Bevölkerung nicht der ganze Betrag zu 14.8, sondern nur bezw. der von ca. 9.1 —, 8.1 — 7,4 Mark gegen 18.6 in Frankreich und 20.7 in Großbritannien, da die Ausgaben für Wehrkraft hier, wie in anderen Ländern, vollständig durch Steuern bestritten werden müssen. Wir decken also bei uns aus Steuern nach der letzten Berechnung nicht nur das ganze Schulderforderniß, sondern noch die Hälfte des Wehraufwandes und nur die andere Hälfte davon und die Civilverwaltung kostet uns „Steuern“: eine unvergleichlich viel günstigere Lage als im Auslande, zumal in den genannten und in anderen Hauptstaaten.

Allerdings gilt Dies zunächst nur von Preußen, nicht vom ganzen Reich. So weit in den anderen Staaten nicht die Finanzverfassung die selbe wie in Preußen ist und so hohe privatwirthschaftliche Reinerträge bietet, ist die Lage hier weniger günstig, eventuell bei noch größerem Staatsbesitz und Ertrag daraus aber auch noch günstiger. Das stellt sich natürlich bei jedem Staat etwas anders heraus. Aber für die Gesammtheit des nicht-preußischen Deutschlands ist die Finanzlage in dem hier besprochenen Punkte nicht so günstig wie in Preußen, weil dort die gewaltigen Eisenbahnüberschüsse fehlen. Wäre das Deutsche Reich, wie es ohne Zweifel in jeder Hinsicht das Richtige war, nach den preußischen Plänen der siebenziger Jahre, statt zum partikularstaatlichen, zum Reichsbahnsystem gelangt, so bildete es eine große Finanzgemeinschaft dafür und die Mittel- und Kleinstaaten hätten davon einen erklecklichen Vortheil. Die Staatsbahnen der süddeutschen Staaten, besonders Württembergs, haben neuerdings die Zinsen und Kosten der Eisenbahnschulden nicht immer oder nur eben selbst gedeckt, nur in allerletzter Zeit einige Ueberschüsse darüber hinaus ergeben. Auch die Postüberschüsse sind in den selbständigen Postgebieten Bayerns und Württembergs geringer als im Reichspostgebiet. Nur Sachsen hat auch günstige Eisenbahnfinanzen, doch nicht so günstige wie Preußen. Hier spiegeln sich eben die finanziellen Folgen der partikularistischen Eisenbahnpolitik ab. Indessen giebt der gesammte ältere und neuere rentable Staatsbesitz in den Mittel- und Kleinstaaten doch wieder so erhebliche Beiträge zur Deckung der Staatsausgaben, daß auch hier die Finanzlage eine wesentlich günstigere als meist im Auslande bleibt und die Besteuerung nur in geringerem Betrage für die Deckung der Ausgaben mit in Anspruch genommen werden muß.

Nur vom größten Mittelstaat, von Bayern, sei Dies hier in Kürze ziffernmäßig belegt. Hier ist im Etat für 1897 der Bedarf für die Staatsschuld mit 50.96 Millionen Mark veranschlagt. Die „Staatsdomänen" haben aber einen etatmäßigen Ueberschuß von 22.90, die „Regalien und Staatsanstalten" (Eisenbahnen, Post, Telegraphie u. A. m.) von 43.63 Millionen Mark, zusammen also auch 66.53 Millionen Mark oder nach Abzug des Schulderfordernisses verbleiben zur Verwendung für andere Staatsausgaben, wofür sonst Steuern dienen müßten, noch 15.63 Millionen Mark. Dazu tritt dann der Antheil Bayerns an den vorhin bezifferten 35.7 Millionen gemeinsamer Reichseinnahmen mit circa 4 Millionen Mark, denen andererseits der bayerische Antheil an den Kosten der Reichsschuld mit circa 7.5 wieder gegenübersteht. Es würden nach dieser nur ungefähren Veranschlagung daher von der wesentlich privatwirthschaftlichen Einnahme Bayerns nach Abzug der Kosten der Schulden (inkl. Reichsantheil) noch circa 12 Millionen Mark übrig bleiben, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung etwas über circa 2 Mark, die zur Mitdeckung der Kosten von Heer und Flotte verfügbar wären. Der Kopfsatz dieser hiervon durch Steuern zu deckenden Ausgaben sänke dadurch von circa 14.8 auf circa 12.8, d. h. wäre doch nur etwas über zwei Drittel so hoch wie in Frankreich und etwa drei Fünftel so hoch wie in Großbritannien.

III.

Betrachten wir nun aber einmal die Lage in Frankreich. Hier stehen dem riesigen Schulderforderniß eben wenige privatwirthschaftliche und verwandte Einnahmen als Deckungmittel gegenüber, es lastet also zum großen Theil schon auf der Steuer; und der Bedarf von Heer und Flotte muß vollends ganz durch die Besteuerung bestritten werden. Die folgenden statistischen Daten aus dem Etat für 1897 belegen Das ziffernmäßig.

Schuldenlast:	1000 Francs.
Zinserforderniß der $3^1/_2$ prozentigen konsolidirten Schuld (Rente)	237 638
Desgleichen der 3 prozentigen Schuld	456 042
Zusammen	693 680
Für rückzahlbare (Termin-)Schulden und Annuitäten (Zins und Amortisation)	325 961
Summa	1 019 542

Die sogenannte Leibrentenschuld (fast ganz Militär- und Civilpensionen), die in Frankreich etatmäßig zur öffentlichen Schuld mitgerechnet wird, wird hier, nach der deutschen Behandlungweise, nicht mit eingerechnet. Das Jahreserforderniß dafür beträgt 230.69 Mill. Francs. Die 325.96 Mill. Francs rückzahlbarer Schulden und Annuitäten setzen sich aus zahlreichen größeren und kleineren Posten zusammen und enthalten erhebliche Tilgungbeträge, sind aber im Ganzen als Theil des festen Schulderfordernisses anzusehen.

Welche privatwirthschaftliche oder nicht steuerrechtliche Einnahmen stehen nun diesem Schulderforderniß von jährlich über 1 Milliarde Francs, über 800 Millionen Mark hier, gegenüber? Das ist völlig genau nach den Anlagen des französischen Etats ohne eine bis ins Einzelne gehende Zergliederung vieler Posten nicht festzustellen, läßt sich aber doch annähernd ermitteln, wie es für unsere Zwecke, um vergleichbare Zahlen mit den preußisch-deutschen zu erlangen, genügt.

	Mill. Francs.
Ueberschüsse aus dem sogenannten „domaine“ des französischen Finanzrechtes, nach Abzug einiger besonderen Posten	ca. 4.0
Forsten	ca. 14.7
Staatsbahnen (Ueberschuß)	10.9
Andere derartige Einnahmen, höchstens	ca. 10
Summe	39.6
Ueberschuß von Post und Telegraphie	ca. 57.7
zusammen	97.3.

Im sogenannten domaine finden sich hier weggelassen größere Posten aus der Veräußerung beweglicher und unbeweglicher Sachen, Anfall aus herrenlosen Erbschaften und anderen Gutes u. s. w. Mit 4 Mill. Francs ist Alles, was einigermaßen als „privatwirthschaftliche“ Einnahme anzusehen ist, schwerlich zu niedrig veranschlagt. Unter „anderen derartigen Einnahmen“ (produits divers des französischen Budgets) sind verschiedene Posten Zinsen und Renten, Ueberschuß der Caisse des dépôts et consignations) (6.9 Mill. Francs, dieser Posten gehört aber schon nur einigermaßen hierher) eingesetzt. Mit diesen Ziffern möchte die hier besprochene Einnahme nicht zu niedrig veranschlagt sein. Die erste Summe von 39.6 Mill. Francs deckt also noch nicht 4 Prozent des Schulderfordernisses, 96 Prozent und mehr, 980 Mill. Francs sind durch Steuern aufzubringen. Und wenn man selbst die Postüberschüsse u. s. w. davon noch in Abzug bringt, so bleiben immer noch über 90 Prozent des Schulderfordernisses, 922 Mill. Francs, durch Steuern zu decken.

Nun kann man diese Sachlage noch etwas günstiger erscheinen lassen, wenn man Folgendes berücksichtigt. Frankreich hat drei Staatsmonopole, vor Allem das Tabakmonopol, dann das für Pulver und für Zündhölzchen. In dem Reinertrag dieser Monopole (zusammen ca. 342 Millionen Francs) steckt außer der „Steuer“ der Gewerbegewinn, der durch die Institution des Monopols dem Staat aus Fabrikation und Handel erwächst. Dieser Posten läßt sich aber nicht genauer ausscheiden. Wird er jedoch selbst mit 100 Millionen Francs und mehr, sogar mit 200 Millionen (?) veranschlagt, so wäre nach dem Hinzutritt dieser Summen zu der eben genannten immer noch nicht ein Viertel bis ein Drittel des Schulderfordernisses durch diese Einnahmen gedeckt. Der große übrige Theil war zur Deckung doch auf die Steuer angewiesen.

Und daran ändert sich auch nicht viel, wenn man die bei dem Privatbahnsystem bestehende (wenn auch nicht durch dieses System bedingte) Steuer

vom Eisenbahntransport (51.9 Millionen Francs) für Frankreich hier als als eine ihm zufallende Einnahme gegenüber Preußen gutschriebe. Eben so wenig veränderte sich die Lage erheblich, wenn man, nach der früheren Ausführung, außerdem berücksichtigte, daß die beim französischen Privatbahnsystem von Privaten bezogenen Aktiendividenden unter die Steuer fallen, bei uns nicht, — oder, streng genommen, der Theil davon wenigstens nicht, der den Zins unserer Eisenbahnschulden übersteigt. Ohnehin kommt dabei die Mangelhaftigkeit des französischen direkten Steuersystemes in Betracht, dem eine allgemeine Einkommensteuer fehlt und das daher solche Aktiendividenden wesentlich nur durch die sogenannte Einkommensteuer von den beweglichen Werthen trifft.

Das Ergebniß ist also in Frankreich: vom Schulderforderniß lasten ca. 747 Millionen Mark auf der Steuer, selbst unter Berücksichtigung des Gewerbegewinnes (im Unterschied vom Steuerzuschlag) bei den Monopolen wohl 650 Millionen Mark, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung 19.4 bezw. 16.9 Mark gegen Null bei uns. Für den (freilich fälschlich) sogenannten „unproduktiven" Aufwand des Staates für Schuld, Heer und Flotte muß der Preuße ca. 7.4 auf den Kopf, der Bayer ca. 12.8 Mark an Steuer zahlen, der Franzose aber nach diesen Veranschlagungen bzw. 38 und 35.5 Mark, d. h. er wird durch Steuern für diese genannten Staatsausgaben fünfmal stärker als der Preuße, dreimal stärker als der Bayer belastet.

Selbst unter Berücksichtigung des höheren Volkswohlstandes — in welcher Hinsicht ich die übliche bedeutend höhere Veranschlagung für Frankreich, verglichen mit dem heutigen Deutschland, für sehr übertrieben halte — bleibt eine ganz außerordentlich viel geringere Beanspruchung der deutschen Steuerkraft durch die bisherige Steuerbelastung für die genannten Zwecke außer allem Zweifel. Und daran ändert auch der größere Belastungskoeffizient in Deutschland durch die stärkere Kinderzahl noch nicht so gar viel. In Frankreich aber „geht es" mit solcher Steuerbelastung, weil es gehen muß und weil man patriotisch genug ist, die einmal nothwendigen Opfer für den Staat — und freilich auch für die Konsequenzen einer ruhelosen inneren und äußeren Politik — zu tragen. Bei uns würde es „auch gehen", wenn es sein müßte und man für nothwendige öffentliche Zwecke, wie z. B. die Flottenverstärkung, in allen Schichten des Volkes opferwilliger würde.

Wie der Vergleich mit Frankreich, fällt aber auch derjenige mit anderen Hauptstaaten außerordentlich günstig für uns aus. Großbritannien hat auch nur verhältnißmäßig geringe nicht-steuerrechtliche Einkünfte, selbst die Postüberschüsse dazu gerechnet. Seine Staatsschuld hat sich zwar durch Tilgungen im Kapitalbetrage etwas verringert und das Zinserforderniß dafür durch Zinsreduktionen, aber sie ist immer noch sehr hoch, rührt fast ganz aus den Kriegskosten des vorigen Jahrhunderts und der französischen Revolution=

zeit her, lastet daher wesentlich auf der Steuer und der große Aufwand für Heer und Flotte nicht minder.

Auch hierfür zum Beleg einige Zahlen (Abschluß für 1896/97).

	In 1000 Pfund Sterling.
Kosten der Staatsschuld	25 000
Davon Zinsen der Konsols	16 108
Annuitäten	7 143
Nicht konsolidirte Schuld	113
Verwaltung	176
Tilgungbetrag (außer in den Annuitäten)	1 460

Zur Deckung dafür sind verfügbar an privatwirthschaftlichen und verwandten Einnahmen:

Kronländereien 2c. (Domänen)	415
Zinsen u. dergl.	772
Von der Englischen Bank	176
Summa	1 363
Post und Telegraphie (Ueberschuß)	3 993
Zusammen	5 356

Von dem Schulderforderniß sind also nur 5.45 Prozent durch die erste Summe, nur 21.42 Prozent durch die zweite gedeckt, der große Rest von 23 637 000 und 19 644 000 Pfund Sterling, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung bezw. 12.4 und 10.3 Mark lastet auf der Steuer.

Das Ergebniß ist demnach: Mit dem ganz durch Steuern zu deckenden ordentlichen Erforderniß für Heer und Flotte erhebt sich die Kopfbelastung für diese Zwecke auf einen Steuerbetrag von bezw. 33.1 und 31 Mark, wieder vier- bis viereinhalbmal mehr als in Preußen, über zweieinhalbmal mehr als in Bayern.

Aehnliches ergiebt der Vergleich mit Oesterreich, das auch nur noch wenig einträgliches älteres Domanium besitzt und dessen Staatsbahnen mäßig rentiren.

In West-Oesterreich (im Reichsrath vertretene Königreiche und Länder) steht im Etat für 1897 das Schulderforderniß (nach Abzug des Beitrages von Ungarn zur „Allgemeinen Schuld" mit 30.31 Millionen Gulden) mit 168.8 Millionen Gulden. Diesem Posten stehen an privatwirthschaftlichen, nichtsteuerrechtlichen Einnahmen aus Domänen, Forsten, Bergwerken, Staatsdruckerei, Staatsbahnen ungefähr 32.3 Millionen Gulden Reinertrag, aus Post und Telegraphie weitere 5.08 Millionen Gulden, zusammen also ca. 37.4 Millionen Gulden, gegenüber. Es verbleiben somit vom Schulderforderniß 131.4 Millionen Gulden durch Steuern zu decken, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung circa 8.8 Mark. Der Bedarf für Heer und Flotte steht auf dem gemeinsamen Etat Oesterreich-Ungarns. Die Kosten werden zunächst durch den Reinertrag der gemeinsamen Zölle gedeckt, deren Vertheilung auf Oesterreich und Ungarn nicht genau möglich ist. Man wird aber kaum irren, wenn man den bisherigen Vertheilungschlüssel von 70 und 30 Prozent für die Matrikularbeiträge auch für diese Zolleinnahmen zu Grunde legt. Demnach würde von dem Bedarf für die Wehrkraft von 154.26

Millionen Gulden auf West-Oesterreich ca. 108 Millionen Gulden fallen, auf den Kopf der Bevölkerung ca. 7.2 Mark.

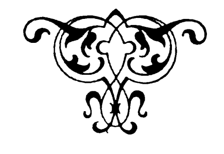
Das Ergebniß ist somit, daß man in West-Oesterreich an Steuern für Schuld, Heer und Flotte auf den Kopf etwa 16 Mark zahlen muß, wieder mehr denn das Doppelte als in Preußen und ein Drittel mehr als in Bayern.

Absolut und relativ noch viel ungünstiger liegen die Dinge in Italien. Auch in Rußland ergiebt sich trotz dem noch bedeutenden älteren Staatsbesitz und den Erträgnissen der Eisenbahnen eine lange nicht so günstige Finanzlage in Bezug auf die Art der Deckung von Schuld- und Wehrkraft-Kosten wie bei uns. Ich muß hier aus räumlichen Rücksichten darauf verzichten, Das ziffernmäßig zu belegen, und eben so, noch andere Staaten heranzuziehen. Das Ergebniß ist im Wesentlichen immer das selbe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Damit ist meine „optimistische" Auffassung hinsichtlich unserer finanziellen Leistungfähigkeit am Schluß meines neulichen Artikels über „Flotte und Finanzen" und im ersten Abschnitt dieses jetzigen Artikels wohl als richtig erwiesen. Doch man begegnet auch dann noch dem Einwand: Ja, aber sind unsere Steuern nicht wirklich drückend? Und wenn wir auch noch weniger indirekte Steuern als das Ausland haben, sind nicht unsere direkten um so schwerer? Auch hier zeigt eine unbefangene Prüfung, daß wir keinen Grund zur Klage haben, weder über die Höhe, noch die Art, noch die Vertheilung und den Druck unserer Besteuerung, verglichen mit der ausländischen, wie namentlich wieder der französischen, britischen, österreichischen. Wir haben die erträglichste Steuerverfassung, die ohne durchschlagende Bedenken noch einer großen Entwickelung und Einnahmesteigerung fähig ist.

Adolph Wagner.



Die Tanne.

Es war eine steile Straße, die am Fuß des Schieferberges stracks hinanstieg; erst auf halber Höhe wurde es besser: da zog sich der Weg an der dünn bewaldeten Berglehne hin, rechts ein lückenhafter Tannensaum, durch den die Böschung von schwarzblauem Schiefer hindurchschimmerte, links ein leichtes Geländer, über das man in ein enges Thal hinabsah, auf dessen schmaler grüner Sohle ein kleiner Wasserlauf wie ein Silberfaden glänzte. Wer aufmerksam genug war, entdeckte zur Rechten zwischen den Tannen am Wegrande einen schmalen, versteckten Pfad, der in kurzer Windung zu einer höher gelegenen Baumgruppe mit buschigem Unterholz führte, in dessen Schatten eine roh gezimmerte Bank stand. Von hier hatte man eine herrliche Aussicht über bewaldete Höhen, grüne Wiesen und fruchtbare Felder in die weite, lachende Welt hinein bis zu dem fernen Höhenzuge, der sich im Blauen verlor.

Vor der Bank stand eine kleine Tanne; sie hatte erst drei kurze Zweige und konnte noch nicht über die Pechnelken hinwegsehen, die ringsum geblüht hatten und nun dürr und braun dastanden, aber das runde kleine Ding hatte einen so kräftigen Mitteltrieb, daß die anmuthige Birke, die in der Nähe wuchs, zu ihrer Nachbarin, der großen alten Kiefer, bemerkte: „Gieb Acht Nachbarin, aus der Kleinen wird was, der Herztrieb ist gut."

„Ja, ja, ich sehe es," entgegnete bedächtig die Kiefer, „die Krone ist gesund, — und Das ist die Hauptsache; aber ich meine doch, das Dingelchen sieht recht zart aus. Wenn es nur nicht einen innerlichen Fehler hat!"

„Ich habs gar nicht eilig, groß zu werden", lachte die kleine Tanne dazwischen, „es gefällt mir gerade so, wie es ist. Im Winter deckt das fallende Laub mich zu und im Sommer beschatten mich Eure Zweige. Uebrigens bin ich in diesem Jahre schon so gewachsen, daß ich die Pechnelken fast eingeholt habe."

„Das ist was Rechtes," kicherte ein Haselnußstrauch, „da kannst Du stolz sein!"

„Ich fürchte, wenn ich so groß werde wie Ihr," fuhr das Bäumchen unbeirrt fort, „dann bin ich nicht mehr dabei, wenn der Thymian duftet und die Immortellen blühen und der gelbe Steinklee schläfrig nickt, dann sehe ich auch nicht mehr, wie die fleißigen Bienen Honig schaufeln. Wißt Ihr Alten noch, wie der Thymian duftet, oder seid Ihr zu groß dazu? Und nach der Blüthe die Beerenzeit! Ich habe blaue und rothe und schwarze Beeren gesehen und weiß kaum, was schöner ist: wenn die Blüthe sich öffnet oder wenn die Früchte sich runden und färben. Freut Ihr Großen Euch auch noch über die Beeren?"

„Das ist wirklich ein kindliches Geschwätz," gähnte die Kiefer und wandte sich ab, „aber man kann ja nicht mehr verlangen!" Die Birke dagegen streckte einen zarten Arm, so tief sie konnte, zu der kleinen Schwätzerin hinunter und liebkoste sie.

„Ich will Dir auch noch Etwas sagen, liebe Birke," flüsterte die Tanne, „aber auch nur Dir . . . Weißt Du: ich höre auch die Erde singen."

„Was ist Das, Du Närrchen?" fragte die Birke.

„Ja," bekräftigte die Tanne, „die Erde singt und ich höre ihr zu. In der Nacht friert es jetzt schon und der Rauhfrost liegt wie eine feine weiße Decke über der Erde, und wenn dann die liebe Sonne kommt und so heiß scheint, daß Einem ganz wohlig wird und man sich nach ihr reckt und streckt, dann schwindet der Rauhfrost und dann höre ich ein liebliches Klingen in dem schwarzblauen Gestein, bisweilen leiser, bisweilen lauter; je kälter es aber in der Nacht war, desto kräftiger höre ich den Gesang. Das ist das Lied der Erde an die Sonne."

„Hm," meinte zweifelnd die Birke, „ich bin so alt und stehe hier schon so lange, aber davon weiß ich nichts. Doch mag es wahr sein. Wenn Du morgen das Lied wieder hörst, dann mache mir ein Zeichen."

„Ja, Das will ich," versprach das Bäumchen, „aber Du darfst Dich dann nicht bewegen, nicht einmal Herzklopfen darfst Du haben; denn nur die Stillen hören es."

Die Birke lächelte vor sich hin.

„Am Schönsten ist es doch aber, die Menschen hier auf der Bank zu sehen und sprechen zu hören," begann die Tanne noch einmal; „ein alter Mann mit weißem Bart klettert oft herauf, stützt die Hände auf den Stock und sieht lange, lange in die Weite, während ein kleiner Hund zu seinen Füßen liegt und mit den Augen blinzelt. Dann kommt auch eine alte Frau, die sich auf der Bank ausruht und den Staub vom Saume ihres verschossenen Kleides ängstlich abschüttelt. Vor einigen Tagen kamen auch zwei junge Menschenkinder, die hielten einander bei der Hand und ließen sich erst los, als sie sich auf die Bank setzten, er an das eine Ende, sie ans andere. So saßen sie lange und sprachen kein Wort. ‚Die drei Jahre gehen auch herum,' sagte er endlich, ‚dann bin ich wieder da'; und er brach von jener Eiche dort einen Zweig ab, den reichte er ihr und sie nahm ihn und hielt ihn so sonderbar fest. Dann gingen sie wieder. Weist Du nicht, Birke, was aus den Beiden geworden ist?"

„Nein," antwortete die anmuthige Nachbarin, „aber sie werden schon wiederkommen, mir ist nicht bang."

Die kleine Tanne war still geworden; sie konnte den Gedanken an die Beiden nicht los werden. Und als der Abend kam, da ging sie nicht mit

der Sonne zur Ruhe, sondern sah den letzten Strahl verglimmen und das Abendroth am Himmel verblassen, — sie schlief nicht ein. Als sie so stand und nach oben schaute, da sah sie hoch über sich an der blauen Himmelsdecke ein glänzendes Licht, das kam ihr vor wie ein leuchtendes Auge. Es funkelte und strahlte und glitzerte und schien sie geradeaus anzusehen. Der kleinen Tanne wurde ganz eigen zu Muth, sie vergaß Alles ringsum und sich selbst und sah wie verzaubert nur nach dem glänzenden Auge, bis der nächtliche Himmel im Osten verblaßte, rothe Streifen als Boten der Sonne erschienen und der Morgenwind die funkelnden Himmelslichte ausblies . . . Traumverloren stand die kleine Tanne da, bis das Haar der Birke sie berührte. Da sah sie ernst zu ihr auf und fragte: „Hast Du gestern Abend das große, strahlende Licht am Himmel gesehen? Sage mir: was ist Das?“

„Das ist ein Stern,“ sagte die Birke.

„Ein Stern? O, wie herrlich ist ein Stern! Ich wollte, er käme heute Abend wieder und sähe zu mir herunter.“

„Das wird er schon,“ tröstete die Birke, „er wird heute und noch manchen anderen Abend wiederkommen.“

Die Tanne verbrachte sinnend den Tag. Gegen Abend reckte und streckte sie sich, um den Stern kommen zu sehen, — und wirklich: da stand er am Himmel, groß und klar, und sah sie an. Das Bäumchen meinte, es müsse stracks hinaufwachsen, so fühlte es die Sehnsucht in sich schwellen, aber am anderen Morgen war es noch so klein wie vorher und der Stern verschwand. Da faßte die Tanne der Wunsch, zu wachsen und dem Sterne näher zu kommen: sie wurde still und in sich gekehrt, so daß es ihren Nachbarinnen bald auffiel.

„Warum bist Du so schweigsam, Kleine?“ fragte die freundliche Birke.

„Ach, ich habe so viel zu denken, daß ich nicht sprechen kann,“ meinte die Tanne, „und dann nehme ich alle Kraft zusammen, um zu wachsen.“

„Da hast Du ja Deinen Sinn recht geändert,“ bemerkte die alte Kiefer trocken, „früher ducktest Du Dich am Liebsten in Dein behagliches Nest.“

„Ja, Das that ich,“ bekannte das Bäumchen, „aber seit ich den Stern gesehen, ist Alles anders. Nun will ich groß werden, um ihn zu erreichen.“

„Den Stern,“ rief die Kiefer, „ich glaube, Du bist verschroben. Aber habe ichs nicht immer gesagt,“ mit diesen Worten wandte sie sich triumphirend zu der Birke, „daß das kleine Ding innerlich nicht gesund ist? Nun höre doch: den Stern will es erreichen!“

„Sei doch nicht so hart,“ meinte tadelnd die Birke, „das Bäumchen weiß noch nichts vom Leben, es redet, wie es klug ist. Mit Hohn besserst Du nichts. Ich habe das kleine Ding doch gern.“ Und sie streichelte es freundlich.

Die kleine Tanne hörte nur mit halbem Ohr zu; sie hatte keinen

Augenblick zu verlieren, denn es trieb sie mächtig hinauf, dem Stern entgegen. Nach und nach gewöhnten die Nachbarn sich an ihr verändertes Wesen, selten nur stach die alte Kiefer mit spitzen Worten nach ihr und die gute Birke wurde es müde, immer zu ermahnen und zu warnen: „Du gehst zu weit, halte Maß, verachte Dein Loos nicht."

„Das thue ich nicht, wirklich nicht," vertheidigte sich dann bekümmert die Tanne, „aber der Stern liegt mir im Sinn und deshalb spute ich mich, groß zu werden und ihm entgegenzuwachsen."

Und sie wuchs und dehnte sich kraftvoll aus. So sehr durchdrang und beseelte die Sehnsucht ihr ganzes Sein, daß selbst die Zweige sich nach oben bogen, als ob das Licht sie hinanzöge. Der Herztrieb stand kraftvoll und aufrecht und die Knospen künftiger Zweige bildeten eine kleine Krone auf seiner Spitze. Nach drei Jahren war sie weit über die Bank hinausgewachsen, und als die beiden jungen Menschenkinder wiederkamen, da war der Baum eben so groß wie sie.

„Wie ist der Baum gewachsen!" rief der Jüngling erstaunt.

„Nächstes Jahr wird er uns die Aussicht nehmen," meinte das Mädchen.

Da sprang er von der Bank auf, faßte den Baum mit starker Hand und brach ihm das Herz aus.

Die Tanne ächzte und stöhnte, das Jungfräulein sprang erschreckt auf, — und der Mann stand und sah den verstümmelten Baum an und es ging wie reuiges Mitleid über sein männliches Antlitz.

Lange kränkelte die Tanne; Blutstropfen und Thränen rannen an ihrem Stamme herunter und sie wünschte sich den Tod. Die Birke tröstete sie, so gut sie nur konnte: „Fasse Muth! Wenn Du auch nicht wieder in die Höhe wächst, so wirst Du in die Breite gehen und Dein Stamm wird stark und holzreich werden, Du erfreust Dich wieder an dem Duft des Thymian, an den Blüthen und Beeren und hörst zu, wenn Frau Sonne auf der großen Erdenharfe spielt."

„Liebe, gute Birke," erwiderte die Tanne wehmüthig, „sieh mich doch an! Bis in den kleinsten Zweig hinein ist mir die Sehnsucht nach dem Stern gedrungen. Streben nicht alle meine Aeste nach oben? Nun soll ich sie wieder nach unten biegen, der dunklen Erde zu, soll meinen Stern vergessen? Nein, Das kann ich nicht. Ein Leben ohne Licht: Das ist der Tod."

„Was hast Du denn nun eigentlich von Deinem Stern gehabt?" Mit dieser Frage mischte sich jetzt die Kiefer ein. „Was hast Du erreicht? Ist er etwa heruntergekommen und hat Dich beschützt? Oder hat er Dich hinaufgezogen? Ich dächte doch, jetzt müßtest Du geheilt sein und vernünftiger denken. Du hast ja gesehen, daß nichts dabei herauskommt. Im Gegentheil. Wärest Du nicht wild emporgeschossen, dann wäre Dein über=

schlanker Stamm nicht gebrochen. Du selbst bist an Deinem Schicksal schuld. Uebrigens glaube mir: der Stern ist so hoch über Dir, daß es einfach Narrheit ist, zu ihm emporzustreben."

Da wars, als ob eine Windsbraut durch die Tanne fuhr; ihre Kraft schwoll wie eine Meereswoge, stolz und fest richteten rings um den verstümmelten Stamm die Zweige sich auf; eine kurze Weile stand sie still, als schöpfe sie tief, tief Athem, dann rief sie zornig: „Und doch! Ich strebe weiter zu meinem Stern empor! Der Schlag hat mir den Stamm, aber nicht den Muth gebrochen: ich komme doch ans Ziel!" Sie rief es so laut, daß die Kiefer sich gekränkt zu der Birke wandte und bemerkte: „Es ist einmal nicht richtig mit ihr, man muß Geduld haben." Die Tanne aber reckte und streckte sich und der jüngste kleine Seitentrieb richtete sich auf und bog sich nach der Mitte zu, wo die Krone fehlte, und wuchs an Stelle des Herztriebes stolz und frei in die Lüfte und die Zweige alle folgten der Führung und wiesen grüßend mit der Spitze nach oben.

Die jungen Menschenkinder sah die Tanne nicht mehr Hand in Hand. Nach zehn Jahren kam der Mann allein, setzte sich auf die Bank und betrachtete lange den schlanken, hochgewachsenen Baum, dem er einst das Herz ausgebrochen hatte. Dann legte er sinnend die Hand auf die längst vernarbte Wunde. Aber plötzlich hob er den Kopf, richtete sich straff auf und stieß den Stock auf die Erde. „Und doch!" rief er in den Wald hinein und ging mit festen Schritten von dannen.

Florenz. Elisabeth Gnauck-Kühne.

Ein Mozart-Cyklus.

In den ersten Monaten dieser Spielzeit hatte unsere Hofoper mit einem Nibelungen-Cyklus großen Erfolg. Bedeutende Kräfte waren aus ganz Deutschland zusammenberufen worden, um die Vorstellungen über das Alltagsniveau zu erheben. Das Publikum zeigte sich sehr dankbar und füllte trotz hohen Preisen das Haus auch bei mehrfachen Wiederholungen des ganzen Cyklus. Wenn Publikum und Kritik die schwere Wagnerkost so willig entgegennehmen, welcher Erfolg mag erst einem Mozart-Cyklus beschieden sein! Aus München kamen ja begeisterte Berichte, dort zeigte sich Mozart noch zugkräftiger als Wagner und auch in Berlin begegnet man so häufig der Sehnsucht nach einfach klaren Melodien und harmlosem musikalischen Tändeln. Ahmen wir also das gute Beispiel, das München gegeben, nach: den Nibelungen möge ein Mozart-Cyklus folgen! Für das Publikum und für die Kenner wird die unmittelbare Aneinanderreihung dieser verschieden gearteten musikalischen Welten Anregung in Hülle und Fülle bringen und auch in der geliebten Kasse wird das Geld fröhlich klappern. So wurde denn mit einer für die Verhältnisse der berliner Oper bemerkenswerthen Promptheit an die Ausführung des an sich so schönen Gedanken gegangen. Aber das Resultat

entsprach nicht den Erwartungen. Das angeblich nach Mozart dürstende Publikum blieb kühl, die Kritik vollends verhielt sich meist schroff ablehnend.

Wie erklärt man diese Erscheinung? Sollte Wagner in Berlin um so viel populärer sein als Mozart? Die Gründe sind anderer Art, sie müssen einzig und allein in der Wiedergabe gesucht werden, die unsere Oper Mozarts Werken angedeihen ließ. Der Nibelungen-Cyklus war vor Allem durch die Gäste interessant, den Mozart-Cyklus suchte die Intendanz in der Hauptsache mit eigenen Kräften und nach eigener Disposition zu bestreiten, — und damit war auch schon das Schicksal des ganzen Unternehmens besiegelt. Für den Zustand der Hofoper ist diese Erscheinung überaus charakteristisch.

Mit dem „Idomeneus" begannen die Aufführungen sofort in wenig Gutes verheißender Weise. Mozarts Jugendwerk ist uns, der nachwagnerischen Generation, nur noch durch eine in allen Theilen abgerundete und geistig belebte Wiedergabe als Ganzes genießbar zu machen. Der unbefangen Hörende muß sich gestehen, daß der naiv-schablonenhafte Text, die endlosen Rezitative und die vielfach verzopften Arien eine noch wesentlich unselbständige Kunst repräsentiren. Wer es liebt, historische Vergleiche anzustellen und die Werke eines großen Meisters an sich vorüberziehen zu lassen, um ein möglichst lückenloses Bild seines Schaffens zu gewinnen, Der wird für eine Aufführung des selten gehörten „Idomeneus" in jedem Falle dankbar sein. Es ist ihm vorwiegend um eine Bereicherung seines Wissens zu thun und die findet er, ob nun die Solopartien mehr oder weniger angemessen besetzt sind. Dieser Standpunkt ist aber nicht der des normalen Opernhausbesuchers und darf noch weniger der der Bühne selbst sein. Das Opernhaus hat nicht didaktischen, sondern ästhetischen Zwecken zu dienen. Es wird eine Aufführung des „Idomeneus" nur dann rechtfertigen können, wenn es ihm gelingt, die Wiedergabe so zu gestalten, daß auch der naive, nicht von kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehende Laie auf seine Rechnung kommt. Sobald aber dieser allein richtige, rein künstlerische Maßstab angelegt wird, erweist sich die letzte Aufführung des „Idomeneus" als verfehlt und ungenügend. Der nur nach musikalischer Anregung verlangende Hörer fand keineswegs Das, was er suchte, wurde vielmehr auf Schritt und Tritt durch die Ungeschicklichkeiten einer Opernleitung gestört, die nicht im Stande ist, mit ihrem zum Theil schätzenswerthen Personal richtig zu wirthschaften. Das Personenverzeichniß des „Idomeneus" nennt nach einander den König von Kreta, seinen Sohn Idamantes und des Agamemnon Tochter Elektra: so viele Rollen, so viele Mißgriffe in der Besetzung, die unserer Intendanz beliebte. In ganz Berlin dürfte kaum ein Musikverständiger zu finden sein, der nicht weiß, daß der Tenorist Herr Sylva nicht als Interpret Mozarts gelten kann. Der spröde Klang seines aller Modulationfähigkeit baren Organs läßt ihn vielmehr geradezu als das Gegentheil Dessen erscheinen, was nach allgemein giltigen Begriffen unter einem Mozartsänger verstanden wird. Daß ihm im Mozartcyklus Hauptrollen zufallen konnten, muß den unbedingten Widerspruch Derer erwecken, die im Opernhause sitzen und verurtheilt sind, Stunden lang den reizlosen Gesang des in der „großen" Oper kaum mehr erträglichen Sängers hinzunehmen. Dieser Idomeneus gab der ganzen Vorstellung das Gepräge. Man hätte ihn vielleicht hinnehmen können, wenn nicht andere Hauptrollen eben so ungeschickt besetzt gewesen wären. Aber Fräulein Egli als Ida-

mantes! Es ist eigentlich Unrecht, die begabte und sympathische junge Künstlerin überhaupt zu kritisiren. Was kann sie dafür, daß sie in einer ihrer Eigenart völlig widersprechenden Rolle auf die Bühne gestellt wurde? Hätte sie sich weigern sollen, die Partie zu übernehmen? Wer kann so viel Muth, Energie und Selbsterkenntniß von einem Mädchen verlangen? Zu tadeln ist wiederum nur die Leitung, die ziel- und planlos arbeitet. Dazu kam die Elektra des Fräulein Reinl, einer Dame, die als lebendige Anklage des jetzt herrschenden Systems vor uns steht. Sie darf schwere Vorwürfe gegen die leitenden Männer erheben, denn sie ist in ihren werthvollsten Eigenschaften durch den Mißbrauch geschädigt worden, den die Intendanz nun seit geraumer Zeit mit ihrer künstlerischen Kraft getrieben hat. Ist es nicht Mißbrauch, wenn ein Mezzosopran dauernd in hohen Sopranpartien verwendet wird, wenn eine Sängerin, die für die Fides im „Propheten" geschaffen ist, die Bertha singt? Daß dieses Zerstörungwerk unbehelligt durchgeführt werden konnte, beweist, daß Etwas faul ist, — hinter den Coulissen und im Zuschauerraum. Noch vor zwei Jahren konnte man auf die fernere Entwickelung dieser Sängerin große Hoffnungen setzen; heute kann Fräulein Reinl, dank der Weisheit und Einsicht der Intendanz, kaum noch als Sängerin zweiten Ranges gelten, zum Mozartgesang vollends fehlen ihr alle Eigenschaften. Eine Opernverwaltung, die sich solcher Mißgriffe schuldig macht, ist werth, daß sie zu Grunde geht. Musikalischen Trost bot in der traurigen Oede nur Frau Herzogs Ilia und des Herrn Bachmann Oberpriester. Das aber reichte nicht aus, um die trüben Eindrücke zu verscheuchen.

Zum Glück brachte der zweite Abend — „Die Entführung aus dem Serail" — wesentlich günstigere Eindrücke. Der höhere Werth der Musik mochte in gutem Sinne mitwirken. Die „Entführung" zeigt ja Mozart im vollen Besitz seiner schöpferischen Jugendkraft. „Idomeneus" steht noch außerhalb des eigentlichen Tempels und ragt nur mit wenigen Zacken ins Heiligthum hinein. Der Genius ringt mit der Ueberlieferung, wird aber noch von ihr in Fesseln gehalten; erst in der „Entführung" siegt das gestaltende Vermögen. Hier schien sich auch die Opernleitung auf ihre künstlerischen Pflichten besinnen zu wollen. Die Aufführung war nicht ohne Fehl und Tadel; ein larmoyanter Belmonte und eine unfertige Blonde mußten als störende Flecken hingenommen werden. Daneben aber standen drei ausgezeichnete Leistungen: der Frau Herzog Konstanze, des Herrn Mödlinger Osmin und des Herrn Lieban Pedrillo. Am Dirigentenpult leitete Herr Muck die Sänger mit Feinheit und unerschütterlicher Sicherheit und so entstand eine Vorstellung, deren man von Herzen froh werden durfte. Man konnte sich sagen: Es giebt doch noch hervorragende Künstler an unserer Oper; sie müssen nur an die rechte Stelle gebracht werden.

Doch dazu vermag sich die löbliche Intendanz höchstens einmal im Monat aufzuschwingen. Alle guten Eindrücke, die uns die „Entführung" gebracht hatte, wurden wieder vernichtet durch die Verunstaltung, von der vierundzwanzig Stunden später „Figaros Hochzeit" betroffen wurde. Noch mehr als im „Idomeneus" offenbarte sich die Unfähigkeit der Leitung, auch nur den bescheidensten Anforderungen zu genügen. Von den weiblichen Rollen war nicht eine einzige angemessen besetzt. Das traurigste Bild bot Fräulein Hiedler als Gräfin. Als „Figaros Hochzeit" vor einem Jahr neu einstudirt in Szene ging, waren alle Sachverständigen darin einig, daß Fräulein Hiedler zwar Wagners Elsa und Elisabeth schön zu

verkörpern wisse, als Gräfin aber unmöglich sei. Ihr Gesang wurde als zu breit und wuchtig, ihr Spiel als leblos und unbeholfen empfunden. Trotzdem blieb es bei dieser Besetzung; und nun, nachdem ein Jahr verflossen ist, tritt die selbe Zumuthung an die Besucher des Opernhauses heran; das Ergebniß war jetzt noch trauriger als im vorigen Jahr. Damals war Fräulein Hiedler wenigstens im Besitz ihrer stimmlichen Kraft. Sie stand zwar an falscher Stelle, gab sich aber als Sängerin von ungebrochenem Können. Auch Das hat sich inzwischen zum Schlimmen gewandt. Gegen Ende der vorigen Saison wurde Fräulein Hiedler in unverantwortlicher Weise überanstrengt; einzelne Kritiken wiesen auf diese verkehrte Behandlung hin und warnten die Sängerin, unter Hinweis auf die immer mehr zu Tage tretende Uebermüdung. Selbstverständlich ohne allen Erfolg. Die Künstler selbst pflegen solche Mahnungen meist als Ausfluß persönlichen Uebelwollens oder kritischer Beschränktheit hinzunehmen und die Intendanz vollends steht viel zu hoch in ihrer unbeschränkten Macht und Herrlichkeit, um auf irgend welche Stimmen da draußen in der Welt zu hören. Eine Entlastung der Sängerin wurde nicht für nöthig erachtet, sie blieb in rascher Folge mit aufreibenden Partien beschwert, — und die Folgen zeigen sich jetzt. Die einst so schöne Stimme der Dame ist verblichen; eine Viertelstunde lang vermag sie noch den Strapazen einer großen Rolle Stand zu halten und klingt in alter Frische, dann ist der Wohllaut dahin und ein ödes Grau tritt an die Stelle des Schmelzes, der sonst unser Entzücken war. Die Ausflucht, daß unsere Oper zur Zeit keine bessere Vertreterin der Gräfin besitze als Fräulein Hiedler, ist keine Entschuldigung, sondern eine neue Anklage. Ein Glück nur, daß die Intendanz wenigstens auf andere Weise diese schlimmen Eindrücke vergessen zu machen verstand: den Arien der Gräfin lagen nicht die Worte des Textbuches zu Grunde, sondern Gedichte von Goethe, — ja, Gedichte von Goethe, es ist wahr, so unglaublich es klingt. Eine geistvolle Idee, nicht wahr? Neben der traurigen Gräfin standen als würdige Ergänzungen des Ensembles ein verzeichneter Page und eine leidliche Susanne; für den Figaro selbst hatte die Intendanz einen völlig ungeeigneten Gast erkoren und so war denn die ganze Aufführung rettunglos verloren. Eine erste Bühne, die nach angeblich sorgsamer Vorbereitung Mozarts Meisterwerwerk in dieser Gestalt ihrem Publikum darzubieten wagt, ist beim Bankerott angelangt.

Aehnlich schlimm wie mit „Figaros Hochzeit" wäre es mit dem Don Juan gegangen, wenn sich das Opernhaus mit seinen eigenen Kräften begnügt hätte. Zum Glück entschloß man sich, Gäste heranzuziehen: d'Andrade als Don Juan und Lilli Lehmann als Donna Anna. Diesen hervorragenden Künstlern war eine interessante Vorstellung zu danken. Aber: Gäste und immer Gäste, wenn Gutes geleistet werden soll! Für den Nibelungenring mußten bedeutende Sänger verschrieben werden, will man den Tristan geben, so braucht man einen Gast und Mozarts Don Juan ist in eigener Besetzung überhaupt nicht präsentabel. Aber nicht nur durch interessante Gäste wurde die Don Juan-Aufführung verziert, die Leitung suchte auch noch auf andere Weise ihr Dasein zu bethätigen. In Ermangelung sonstiger guter Gedanken gefiel sie sich in der Caprice, sämmtliche Mitwirkende italienisch singen zu lassen: also ein gänzlich welscher Don Juan in der Hauptstadt des Deutschen Reiches anno 1897! D'Andrades Italienisch muß ja hingenommen werden, da der Künstler Ausländer ist. Aber Frau Lilli Lehmann

aus Halensee, Herr Stammer aus Potsdam und Frau Gradl aus München als italienische Komoedianten, — eine sonderbare Schrulle! Im Mädchenpensionat sind solche Uebungen in fremden Sprachen gewiß von erheblichem Nutzen. Doch dürfte in Exerzitien dieser Art nicht gerade die Aufgabe einer großen Opernbühne liegen. Wir sind schon sehr vergnügt, wenn wir unsere Sänger bei deutschen Vorstellungen deutlich verstehen; und nun gar ein solches Rennen mit völlig überflüssigen Hindernissen! Frau Lehmann schien sich denn auch gar sehr genirt zu fühlen; die große Sängerin kann im Ausdruck gewiß noch mehr und Besseres geben, wenn sie sich in den heimathlichen Lauten bewegt und nicht zwei Drittel ihrer Aufmerksamkeit auf fremdsprachliche Uebungen verwenden muß. Trotz Alledem wirkte ihre Donna Anna als Erquickung. Rühmen darf sich die Opernleitung dieser Künstlerin aber eben so wenig wie des genialen Don Juans d'Andrades; man braucht nicht nach Berlin zu kommen, um diese prachtvolle Leistung zu genießen. Stolz kann die Oper nur auf die gewandte und energische Leitung der Vorstellung durch Herrn Muck sein. Was sie sonst zum Don Juan-Ensemble beisteuerte, überschritt nicht eine gewisse Tüchtigkeit; nur durch die Mitwirkung der Gäste wurde die Don Juan-Vorstellung zum Höhepunkt des ganzen Cyklus.

Was später noch folgte und aus eigenen Mitteln bestritten wurde, stand wieder ganz und gar auf dem Werktagsstandpunkt. Fort war der geniale Hauch, es wurde zum Theil sehr brav musizirt, zum Theil aber aufs Neue die Geduld des Publikums gräßlich mißbraucht. „Cosi fan tutte" war eine saubere Repertoirevorstellung. Auf der Bühne standen gewandte, tüchtige Kräfte, grelle Disharmonien zwischen Aufgabe und Veranlagung der Interpreten traten nicht hervor. Fürchterlich aber war „Titus". Gewiß zeigt das Werk selbst Mozarts Genius im Zustande der Erschlaffung. Wenn aber die erste Opernbühne Deutschlands doch einmal den Versuch unternimmt, „Titus" aufzuführen und gar in einem Cyklus sogenannter Elite-Vorstellungen, dann müßte wenigstens das Dekorum der Bühne gewahrt bleiben und nicht die Langeweile des Werkes durch eine unerhörte Besetzung ins Ungemessene gesteigert werden. Und was dieser „Titus" verbrach, Das machte die „Zauberflöte" — des Cyklus letzter Abend — nicht wieder gut. Wir stiegen zwar ein Bischen höher, aber nur aus dem ganz Verfehlten ins Mittelmäßige. Was zu retten war, retteten Frau Herzog als Königin der Nacht und Herr Lieban als Monostatos. Aber auch sie konnten nicht hindern, daß Mattigkeit über der Aufführung lag. Eben so wenig darf Herr Dr. Muck für das wenig erfreuliche Ergebniß dieser und der anderen Vorstellungen verantwortlich gemacht werden. Der Kapellmeister ist nicht in der Lage, ein von Grund aus falsch angelegtes musikalisches Unternehmen zu retten. Er hat sich — wenigstens in Berlin — mit dem Material abzufinden, das ihm zur Verfügung gestellt wird, und dies Material war zum großen Theil in dilettantischer Weise ausgewählt. Die Unfähigkeit der Leitung trat diesmal nackt und unverhüllt hervor. Die Intendanz ist weder im Stande, das Personal auf der einer Bühne ersten Ranges entsprechenden Höhe zu halten, noch hat sie ein Herz für moderne Kunst; nicht einmal die vorhandenen Kräfte versteht sie richtig zu verwerthen. Nur das Monopol, das die Weltstadt bietet, sichert ihr die Lebensfähigkeit. Ihr Weg führt über ruinirte Stimmen zu guten Kassenabschlüssen.

Paul Moos.

❦

Vivisektion.*)

Der Aufsatz des Herrn Dr. Theodor Beer darf nicht unerwidert bleiben. Er erschöpft die Frage nicht; er versteht nicht, dem Standpunkt der Gegner auch nur einigermaßen gerecht zu werden; und er bietet endlich der Angriffspunkte viele dar. Ich will versuchen, möglichst bei der Sache selbst zu bleiben, wiewohl mir Das Herr Dr. Beer ziemlich schwer gemacht hat; denn er spricht weniger über die Vivisektion und die dagegen geltend gemachten Gründe und Thatsachen als über vielerlei sonst mehr oder minder nahe Liegendes und über „Einiges außerdem".

Der Gegenaufsatz hätte eigentlich sofort, Schlag auf Schlag, erscheinen sollen. Leider verhinderte mich dringliche Arbeit daran, ihn eher zu schreiben. Aber die Frage ist im Fluß und wird nie mehr verschwinden, es verschwände denn das Uebel, gegen das der Kampf geführt wird. Und so wird der Aufsatz noch immer zur rechten Zeit erscheinen.

Herr Harden, der Herausgeber der „Zukunft", erlaubt sich am Anfange in einer Fußnote eine Reihe hämischer Bemerkungen über Frau Vilma Parlaghy; wozu Das eigentlich bei einem der Frage der Vivisektion bestimmten Aufsatze nöthig war, ist mir unverständlich. Nachdem es einmal geschehen, darf und will ich das Persönliche nicht umgehen, damit man nicht nach dem Satze: „qui tacet, consentire videtur" mein Schweigen falsch deute.

Es ist freilich nicht leicht, dergleichen Bemerkungen, wenn man sich in den Schranken der Höflichkeit halten und nicht auch an der Ehre Anderer Vivisektion verüben will, gebührend zurückzuweisen. Wir Deutschen ermangeln in schriftstellerischen und geistigen Kämpfen noch gar sehr des rechten Taktgefühles. Anstatt treffender Witze brauchen wir nichtsbesagende Witzeleien, nicht nur in geringwerthigen Witzblättern; statt der Gründe führen wir anzügliche, viel- und darum nichtssagende Schlagwörter ins Feld; statt ehrliche Fechtkunst zu üben, behelfen wir uns mit Klopffechterei oder sitzen hinter dem Busch, um unvermuthet hervorzuspringen und dem Anderen Eins zu versetzen; statt bei der Sache zu bleiben, schweifen wir unnöthig in andere Gebiete, und statt an die Sache, halten wir uns an irgend eine beliebige Person. Und damit wird doch gar nichts erreicht, höchstens, daß der Schütze, indem er den Pfeil abschießt, und Der oder Jener, der ihn fliegen sieht, eine gewisse, nicht vornehme Befriedigung spüren.

Wenn Herr Harden die Künstlerin damit abfertigt, daß er sagt: „Bleib bei Deinem Pinsel", so könnte man erstens fragen: Wann hat denn diese Regel gegolten und womit soll sie begründet werden, daß ein Künstler nicht in den

*) S. „Zukunft" vom 27. November 1897.

Kampfplatz seiner Zeit herabsteigen dürfe. Ist er dazu nicht unter Umständen so gut verpflichtet wie jedes andere Mitglied des Volkes? Ferner aber könnte man den Pfeil sofort auf den Schützen zurück richten; denn auch er erlaubt sich, über eine nicht medizinische Frage ein Urtheil zu fällen, an und für sich mit Recht. Denn wohin kämen wir, wenn wir die Bildung so „spezialisiren" wollten, daß einem Jeden sein besonderes Fach zu „Scheuklappen" würde, hinter denen er die übrige Welt nicht sähe oder nicht sehen dürfte? Darüber nachher noch ein Wort mehr; denn diese Frage gehört wesentlich zum Gegenstande.

Es giebt angesehene Kunstkenner — deren Urtheil ich mich anschließe —, die die Werke der Frau Parlaghy unter die besten unserer Zeit rechnen und deren Schöpferin als eine recht „beträchtliche" Künstlerin anerkennen. Wenn nun eine solche Künstlerin wirklich „rastlos thätig" wäre „für die Verbreitung des eigenen Ruhmes", so wäre Das an und für sich kein Tadel. Ein Jeder malt, schreibt oder schafft sonst nicht allein zum größeren Ruhme der Kunst und Wissenschaft, der er dient, sondern auch für sich selbst. Auch daß sich die Künstlerin „mächtiger Gönnerschaften" erfreut, ist an und für sich kein Tadel. Es verlangt danach ein Jeder; nur sind manchmal die Trauben sauer. Wie die Kunst sich die Gunst erworben habe, darauf allein kommt es an. Uebrigens hat die edle Frau jüngst durch ihren Muth und ihre Wahrhaftigkeit die mächtigste und bleibendste Gönnerschaft in dem Volke selbst gefunden, nicht um ihrer Kunst willen, sondern weil sie in ihrem Offenen Brief an den Kultusminister einer ihr Gemüth mächtig beherrschenden Stimmung einen in vielen Herzen widerhallenden Ausdruck verliehen hat. Diese That soll ihr nie vergessen werden; sie hat den vollen Beifall der Männer. Es sollen ihr aber weitere Thaten der Art erlassen werden, ihr, der zarten Frau und Künstlerin. Es ist nicht gerathen, daß in dem Zeitalter der Druckerschwärze und Tinte eine Heldin auftritt. Ihr Heldenthum wird verkannt, besudelt, bewitzelt; und zu solchem Martyrium ist nicht jede Frau geschaffen. Uns Männer schuf aus gröberem Stoffe die Natur, an uns ist es nun, die gegen unsere Sache geschleuderten Pfeile aufzufangen und Stoß mit Stoß zu erwidern.

Herr Harden schiebt Anderen Beweggründe unter, die von vorn herein nicht anzunehmen sind, die erst zu erweisen wären, die den Gegner in billigster, aber auch unbilligster Weise herabsetzen sollen und Dies bei Unverständigen wohl auch erreichen. Wie würde nun aber ein solcher Fechter es auffassen, wenn man ihm Gleiches mit Gleichem vergölte? Er würde empört sein, in diesem Falle mit Unrecht. Herr Harden mag gegen die vermeintliche Verwirrung des Gemüthes, gegen den Mangel an Wissen und Beweisgründen vorgehen; warum aber niedrige Beweggründe annehmen, da, wo die edlen und wahren so klar am Tage liegen? Herr Harden spricht von der Modemalerin. Ja, waren denn ein

Rembrandt, ein Frans Hals, ein Van Dyck, ein Tizian nicht auch Modemaler ihrer Zeit? Oder soll mit dem fraglichen Ausdruck etwa gesagt sein, daß die parlaghyschen Bilder für die Nachwelt nicht geschaffen seien? Dann ist auch der Ansturm gegen die Vivisektion nur eine Mode, eine vorübergehende, krankhafte Erscheinung der Zeit, über die Wissenschaft und Bildung bald zur Tagesordnung übergehen wird? Nein! Vielmehr gilt, was von der gemüthvollen Künstlerin geringschätzig gesagt wird, von zahllosen der edelsten und besten Männer und Frauen aller Stände, Berufe, Bildungsgrade. Sie alle werden vom Herrn Dr. Beer leicht fertig und leichtfertig als sentimental, unsachverständig, als Feinde der Naturwissenschaft, als freiheitscheue Philister, als unintelligent und ungebildet u. s. w. abgethan und es fällt Einem das Wort ein: vous vous fâchez, vous avez tort, oder das schöne Kapitel aus Schopenhauers Parergen zur Logik und Dialektik.

Herr Harden und viele Andere mit ihm scheinen beinahe zu glauben und möchten Andere glauben machen, daß man einmal aus den Schranken des Berufes nur dazu heraustritt, um Stimmung für sich zu machen, um die Trommel für sich zu rühren. Aber meint er denn auch, ein so berechnender Mensch werde so thöricht sein, sich gerade den Streit gegen die Vivisektion auszuwählen? Hier kann er keine Lorbern ernten — Das ist doch auch dem Einfältigen von vorn herein klar —; hier wird er mit der Hand vielmehr in die Nesseln greifen. Will heutzutage Einer die Gunst und den Beifall der Bildungphilister erringen — um diesen vortrefflichen Ausdruck Nietzsches zu gebrauchen —, so wird er für die allmächtige und allweise Wissenschaft und die nothwendige, segensreiche Vivisektion eintreten, nicht umgekehrt.*)

Von Herrn Dr. Beer aber ist es nicht sehr taktvoll, sondern ein dialektischer Schönheitfehler, alle möglichen anderen Dinge einzumischen, damit den Leser zu unterhalten und zu gewinnen und zu den falschen Beweggründen

---

*) Es betrübt mich, daß ich den Zorn des Herrn Professors Förster erregt habe, aber es tröstet mich ein Bischen, daß ich selbst auch dem Zornigen Gelegenheit geben kann, sein Gemüth zu entlasten. Natürlich kann ich von Dem, was ich über Frau Parlaghy gesagt habe, nicht eine Silbe zurücknehmen; aber warum sollte ich den harten Worten des Herrn Förster die Stätte weigern? Jeder Leser ist ja in der Lage, sich über den Streit ein Urtheil zu bilden; und ich kann nur den früher schon oft ausgesprochenen Wunsch wiederholen, auch Andere möchten ihrem Zorn über mich hier, vor dem selben Publikum, zu dem ich spreche, Luft machen. Uebrigens bin ich nicht so thöricht, einer Frau das Recht, in diesen Dingen mitzusprechen, versagen zu wollen; ich habe ja Fräulein Marriot veranlaßt, zuerst die Frage zu erörtern, über die ich mir als Laie ein bündiges Urtheil nicht gestatte. Ob wirklich „ein Jeder nach mächtigen Gönnerschaften verlangt“: darüber brauche ich mit meinem Gegner eben so wenig zu hadern wie über die Bedeutung der Malerin, deren Kunstbetrieb heute zum Glück nicht mehr gefährlich ist. M. H.

dem Gegner auch noch ganz falsche Ansichten unterzuschieben. Ich sehe von gewissen geistreichen Seitengängen, z. B. der Werthschätzung einer Drehorgel, des Mieders, ab. Ich frage vielmehr: Wie kommt Herr Dr. Beer dazu, uns, den Bekämpfern der Vivisektion, den Schutz anderer Thierquälerei gewissermaßen anhängen zu wollen? Wir stehen da ganz auf seiner Seite und können nur seine Folgerichtigkeit nicht begreifen, wenn er vor der Vivisektion plötzlich Halt macht. Warum? Weil diese Thierfolter nütze. Dieser Grund nun freilich wird auch von anderen Thierquälern geltend gemacht werden können, ohne daß sie damit durchkämen. Und es giebt sinnlose Quälerei hier wie dort. Auch möchte es nach seiner Beweisführung erscheinen, als ob wir bei uns buddhistischen Thierschutz einführen wollten, woran doch Niemand denkt. Wozu das Alles in einem Aufsatze über „Vivisektion"?

Weiter scheint er uns vorzuhalten, daß wir blind seien gegen das mannichfache menschliche Elend. Mit welchem Recht? Echte Thierschützer — nicht Thierverzärteler —, solche, die den Thierschutz als einen Kampf ums Recht auffassen, werden immer auch Mitleid mit Ihresgleichen haben und helfen, wo sie können, und umgekehrt. Thierschutz und Menschenliebe entspringen der selben Quelle, der Liebe und Gerechtigkeit, und sind darum auch untrennbar verbunden.

Endlich mischt er ein ausführliches Gutachten über die Jagd ein. Diese, die moderne Jagd, sei nicht grausam; es handle sich da nicht um Lust am Verwunden, Hetzen, Morden, sondern um den Genuß der Bewegung in freier Natur, um die Erhöhung des Persönlichkeitgefühles u. s. w. Herzlose Jäger seien seltener als herzlose Eltern. Nur ein Thierfreund werde ein Waidmann; wer die Beute nicht human erlege, falle der Verachtung der Gefährten anheim und mache sich bald unmöglich. Nun, da müßte sich Mancher unmöglich gemacht haben; und soll selbst bei Hetzjagden nicht gehetzt werden, bei Kesseltreiben nicht die rohe Lust am Verwunden und Morden befriedigt werden? Und gerade diese beiden sind ja die besondere „noble Passion". Statt mich weiter auf das seitwärts liegende Thema einzulassen, weise ich lieber auf eine recht lesenswerthe und überzeugende Schrift von Magnus Schwantje hin: Das „edle Waidwerk" und der Lustmord. Der Verfasser versteht dieses Wort in dem Sinne „Lust am Morden". Man lese da nach, was er u. A. aus Anton von Perfalls „Jagdplauderei" (Münchener „Jugend" 1897, Nr. 13) über die Jagd auf den balzenden und falzenden Auerhahn mittheilt, oder die Schilderung einer Hetzjagd auf einen Eber, dem man die Stoßzähne abgesägt hat, um dann an ihm die Heldenthat der Hetze zu verrichten. Der Verfasser nennt das Schauspiel nicht mit Unrecht eins, bei dessen Anblick einem jeden gesitteten Menschen vor Mitleid, Ekel und Empörung das Herz stillstehen muß. Mir hat immer schon

der Zeitungbericht in dem bekannten Rothwelsch genügt, um seelisch seekrank zu werden. Die Beschreibung schließt mit den Worten: „Nur der Vornehmste der Gesellschaft wird auf diesen Jagden der Ehre, ein Schwein abzuschlachten, für würdig befunden." Man ist versucht, mit bitterem Spott abzuändern: „Nur der Vornehmste hat das Schwein, das Wildschwein abzuschlachten." Und, fügt Schwantje hinzu, „die Stützen der Gesellschaft, die ungenirt vor den Augen aller Welt diesen Jagden nachgehen, würdigen sich damit moralisch unter das niedrigste Thier hinab". Denn was man auch von der Mordlust eines Fuchses, eines Tigers, einer Schlange sage: ihre Grausamkeit ist natürlich, die des Menschen wider die Natur, künstlich angezüchtet, sinnlos. Wäre sie aber als Rudiment, als ein Ueberbleibsel aus alten Zeiten, zu betrachten und zu rechtfertigen, — nun, dann wäre sie eben zu bekämpfen und zu unterdrücken, nicht zu verherrlichen und zu pflegen. Das ist nicht einmal die anständige, kunstgerechte Jagd, die doch nichts als ein Seitenstück des Schlächtergewerbes ist. Und „welch ein Widersinn und Unfug, den Hubertus zum Schutzpatron der Jäger zu machen, ihn, dessen Bekehrung damit begann, daß er die Schändlichkeit des Jagens erkannte und daß er dieses für ganz unvereinbar mit einem christlichen Leben hielt!" Und Dem gemäß wird auch im Corpus iuris canonici die Jagd die „nichtswürdigste Kunst" (ars nequissima) genannt; und von Esau heißt es: Venator erat, quoniam peccator erat. Et penitus non invenimus in scripturis sanctis sanctum aliquem venatorem (Esau war Jäger; denn er war ein Sünder). Und in der Heiligen Schrift finden wir keinen einzigen Heiligen als Jäger. Auf des großen Friedrichs („wohl dem Volke, dessen Könige Philosophen, dessen Philosophen Könige sind!") Abneigung gegen die Jagd sei im Vorübergehen mit hingewiesen; freilich: er war ein „seltener Vogel", ein „Einziger".

Ich mußte nothgedrungen Herrn Dr. Beers Spuren folgen; doch komme ich nun endlich zum eigentlichen Thema. Herr Beer begeht den Fehler, Das, was erst zu beweisen ist, als bewiesen anzunehmen und von seinem hohen wissenschaftlichen Throne herab Alle, die der Freiheit der Wissenschaft Schranken zu ziehen sich erkühnen, einfach als Rückständige, Sentimentale, als Gegner der verhaßten Naturwissenschaft u. s. w. zu vernichten. Ein altes, aber darum kein gutes Verfahren. Ich möchte gründlicher sein.

Es stehen in der Frage der Vivisektion zwei vollständig unvereinbare Weltanschauungen einander gegenüber. Auf der einen Seite heißt es: Was nützt, ist erlaubt; der Zweck heiligt jegliches Mittel; und dieses Mittel ist nothwendig für die Wissenschaft der Physiologie und Heilkunde; die Wissenschaft ist frei; es sind ja nur Thiere; die Vivisektoren sind „humane" Leute, die nicht mehr, als nöthig ist, thun werden, ihre Gegner aber sind Laien, sind nicht sachverständig u. s. w. Und von der anderen Seite antwortet man:

Der Nutzen kann eine an und für sich verwerfliche, grausame Handlung nicht rechtfertigen; es giebt verschiedene Nothwendigkeiten, auch wir vertreten eine solche, und zwar eine höhere, die sittliche Nothwendigkeit; steht Ihr auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft und Heilkunde, so wir auf dem des Wissens von Gut und Böse; uns ist diese Frage also eine philosophische oder religiöse; die Wissenschaft ist wohl frei in ihren Lehren und Gedanken, nicht aber in ihren Handlungen; der Satz „es sind nur Thiere“ ist doppelt bedenklich: erstens leitet er zu dem anderen hinüber: „es sind nur arme, verlorene, kranke Menschen“, — und thatsächlich wird auch an Menschen je länger je mehr vivisezirt. Und zweitens will er die immer heller heraufdämmernde Erkenntniß wieder verdunkeln, daß auch das Thier an sich sein Recht habe, nicht nur um der reizbaren Nerven des Menschen willen (Strafgesetzbuch 360, 13), und daß dieses Recht auch zum geschriebenen Gesetz gemacht, d. h. durch gewisse Verbote zur Geltung gebracht werden müsse. Auch der Satz von der „Humanität“ der Gelehrten ist eine petitio principii; er wird angefochten und wäre eben zu beweisen. Man sieht: die beiden Standpunkte sind durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; sie bilden einen Gegensatz wie einst das Für oder Wider die Glaubensgerichte und die Ketzerverbrennung, das Für oder Wider die gerichtliche Folter, das Für oder Wider die Sklaverei u. s. w. Und wie in jenen Kämpfen vergangener Zeiten, oft erst nach langem, erbittertem Ringen, der neue, höhere Gedanke zum Siege gelangt ist, so vertrauen auch jetzt die Bekämpfer der Vivisektion auf den Sieg, der ihnen schließlich nicht fehlen kann, auf einen Sieg, der in anderen Gebieten des Thierschutzes schon nahezu errungen worden ist. Sagen die Anwälte der Vivisektion, ohne dieses Forschungmittel werde die Naturwissenschaft und Heilkunde stillstehen, so sagen ihre Gegner, ohne seine Aufhebung werde die Gesittung, die Fortbildung zu einem reineren Menschenthum, aufhören; und das niedere Gut müsse dem höheren weichen.

Davon, daß der gefürchtete Stillstand der Wissenschaft nicht eintreten, daß es, dank anderen Forschungmitteln, auch hier heißen werde: Und sie bewegt sich doch; daß sehr hervorragende Fachleute sich bestimmt gegen die Vivisektion ausgesprochen, sie als verwerflich und nutzlos bezeichnet haben; daß der Bestand der Menschheit früher von ihr nicht abhängig gewesen sei, es also auch jetzt nicht sein werde; daß ehrenwerthe Gelehrte selbst es offen zugestehen, in wie unverantwortlicher Weise die Thiere weit über die Nothwendigkeit hinaus in ungeheuren Mengen zu Tode gequält werden; daß ganz natürlich das Mitleid abgestumpft werde und die Lust am Morden, verbunden mit einem auf wissenschaftliche „Erfolge“ begründeten Strebergeist, erwachse; daß diese Erfolge zum großen Theil eine wüste Anhäufung von Beobachtungen und pedantischen Statistiken seien, die an die Listen der philologischen „Lesarten“ erinnern; daß es bei ihnen vielfach nur darauf hinauslaufe, festzustellen,

wie lange ein Thier oder ein Mensch unter der unnatürlichsten Behandlung, mit geradezu wahnwitzigen äußeren und inneren Zerstörungen und Vergiftungen, zu leben vermögen und unter welchen Anzeichen es allmählich zu Ende gehe; daß ein Vivisektor immer den anderen abthue, meist mit der der gelehrten Zunft eigenartigen Grobheit; daß zur Genüge festgestellte Ergebnisse immer von Neuem am lebenden Thier aufgezeigt werden; daß die Vivisektoren Künstlern gleichen, die erst das Werkzeug zerbrechen, um dann darauf zu spielen, oder Einbrechern, die das Schloß, das sie nicht öffnen können, erbrechen; daß sie verstehen wollen, was auf diesem Wege, dem der Säge, des Messers, der Zerstörung, überhaupt nicht zu verstehen ist; daß das Geheimniß des Seins, Werdens und Vergehens, der Sitz des Lebens, des Denkens und des Gemüthes auf diesem Wege überhaupt nie ergründet werden könne, denn sogar der denkende Geist stößt hier schließlich an die Wand des Transszendenten, des ihm mit seinem bestimmten menschlichen Anschauungvermögen nie und nimmer begreiflichen Wesens der Dinge, und schließt ab mit dem „ignoramus, ignorabimus“, daß also alle vermeintliche Erklärung der Naturvorgänge darauf hinausläuft, an die Stelle eines unbekannten x ein unbekanntes y u. s. w. zu setzen —: all Das mag nur gestreift werden, da der Aufsatz Beers selbst zu einer eingehenden Behandlung der großen, wichtigen Frage nicht Anlaß giebt, ich aber die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Herausgebers dieser Zeitschrift, einen Gegenaufsatz aufzunehmen, nicht über Gebühr ausnützen möchte. Wenn die Bewegung fortdauert, wird mir wohl auch das Wort zu weiteren Ausführungen nochmals vergönnt. Nur mit Einigem muß gleich diesmal noch aufgeräumt werden.

Mit der der gelehrten Zunft, namentlich in Deutschland, als dem Mandarinenlande Europas, eigenen Ueberhebung sucht man eine Sache nicht mit Prüfung der Gründe, sondern damit totzumachen, daß man sagt: „Welche ‚Autoritäten‘, welche berühmte Namen habt Ihr denn in Eurem Lager? Ihr seid doch nur Laien! Schuster, bleib bei Deinem Leisten, Maler, bei Deinem Pinsel“, u. s. w. Immer die selbe alte Geschichte: man drückt sich um die Sache herum, indem man den Gegner erdrückt, wie der Pharisäer die arme Wittwe, wie der Prälat den einfachen Mönch, wie ein Herr in Hofkleid und Ordensband den einfachen Bürger beschränkten Unterthanenverstandes, wie der berühmte, von Gunst begnadete, akademisch oder höfisch abgestempelte Künstler den Emporkömmling, der vorläufig in irgend einer Sezession sein dunkles Dasein fristet. Wir haben recht angesehene Männer der Wissenschaft auf unserer Seite; z. B. hat sich auch Schweninger in dieser Zeitschrift (VI, No. 26) einmal scharf gegen die Vivisektion und die durch sie erzeugte Verrohung der Aerzte ausgesprochen. Ich sehe davon ab, hier Zeugnisse beizubringen; hätten wir solche auch nicht, so fragen wir doch: Beruht denn nicht unsere ganze so

hochgepriesene moderne Bildung auf der gemeinsamen Arbeit Aller, auf dem gegenseitigen Verständniß und also auch der gegenseitigen Ueberwachung und Berichtigung, auf der Betheiligung des Laien-Bestandtheiles auch an allen fachwissenschaftlichen Arbeiten? Wird man denn sachverständig nur durch die acht bis zwölf Semester auf der Hochschule — wie sie oft verbracht werden, mit Pauken und dann Einpauken, ist bekannt —; soll denn der selbstgemachte Mann, der Dilettant im besten Sinne des Wortes, nichts gelten? Will man nicht erkennen, daß über die letzten Gründe, als die Ausgangspunkte aller Wissenschaft und Kunst, Jeder sich selbstherrlich, wie Herkules am Scheidewege, entscheiden muß, um dann die Technik, die Ableitung der Lehre im Einzelnen aus jenen Grundsätzen, dem Fachgelehrten zu überlassen? Hat man nicht hinreichend erkannt, daß der Sachverstand gar zu leicht zu einer dünkelhaften Ueberhebung, zu einem Unrecht gegen neue Ansichten, zu einer Verachtung der „beati possidentes“ gegen fremde Rechte führt? Das wissenschaftliche Spezialistenthum macht blind; die Welt schrumpft ihm auf seinen engen Bereich zusammen, über dessen Zaun es nicht zu sehen vermag. Und so erleben wir es denn z. B., daß ein „berühmter“ Physiologe, eine „Autorität“ ersten Ranges, beschienen von der Sonne der Gunst der „Gebildeten“ oder Bildungphilister hoher und höchster Kreise, wenn er denn doch einmal über den Zaun hinwegschaut, sich wie ein Kind über die Welt wundert, die sich da aufthut, und daß er auf seine alten Tage zu philosophiren anfängt. Es ist dann freilich auch danach; die Spätlerner (die ὀψιμαθεῖς der Griechen), ob Einzelne oder Völker, bieten dann das tragikomische Beispiel, Dinge lehren zu wollen, die sich jeder Geselle in dem Fach schon an den Schuhen abgelaufen hat; und so ein verspäteter Philosoph meint, die Welt mit seinem ignoramus, ignorabimus belehren und überraschen zu können. Man hat die deutsche Bibel, den Faust, noch immer viel zu wenig in sich aufgenommen, um kurzer Hand mit den ungerechten, weil Anderer Rechte verneinenden Ansprüchen des wissenschaftlichen Sonderthumes aufzuräumen. Hier heißt es nachgerade nicht mehr: in der Beschränkung zeigt sich der Meister, sondern: in der Beschränktheit.

Wenn man aber einmal dem selbstgemachten Manne, von dem doch schließlich immer die größten Gedanken und Erfindungen ausgegangen sind, zu Gunsten einer petrefakten Zunft sein Recht weigern, wenn man keine Laien ihr Wort mitsprechen lassen, wenn man die Gründe mit „Autoritäten“ totschlagen, den Sonnenaufgang mit Purpurmänteln, Kutten und Talaren verhängen will, so handle man wenigstens folgerichtig. Weg dann mit Volksgerichten, weg mit Volksvertretung, weg mit allgemeiner Bildung, weg mit der Einheit eines durch gemeinschaftliche Arbeit stetig emporgestiegenen Volkes! Und wie wird es dann mit den höchsten Spitzen des Staates? Kann ein Soldat wirklich Reichskanzler werden? Kann ein Fürst zugleich summus

dux, summus judex, summus episcopus, summus artifex u. s. w. sein? Er kann es allerdings, wenn ... Doch ich wollte ja nur erweisen, daß das Gebiet der Physiologie und der Heilkunde, eben so wie alle anderen, der Beurtheilung der Laien unterliege, und dann ganz besonders, wenn die dort Heimischen in einem von diesen Laien bearbeiteten Felde Laien sind, in dem Felde der Ethik, dem sie am Ende gar die Daseinsberechtigung absprechen.

Man möchte wohl in der Bewegung gegen die Vivisektion von einem Widerstreite des Gemüthes gegen den Verstand sprechen; Das ist nicht richtig. Aus Gemüth und Verstand erwächst die höhere Einheit, die Vernunft; über der bloßen Gelehrsamkeit thront die Weisheit, die heute freilich in dem materialistischen, positivistischen und Nützlichkeit-Zeitalter keinen rechten Kurs mehr hat. Sie wieder zu Ehren zu bringen, dem Wissen das Gewissen eng zu verbinden, dem Recht eine Gasse zu stoßen: Das ist die Aufgabe, die auch wir Gegner der Vivisektion uns gesetzt haben; und in solchem Sinne wolle man uns doch verstehen und nicht mit einigen verächtlichen, nichtssagenden Schlagwörtern abzuthun versuchen... Aber wir richten die Menschheit über unserer übertriebenen Menschlichkeit zu Grunde! Wir sagen: Fiat misericordia, pereat mundus! Nein, vielmehr: ne pereat mundus, — wenn anders die Welt nicht ein mechanisches Getriebe ist, sondern als eine höhere, sittliche Ordnung aufzufassen ist, weshalb die weisen Griechen ihr den Namen „Kosmos“ gaben. Es werde Erbarmen geübt, damit die Welt nicht untergehe!

Herr Dr. Beer bringt ganz wissenswerthe Angaben über die Schmerzempfindsamkeit und über die Möglichkeit, den Schmerz zu erkennen und festzustellen. Wohlweislich bleibt er bei den niederen Thieren, die für die Frage wenig in Betracht kommen, mit Vorliebe stehen, um schließlich doch mit einem ignoramus, einer bloßen Möglichkeit, abzuschließen. Was er sagt, erweist erst recht, daß unser Eintreten, namentlich für die höher organisirten Thiere, berechtigt ist. Eben weil wir Sicheres nicht wissen, nicht wissen können, sollen wir mit unseren Eingriffen in die Thierwelt, die schuld- und wehrlose, vorsichtig sein. Der Gelehrte könnte einmal aus seinem Wahne mit Entsetzen erwachen. Und so ist es alten Vivisektoren ergangen, einem Haller, einem Pirogow. Sie erkannten schließlich die Wahrheit des Wortes von Walter Skott: „Vivisektionen sind Mordthaten, die sich unter einem gelehrten Namen verbergen“; oder des Wortes von Victor Hugo: „Die Vivisektion ist ein Verbrechen.“

Auch Dr. Beer spricht davon, daß die Thierversuche „in der Regel mit allen Kautelen der Narkose“ angestellt werden. Auch das „in der Regel“ ist viel zu viel gesagt; man lese doch die eigenen Berichte oder Selbstanklagen der Vivisektoren. Sehr viele Versuche vertragen die Narkose überhaupt nicht, — bei anderen hält sie nicht lange genug vor; und die Thiere werden nachher noch lange am Leben erhalten. Auch ersparen sich geübte, abgebrühte Vivi-

sektoren die Narkose sehr gern. Fesselung, Durchschneidung der Stimmnerven, Kurarisirung thuns ja auch. Ja: vom Kurare schweigt Herr Dr. Beer vollständig, merkwürdig! Und von der künstlichen, durch den Blasebalg unterhaltenen Athmung, die das starre, aber bei vollem Bewußtsein erhaltene Thier nicht sterben läßt: eine ihre Pein vollfühlende „lebende Leiche“! Er sagt: „Die Vivisektion ist heute nicht mehr die anatomische Zergliederung lebender Thiere, sondern die Vornahme physiologischer, physikalischer oder chemischer Versuche oder eine chirurgische Operation.“ Aber erstlich wird auch heute noch, z. B. in Alfort bei Paris, das lebende Thier anatomirt. Dann aber: was soll eigentlich diese Erklärung besagen, wen beruhigen? Herr Dr. Beer wird wissen, daß gerade die Nervenversuche durch Reizung mit elektrischen Strömen an der Tagesordnung sind und entsetzliche, gar nicht ausdenkbare Qualen verursachen müssen. Herr Dr. Beer behauptet, der Vivisektor, der seine Versuche unnützer Weise oder grausam vornähme oder ein Thier einen Moment länger, als unbedingt nöthig ist, leiden ließe, fiele sofort der Verachtung seiner Schüler, Fachgenossen oder Kollegen anheim. Nach den unzähligen Zeugnissen, die von den Herren selbst in ihren Zeitschriften und Büchern niedergelegt worden sind, muß ich entschieden widersprechen; es ist nicht so. Deshalb müssen wir auch bei unserem wohlbegründeten „Vorurtheil“ beharren, „daß man nicht Thierfreund und Vivisektor zugleich sein könne.“

Herr Dr. Beer spricht endlich auch von dem Dilettanten, der „mit dem Mißbrauch zugleich den Gebrauch beseitigen möchte“. Das ist ein recht unvorsichtiges Wort. Denn nie wäre die Bewegung gegen die Vivisektion so aufgekommen, wenn man wenigstens den ehrlichen Willen gezeigt hätte, den „wissenschaftlichen“ Unfug auf ein Mindestmaß einzudämmen. Nichts davon ist geschehen: keine Einschränkung, keine Ueberwachung, keine Strafandrohung. Goßlers Erlaß und ähnliche Dinge wird Niemand ernstlich als solche Einschränkung und Regelung hinzustellen wagen. Und da wundert man sich dann noch über die Empörung Derer, die über Denken und Forschen noch nicht das Gefühl und Gewissen, wie altfränkisches Gerümpel, über Bord geworfen haben, die sich auch im modernen Leben, in der „entgötterten Welt“, noch einen Rest sittlichen Empfindens und unverbrüchlicher Grundsätze bewahrt haben und Dem einen muthigen, trotzigen Ausdruck verleihen! Aber die Vivisektoren weisen jeden Eingriff in ihre „Freiheit“ mit Hohn zurück. Sie knurrten schon durch einige Preßstimmen vernehmlich gegen den Kultusminister Dr. Bosse, bei dem Gedanken, es könne diesem verantwortlichen Rath für Unterricht und Erziehung einmal einfallen, im Sinne der Mahnung des Offenen Briefes der Sache näher zu treten. Da ist keine Versöhnung, keine Einschränkung, keine Ueberredung. Hier heißt es, wie die Dinge jetzt liegen: Sunt ut sunt, ergo non sint: Sie sind und bleiben, wie sie sind; darum seien sie nicht mehr!

Das Gesetz trete dazwischen, und dann mag Einer, wenn er den Muth und das Gewissen hat, gegen das Gesetz handeln; daß er aber solche Ungeheuerlichkeiten mit Erlaubniß und Unterstützung einer gesitteten Rechtsordnung verüben dürfe: Das eben verstehen viele Tausende nicht, die die Frage als eine strenge Rechtsfrage auffassen und weit davon entfernt sind, sich von einer bloßen blinden Gefühlsregung hinreißen zu lassen. Es schwebt ihnen über das Erreichte hinaus ein höheres Ideal von Recht und Ordnung vor; mag auch jetzt das „Kreuzige“ ertönen, das Hosiannah wird dereinst nicht ausbleiben.

Friedenau. Professor Dr. Paul Förster,
Mitglied des Reichstages.



Paul Heyse als Lyriker.

Die Jugend hat Heyse so ungerecht behandelt wie er die Jugend. Sie glaubte, sein ganzes Lebenswerk mit billigem Hohn abthun zu können, sprach von der münchener Bonbonfabrik und der charakterlos glatten Epigonendichtung. Paul Heyse dagegen schleuderte den Jungen die eben so billigen Vorwürfe entgegen, sie kehrten allen Schmutz und Unrath auf einen Haufen zusammen. Beide Parteien spielten womöglich Goethe und Gottfried Keller als Trumpf aus. Und Das war das Hübsche an dieser sonst wenig schönen Katzbalgerei. Aber wenn man es recht betrachtet, zeigt auch grade sie, daß sowohl Heyse wie die verhaßten Jungen ganze Kerle sind. Dieses Sich-Auflehnen gegen die Stürmer ehrt Heyse. Es ehrt ihn um so mehr, als wir das peinliche Schauspiel erlebten, daß andere, noch ältere Dichter, um ihren Nachruhm besorgt, sich der siegenden Jugend attachirten, ihr Komplimente über Komplimente machten und an das Haus, das sie erbaut, schnell einige moderne Arabesken und jugendfreundliche Sprüche anbrachten, damit es nicht wie die übrigen zusammengeschossen würde. Paul Heyse dagegen blieb sich treu. Er bekam es nicht fertig, von heute auf morgen seine Ueberzeugungen zu korrigiren, von den Göttern zu lassen, denen er ein Leben lang gedient, und andere öffentlich anzubeten, die ihm innerlich zuwider waren. Das ist es, was wir an ihm achten. Er ist die Jahrzehnte hindurch immer einen graden Weg gegangen; er hat überall, wo es darauf ankam, ehrlich Farbe bekannt.

Und Eins, glaube ich, verbürgt ihm die Fortdauer: er ist schon heute für alle Welt ganz bestimmt etikettirt. Wer den Namen Paul Heyse hört, hat sofort ein scharfes Bild und denkt sofort an den Novellisten. Das mag dem Dichter, der mit heißem Bemühn um die Bühne gerungen, der nach dem Kranz des Lyrikers gegriffen und sich an Romanen die Zähne ausgebissen hat, schmerz-

lich sein, — aber es ist doch wieder sein Ruhm. Tausend Andere sind da, reich begabte Leute, die in jeder Gattung deutscher Poesie anständige Erfolge erzielen und in keiner einen vollen Lorberzweig greifen können, die deshalb in ewig schwankenden Umrissen vor uns stehen, sich ein Weilchen halten und dann rettunglos versinken. Denn es kommt in der Dichtung absolut nicht darauf an, wie weit ein Talent greift und nach wie vielen Richtungen es sich ausdehnt, sondern darauf, wie tief es gräbt. Ein einziges vollendetes Gedicht ist mehr werth als hundert achtungwerthe und interessante Dramen, Romane, Novellen, Essays, Gedichte zusammen. Das ist eine Trivialität, aber wir sind in einer Zeit, die so geistreich verbildet ist durch eine vage Experimentirliteratur, daß es manchmal noththut, Trivialitäten zu sagen.

Wir hatten in Keller, Storm und Heyse ein Kleeblatt von Erzählern, das sich sehen lassen konnte. Der größte Novellendichter darunter war unbestritten Keller. Theodor Storm der weitaus größte Lyriker; Das verleugnete er auch in seiner Prosa nicht. Heyse hat niemals so in die literarische Entwickelung eingegriffen, ihr niemals einen solchen Ruck vorwärts gegeben, wie es Kellers Prosa und eigentlich noch mehr Storms Verse thaten. Heyse hat sich vielmehr damit begnügt, die vorhandenen Kunstformen auszubilden und zu vollenden. Er war immer mehr Reichsverweser als geborener König. Gottfried Keller hat Meisternovellen geschrieben, Paul Heyse Musternovellen. Mit anderen Worten: seine L'Arrabiata ist als Novelle der Dorfgeschichte Kellers so überlegen, wie diese der L'Arrabiata als Dichtung überlegen ist.

Aber nicht über Heyses Novellen will ich hier reden. Tausend Kritikerhände haben sie seit Jahrzehnten angefaßt und umgedreht, gepriesen und vernichtet, — und sie sind an Beidem nicht gestorben. Seine Gedichte liefen daneben beinahe so unbeachtet her wie seine Dramen. Mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht: denn sie sind wohl auch nur so nebenher entstanden, in stillen Stunden; sie sind vom Dichter vielleicht selbst nur in zweiter Linie geschätzt; sie sind schließlich in der That nicht so bedeutend, daß man sie nicht ruhig aus der Entwickelung unserer Dichtung fortstreichen könnte, ohne daß eine Lücke entstände, — was bei Geibel und Storm z. B. nicht möglich wäre. Aber sie sind theilweise auch wieder mit Unrecht so wenig beachtet, denn sie sind oft schön, fein und rührend, fast immer geschmackvoll, geistreich und in der Form vollendet. Der Ruhm des Novellisten war allerdings stark genug, die Lieder bis zur fünften Auflage zu tragen, die sie sonst, durch eigene Schwingenstärke, schwerlich erreicht hätten. Doch der selbe Ruhm hat sie auch in ihrem eigensten Wesen erdrückt; man hat nie sie selbst gesehen, sondern immer Paul Heyse.

Zu der alten Sammlung ist nun eine neue gekommen.*) Und es liegt nahe, sie mit der ersten zu vergleichen und einmal das Fazit des ganzen lyrischen Schaffens zu ziehen, das im Großen und Ganzen nun wohl für Heyse abgeschlossen sein mag. Man muß den neuen Sammelband an dem ersten messen. Wer es nicht thut, wer nur nach dem jetzt ausgegebenen Gedichtbuche den Lyriker Heyse beurtheilen will, wird zu durchaus schiefen und einseitigen Resultaten gelangen. Denn diese zweite Sammlung fällt gegenüber der ersten

*) Neue Gedichte und Jugendlieder. Berlin, W. Hertz, 1897.

nicht nur, rein dichterisch betrachtet, sehr ab — Das scheint ja bei zweiten Sammlungen überhaupt unvermeidlich zu sein —, sie giebt auch nur in den Jugendliedern ein paar Proben von dem Besten in Heyses Begabung überhaupt: dem Liedhaften.

Gleich der Beginn dieser Neuen Gedichte führt uns auf die älteren zurück: die Widmung „an Wilfried". Zwanzig Jahr rauschten hin über den Tod seines Knaben, aber immer noch im Ohr den Tonfall seiner Rede, immer noch im Traum das alte Lächeln des holden Mundes. Ihm eignet der Vater die Herbstfrucht zu, die er in diesen Gedichten nun einsammelt. Und da fallen dem nachsinnenden Leser wohl die alten Schmerzenslieder ein an Wilfried, die der Dichter vor zwei Jahrzehnten in Sorrent gesungen: „Das Leben ist ein süßes Lied, sein bitterer Kehrreim ist der Tod," — die herrlichen Rispetti, die so ergreifen in ihrer schlichten Trauer. Hier hatte Heyse Herzenstöne gefunden, die ihn ganz unzweifelhaft als echten Poeten erkennen ließen, hier ist keine Rede mehr davon, daß die Vollempfindung auf dem Wege der Formgebung verloren ging, wie es sonst gerade bei Heyse wohl manchmal geschah. An Wilfried sind diese acht Zeilen, die in ihrer Einfachheit mächtiger wirken als alle Terzinen des Dichters zusammen, die scheinbar ruhig schildern und doch wie durch Glas hineinschauen lassen in allen Jammer eines kranken Herzens:

„Mir wars, ich hört' es an der Thüre pochen,
Und fuhr empor, als wärst Du wieder da
Und sprächest wieder, wie Du einst gesprochen
Mit Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa?
Und da ich abends ging am steilen Strand,
Fühlt ich Dein Händchen warm in meiner Hand.
Und wo die Fluth Gestein herangewälzt,
Sagt' ich ganz laut: Gieb Acht, daß Du nicht fällst!"

Das ist das Große an diesem Gedicht, daß es jetzt schließt. Jedes Wort weiter — selbst das schönste — hätte die Wirkung abgeschwächt. Und noch um einer anderen Sache willen ist das Gedicht merkwürdig. Es ist im Grunde nämlich kein heysisches Gedicht. Es könnte eher von Storm sein, der diese Art hatte, Gefühle womöglich überhaupt nicht auszusprechen, sondern sie durch ein Bild zu vermitteln. Heyse ist sonst in seiner Lyrik absolut nicht Maler. Er schreibt vielmehr immer eine Art Gefühlslyrik, wie sie Goethe bei uns am Vollendetsten gab: eine tanzende, singende Lyrik, die direkt die Empfindung ausspricht. Goethe sagt immer: Ich bin traurig, fröhlich, gedankenvoll. Heyse auch. Storm nicht. Storm zeichnet ein Landschaftbild, das traurig stimmt. Er ist schwerer und tiefer als Heyse, er macht weniger Worte, er verschweigt so sehr viel.

Heyses Lyrik hat den Fehler einer gewissen linden Oberflächlichkeit. Sie hat keine Ecken, wo man sie anfassen kann, sie ist in Form und Empfindung etwas ölig, daß sie an Einem hinunterläuft; sie tanzt in leichter, gefälliger Melodie zu dem einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Es ist eine angenehme Lyrik. Das ist ja eben der Krebsschaden, an dem alle jene Dichter litten, die Geibel in die Flugbahn seines Talentes gerissen. Ich brauche nicht zu sagen, daß Paul Heyse da immer noch der Beste ist, der am Meisten Eigenes hat. Aber man erkennt die Stelle, wo ein bedeutender Mann sterblich ist, am Sichersten dadurch, daß man sich seine Schüler und Nachfolger ansieht. Rankes Schüler

wurden Philologen, Treitschkes Schüler Journalisten, Paul Heyses Schüler ist — Ludwig Fulda. Dieser Ludwig Fulda, der seit seinem achtzehnten Lebensjahr immer graziös ist und noch graziös sein wird, wenn Gott ihm das siebenzigste beschert hat. Dieser Ludwig Fulda, der in alle Sättel der Form gerecht ist, der in freundlicher Nettigkeit das Wohlwollen des großen Publikums erobert, der hübsche Einfälle hat und dem die Muse Alles gab, was einen Dichter macht, nur die Hauptsache nicht: ein großes Herz, und der deshalb doch immer nur ein Futteralmacher bleibt. Paul Heyse ist ungleich mehr. Aber der Schüler, der ihn in Terzinen und Sonetten gepriesen, hat seine schwache Seite gut erkannt und ihm abgeguckt, was sich abgucken ließ: die äußere Form. Der Ueberschuß der äußeren Form über die innere, das Hineinzerren und Aufspannen der Sprache in und auf das Prokrustesbett fremder und verwickelter Formen, die Glätte und Sauberkeit und Untadeligkeit des Stils, der leider auch schlank und dünn und ohne die rechte Fülle und Schwere ist. Wenn ich den lyrischen Stil Heyses mit dem Storms vergleiche, so möchte ich sagen: der eine fließt leicht wie Wasser, der andere schwer wie Syrup. Storm blieb immer Storm. Wenn er einen anderen Dichter besang, was er ja auch fast nie that, so besang er ihn stormisch. Ganz anders Heyse. Heyse ist schmiegsamer, weicher, weiblicher, er fühlt sich dann sofort mehr ein in den betreffenden Dichter und — so viele seiner „Dichterprofile" beweisen es — nähert sich seinem Ton.

Außer den Liedern des Schmerzes an seinen Sohn Wilfried gelangen Heyse immer am Besten die Lieder, die eine gewisse Gedämpftheit des Empfindens aussprechen. Mädchenlieder hat er reizend gesungen. Schalkhaft, keck, ahnungvoll bald, dann wieder ein Bischen wehmüthig, voll stiller Sehnsucht und Klage, melodisch dahingleitend und harmonisch verhallend: so sind diese Lieder. Im Grunde eigentlich gutbürgerliche Gefühle. Das höchste Glück und der tiefste Schmerz, die große Liebe und der große Haß, die Entzückung und die Verzweiflung, sie liegen außerhalb der Grenzen von Heyses lyrischem Talent. Er scheitert regelmäßig, wenn er sie darstellt. Seine Verzweiflungschreie sind immer zu gut gereimt, zu sanft, zu fein in der Form. Kleopatra singt ein Lied, das ein Backfisch auch singen könnte, und die berauschte Mänade wird zum Schluß doch ins Blonde und hausfraulich Milde gemalt.

Da giebt es einen Roman von ihm, er heißt „Ueber allen Wipfeln". Und er enthält eine ganz vorzüglich gelungene Gestalt, die unendlich charakteristisch für Paul Heyse ist, nämlich ein nettes, liebes Geschöpf, das „platonisch unsittlich" und gräßlich leidenschaftlich ist. Aber wohlverstanden: Alles nur platonisch. Sie redet schließlich das derbste Zeug und spricht große Worte gelassen aus; doch sobald es dazu kommt, daß aus der theoretischen eine praktische, eine thatsächliche Leidenschaft und „Unsittlichkeit" werden könnte, wird sie purpurroth wie das keuscheste Bürgermädchen. Heyse hat diese Gestalt mit großer Liebe gezeichnet, und wenn er auch manchmal etwas überlegen thut: sie steht seinem Herzen doch am Nächsten. Er selbst hat viel von ihr. Er setzt manchmal an mit einer gewissen gewollten Kühnheit und Leidenschaft, aber schließlich siegt doch immer sein innerstes Wesen und er geht um die Hauptsache freundlich herum. Es ist auch gut so. Man soll nicht erzwingen wollen, was Einem versagt ist.

Ich wünschte nur, Heyse hätte Das bedacht, als er ein Gedicht seines

neuesten Bandes schrieb. Nämlich das Gedicht „Studentenliebe“. Das Thema ist in den letzten zehn Jahren bis zum Ueberdruß von den Modernen behandelt worden: der junge Mediziner, der ein Mädel sitzen läßt und es am nächsten Tage auf dem Sezirtisch findet. Ich will nicht rechten mit Heyse über die wahnsinnige Eile, mit der Das sich abspielt. Ganz so schnell kommen die Leichen wohl nicht unters Messer. Aber wie das Ganze gemacht ist! So platt-dilettantisch, so bodenlos zusammengereimt, so unglaublich trivial, daß man verwundert nach dem Umschlag sieht, ob wirklich Paul Heyse der Verfasser ist. Wenn Heyse hier zeigen wollte, daß ers den Modernen nachmachen kann, dann ist er in der That mit diesem Beweis gründlich hereingefallen und einen billigeren Sieg hätten die Jungen dann seit Langem nicht feiern können. Grade hier muß sich Jeder überzeugen — wenn es Einen giebt, der nicht davon überzeugt ist —, daß Heyse eben Vieles nicht kann, was die Jungen können. Und dann braucht man nur in diesen selben „Neuen Gedichten“ etwas weiterzublättern und man findet ein Gedicht, nicht tadellos, aber in seiner Gesammtwirkung so rein, so vollendet, so ergreifend, daß nur wenige Jungen es so nachmachen könnten: „Die Mutter des Siegers.“

Die „Romanzen und Historien“, unter denen es steht, bilden die erste Abtheilung dieser neuen Gedichte. Und es fällt daran öfter, einmal in ganz außerordentlicher Weise, ein für Paul Heyse charakteristischer Fehler auf: er faßt einen Stoff novellistisch an und führt ihn novellistisch aus, anstatt ihn lyrisch — oder besser: gedichtmäßig — zu packen. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist „Das Hündchen“. Eine Geschichte, wie ein ernster Professor im Bade sich in eine kokette Schöne verliebt, die geheirathet sein will und Interesse für seine Wissenschaft heuchelt. Er will grade den entscheidenden Schritt thun und sich ihr verloben, als sie seinem struppigen Köter, der zärtlich sich an ihr neues Kleid drängt, unwirsch einen Stoß in die Weichen mit der Schirmspitze versetzt, daß das arme Thier heulend zurückkriecht. Da bleibt ihm das Wort in der Kehle stecken und statt der Verlobung giebt es einen steifen, kurzen Abschied. Das ist eine hübsche novellistische Skizze mit guter Pointe, aber kein Gedicht, wenigstens so nicht, wie Heyse es angefaßt hat. Es dauert für ein Gedicht viel zu lange, ehe man auf eine Höhe kommt; es sind vorher so viele Nebensächlichkeiten zu behandeln und zu erzählen, daß sich die Verse etwas wässerig hinziehen; die beiden modernen Menschen sind zu unbedeutend, als daß nicht ein innerer Widerspruch zu Tage träte zwischen dem öden Alltagsinhalt und der Feiertagsform des Verses. Heyse hat nicht genug kondensirt. Er hat einfach Prosa der Novelle in Verse umgesetzt, — und so bleiben diese Verse im Grunde Prosa.

„So muß ich denn
Sie bitten, der verehrten Frau Mama
Mich zu empfehlen ....
Leben Sie denn wohl,
Mein gnäd'ges Fräulein!“ u. s. w.

In den „Herbstblättern“, der „Hauspoesie“, den „Frühlingsgedichten am Gardasee“ findet man solche Trivialitäten nicht. Im Gegentheil: man wird manchmal entzückt durch einen warmen, gütigen Humor, der vielleicht einer geheimen Resignation zu danken ist. Es scheint Paul Heyse doch nahgegangen zu sein, daß man ihn von vielen Seiten schon zum alten Eisen geworfen hat. Deshalb sein

steter, oft ungerechter Kampf gegen die Jungen, deshalb die leise Wehmuth seines „Bekenntnisses“, das wohl in einer Stunde halber Verzagtheit entstand: die Welt würde nichts verlieren, wenn sein Mund jetzt auf ewig verstummte; weiter und tiefer, als er gekommen, käme er doch nicht mehr, vielleicht wärs besser, nun auszuruhen. Aber wenn man sein Tagewerk auch hinter sich hätte, noch wäre dann in der Feierstunde nicht alle Kraft verloren, man kritzle bei der Lampe so Phantasien hin, worunter doch noch manches Hübsche sei. Und mit dem letzten Satz hat er Recht. Die Mutter des Siegers beweist es ja, der „Wiesengang“ bezeugts in seiner Art, manches Andere auch. Und wie zum Vergleich hat Heyse dann Jugendlieder aus den Jahren 1847 bis 1850 abgedruckt, Lieder voll Klingklang, aber auch voll Frische, hübsch und harmlos, wie nur ein freundliches Talent dichten kann. Volksthümliche Wendungen, manchmal gar zu billig, berühren uns da jeden Augenblick. Jede Tiefe der Form fehlt durchaus, aber Komponisten könnten eben deshalb hier reiche Lesen halten. Heyse dichtet gerade hier genau so, wie in den damaligen Jahren jeder Mensch dichtete. Einmal gelang es ihm, einen Treffer ersten Ranges zu machen: wer kennt es nicht, das schöne „Dulde, gedulde Dich fein“? Der Dichter mags schmerzhaft empfinden, daß dieses Paradepferd aller Anthologien immer wieder neben dem wundervoll melodischen Lied von Sorrent vorgeritten wird, — aber die Anthologien haben diesmal nicht Unrecht.

Als Spruchdichter ist Heyse mir fast am Liebsten. Er macht da oft Kernschüsse mitten ins Schwarze. Ein vornehmer, feiner, lebenskluger Geist, der viel beobachtet hat, redet seine knappe Weisheit, und da hier der Gedanke und seine klare, gewandte Fassung die Hauptsache sind, scheitert Heyse nicht an der gefährlichen Klippe, die ihn ewig bedroht: eine Vollempfindung in der Formgebung abzuschwächen und zu verflachen. Von diesen Sprüchen aber wird man sich manchen ins Gedächtniß schreiben; und auch die sich anschließenden Gedichte „An Personen“, die eine Alterseigenthümlichkeit der meisten Dichter sind und an die ich stets mit einem gewissen Grauen herantrete, können durch ihren Inhalt interessiren. Unvergessen soll Heyse der Gedichtcyklus an unsern Bismarck sein; und über das „Den Antisemiten“ gewidmete Poem wird Niemand mit ihm rechten, obwohl es im Grunde nur die heute etwas anrüchig gewordene „Humanität“ in guter Einkleidung predigt, — also eine gar zu billige Weisheit ist.

Paul Heyse hat sein Buch selbst am Besten charakterisirt. Der Feierabend ist schon geläutet, aber träumend kritzelt der Stift noch Phantasien, worunter manches Hübsche ist. Niemand erwartet heute mehr von einem heysischen Buch neue Offenbarungen; andere, jüngere Kräfte, darunter Leute, die Heyse ja selbst anerkennt, haben das Interesse des literarischen Publikums etwas von ihm abgelenkt. Das mag schwer empfinden, wer sich daran gewöhnt hatte, als halber Olympier in Sachen deutscher Poesie zu regiren. Aber er hat doch einen guten Spruch geschrieben, der da heißt:

Das alte Lied vom Welt- und Menschenwesen
Will jede Zeit in ihrer Sprache lesen.

Soll Das nur theoretische Weisheit sein? Ich möchte wünschen, daß Paul Heyse die praktischen Konsequenzen daraus zieht. Die Jungen aber mögen beherzigen, daß man Den immer Majestät nennt, der einmal auf einem Throne saß.

Karl Busse.

China und die Börse.

Zwei Sorgen quälten in den ersten Tagen des neuen Jahres unser Börsenpublikum: wie man die einlaufenden Coupongelder zu mindestens vier Prozent anlegen könne und ob die ostasiatische Politik einem stürmischen Meer oder einem bergenden Hafen zutreibe. Ueber die in Peking gewünschte Anleihe brachten die Blätter noch unverständlichere Meldungen als über die wiener Gasanleihe und über Lokomotivenlieferungen. Man muß deshalb versuchen, über das finanzpolitische Verhältniß zu China, so weit es möglich ist, Klarheit zu schaffen.

Manche klugen Leute behaupten, einzelne aus London und Paris datirte Depeschen der letzten Wochen stammten aus unserem Auswärtigen Amt. Herr von Bülow, so wird erzählt, liebt es, die öffentliche Meinung des In- und Auslandes durch schlau berechnete Nachrichten auszuprobiren und von seiner Aktion durch allerlei verschiedenartige Nachrichten die Aufmerksamkeit abzulenken. Buchstäblich mag es ja richtig sein, daß die viel erörterte Meldung der Kölnischen Zeitung über das Ausbieten der chinesischen Anleihe von dem pariser Berichterstatter des offiziösen Blattes mitgetheilt worden war; vielleicht aber kam der Korrespondent gerade von der Deutschen Botschaft. Heute kann es den vaterländischen Interessen nicht mehr schaden, wenn man die unrichtigen Angaben dieses Telegrammes beleuchtet. Es hieß, Graf Murawjew habe die 400 Millionen-Francs-Anleihe nur deshalb nicht den Franzosen zukommen lassen, weil Herr Hanotaux durchaus eine französische Bank als Emittentin wünschte. Das französische Kapital sehnt sich aber wohl kaum nach einer Vergrößerung seines Besitzes an russischen oder von Rußland garantirten chinesischen Papieren und Herr Hanotaux muß sicher einen anderen Vorwand ersonnen haben, wenn er nicht darauf gefaßt sein wollte, von Petersburg eine Zustimmung zu erhalten. Bei 400 Millionen hört gewöhnlich der Eigensinn auf. Wie mir gesagt wird, sei das französische Ministerium durch die russischen Anleihewünsche in Verlegenheit gekommen und habe erst den Muth gefunden, die ihr fast immer willfährige Hochfinanz zu einer Absage zu bewegen, als gemeldet wurde, Deutschlands Vorgehen in China sei im Einverständniß mit dem Zarenreich erfolgt. Danach würde also bei der Anleihe, über die noch verhandelt zu werden scheint, eine unschätzbare Kapitalkraft ausfallen. Wenn wirklich ein deutsch-englisch französisches Uebernahmekonsortium zu Stande käme, so hätte Das natürlich weniger eine friedliche Auftheilung des ungeheuren Reiches zu bedeuten als eine vorläufige Beschränkung auf eine relativ bescheidene Interessensphäre. So scheint auch die europäische Hochfinanz den Abschluß des Pachtvertrages zwischen Deutschland und China anzusehen und ihrer ruhigen Auffassung haben sich Börse und Handel angeschlossen.

Die Meinung der Bankwelt ist wichtig, denn die Stimmung in Peking hängt davon ab, daß eine große Anleihe zu Stande kommt, die man vor Allem für die Kriegsentschädigung an Japan braucht. Etwas geht wohl hinter den Coulissen vor; und es muß auffallen, daß offiziös von der Eisenbahnkonzession, die früher als die Hauptsache bezeichnet wurde, gar nicht mehr die Rede ist. Auch von der Kontrole der Zoll- und Steuereingänge scheint nicht mehr viel gesprochen zu werden. China gilt plötzlich als ein jedes Vertrauens würdiges Land, wo für den Zinsendienst eine gewisse Oberaufsicht genügen würde. Ob diese Ansicht bis zur Emission herrschen und noch fortdauern wird, wenn einige Sicherheiten in die Prospekte aufzunehmen

sind, — Das wird man früh genug erfahren. Die Uebernehmer hoffen wohl kaum, die Anleihe rasch unterzubringen; man muß sich doch fragen, woher bei den Ansprüchen unserer Industrie und den unübersehbaren Kassakäufen von Industriepapieren so viel Geld kommen soll. Allein können wir die 320 Millionen jedenfalls nicht aufbringen; der Erfolg hängt also von der Theilnahme des englischen Marktes ab, auf den Lord Salisbury immerhin einigen Einfluß hat. In Deutschland würde sich keine Bankengruppe ausschließen; schwer wird es nur sein, die Bedingung durchzudrücken, die, wie ich höre, von unseren Großindustriellen gewünscht wird: die chinesische Regirung zu verpflichten, keinem Anderen als diesem Anleihe-Konsortium eine Eisenbahnkonzession zu bewilligen; diese Bedingung würde sich besonders gegen die Belgier und ihre französischen Bankiers richten. Der Bochumer Gußstahlverein wird wissen, ob die Börse mit Recht annimmt, er werde zuerst große Schienenlieferungen abschließen. Uebrigens fassen unsere Kaufleute die veränderte Lage in Ostasien ziemlich nüchtern auf. Der Bericht der hamburger Handelskammer, in dem lebhaft für die Vermehrung der Flotte plaidirt wird, sagt über die Expedition nach China: „Von dem kräftigen Einschreiten der deutschen Kriegsflotte anläßlich der Ermordung deutscher Missionare in der Provinz Schantung und von der Besetzung des für maritime Zwecke vorzüglich gelegenen (?) Hafens von Kiaotschau befürchten wir auf Grund der Erfahrungen keine dauernde Störung unserer Handelsbeziehungen zu den Chinesen, erhoffen davon vielmehr eine Kräftigung des deutschen Ansehens und Einflusses und eine erwünschte Sicherung deutscher Interessen in jenen Gewässern."

Die zweite Sorge des Publikums betraf die höhere Verzinsung der durch den Couponstermin frei werdenden Summen. Der Vorsatz, mit neuen Anlagen mindestens vier Prozent zu machen, trat diesmal so bestimmt hervor, daß hauptsächlich Industriepapiere gekauft wurden und für Konsols und Reichsanleihe die Nachfrage nur einige Tage dauerte; wenn die Börsenberichte auch noch später von dem knappen Material an deutschen Staatspapieren berichteten, so ist dabei zu bedenken, daß z. B. $3^1/_2$prozentige Bayern $102^1/_2$ stehen, — ein unerhört niedriger Kurs, der die Folgen der angeblich so glücklich durchgeführten Konversion seltsam beleuchtet. Auch amerikanische Eisenbahnbonds und viele russische Prioritäten wurden gekauft, während Mexikaner das Anlagekapital erst anzogen, als wieder von der Konversion geflüstert wurde. Oesterreichische Fonds werden immer weniger gekauft; nur das Heimathland nimmt sie noch auf. Mit den Verhandlungen zwischen Lueger und Siemens scheint es jetzt, trotz dem berliner Mißerfolg des Herrn Strobach, günstiger zu stehen. Kommt die Anleihe zu Stande, so muß Lueger unbedingt nachgegeben haben, wenn es auch verborgen wird. Das Loblied über die Geldfülle ist mit Vorsicht anzuhören; Geld ist zwar billiger geworden, aber nicht eigentlich leicht, weil unsere Spekulation zu oft auf den Umwegen der Kassakäufe zu finden ist.

Durch das Börsengesetz werden die früheren Kommissionfirmen und ihre Makler immer mehr zu Spekulanten gemacht. Die Kommissionäre, weil sie bei ihren Kunden den Einwand des Differenzgeschäftes fürchten und sich als vermögende Leute Aerger ersparen wollen; die Makler, weil sie überhaupt nur noch wenig zu vermitteln haben. Denn ihre Privatbankfirmen entschwinden ihnen und die großen Banken, in denen Alles sich centralisirt, errichten immer neue Wechselstuben, wo sie die von ihnen selbst übernommenen Papiere verkaufen. In Berlin und Frankfurt

dürften jetzt auch viele vereidete Makler schon froh sein, wenn sie jährlich drei- bis viertausend Mark an Cortage verdienen, und damit glauben sie natürlich nicht aus-kommen zu können. Eine Gefahr liegt darin, daß die Menge der Börsenbesucher mit ihrem geringen Vermögen täglich Industriepapiere kauft, — nur, um sie mit wenigen Prozent Nutzen wieder zu verkaufen. Es kann ja auch wieder einmal abwärts gehen.

Wäre die Börse noch die alte, so hätte sie der ganzen Aufwärtsbewegung schon Halt geboten; heute fehlt dazu die spekulative Kraft. Für die deutsche Fabrikation wäre eine Ruhepause besser gewesen; denn schließlich können Kapitalisten, die eine Industrieaktie ihrem Kurs nach dreimal zu bezahlen haben, die Aktien zweier anderen Etablissements nicht mehr aufnehmen. Jeder gesteigerte Preis absorbirt das Geld, das sonst anderen Zwecken dienen könnte. Selbst die riesigen Kapitalerhöhungen unserer Banken stehen in diesem bedenklichen Zeichen. Deutlich spürt der Kundige, daß z. B. die Akten der Deutschen Bank nicht weiter in die Höhe zu bringen sind, trotz den besonderen Chancen dieses Institutes. Der Kapitalist will sich eben nicht nur das eine Papier hinlegen; er nimmt auch die Aktien des Schlesischen Bankvereins oder der Bergisch-Märkischen Bank. Ganz ähnlich geht es mit Diskontokommandit. Seit der Fusion mit der Norddeutschen Bank, einem Agiogeschäft, das wohl nie übertroffen werden dürfte, sind zu viele Aktien schwimmend geworden. Jede Kurssteigerung wird da sofort durch Angebot von Material aufgehoben. Im vorigen Jahr haben Diskontokommandit mit 210,60 in Berlin eingesetzt, um nach zwölf Monaten mit 201,20 zu schließen. Man spricht übrigens von gewissen Wünschen, die Diskontogesellschaft auch in Süddeutschland vertreten zu sehen. Bisher hatte Herr von Hansemann an seiner einstigen Provinzialdiskontogesellschaft in Hannover genug und hielt streng auf Centralisirung. Auch wäre Süddeutschland ohne die bereitwillige Zustimmung Rothschilds schwer zu erobern, der in solchen Dingen recht schwer zu behandeln sein soll. Für spätere Zeiten ist freilich nur eine rothschildsche Vermögensverwaltung zu erwarten; vielleicht will deshalb die Diskontogesellschaft in diesem Gebiet früh die Flagge hissen.

Das Kursniveau hängt von der weiteren Aufnahmefähigkeit unseres Kapitals ab. Es wird zu wenig beachtet, daß wir schon jetzt dem Auslande stark verschuldet sind. Als neulich der Wechselkurs auf London bei uns sehr flau war, brachte man diese Thatsache mit englischen Kündigungen deutscher Guthaben in Zusammenhang. Man kann aber auch annehmen, daß wir uns drüben viel geborgt haben und nun mehr London trassiren. Es giebt Rechner, die unsere neueren Bankschulden im Auslande auf mehr als 800 Millionen Mark schätzen. Das ist freilich nicht schlimm; so lange kein Zwischenfall eintritt, der unseren Aufschwung lähmt.

Lebhaftes Interesse finden jetzt auch wieder schweizer Bahnen. Gegen den Antrag des Bundes auf Verstaatlichung der Bahnen waren vor Wochen 30 000 Stimmen sicher, heute sollen es 60 000 sein. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, das Volk für die Verstaatlichung entscheidet, so ist noch immer nicht abzusehen, ob und wie der Bund den Prozeßweg riskiren kann. Die Bahnen, denen nach strenger Schätzung Schädigungen im Betrage von ungefähr 300 Millionen Francs zugemuthet werden, müssen nach Lausanne rekurirren. Inzwischen muß sich aber doch der Bund das Kaufgeld für die Bahnen sichern. Das ist nicht ganz leicht, da später unter Umständen ein Mehraufwand von ein paar hundert Millionen nöthig werden kann.

Pluto.

Notizbuch.

Vor ein paar Jahren besuchte mich ein junger Verlagsbuchhändler, Herr Albert Langen aus Paris. Literarische Neigung hatte ihn, der nicht aus einem der alten Buchhändlerhäuser, sondern aus einem bekannten rheinischen Industriellengeschlecht stammt, zur Gründung eines Verlagsgeschäftes bestimmt und er wollte nun meine Ansicht über den von ihm lange schon gehegten Plan hören, in Deutschland ein illustrirtes Blatt nach dem Muster des Gil Blas Illustré zu schaffen. Mir schien der Gedanke gut; unsere illustrirten Blätter, selbst die berühmtesten, sind in ihren Leistungen hinter denen anderer Länder arg zurückgeblieben, die münchener „Jugend" war damals noch nicht geschaffen, und was sonst bei uns an illustrirten satirischen Zeitschriften ausgeboten wird, ist — mit Ausnahme der Fliegenden Blätter und des Kladderadatsch, die keiner Konkurrenz erreichbar sind — kaum der Rede werth. Fraglich war nur, ob es gelingen würde, in Deutschland die schreibenden und zeichnenden Mitarbeiter zu finden, die ein solches Blatt braucht; da Herr Langen, der an Forain, Steinlen, Chéret und Caran d'Ache den Blick geschärft hatte, über diesen Punkt aber sorgenlos war, rieth ich ihm zur Ausführung seines Planes und schlug für das neue Blatt den leicht dem Gedächtniß einzuprägenden Namen Simplicissimus vor, der mir geeignet schien, den deutschen Charakter der Zeitschrift zu zeigen und den Verleger von dem unnützlichen Unternehmen eine Nachahmung fremder Muster abzuschrecken. Der Versuch glückte nicht gleich; der Simplicissimus französelte anfangs allzu sehr und gefiel sich in einer dem deutschen Wesen ungewohnten Pflege des Erotismus. Jetzt aber darf man das neue Blatt mit gutem Gewissen loben. Mit dem Text hapert es noch ein Bischen und es wäre zu wünschen, daß ein Redakteur von der satirischen Keckheit und dem graziösen Plaudertalent des Herrn Eduard Goldbeck der Zeitschrift ein einheitlicheres Gepräge gäbe und den Tagesereignissen mehr Raum schüfe. Die Illustrationen aber müßte man freudig loben, auch wenn der Preis des Blattes nicht so niedrig wäre. Da ist Herr Thomas Theodor Heine, der in seinen Bildern aus dem Familienleben eine neue Seite der nie aussterbenden philistrischen Welt entdeckt und sich mit den Potentatenzeichnungen aus der Biedermaierzeit von einer früher mitunter störenden Monotonie befreit hat, da ist Herr Thöny, dessen preußische Lieutenants sogar die lange beliebten Typen Schlittgens, seines Stammvaters, geschlagen haben, da sind die Herren Engl, Paul, von Reznicek, die in jeder Woche oft erscheinen dürfen, ohne langweilig zu werden. Herr Langen, der vorher nur durch die manchmal allzu grelle, meist aber reizvolle Ausstattung seiner Bücher aufgefallen war, hat sich schnell als ein ungewöhnliches Verlegertalent entpuppt; sein letzter Weihnachtkatalog war eine allerliebste Leistung, die bewies, daß der Schwiegersohn Björnsons sich aus den weichen Schlingen eines falschen Pariserthumes zu lösen und im germanischen Norden auch geistig heimisch zu werden beginnt. Das wird ihm nicht leicht gemacht: der Simplicissimus war kaum ein amusantes, künstlerisch erfreuliches Blatt geworden, da kam auch schon die Kunde, der preußische Eisenbahnminister habe den Vertrieb der Zeitschrift auf den Bahnhöfen verboten. Wie lange wird das Volk der Denker und Dichter noch dulden, daß die Eisenbahnbureaukratie, die auf ihrem eigensten Gebiet zu nützlichen Leistungen nicht mehr fähig scheint, Einbrüche in das ihr völlig fremde Gelände der Literatur wagen darf? Herrn Langen mag einstweilen, wie die mit ihm Verfehmten, das Bewußtsein trösten, daß schlechte Waare noch nie den Zorn des Herrn Thielen und seiner Leute erregt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 22. Januar 1898.

Deutsche und fremde Steuern.

I.

In Gesprächen selbst mit tüchtigen Politikern und Praktikern, auch mit Finanzmännern, ist mir nicht selten bei meinem Hinweis auf unsere mäßige deutsche Staatssteuerlast ein doppelter Einwand begegnet. Ja, hieß es, aber zu den Staatssteuern treten doch nun die hohen Kommunal= und Kreissteuern u. s. w., wobei dann gern auf die „Hunderte von Prozenten" der Zuschläge zu den direkten Steuern, besonders auch zur Einkommensteuer, hingewiesen wurde. Und dann wurde über die „außerordentlich hohe" Belastung mit direkten Steuern in unserer gesammten Steuerverfassung überhaupt geklagt, wodurch die etwa geringere Last der indirekten Steuern, die wir im Vergleich mit dem Auslande trügen, sehr zu unserem Nachtheil doch für die gesammte Besteuerung ins Unerträgliche gesteigert werde. Auch in der Presse und im Publikum, wenn es solche Fragen behandelt, begegnet man ähnlichen Auffassungen. Sie sind jedoch übertrieben, vielfach ganz falsch.

Namentlich in den letzten Jahrzehnten ist aus mancherlei Gründen der Finanzbedarf der Gemeinden und sonstigen Selbstverwaltungskörper bei uns sehr gestiegen. Vollends derjenige der städtischen, zumal der großstädtischen, ganz besonders der in rascher „amerikanischer" Entwickelung begriffenen Gemeinden in den großen Industrie= und Bergbaugegenden, voran in der Rheinprovinz und in Westfalen, ist rasch enorm gewachsen, öfters relativ mehr als der staatliche, obwohl die Gemeinden heutzutage ja nicht mehr militärische Bedürfnisse zu decken haben. Bei unserer kommunalen Steuerverfassung, wo bisher die Benutzung der indirekten Besteuerung fast versagt war, mußten die direkten Steuern, meist in Form von Zuschlägen zu den Staatssteuern, unvermeidlich stark in Anspruch genommen werden. Vor Miquels großer Steuerreform war

in Preußen die Staatseinkommensteuer allgemein so ungenügend veranlagt, daß die Kommunalzuschläge gegenüber den Staatssteuern vollends hohe Sätze erreichen mußten. Und diese Nothwendigkeit wirkte dann wieder wie ein Druck auf niedrige Einschätzung hin. In welchem Maß die Steuerpflichtigen in den westlichen Industriegegenden es damals verstanden, sich der gesetzlichen Steuerpflicht zu entziehen, darüber hat der bekannte Prozeß in Bochum ein Thatsachenmaterial von historischer Bedeutung geliefert, das den Namen „Bochum" in der Steuergeschichte fast so berühmt gemacht hat wie die großen Eisenwerke in der Industriegeschichte. Die reicheren Klassen waren gewöhnlich kaum mit einem Drittel ihres Einkommens eingeschätzt gewesen, um so höher hatten die Zuschläge der Gemeinden zum Staatssteuersatz ausfallen müssen. Diese Dinge waren unerträglich geworden und die Klagen über zu hohe direkte Besteuerung bei den wirklich richtig eingeschätzten Censiten daher auch berechtigt.

Es ist eins der vielen großen Verdienste der miquelschen Reform von 1891 und 1893, hier Wandel geschafft zu haben. Aber auch diese Reform konnte die Gesammtsteuerlast nicht überall vermindern, vornehmlich sie nur richtiger vertheilen und durch Ueberlassung der staatlichen Ertragssteuern (Grund-, Gebäude-, Gewerbesteuer) an die Gemeinden, durch Ausbildung und technische Verbesserung (besonders auch im Einschätzungverfahren) der Einkommensteuer und Einfügung einer neuen staatlichen Vermögenssteuer, der sogenannten Ergänzungsteuer, den Druck der direkten Besteuerung ermäßigen. Wir haben so auf dem Gebiete dieser Besteuerung jetzt in Preußen wohl die beste Steuerverfassung für Staat und Gemeinden erlangt, die gegenwärtig in Deutschland und in anderen Kulturstaaten besteht. Sie paßt sich den modernen wirthschaftlichen, technischen und sozialen Verhältnissen am Meisten an. Bei dem regelmäßig im Staat und vollends in den Gemeinden fortwährend steigenden Bedarf kann aber gewöhnlich eine reelle Verminderung der direkten Besteuerung nicht eintreten. Man muß zufrieden sein mit einer langsameren Entwickelung, besonders der Höhe des Steuerfußes.

Den Gemeinden sind durch die Reform von 1893 in Preußen Gebühren und indirekte Steuern in höherem Maß als bisher als Einnahmequellen eröffnet worden. Aber diese fließen noch schwach. Der ältere kommunale Grundbesitz (Forsten, Kämmereigüter) ist nur ausnahmweise noch erheblich in finanzieller Hinsicht. Neuere privatwirthschaftliche Einnahmequellen fehlen nicht, die städtischen Gasanstalten (in deren hohem Reinertrag dann freilich, wie z. B. in Berlin, die sonst so verpönte „indirekte" Verbrauchssteuer in Form hohen Gaspreises steckt) liefern ein Beispiel, sie geben öfters der Gemeindekasse relativ erhebliche Summen, ohne welche sonst die Besteuerung erhöht werden müßte. Aber ein Finanzobjekt wie die Staatsbahnen fehlt unseren Gemeinden, die ja, wie in Berlin, zwar gegen 12 bis 15 Prozent

Dividenden der Straßenbahngesellschaften nicht viel einzuwenden, selbst aber die Uebernahme dieser Bahnen in Eigenthum und Betrieb der Stadt und die Uebertragung dieser schönen Reinerträgnisse zur Erleichterung der städtischen Steuerzahler an die Stadtkasse — oder zur Verbesserung dieses wichtigsten internen Verkehrsmittels, zur Tarifreduktion oder zu ähnlichen Zwecken — unterlassen haben, — aus doktrinären politischen und auch aus „einigen anderen“ Gründen. Eine Schöppenstädts würdige Finanz- und Verkehrspolitik der Reichshauptstadt. Wie man anderswo selbst bei Ueberlassung der städtischen Verkehrsanstalten an das Aktienwesen die finanziellen Vortheile der Gemeinde ganz anders wahrzunehmen weiß, zeigt Paris in seiner finanziellen Behandlung der großen Omnibusgesellschaft. Unter solchen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, daß die Kommunalsteuern wachsen und, wie die Dinge — auch die Vorurtheile — liegen, vornehmlich die direkten Steuern.

Aber ist Das nun wiederum im Großen und Ganzen im Ausland anders?! Seltsamer Weise scheinen Das manche Leute anzunehmen. Sonst würden sie nicht glauben, Den widerlegen zu können, der auf die mäßige Staatsbesteuerung in Deutschland, verglichen mit dem Ausland, hinweist, indem sie gegen ihn bemerken, zu unseren Staatssteuern kämen eben noch die Kommunalsteuern. Hat denn das Ausland seine Kommunal-, Kreis-, Provinzialverwaltung als Gebiet der lokalen Selbstverwaltung etwa umsonst, ohne Kosten?! Fast sollte man Das nach solchem Einwand meinen. Und doch liegen natürlich hier ganz die selben Entwickelungen der Verwaltung, daher des Finanzbedarfes dafür, daher wieder der Steuern als Deckungmittel vor, so weit andere Deckungen (wie auch hier meist) fehlen oder nicht ausreichen. Die enormen Bedarfssteigerungen der Gemeinden und Verbände, welche verschiedenen Namen diese auch führen und welche verschiedenen Einrichtungen und Funktionen sie auch haben mögen, ließen sich in allen Kulturstaaten leicht statistisch nachweisen. Es kann ja unter den überall im Wesentlichen gleichmäßigen modernen Entwickelungbedingungen des öffentlichen Lebens auch gar nicht anders sein. Nur die Verschiedenheit der allgemeinen und der lokalen Volksvermehrung führt hier zu etwas verschiedenen Verhältnissen, daher findet man z. B. einige Abweichungen vom allgemeinen Gang in Frankreich bei seiner langsameren Volksvermehrung. Aber die wichtigeren größeren Städte wachsen doch auch hier an Volkszahl durch Zuwanderung stark und zeigen deshalb die selben Erscheinungen, so besonders Paris.

Wie die Entwickelungen auf die Besteuerung und den Steuerdruck einwirken, hängt dann natürlich mit von der Steuerverfassung ab. Die direkten Steuern spielen fast überall in den Gemeinden des Auslandes auch eine große Rolle, theils als eigene, wie im britischen Kommunalsteuersystem, theils als Zuschläge zu den Staatssteuern, wie in Frankreich, Oesterreich und

anderen Ländern. Da ist denn auch der Druck der direkten Steuern durch den Hinzutritt der Kommunal- zu den Staatssteuern und die Steigerung dieses Druckes nicht geringer als bei uns, öfters größer, weil die betreffende Staatsbesteuerung selbst höher ist — ich komme darauf zurück — und weil die Kommunalbesteuerung ebenfalls sich noch höher stellt. Mitunter ist aber die indirekte Kommunalbesteuerung im Ausland bedeutend geblieben, wie u. A. in Italien, in Oesterreich-Ungarn und namentlich im städtischen Octroi Frankreichs. Dann kann die direkte Kommunalsteuer zwar regelmäßig auch nicht vermieden, aber eventuell niedriger gehalten werden, wie z. B. Paris uns nachher zeigen wird. Doch um so größer ist wieder die gesammte Kommunalsteuerlast. Von einer prinzipiell anderen und dem Grade nach günstigeren Lage in Bezug auf Steuern kann also im Auslande, verglichen mit Deutschland, wieder nicht die Rede sein. Man darf vielmehr auch hier abermals mit Recht sagen: bei uns liegen die Dinge günstiger, ist die Steuerbelastung im Ganzen niedriger, der Steuerdruck erträglicher, daher aber wiederum die Möglichkeit weiterer Entwickelung der Finanzmittel für Gemeinden, Verbände, Staaten, Reich leichter als meistens im Auslande.

II.

Es ist hier nicht möglich, für das Gesagte nach allen Seiten mit finanzstatistischen Thatsachen den Beweis zu führen, wie es an sich gar nicht schwierig wäre. Es genügt aber auch für unsere Zwecke und an dieser Stelle, einige wenige Thatsachen, nicht zum eigentlichen Beweis, aber als Beispiele zum Beleg und zur Beleuchtung des Dargestellten vorzuführen.

Die berühmte britische „Lokalverwaltung", die ja allerdings noch manche Gebiete und Funktionen umfaßt, die auf dem Kontinent üblicher Weise der Civilverwaltung des Staates selbst angehören, zeigt gerade in den letzten Jahrzehnten eine ungeheure Steigerung ihrer Ausgaben, Einnahmen und Steuern, trotz auch hier erfolgter außerordentlich starker Vermehrung der finanziellen Staatssubventionen. Diese Steuern sind zum überwiegenden Theil direkte, nur in anderer Form als die Staatssteuern veranlagte, nämlich auf die Benutzung des ländlichen und städtischen Grundbesitzes durch den Eigenthümer bezw. Pächter und Miether gelegte. Sie drücken notorisch gerade in dieser Form sehr, aber auch, weil sie eine so bedeutende Höhe erreicht haben. Sie würden noch mehr gewachsen sein, wenn man nicht in England, älteren Traditionen und den Doktrinen der liberalen Nationalökonomie entgegen, eine Menge mit Gebührenerhebung verbundener Einrichtungen beibehalten und ausgebildet, sowie auch rentable wirthschaftliche moderne Unternehmungen, besonders des Gas- und Wasserwesens, und Verkehrsanlagen in Eigenthum und Selbstbetrieb der Lokalverwaltung genommen hätte und davon nun die Reinerträge bezöge. Erst wenn man die hohe direkte Lokalbesteuerung zur Staatsbesteuerung hinzufügt, sieht man, wie schwer auch in Großbritannien die gesammte direkte Besteuerung die Bevölkerung belastet und wie falsch die Behauptung ist, wir in Deutschland seien in dieser Hinsicht in besonders ungünstiger Lage. Das Gegentheil ist ohne Zweifel der Fall.

Einige statistische Daten zum Beleg. In England und Wales allein war in

	Mill. Pfund-Sterling.		
	1867/68	1880/81	1893/94
Ausgaben der Lokalverwaltung	30.45	53.40	73.47
Gedeckt durch direkte Steuern	(ca. 14.0)	22.84	32.23
Gebührenartige Abgaben	4.35	5.02	4.98
Gas- und Wasserwesen	(ca. 2.3)	3.47	7.34
Staatssubventionen u. Dergl.	0.96	2.71	8.90

Aehnliche Entwickelung, selbst in noch stärkerem Maß, in Schottland, auch, doch etwas schwächer, in Irland.

Die direkte Lokalbesteuerung betrug in England und Wales auf den Kopf der Bevölkerung 1894 ca. 22 Mark, im ganzen Vereinigten Königreich schätzungweise (die Statistik trennt hier die Steuern nicht durchweg von gewissen anderen Einnahmen) ca. 20 Mark. In dem selben Jahre kamen an direkten Staatssteuern auf den Kopf nur knapp ca. 10 Mark. Die Lokalsteuern betrugen also 200 Prozent dieser Staatssteuern, die ganze direkte Staats- und Lokalbesteuerung an 30 Mark auf den Kopf.

Bei der völligen Verschiedenheit der Verwaltungorganisation lassen sich diese Daten mit entsprechenden deutschen, auch preußischen, nicht ohne Weiteres vergleichen. Wir haben auch keine ganz vergleichbare Finanzstatistik für das ganze Reichs- oder das preußische Staatsgebiet. Wenn man aber berücksichtigt, daß selbst in den größeren Städten Preußens (über 10000 Einwohner) im Jahre 1895/96 nur etwa 169 Millionen Mark an direkten Kommunalsteuern aufgebracht wurden, d. h. auf den Kopf schätzungweise etwa 18 Mark, weniger als im ganzen britischen Landesdurchschnitt, so ergiebt sich, daß im ganzen preußischen und deutschen Staatsgebiet der Durchschnitt sich weit niedriger stellen muß. In den kleineren Städten und auf dem Lande sind die Steuern doch durchschnittlich geringer. Die Kreis- und Provinzialsteuern in Preußen bleiben im Ganzen hinter den Kommunalsteuern wesentlich zurück.

Auch in Frankreich wird der Steuerbedarf des Departements ganz, derjenige der Gemeinden, wo in zahlreichen größeren der Octroi besteht, doch noch in erheblichem Maß durch direkte Steuern, ausschließlich in Form von Zuschlägen zu den direkten großen Ertragssteuern, bestritten. Die Last der direkten Besteuerung steigt dadurch ebenfalls stark und erreicht Kopfbeträge, die weit über diejenigen in Deutschland hinausgehen.

So wurden in Frankreich 1894 neben 501 Mill. Francs der im französischen Recht sogenannten direkten Steuern (und ihnen assimilirten Spezialtaxen), wovon 466.8 Mill. Francs auf die vier großen alten direkten Hauptsteuern kommen, noch 173 Mill. Francs an Zuschlägen für die Departements erhoben, wodurch die Staatssteuer also um 34 Prozent gesteigert wurde. (Der Begriff „direkte Steuer" ist im französischen Recht ein etwas anderer als bei uns, theils etwas weiter, theils enger. Auch fehlt in der genannten Ziffer die Einnahme aus der Zinssteuer von Werthpapieren mit im Jahre 1894 ca. 69 Mill. Francs Ertrag.)

Im Jahre 1896 wurden für die Kommunen an Zuschlägen zu den direkten Staatssteuern 187 Mill. Francs ausgeschrieben, neben 515 Mill. Francs (wovon 477 von den Hauptsteuern) für den Staat, also etwa 36 Prozent Zuschläge.

Rund gerechnet, kann man im Ganzen etwa annehmen, daß gegenwärtig Frankreich neben etwa 500 Mill. Francs direkter Staatssteuern (worunter etwa 23 Mill. Francs sogenannter direkter Luxussteuern einbegriffen, jene Zinssteuer nicht eingerechnet) etwa 360 Mill. Francs Zuschläge zu diesen Steuern für Gemeinden und Departements erhoben werden, d. h. 72 Prozent Zuschläge und auf den Kopf der Bevölkerung im Ganzen ca. 18 Mark (10.5 für den Staat, 7.5 für Gemeinden und Departements), einschließlich der Zinssteuer von Werthpapieren (ca. 1.4) zusammen sogar 19.4 Mark, jedenfalls viel mehr als in Deutschland.

Zu diesen direkten Steuern kommt aber in den französischen Städten, und zwar in über 1500, allen größeren, der Ertrag des Octroi, im Jahre 1895 mit 324 Millionen Francs roh und 296 Millionen Francs rein; auf den Kopf der Bevölkerung der betreffenden Gemeinden 25.12 Francs, über 20 Mark roh. Getränke und Flüssigkeiten haben davon 142.6 Millionen Francs (44 Prozent des Totalertrages), Eßwaaren 85.6, Brenn- und Beleuchtungstoffe 43.5, Viehfutter 17.2, Baumaterialien 30.3, andere Objekte 4.2 Millionen Francs geliefert. Im Vergleich damit ergaben die indirekten Steuern in Preußen in den Städten mit über 10000 Einwohnern 1894/95, vor der Reform, nur 10.1, 1895/96, nach dieser, 17,3 Millionen Mark, noch nicht 2 Mark auf den Kopf, den zehnten Theil des französischen Kopfbetrages!

Von besonderem Interesse ist der Vergleich zwischen Paris und Berlin. Er fällt in Betreff der Höhe der Steuerbelastung ähnlich zu Gunsten von Berlin wie der Vergleich zwischen Frankreich und Preußen zu Gunsten Preußens aus. Paris hat, wie Frankreich, eine ungeheure Schuld, zum Theil für nicht rentable Anlagen, zu verzinsen, Berlin nicht nur eine viel kleinere, sondern auch eine Schuld, die zum größten Theil für rentable Anlagen, wie die Gasanstalten, oder für solche aufgenommen werden, die doch Einnahmen mit abwerfen. Dieser Umstand und das große sonstige Budget von Paris nöthigte zu einer sehr starken Anspannung der Steuerkraft für Gemeindezwecke, wogegen die Verhältnisse in Berlin weit abstechen. Mit Hilfe des riesigen Ertrages des Octroi deckt Paris den größten Theil seines Steuerbedarfes, aber trotzdem muß auch noch im Wege der direkten Besteuerung (wiederum durch Zuschläge zu den Staatssteuern) ein noch recht erheblicher Restbetrag an Steuern aufgebracht werden. Dieser ist freilich absolut und relativ erheblich kleiner als in Berlin, auf den Kopf nur etwa zwei Fünftel des berliner Betrages an direkten Steuern. Aber dafür ist der Betrag an indirekten Steuern (Octroi) in Paris auf den Kopf einhundertundfünfzigmal höher als in Berlin! Zu Klagen über Steuerdruck hat der Berliner im Vergleich zum Pariser daher wiederum keinen Anlaß, auch wenn man die Wohlstandsverschiedenheit beider Städte berücksichtigt. Wird der Druck bei uns mehr gefühlt, so liegt Das in der fast völligen Ausschließlichkeit der direkten Steuern. Im Ganzen zahlt doch der Berliner für die Gemeinde nur etwa zwei Fünftel der Steuern, die der Pariser aufzubringen hat.

So betrug z. B. die Schuld von Paris 1895 über 2 Milliarden Francs (2046 Millionen, ein Drittel mehr als die aller anderen französischen Gemeinden zusammengenommen) oder ca. 1647 Millionen Mark, die berliner in dem selben Jahr 280 Millionen Mark, wovon drei Viertel in den Gasanstalten, Wasserwerken, Kanalisation, Vieh- und Schlachthöfen, Markthallen angelegt waren. Im

Jahre 1895 (Paris) bezw. 1894/95 (Berlin), hier dem letzten vor der Steuerreform und der Abschaffung der Miethsteuer, waren im Etat veranschlagt:

	Paris Mill. Mark	Berlin Mill. Mark	Paris auf den Kopf	Berlin auf den Kopf
Direkte Steuern . .	27.50	41.53	10.6	24.8
Indirekte „ . .	123.40	0.56	49.4	0.33
zusammen . .	150.90	42.10	60.0	25.13

Eine genauere Vergleichung der Etats der beiden Hauptstädten führt zu recht interessanten Ergebnissen, muß aber hier für jetzt unterbleiben. Man wird immer finden, daß in Deutschland auch in den Gemeinden, natürlich die einigermaßen vergleichbaren mit einander verglichen, der Steuerdruck geringer als im Auslande ist, daß nur eben bei uns mehr lamentirt wird. Auch ein Vergleich zwischen Berlin und Wien ist von Interesse.

III.

Schon im Vorausgehenden ist die absolute und relative Belastung durch direkte Steuern berührt worden. Vergleichen wir sie jetzt noch etwas näher für die Staatssteuern allein, denn gerade in Betreff dieser Steuern wird in Deutschland öfters in der am Anfang dieses Artikels erwähnten Weise über Steuerdruck geklagt. Es ergiebt sich nun wiederum, daß wir in Deutschland auch an direkten Steuern dem Staate weniger zahlen als in den wichtigsten anderen Ländern. Eine wesentliche Verschiedenartigkeit der Verhältnisse liegt immer nur in den Arten und Formen der einzelnen Steuern. Seit der Aufhebung der Ertragssteuern als Staatssteuern in Preußen (Gesetz von 1893) weichen die Dinge in dieser Hinsicht in Preußen stärker vom süddeutschen (bayerischen, württembergischen), französischen, österreichischen Steuersystem in Bezug auf die Art der direkten Besteuerung ab und gleichen mehr den britischen. Aber in der Höhe der Belastung durch direkte Steuern steht Preußen nach wie vor der Reform hinter den wichtigsten Staaten erheblich zurück. Diese Steuern sind bei uns nicht halb so hoch wie die britischen, französischen, italienischen; nicht zwei Drittel so hoch wie die österreichischen.

Hier einige Daten zum Beleg. Preußens direkte Staatsbesteuerung im letzten Jahre vor der Reform, 1894/95, war:

	1000 Mark.
Grundsteuer	39.845
Gebäudesteuer	40.044
Gewerbesteuer	24.991
Bergwerksabgaben	6.428
Eisenbahnabgabe.	224
Einkommensteuer	86.528
Direkte Steuern in Hohenzollern	294
Gebühren in der direkten Steuerverwaltung .	2.250
Verschiedene Einnahmen	246
Summa .	200.850
oder auf den Kopf .	6.4 Mark.

Jetzt, nach der Reform, im Etatjahr 1897/98 stehen die direkten Staatssteuern mit folgenden Summen veranschlagt:

	1000 Mark.
Einkommensteuer	125.000
Vermögens-(Ergänzung-)steuer	31.100
Steuer vom Gewerbebetrieb im Umherziehen .	2.661
Eisenbahnabgabe	325
Direkte Steuern in Hohenzollern	304
Gebühren	1.931
Verschiedene Einnahmen	269
Summa .	161.590
oder auf den Kopf ca. .	5 Mark.

In Bayern sind die direkten Steuern für den Staat im Etat für 1896 mit 31.56 Millionen Mark angesetzt. Das ergiebt auf den Kopf ca. 5.4 Mark.

Wie stellen sich dagegen die direkten Staatssteuern im Ausland? In Großbritannien ergab die Einkommensteuer, die Haussteuer und der Rest der alten Grundsteuer im Jahre 1896/97 19.1 Millionen Pfund Sterling oder auf den Kopf gegen 10 Mark. In Frankreich stehen die direkten Steuern, nach Ausscheidung der im deutschen Recht anders behandelten, aber unter Hinzufügung der Zinssteuer von Werthpapieren, im Etat von 1897 mit 552 Millionen Francs; Das macht auf den Kopf 11.6 Mark. In Oesterreich (Cisleithanien) figuriren die direkten Steuern im Etat für 1897 (noch nach der alten Steuerverfassung, demnächst tritt die Reform von 1896 in Kraft) mit 114.3 Millionen Gulden, auf den Kopf ca. 7.8 Mark. Im armen Italien erheben sich die direkten Staatssteuern auf 403 Millionen Lire (1897/98): ca. 12.2 Mark auf den Kopf!

Im vollen Maß ergiebt sich die geringere Belastung mit direkten Staatssteuern in Deutschland, speziell in Preußen, erst, wenn man die einzelnen gleichen oder analogen Steuern der verschiedenen Staaten vergleicht, die Veranlagungmethoden, die Steuerfüße berücksichtigt. Die Beseitigung der Ertragssteuern in Preußen hindert jetzt, Das für diese Steuern genauer zu verfolgen. Aber man braucht nur einige Daten aus der Zeit vor dieser Maßregel heranzuziehen, um zu dem gleichen Ergebniß zu gelangen.

Trotz allen Klagen über die preußische staatliche Grundsteuer steht es doch völlig fest, daß diese nach dem wirklichen (wie schon nach dem Kataster-) Steuerfuß, nach dem Verhältniß zur Flächengröße wie zur Bevölkerung viel niedriger war als in den großen uns umgebenden Staaten, in Oesterreich, Italien und Frankreich.

Das zeigt sich schon bei dem bloßen Vergleich der Ertragsziffern: rund 40 Millionen Mark in Preußen, 32.8 Millionen Gulden in West-Oesterreich, 118.6 Millionen Francs (aus der Grundsteuer von nicht mit Häusern besetztem, d. h. wesentlich von ländlichem Boden) in Frankreich, 106.6 Millionen Lire in Italien. Auf den Quadratkilometer des ganzen Landes (also auch unkultivirten und selbst unkultivirbaren Boden mitgerechnet, der in Gebirgsländern wie Oesterreich natürlich größer ist) macht Das aus: in Preußen 113, in Oesterreich 179, in Frank-

reich 179, in Italien 296 Mark, auf den Kopf der Bevölkerung in den nämlichen Staaten in der selben Reihenfolge bezw. Mark 1.27 — 2.23 — 2.50 — 2.75.

Die Gebäudesteuer ist mehrfach so verschieden eingerichtet, daß nicht immer eine unmittelbare Vergleichung möglich ist. Aber auch hier ergiebt sich bei genauerer Untersuchung, wie leicht in Preußen die frühere Staats-Gebäudesteuer gerade im Vergleich mit den genannten drei anderen Kontinentalländern war.

Oesterreichs hauptsächlichste Gebäudesteuer, die sogenannte Hauszinssteuer, trifft im Wesentlichen den wirklichen jeweiligen Reinertrag der Häuser (als welcher der Brutto-Miethwerth, abzüglich 15 bis 30 Prozent für Kosten und Spesen, gilt) mit 22²/₃ bezw. 14 Prozent, vom Rohertrag 26²/₃ bezw. 20 Prozent. In Preußen war der Satz, der vom zehnjährigen Durchschnitt des Nutzungwerthes fünfzehn Jahre lang unverändert galt, 4, bei gewerblichen Gebäuden 2 Prozent, daher in Wirklichkeit im Durchschnitt nicht ein Achtel bis ein Sechstel so hoch wie in Oesterreich. Dazu in beiden Ländern Zuschläge für Gemeinden und Provinzen, aber wieder meist viel höhere in Oesterreich.

Auch hier zeigen wieder schon die Ertragsziffern und die Kopfbeträge, wie viel höher im Auslande die Belastung der Gebäude ist. Im preußischen Etat (1894/95) 40 Mill. Mark, im österreichischen (1897) 35.6 Mill. Gulden, im französischen (1897) 139.8 Mill. Francs (neben der Grundsteuer vom sogenannten bebauten, mit Gebäuden besetzten Boden mit 81.0 Mill. Francs Ertrag noch die Thür- und Fenstersteuer mit 58.28 Mill. Francs), in Italien 88,5 Mill. Lire. Das macht auf den Quadratkilometer bezw. 113—202—211—250 Mark, auf den Kopf bezw. 1.27—2.42—2.94—2.32 Mark. Diese Berechnungen, namentlich die Kopfbeträge, gestatten hier freilich weniger eine unmittelbare Vergleichung, weil die Verhältnisse der Städte, die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land zu verschieden sind. Die Gebäudesteuer auch des Staates ruht namentlich auf den Städten, besonders den größeren, auf dem Lande ist sie gewöhnlich auch anders veranlagt und niedriger. Es läßt sich aber bei einem Eingehen auf diese Einzelheiten immer zeigen, daß im Auslande regelmäßig diese Steuer höher ist. In Deutschland bestehen übrigens in Einrichtung und Höhe in den einzelnen Staaten auch manche Verschiedenheiten, auf die hier einzugehen, zu weit führen würde.

Die dritte der großen modernen Ertragssteuern, die Gewerbesteuer, ist nach Umfang und ganzer Einrichtung zu verschieden gestaltet, um eine genauere Vergleichung der Belastung, die sie mit sich bringt, zu erlauben. Auch hier steht aber fest, daß z. B. die preußische Gewerbesteuer vor und nach ihrer Reform (1891) mit ihren Steuersätzen und ihrem Ertrage eine viel geringere Last dargestellt hat als etwa die französische (die sogenannte Patentsteuer). Die süddeutschen Steuern sind anders eingerichtet, ähnlich den französischen. Die österreichische alte sogenannte Erwerbssteuer stellt nur einen Theil der dortigen Gewerbebesteuerung dar, die italienische ist unvergleichbar.

Unmittelbar vor ihrer Aufhebung (für den Staat) ergab die preußische Gewerbesteuer 25 Millionen Mark, auf den Kopf der Bevölkerung nicht ganz

80 Pfennige, die französische (Etat für 1897) 125.6 Mill. Francs, auf den Kopf 2.64 Mark, — mehr als das Dreifache!

Die direkte Besteuerung der eigentlichen Zinsrente erfolgt in einigen Ländern, wie den süddeutschen, durch eine besondere „Kapitalrentensteuer" in mäßigen Sätzen. Als eine wirksame Spezialform dafür dient mehrfach für die Zinsen öffentlicher Werthpapiere die Couponsteuer, der unmittelbare Abzug der Steuer bei der Auszahlung des Zinses. So verfährt England, Italien, Oesterreich, Rußland. In Preußen fehlte im früheren Steuersystem eine spezielle Zinsbesteuerung, Zinserträge fielen unter die allgemeine Klassen- und Einkommensteuer, wurden daher bei der mangelhaften Veranlagung dieser Steuern vor der einundneunziger Reform nicht sicher und kaum genügend getroffen. Jetzt, nach der Reform der Einkommensteuerveranlagung und der Einführung der Vermögenssteuer, wird die Zinsrente wohl besser erfaßt, aber schwerlich immer richtig ermittelt, theils überhaupt nicht, theils nicht nach ihrer wahren Höhe. Von einer besonders hohen Belastung der Zinsrente kann in Preußen deshalb auch gegenwärtig schwerlich die Rede sein. Früher genoß diese Rente thatsächlich fast ein Steuerprivileg. In Frankreich steht es beim Mangel einer allgemeinen Einkommensteuer, und da die Steuer von den „beweglichen Werthen" nur gewisse Werthpapiere, nicht die französische Staatsrente, auch nicht Hypothekenzinsen noch andere Zinsen trifft, zwar ähnlich, aber dafür belasten mancherlei andere Abgaben, besonders Stempel und Enregistrement, auch Erbschaft- und Schenkungsteuer, die Zinsrente mit, wie wir bald sehen werden.

In Preußen stand nun allerdings vor der Reform von 1891/93 neben den staatlichen direkten Ertragssteuern die Klassen- und die klassifizirte Einkommensteuer (diese erst seit 1851). Jene ließ früher auch das kleinste selbständige Einkommen nicht steuerfrei, seit 1873 war das unter 420 Mark, seit 1883 das unter 900 Mark befreit. Nach der Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer war im Jahre 1873 die Klassensteuer, die bis dahin nur außerhalb der Orte mit dieser indirekten Staatssteuer aufgelegt war, auf diese Orte mit ausgedehnt worden. Trotz ihrer sehr mangelhaften Veranlagung, zumal der höheren Einkommen und der Zinsrenten und anderer schwer faßbaren Einkommensarten, und trotz dem im Ganzen mäßigen Steuerertrage vor der Reform von 1891 ward die gesammte Belastung durch direkte Staatssteuern durch diese Personalsteuer natürlich nicht unerheblich gesteigert. Wenn man die vorhin berechneten kleineren Kopfbeträge Preußens bei der Grund-, Gebäude-, Gewerbesteuer mit den Beträgen der anderen Staaten, die keine solche zweite direkte Staatssteuer für das selbe Einkommen haben, vergleicht, muß man Das berücksichtigen. Vor der Reform (z. B. 1891/92) gab die Klassensteuer dem Staate rund 26, die Einkommensteuer rund 47, beide zusammen 73 Mill. Mark, d. h. auf den Kopf 2.42 Mark, aber auch durch den Hinzu-

tritt dieser Ziffer zu den anderen direkten Staatssteuern erhob sich die direkte Gesammtbesteuerung erst auf 5.7 Mark auf den Kopf (ohne Bergwerksteuer), eine seit der Reform noch weiter ermäßigte Quote. Mit solchen Sätzen bleibt, wie ich schon nachweisen konnte, die Belastung mit direkten Staatssteuern immer noch weit hinter den wichtigsten fremden Staaten zurück.

Das Ergebniß ist stets das gleiche. In Deutschland, insbesondere auch in Preußen, ist die direkte Besteuerung viel leichter als im Auslande.

IV.

Wie aber verhält es sich in dieser Hinsicht erst mit den anderen Steuern, den Stempel- und Registerabgaben, der sogenannten Verkehrssteuer der neueren Theorie, mit den Erbschaftsteuern, den inneren indirekten Verbrauchssteuern, den Finanzzöllen? Wie sehr viel schwerer hier fast durchweg die Staatsbesteuerung im Auslande, namentlich in den hier verglichenen Ländern ist, weiß im Allgemeinen Jedermann und wird selbst von der politischen Opposition der verschiedenen Richtungen zugestanden. Daß außerdem in manchen Ländern die bei uns, zumal in Preußen, wenig entwickelte indirekte Kommunalbesteuerung im Auslande mehrfach bedeutend ist, habe ich vorhin schon hervorgehoben. Es sei nur wieder an den französischen Octroi erinnert. Die volle Bedeutung der Verschiedenheit in der Verfassung der Verkehrs-, Erbschaft- und indirekten Steuern, auch nach aller, besonders seit 1879 bei uns eingetretenen Entwickelung der Zölle, der Tabak-, Branntwein-, Zuckersteuer, einerseits in Deutschland, andererseits im Auslande, tritt aber wieder erst bei einem näheren Eingehen auf konkrete Einzelheiten hervor. Es würde hier zu weit führen und die Leser dieser Zeitschrift, deren Aufnahmevermögen und Neigung für statistische Ausführungen ich ohnehin schon über Gebühr in Anspruch genommen habe, wohl ermüden, Das noch genauer nachzuweisen. Nur ein paar Vergleichungen, mit Hilfe von Stichproben als Beispielen, seien zum Schluß noch gestattet, um dadurch wenigstens zu belegen, wenn auch nicht genügend zu beweisen, wie wenig wir Grund haben, über Steuerbelastung zu klagen, wenn wir mit unseren die ausländischen Verhältnisse vergleichen.

Im preußischen Etat für 1897/98 steht die Stempelsteuer mit 26, der Betrag der Gerichtskosten und Geldstrafen mit 57.3, zusammen 83.3 Millionen Mark; Abgaben, die zum Theil nicht eigentliche Steuern, sondern Gebühren darstellen, was aber in anderen Ländern ähnlich ist; es läßt sich nicht genauer scheiden. Dazu die Erbschaftsteuer mit 8.8 Millionen Mark. Das sind im Ganzen von derartigen Abgaben 92.1 Millionen Mark. Hinzuzufügen ist der preußische Antheil an den bezüglichen Reichssteuern aus dem Wechselstempel und den Stempelabgaben für Werthpapiere, Kaufgeschäfte, Lotterieloose, zusammen (rein) mit 59.7 Millionen Mark im Etat für 1897/98, wovon nach der Bevölkerungziffer wieder 60 Prozent, in Wirklichkeit, bei der überwiegenden Bedeutung der Börsen von

Berlin und Frankfurt a. M. und der preußischen Industrie und des Handels, wohl mehr auf den preußischen Antheil zu rechnen sind. Es sei deshalb dieser Antheil auf 70 Prozent des Nettobetrages, rund 42 Millionen Mark, angenommen. Das ergäbe aus diesen Steuern für Preußen im Ganzen rund 134 Millionen Mark, auf den Kopf der Bevölkerung daher rund etwas über 4 Mark (ca. 4.15).

Wie stellen sich diese Steuern in anderen Ländern? In Großbritannien wurden 1896/97 an Stempeln und derartigen Abgaben rund 7 Millionen Pfund Sterling, an Erbschaftsteuern rund 14 Millionen Pfund Sterling vereinnahmt, zusammen 21 Millionen Pfund Sterling. Das ist auf den Kopf ca. 10.8 Mark. In Frankreich ist diese Art der Abgaben in ungeheurem Maß entwickelt, ohne Zweifel viel zu stark; sie bildet unter den großen Steuergruppen die einträglichste. Im Etat für 1897 steht der Stempelertrag mit 176.4, die (erst jetzt in diesem Etat abgesonderte) Börsengeschäftssteuer mit 8.7, das Enregistrement (das die Erbschaft- und Schenkungsteuer mit ca. 210 Millionen Francs in sich enthält) mit 529.2 Millionen Francs, zusammen 714.5 (gegen 476.8 Millionen Francs aus den älteren direkten Steuern). Das ist auf den Kopf ca. 15 Mark! West-Oesterreichs Etat für 1897 hat 22.1 Stempel, 43.1 „Gebühren von Rechtsgeschäften" (worin auch hier die Erbschaftsteuer), zusammen 65.2 Millionen Gulden oder auf den Kopf 4.44 Mark. In Italien ergiebt (1897) die Stempelsteuer 68.5, das Enregistrement 58, verschiedene andere verwandte Einnahmen 18.8, die Erbschaftsteuer 37.5, diese Steuern zusammen rund 183 Millionen Lire, auf den Kopf ca. 4.7 Mark.

Man sieht: selbst in ärmeren, wirthschaftlich viel weniger entwickelten Ländern, wie Oesterreich und Italien, bringen diese Abgaben mehr als in Deutschland (Preußen) und hier bei uns sind sie doch erst neuerdings mehr ausgebildet worden. In Großbritannien tragen sie relativ das Zweieinhalbfache, in Frankreich fast das Vierfache. Das liegt in diesen beiden Ländern nicht nur in größerem Wohlstande, höherer Verkehrs- und wirthschaftlicher Entwickelung, die im Ganzen für Frankreich Deutschland gegenüber durchaus zu bestreiten ist. Es liegt vielmehr wesentlich in der schärferen — in Frankreich beim Stempel und vollends beim Enregistrement sicher viel zu scharfen — fiskalischen Ausbildung dieser Steuerarten. Aber „es geht eben doch" auch so und der Staat hat reiche Einnahmen für seine nothwendigen Aufgaben, während man bei uns immer nur kläglich knausert.

Nur ein Beispiel aus dem Tarif der bezüglichen Abgaben. In Preußen war (und ist auch nach dem neuen Gesetz) der fiskalisch und verkehrspolitisch — selbst sozialpolitisch — besonders wichtige Posten des Tarifs für Grundbesitzwechsel unter Lebenden zu lästigem Titel (also vornehmlich Kauf und Verkauf) 1 Prozent vom Werth, in Frankreich, hier wie bei allen diesen Abgaben mit den verbliebenen Kriegszuschlägen von 25 Prozent des ursprünglichen Satzes, besteht der enorme Tarifsatz jetzt von 6.875 Prozent! Eine zweijährige Rente des Grundbesitzes! Ein einziger Tarifposten, aus dem im Jahre 1896 der Fiskus allein 123 (1895 127) Millionen Francs, Das heißt etwa drei Viertel des Gesammtertrages aller bezüglichen Abgaben (inkl. Erbschaftsteuer) in Preußen bezog! Eine in einer

Hinsicht unerhört hohe Abgabe, die aber doch ihren Vortheil hat, die häßlichste und gemeingefährlichste Spekulation, die in städtischen Grundstücken (Berlin!) theils zu dämpfen, theils wenigstens für den Fiskus, den Staat, Das heißt: für die Gemeinschaft des Volkes, durch die Steuern nutzbar zu machen.

Die Erbschaftsteuer ist im Auslande, besonders in England und Frankreich, nicht nur ebenfalls mehrfach mit höheren Sätzen belegt (z. B. Erbgang zwischen Geschwistern in Frankreich mit $8^1/_8$, bei uns mit 2 Prozent), sondern namentlich auch dadurch ergiebiger, daß man allgemein dort die direkte Linie, selbst die Deszendenten (Kinder), auch die Ehegatten (meist) besteuert, die man bei uns fast überall (außer in Elsaß-Lothringen, wo die französischen Bestimmungen noch gelten) frei läßt. Sogar die Aszendenten (Eltern) werden bei uns in Deutschland nur in ganz wenigen Fällen getroffen. Bei uns stemmen sich auch hier Vorurtheile gegen eine solche Ausdehnung der Erbschaftsteuer, denen z. B. der hierauf bezügliche miquelsche Plan 1891 in Preußen erlag. In der wichtigsten und schwersten Erbschaftsteuer, der britischen, hat man neuerdings auch bereits begonnen, eine Art Progression des Steuerfußes nach Höhe der Erbmassen durchzuführen (Harcourts Reform), und in Frankreich plant man Aehnliches. Wenn bei uns ein Theoretiker, gar ein akademischer Lehrer, solche Pläne befürwortet, so geräth er in Gefahr, auf die Proskriptionlisten gewisser politischer Parteien, ihrer Stimmführer und ihrer ehrenwerthen Presse zu kommen und sich „sozialdemokratischer Tendenzen“ mehr als verdächtig zu machen. Und doch liegt hier nur eine eben so dem berechtigten fiskalischen Interesse wie richtigen sozialpolitischen Steuerprinzipien entsprechende Forderung vor.

In Preußen dürfen wir nach Einführung der Vermögenssteuer aber wenigstens die zurückgebliebene Entwickelung unserer Erbschaftsteuer noch einigermaßen für zulässig erklären. An sich verfolgen diese beiden Steuern ähnliche Zwecke. Den Vorzug vom steuer- und sozialpolitischen Standpunkte aus möchte ich selbst der Vermögenssteuer einräumen, nur müßte die unsere, um ihn ganz zu verdienen, noch weit mehr entwickelt, ausgedehnt und zu höherem Ertrage gebracht werden. Auch unter Hinzurechnung der preußischen Vermögenssteuer zur Erbschaftsteuer (zusammen 40 Millionen Mark) ergiebt sich, daß Frankreich mit seiner Erbschaft- (und Schenkung-)Steuer mehr als das Vierfache (allerdings zum Theil in Folge einer unhaltbaren Behandlung der Steuer als Besitzwechselabgabe, weshalb die Schulden nicht abgezogen, also mit versteuert werden), Großbritannien das Siebenfache bezieht. Will man Das vielleicht in beliebter Weise aus der „geringeren Wohlhabenheit“ bei uns erklären?! Es beweist nur, daß der Staat große Steuerquellen bei uns noch wenig eröffnet hat und die höheren besitzenden Klassen sich immer noch einer viel zu großen Begünstigung in der Steuerverfassung erfreuen.

V.

Wie verhält es sich nun gar erst, trotz den seit 1879 erfolgten Maßregeln, mit den eigentlichen indirekten Steuern, den inneren und den Zöllen?! Auch hier stehen wir in der Höhe der Steuer- und Zollsätze, der fiskalischen Einrichtung der Steuern, selbst in der Höhe der industriellen und der viel bekrittelten — leider jedoch unter unseren heutigen landwirthschaftlichen Verhältnissen durchaus unentbehrlichen — agrarischen Schutzzölle, daher im Ganzen doch auch in den Erträgen, zumal der inneren Verbrauchssteuern fast überall hinter den anderen verglichenen Ländern, namentlich hinter Großbritannien und Frankreich, in der Tabak- und Weinbesteuerung auch hinter Italien und Oesterreich, hinter Oesterreich wenigstens im Haupttheil des Reiches, in Norddeutschland, auch sogar in der Bierbesteuerung zurück, mehrfach (Tabak in allen vier Ländern, Bier in England, Branntwein hier und in Frankreich, Wein, Zucker, Kaffee in Frankreich, Thee in England) weit zurück. Und zwar meistens nicht sowohl wegen geringeren Konsums, der im Gegentheil öfter bei uns größer ist (Tabak, Kaffee, Bier), als wegen der Mäßigkeit der Steuer- und Zollsätze. Nur Süddeutschland, vor Allem Bayern, hat wenigstens die maßlose nationale Trunksucht — man kann es nicht anders nennen — in seiner Bierbesteuerung zugleich wohl mit im sanitären Interesse auch fiskalisch ordentlich auszunutzen verstanden, wie andere Länder den Tabak-, Branntwein-, Bierkonsum (England namentlich), und trotzdem ist das Bier in Bayern das billigste und — das beste, eine eigenthümliche Bestätigung der viel zu allgemein behaupteten preisvertheuernden oder qualitätvermindernden Wirkung der indirekten Steuern. Aber leider hat ja Süddeutschland in seiner aparten Biersteuer gegenüber dem Reich ein werthvolles fiskalisches Privileg, das um so weniger berechtigt erscheint, als der Süden in gleichem Verhältniß an dem Ertrag der Zölle und der Zucker- und Branntweinsteuer Theil nimmt, die nach den thatsächlichen Konsumverhältnissen in absolut stärkerem Maß in Norddeutschland aufgebracht werden dürften.

Unsere norddeutsche Biersteuer mit einem Ertrage von nur etwa eben so viel wie in Bayern (1894—96 dort 33.3, hier 32.9 Mill. Mark) bei einer Bevölkerung von bezw. 40.9 und 5.8 Mill. und einem etwa ein Drittel des bayerischen betragenden Bierkonsum auf den Kopf (88 gegen 271, in Württemberg 178 Liter) ist ein Spott auf eine Getränkesteuer. Sie giebt auf den Kopf — 82 Pfennige gegen 5.7 Mark in Bayern, 4.2 in Württemberg, 3.48 in Baden, 1.81 im Elsaß, trotz niedrigerem Bierkonsum hier. In Großbritannien wirft sie jetzt 11.5 Mill. Pfund Sterling ab, fast 6 Mark auf den Kopf!

Unsere Tabakbesteuerung, durch Zoll und innere Steuer mit ihrem Ertrage von jetzt (1894-96) 58.8 Mill. Mark oder immer noch nur wenig über 1 Mark auf den Kopf (1.13), ist auch nach den Zollerhöhungen von 1879 und der Verwandlung der inneren Flächen- in eine Gewichtsteuer bei einem Volk,

das unter den europäischen großen Nationen weitaus den bedeutendsten Tabakkonsum hat, ebenfalls immer noch kaum etwas Anderes als ein Spott auf eine fiskalisch wie sanitär befriedigende Tabaksteuer. Die britische bei ihren ungeheuren Zollsätzen bringt jetzt 11.2 Mill. Pfund Sterling, wieder, wie beim Bier, nicht viel unter 6 Mark auf den Kopf ein, das Monopol Frankreichs brutto 381, netto ca. 302.4 Mill. Francs oder 7.65 Mark pro Kopf, dasjenige West-Oesterreichs bezw. 93,6, netto 59.9 Mill. Gulden, oder 4.08 Mark pro Kopf, dasjenige Italiens selbst 188 bezw. ca. 150 Mill. Lire oder 3.85 Mark pro Kopf.

Nicht überall stehen wir in diesen indirekten Steuern so zurück wie bei diesen Artikeln. Aber auch unsere reformirte Branntweinsteuer mit ihrem Ertrag von jetzt netto ca. 146 Mill. Mark (2.8 Mark pro Kopf) ist doch immer noch mit der französischen Getränkebesteuerung (von Branntwein allein 262 Mill. Francs, neben 174 Mill. von Wein und Obstwein), mit der britischen (mit innerer Accise und Zöllen fast 22 Mill. Pfund Sterling, über 11 Mark pro Kopf), mit der russischen (inkl. Bier 285 Mill. Rubel) geringfügig.

Von unseren anderen inneren indirekten Steuern ist die Salzsteuer so ziemlich die einzige, die von allen derartigen etwas höher als die französische ist. Diese Steuer ist nicht ohne Bedenken, die bei uns aber durch die Geringfügigkeit der wichtigsten sonstigen indirekten Steuern einigermaßen aufgewogen werden. Im Monopol erheben Oesterreich und Italien ganz andere Sätze. England ist so glücklich, keine Salz- wie auch keine Zuckersteuer noch Zoll mehr zu besitzen. Unsere Zuckersteuer, das Kreuz der Gesetzgebung, ist wieder jedenfalls gegenüber der französischen niedriger und von schwächerem Ertrag (netto Steuer und Zoll 1894—96 93.7, Etat für 1897/98 81.4 Millionen Mark Steuer allein, Frankreich, Etat für 1897/98, Zoll und Steuer 194.3 Millionen Francs).

In den Zöllen haben wir ergiebige, die nicht unbedenklich sind, z. B. den Petroleumzoll (1895/96 57.9 Millionen Mark Ertrag), aber doch bei einem niedrigeren Zollsatz als fast überall. Und unser sonst wichtigster Finanzzoll, der auf Kaffee (1895/96 51 Millionen Mark Ertrag, 97 Pfennige auf den Kopf), beträgt immerhin nur ein Drittel des französischen (40 gegen 121.5 Mark per metr. Centner), der hier 116.6 Millionen Francs im Jahre 1896 abwarf. Und beide Völker sind bekanntlich „kaffeetrinkende" Nationen.

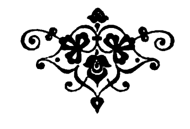
Freilich aber der „ominöse" Getreidezoll, der „Brot vertheuernde", indessen der unter heutigen Verhältnissen einmal, wie schon gesagt, unentbehrliche! Er ist neuerdings auch der weitaus einträglichste (1895—96 127.5 Millionen Mark, 2.42 Mark pro Kopf). Er fällt eben unter andere als rein finanzielle Gesichtspunkte und ist weder eingeführt noch erhöht um der Finanzen willen, wenn er sich jetzt für diese auch sehr werthvoll erwiesen hat. Sein Stehen und Fallen und seine Höhe ist eine agrarpolitische Frage. Finanziell betrachtet, hat er nur ein Wenig die Lücke ausgefüllt, die immer noch im Reichs- und Staatssteuersystem, auch seit der Reform von 1879, besteht und nothwendig erst auf andere Weise ausgefüllt werden müßte, wenn er etwa fallen sollte, — was freilich aus entscheidenden agrar- und damit höchsten volkswirthschaftpolitischen Rücksichten seine guten Wege hat. Wer ihn bekämpft, sollte immerhin bedenken, daß das nicht an ostelbischen Junkerinteressen leidende Frankreich einen Weizenzoll von 7 Francs (5.69 Mark) hat und ihn auf diesen Betrag erhöhte, als wir ihn gerade

auf 3.5 Mark glaubten ermäßigen zu sollen, im selben Moment, wo Italien ebenfalls seinen Zoll erhöhte, sogar auf 8 Lire (6.48 Mark). Nur unser Roggenzoll ist etwas höher als der französische, aber nach unseren landwirthschaftlichen Produktionverhältnissen auch wichtiger als in Frankreich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch ich muß diese ohnehin zu lang gewordenen Ausführungen nothwendig abbrechen, so Vieles im Einzelnen zur Ergänzung noch zu sagen wäre, auch um dieser oder jener nahe liegenden Einwendung gegen meine Auffassung und Beweisführung zu begegnen. Der Gegenstand läßt sich hier nicht erschöpfen. Das, worauf es mir in diesen Aufsätzen ankam, war, den Nachweis zu liefern, daß wir nach unseren Ausgabezweigen und Einnahmenarten eine weit günstigere Finanzlage als unsere politischen und wirthschaftlichen Konkurrenten haben; daß wir mit Steuern fast durchweg weniger, meist viel weniger belastet sind als jene; daß es uns also an Finanzmitteln, an bereits vorhandenen oder leicht zu eröffnenden Quellen, nicht im Mindesten fehlt, um nothwendige allgemeine Reichs- und Staatszwecke, deren Kosten sich außerdem reichlich in gesteigerter wirthschaftlicher Kraft reproduziren, finanziell durchzuführen. Alle gesteigerte Besteuerung heißt, auf solche Zwecke verwendet, nur, einen Theil der nationalen wirthschaftlichen Mittel einer anderen als der bisherigen Verwendung zuführen. Wenn Das z. B. auf Kosten eines maßlosen Getränke- und Tabakkonsums und zu Gunsten einer politisch wie wirthschaftlich gleichmäßig gebotenen Verstärkung unserer Machtstellung zur See geschähe, — ein doppelter Gewinn für die Nation! Um es mit dem trefflichen Worte meines jungen akademischen Kollegen, des Dr. von Wenckstern, zu sagen: es ist für uns eine Lebensfrage, einen größeren Theil „unserer Kraft in Macht zu verwandeln." Unsere finanzielle und wirthschaftliche Kraft ist so groß, daß Das ohne irgend entscheidende Bedenken gethan werden kann.

Adolph Wagner.



Aus der Geschichte der Philosophie.

Zur Geschichte der Philosophie gehörte auch, was bisher kaum beachtet oder nur in schüchternen Formen angedeutet wurde: eine Geschichte der Dummheit. In der Geschichtschreibung des Geistes hat man zu wenig beachtet, daß seine Thätigkeit immerdar mehr oder minder ein Krieg ist, — und wie unvollständig wäre die Geschichte eines Krieges, wenn man immer nur den einen Kriegführenden im Auge hätte und den anderen unberücksichtigt ließe! Die Dummheit ist eine Naturmacht und hat in der inneren Entwickelung der Menschheit die selbe vollwichtige Bedeutung wie die Schwerkraft in der Natur. So lange ein Stein in Folge der Schwerkraft ruhig auf seinem Platze liegt, erkennt man weder sein Gewicht noch seine Fähigkeit, als Kampfmittel zu dienen. So lange der Geist nicht der Dummheit entgegentritt, um sie aus ihrer beständigen Ruheseligkeit zu scheuchen, hat sie, wie Alles, was ruht, wäre es auch nur in der ruhigen Regelmäßigkeit seiner Erscheinung, keine Geschichte. Die Jahreszeiten, nachdem die meteorologische Nothwendigkeit ihres Wechsels erklärt ist, die Bewegungen der Erde um die Sonne, nachdem sie mathematisch für alle Zeiten festgestellt sind, haben keine Geschichte mehr. Die Dummheit wird erst geschichtlich, nachdem der Geist sie aus ihrem stillen Behagen, aus der ewigen Sicherheit ihrer Macht, periodisch aufgestört hat.

Der Geist hingegen ist der beständige Gegensatz zum Verharren, die beständige Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, weil er eigentlich ein Fremdling auf der Erde ist und seine wahre bleibende Wohnstätte, seine allein herrschende Gewalt auf Erden, nicht finden kann und dennoch immer damit beschäftigt ist, die Erde zu seiner Behausung einzurichten und in ihr zu der selben Ruhe, der selben Macht des realen Lebens zu kommen wie sein Antipode, die Dummheit. Da Beides zugleich schon logisch unmöglich ist, da Geist und Dummheit nicht in gleicher Vollkommenheit neben einander bestehen können, so theilt sich das gesammte materielle und intellektuelle All der Menschheit in die verhängnißvollen Gegensätze: die Geistlosigkeit der Macht und die Machtlosigkeit des Geistes.

Könnten beide Gebiete, das der Macht und das des Geistes, für alle Ewigkeit gesondert bleiben, so käme die Dummheit niemals zum Vorschein. Die Geistlosigkeit der Macht ist an und für sich nicht Dummheit. Denn diese Macht des Ruhenden und Bleibenden ist im Gegentheil der Verstand, der wieder ganz und gar nur das Vermögen ist, das gesammte Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung zu errathen, zu erkennen, zu begründen, zu den gegebenen Ursachen neue Wirkungen zu entdecken, Wirkungen auf ihre verborgenen Ursachen zurückzuführen. So beruht auf dem Verstande nicht nur die Klugheit und der Erfolg des individuellen Handelns, sondern

der ganze Bereich der exakten Wissenschaften, Mechanik, Physik, Astronomie, Medizin u. s. w. Ja, mit dem Verstand allein wäre der Welt ein ewiger Friede verliehen, schon weil seine Ergebnisse den Charakter der unbezweifelbaren Gewißheit tragen, gegen die einen Widerspruch, einen Zweifel, einen Streit zu erheben, dem Wahnsinn gleichkäme, wie etwa die Behauptung, daß ein Axiom des Euklid, z. B. daß zwei Größen, die einer dritten gleichen, auch unter einander gleich sein müssen, nicht richtig sei, bezweifelt, bestritten werden könne, direkt in das Irrenhaus führte. Die Ergebnisse des Verstandes sind eben keine Ideen, sondern nothwendige und allgemeine Erkenntnisse und schließen folglich den ewigen Frieden mit ein; und wenn etwa ein Kampf bis zu ihrer völligen Klarlegung zuweilen unvermeidlich ist, so steht zuletzt doch die Aufklärung in bestimmter Aussicht.

So wäre eine nur auf den Verstand gebaute Welt eine Verwirklichung des erträumten ewigen Friedens. Leider ist das Menschenwesen nicht vom Verstande allein, sondern auch von der Vernunft regirt, die im Gegensatz zu jenem nicht nothwendige und allgemeine Einsicht, sondern zufällige und blos individuelle Ideen zu Tage fördert, die als Glaubensbekenntniß oder Metaphysik oder „Weltanschauung" stets nach dem Unmöglichen ringen, nämlich nach der Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Verstandeserkenntnisse. Wer möchte aber den ewigen Unfrieden missen, der sich aus den Bestrebungen der Vernunft ergiebt! Dieser Unfriede ist unnütz, während die Ergebnisse des Verstandes ausschließlich dem Nutzen der Welt dienen. Nun fragt sich aber das Menschenwesen: was nützt der Nutzen? Er bewirkt, daß Hinz und Kunz, daß Millionen Hinze und Kunze ihre Nahrung finden und leben können, — und ist Das ein Nutzen?

Die Sucht, der dem Menschenleben angeborene Drang, für das materielle Bestehen eine ideelle Bedeutung zu finden, durchbricht die Geistlosigkeit der Macht und treibt diese oder den Verstand dazu, dumme Streiche zu machen, d. h. den bloßen Ideen, die ewig bezweifelt und bestritten werden können, eine ewige Weltherrschaft erobern zu wollen. Der Zwiespalt, der hierin liegt, die Unvereinbarkeit des realen Besitzthums im Wirklichen mit dem niemals zu verwirklichenden Idealismus, bildet die eigentliche Begründung des Pessimismus, des Weltelends, und wird bewußt oder unbewußt auch in jedem individuellen Leiden empfunden. Könnten beide Gebiete, das der Macht und das des Geistes, immerdar getrennt bleiben, so käme, wie gesagt, die Dummheit nicht zum Vorschein, die eben in dem Bestreben nach dem unmöglichen Ziele liegt, beide Gebiete zu vereinigen.

Von der Seite der Macht äußert sich dieses Bestreben zunächst in der Unzufriedenheit mit den realen Zuständen und dann in dem Bemühen, ihnen eine ideale Grundlage unterzuschieben, was doch bei dem Charakter der Ideen,

von jedem Einzelnen wieder bestritten werden zu können, niemals gelingen kann. Eine schon von Anfang an in der Natur der Dinge liegende Erfolglosigkeit des Strebens ist aber als Dummheit zu bezeichnen. Wie oft es aber trotzdem versucht wurde, geschichtlich zu beschreiben, wäre eben die Parallele zur Geschichte der Philosophie, wie ich zu Anfang dieser Zeilen erwähnte. Es wäre die Geschichte des metaphysischen Bedürfnisses ohne Unterlage einer metaphysischen Doktrin. Von der Seite des Geistes äußert sich das Bestreben nach unmöglicher Vereinbarkeit des Realen und Idealen, also die Dummheit, in dem Wahne, die Prinzipien der Vernunft, also die Ideen, zu der selben Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Einsicht zu bringen, wie sie den Ergebnissen des Verstandes und folglich der exakten Wissenschaft innewohnen. Kein Philosoph würde sich der schwierigen Aufgabe unterziehen, sein selbst ausgehecktes System mühsälig auszuarbeiten, wenn er nicht von der Hoffnung geleitet wäre, seine „Idee“ werde zu der allgemeinen und nothwendigen Einsicht gelangen, wie ein gelöstes Problem der Mathematik, wie die Ergebnisse des Verstandes. Es schreckt ihn nicht ab, daß im Reich des Geistes eine unvertilgbare Anarchie herrscht, da sich jeder einzelne Denker aus seiner Individualität heraus die Welt von Neuem erschaffen will, und daß es jedesmal mißlungen ist: er bleibt vom Gelingen seiner eigenen Welterklärung fest überzeugt. Also bleibt auch hier wieder die Macht der Dummheit, die eine ideale zu einer realen Macht zu gestalten gedenkt. Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der menschlichen Bemühungen aller Zeiten, die Ideen der Vernunft in die Sicherheit und Unverletzlichkeit der Grundlagen realer Zustände, also zu der selben nothwendigen und allgemeinen Einsicht zu bringen wie die Ergebnisse des Verstandes, die, wenn sie einmal wissenschaftlich festgestellt sind, unumstößlich und unwandelbar sind wie die durch Mathematik und Naturwissenschaft an das Licht gebrachten Naturgesetze.

Wie unablässig diese vergeblichen Bemühungen immer wieder auftauchen, davon giebt Ueberwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie“*) schon dadurch Zeugniß, daß der dritte Theil, der die Philosophie der Neuzeit behandelt, in der achten Auflage zu zwei Bänden angeschwollen ist. Bringt man nicht selbst eine leidenschaftlich verfolgte philosophische Doktrin mit in die Lecture, sondern nur das rein objektive Interesse an den Bewegungen des menschlichen Geistes, so ist es das interessanteste Schauspiel für denkende Menschen, die Bemühungen um weltbeherrschende Welterklärungen zu verfolgen und verstehen zu lernen. Diese achte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage ist vom Geheimrath Professor Max Heinze in Leipzig bearbeitet und herausgegeben worden. Mögen Fachmänner gegen Eintheilung und Anordnung unbedeu-

*) Mittler & Sohn, Berlin, 1897.

tende Einwendungen erheben können, — diese Einwände fallen gänzlich weg, wenn man das riesige Werk menschlichen Fleißes als ein Handbuch und Nachschlagewerk betrachtet, das über alle Erscheinungen auf philosophischem Gebiete so weit erschöpfenden Aufschluß giebt, wie eine nicht kritische, sondern rein objektive Betrachtung es überhaupt zuläßt. Selbstverständlich ist dem Plan des Ganzen gemäß die Philosophie aller Kulturvölker miteingeschlossen, so daß selbst Länder, die erst nach und nach nun in das europäische Konzert des Geistes eintreten, wie das Königreich Ungarn, vollauf berücksichtigt sind.

Alle diese metaphysischen Vernunftschlösser in ungeheurer Anzahl schweben in den Wolken und haben folglich nicht die geringste Berührung mit der verstandesmäßigen Thätigkeit dieser Erde, mit den politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen nach Umgestaltung der irdischen Lose. Nur zwei philosophische Richtungen machen davon eine Ausnahme, da sie sich unmittelbar mit den Lebensinteressen der Gegenwart berühren. Diese beiden Richtungen werden von der Sozialdemokratie und vom Ultramontanismus verfolgt. Was die erste betrifft, so habe ich hier weder Raum noch Lust, die vorhandenen Systeme der allgemeinen Weltbeglückung kritisch zu beleuchten. Hingegen braucht die ultramontane Richtung, die sich als Thomismus direkt in die geistige Anschauungweise der Zeit einzudrängen versucht, nur eine Erwähnung ihrer bisheriger Thaten, um ihre politische Bedeutung erkennen zu lassen. Vom Thomismus heißt es zunächst — ich übersetze die Worte des Papstes hier aus dem Lateinischen —: „In der Encyclica Aeterni Patris vom vierten August 1879 hat Leo XIII. einen sehr bedeutsamen Schritt gethan, indem er als das vorzüglichste unter den natürlichen Hilfsmitteln, die von der göttlichen Weisheit den Menschen zur Besiegung der Irrthümer verliehen worden seien, die Philosophie bezeichnete, als die rechte Philosophie aber die des Heiligen Thomas anerkannte." Da nun der Papst diese Philosophie zum Studium, zur Wiederbelebung und Vertretung besonders empfahl, schloß er seinen lateinischen Vortrag mit den Worten: „Daß nichts für uns altehrwürdiger und wünschenswerther ist, als daß Ihr die reinsten Weisheitströme, die dem engelhaften Lehrer in überreichem Strahl entquellen, der lernbegierigen Jugend ausführlich und reichlich darbietet. Setzt die Weisheit des Heiligen Thomas wieder ein und verbreitet sie so weit wie möglich."

Wie Minerva aus dem Haupte des Zeus ist, seit dem Augenblick jener Encyklika aus dem Haupte des Papstes zwar nicht die Göttin der Klugheit und der Weisheit, aber doch immerhin eine philosophische Weltmacht entsprungen: der Neu-Thomismus.

Ueberwegs „Grundriß" gehört zu den fruchtbarsten Anregungen und ist eine unerläßliche Hilfe zu eigenem Denken, das die philosophische Richtung einschlägt. Die nur allmählich erkennbare und deshalb als Werden sich dar-

stellende Auseinanderfaltung der Nothwendigkeit ist die Weltgeschichte und diese daher gleich dem Sternenlauf und den meteorologischen Wandlungen das Produkt eines in seinem Ursprung unerforschlichen Naturgesetzes. Die von diesem Gesetz gelieferten Produkte kann der Verstand aneinanderreihen, erfindungsreich ausbeuten und zur Bereicherung seiner Kenntnisse verwenden; allein die Vernunft fragt vergebens, wodurch und warum das Nothwendige nothwendig geworden sei. Das überall von Grenzen umgebene subjektive Erkenntnißvermögen gehört ja selbst zur Natur; und über sie hinauszugehen, nach den Motiven und dem Zweck ihres Entstehens und Bestehens zu forschen, hieße, sich an den eigenen Haaren in die Höhe ziehen wollen. In der Vernunft ist die Natur mit sich selbst zerfallen, da sie, mit sich selbst unzufrieden, nach der Erkenntniß des Uebernatürlichen oder Unendlichen inbrünstig verlangt. Die unauslöschliche Inbrunst dieses Verlangens spiegelt sich in dem vergeblichen Flug nach den Sternen oder in den philosophischen Systemen. Man mag immerhin von der Vergeblichkeit des Fluges überzeugt sein: die Versuche zu prüfen, ihre Mittel zu durchschauen, gewährt ein göttliches Schauspiel. Ueberwegs „Grundriß" läßt uns zugleich das stolze Bewußtsein zurück, daß seit zweihundert Jahren ausschließlich Deutschland die grandiosesten philosophischen Flugversuche unternommen hat.

Brünn. Hieronymus Lorm.



Im Garten der Hesperiden.

Die Douane bei Irun im Baskenland ist passirt. Man steigt um. Weshalb? Weil in Spanien auch die Schienen breitspuriger liegen als anderswo, womit bezweckt werden soll, daß bei einer künftigen französischen Invasion gleich an der Grenze die Truppen die Unbequemlichkeit des Wagenwechsels vorfinden. Der spanische train de luxe steht seinem Vorgänger an Ausstattung nicht nach; die Bequemlichkeit der Beförderung, die laut Zuschlagkarte mit 75 Francs bewerthet wird, ist die letzte Erinnerung an mitteleuropäische Eisenbahnkultur.

Durch die breiten Fenster des Rauchzimmers strömt Pyrenäenluft, die Sonne scheint auf blühende Kirschbäume; noch einmal schneidet in langgestreckter Bucht das Atlantische Meer ins Land — der Hafen San Sebastian, wo des Columbus bauchige Fahrzeuge schaukelten —, dann ächzt der Zug bergaufwärts. Unsichtbar sind die Gipfel, denn der Weg geht durch Schluchten, nur hier und da, bei einer Wendung, leuchten zwischen grünen Kuppen ferne Schneeberge. Die Paßhöhe wird erreicht, die Straße windet sich aus dem Alpenlabyrinth, der Horizont wird hell und eine fremde Welt thut sich auf. Zuerst eine maßlose gelbe Ebene mit spärlichen rauhen Hügeln, auf denen zerfallenes Gemäuer, verlassene Häuser aus

braunen, ungebrannten Ziegeln sichtbar werden. Erdfarbige Dörfer kleben wie Raubthiernester an den Abhängen. Dann und wann erscheint, viereckig, hochummauert, ein fensterloses Gebäude; ein Thürmchen und ein Kreuz auf dem flachen Dach zeigt an, daß solches Gefängniß im Innern eine Kirche vorstellt.

Es wird Mittag. Aus der Hochebene wachsen zackige Kreidefelsen, ein kahl verbranntes Gebirge drängt von beiden Seiten heran. Plötzlich öffnet sichs zu tiefer Schlucht. Himmelweit unter uns in spitzem Höllentrichter liegt eine Stadt. Ein alter See hat diese Arena gegraben, seinen Durchbruch bezeugt das aufgerissene Felsenthor.

Abermals dehnt sich die Ebene im Sonnenbrand. In weiter Ferne steigt aus einem lehmfarbigen Häuserhaufen das reiche Profil einer Kathedrale empor, ein Tuff grauer Spitzen auf gelbem Sammet. Es ist Burgos, wo der Cid Campeador in einer steinernen unterirdischen Halle beim Scheine Ewiger Lampen sitzt und schläft... Mittag ist längst vorüber, die Fläche will nicht enden. Die Bahn verschlingt unendliche Strecken, bald grüne Niederungen, bald steiniges Wüstenland, während langsam die Sonne sich neigt. Selten erscheint ein Baum, nur einmal sieht man einen schwarzen Haufen kleiner, häßlicher Pinien in den farbigen Abendhimmel phantastische Silhouetten schneiden. Auf den Stationen sammeln sich Frauen und Kinder, die unverwandt auf die hellerleuchteten, weißgedeckten Tische des Speisewagens blicken, an denen die Passagiere tafeln.

Schnell kommt die Nacht. Eine dumpfe Mattigkeit breitet sich aus und der Zug schleppt träg seine dicke Atmosphäre von Rauch, Staub und Müdigkeit dahin. Noch immer sinds vier Stunden bis Madrid.

Bahnhofslichter und Lärm verscheuchen den ersten Mitternachtschlaf. Ein mürrischer Träger schlürft zum Gepäck, ein dunkler Gang wird durchschritten und der öde Bahnhofsplatz gähnt uns an. Zwei Minuten später klappert man in einer stickigen Droschke den holperigen Hügel hinauf.

Im Hausflur des Hotel de Roma empfingen mich drei zweifelhafte Caballeros, die Hände in den Hosentaschen und Cigarren zwischen den Zähnen, und ließen sich erklären, was ich dort wolle. Dann hakte der Erste einen Schlüssel vom Brett, der Zweite schob mich in einen Aufzug und der Dritte fuhr mit mir hinauf bis fast unter den Dachstuhl. Dann gingen wir durch zwei Korridore über eine größere und eine kleinere Treppe nach einem Vorplatz, von dem ein Gang abzweigte: da lag mein Zimmer. Ein großer, etwas niedriger Raum mit wenigen, aber unförmig großen Möbeln und Wänden aus polirtem Marmorstuck.

Alsbald bereitete ich mich mit einer Schachtel Insektenpulver zum Schlafengehen vor. Das Insektenpulver war sehr nöthig.

* * *

Die Stadt Madrid macht den Eindruck, als wäre ein mittelmäßiger Unternehmer an der Aufgabe gescheitert, ein reduzirtes Abbild von Rom herzustellen. Den hügeligen Boden, den breit angelegten Baustil findet man wieder, selbst die eigenthümliche Gesammtfarbe der Stadt ist unverkennbar: das antik gelbliche Rosa, das an trüben Tagen an verschossene Möbel erinnert, die über die Straße getragen werden, in der Sonne dagegen leuchtet wie gelber Marmor und röthlicher Onyx. Aber von der architektonischen Szenerie, von der landschaftlichen

Schönheit Roms kein Schimmer. Die Puerta del Sol ist nichts weiter als ein südlicher Spittelmarkt mit allen Banalitäten des Großverkehrs und der Prado eine Gartenanlage, die man aus häßlichen Träumen zu kennen glaubt: breit und schattenlos, halb Platz, halb Straße, von Gebäuden umgeben, die vor dem Blick ins Endlose zurückweichen, so daß ein sonderbares Gefühl von Oede und Verlassenheit den Spazirgänger nicht losläßt.

Wie in den Spalten der Tageszeitungen, so ist in den Straßen fremder Städte der offizielle und politische Theil weniger anziehend als der lokale: die Denkmäler und Staatsbauten öffnen ihren pathetischen Mund nur zu Deklamationen, während die Nebendinge, das Gleichgiltige und Alltägliche, eine leisere und diskretere Sprache reden, die man, ohne aufzumerken, vernimmt und deren man sich erinnert, ohne Dessen bewußt zu sein. Für Berlin sind die Litfaßsäulen, Stadtbahnbögen, Bierpaläste und Normaluhren bezeichnender als der Wrangelbrunnen oder das Kreuzbergdenkmal; und ein Stück weißgrauen Macadams, ein paar hellgrüne Platanenbäumchen, ein bunter Kiosk und eine Omnibusreihe geben ein deutlicheres Bild der Boulevards als ein Panorama aller Fassaden von der Oper bis zur Madeleine. Der suggestiven Wirkung solcher Nebensächlichkeiten verdankt Madrid einen großen Theil seiner tristen Physiognomie. Nirgends sieht man so trübsälige Mauern, ungeschlachte Gitter und unheimliche Thorwege. Zwei Schritt vom Prado, nahe der Calle Jeronimo, ist ein wüster Bauplatz mit verwahrlosten Mauerresten: kaum war ich erstaunt, zu vernehmen, daß morgens um neun Uhr, eine Stunde bevor ich vorbeiging, ein harmloser Gelehrter auf offener Straße dort überfallen und erstochen worden war.

Doch jenseits des Prado liegt die Galerie von Madrid. Und wenn man von der Freitreppe die schlichte Empire-Rotunde dieses unscheinbaren Baues betritt, fühlt man sich der kläglichen Umgebung entrückt und befreit.

Unbesorgt! Es kommen keine historisch-kritischen Bemerkungen über das Museo del Prado, über Velasquez und Goya; durch die Sternhaufen in Baedekers Reisebuch ist dieser Kunsthimmel zur Genüge erleuchtet. Nur über die äußere Verfassung der Galerie zwei Worte. Die Museumskundigen von heute träumen von einem neuzeitlichen Kunstgenuß einen schönen und neuartigen Traum. „Fort mit den großen Sälen", heißt es, „wo die Wände mit Bildern gepflastert sind, als wären es Briefmarken; fort mit der magazinischen Kunst und dem bräunlichen Galerieton: wir wollen etwas Gefühlteres, Artistischeres." Und sie malen sich „Räume" aus mit grünen und braunrothen Veloursteppichen, die Wände mit ungebleichter Leinwand bespannt von wundervoll grauem Luftton, das Licht an der Decke aufgefangen und sorgsam durch weiße Linnentücher geseiht. Und an jeder Wand nicht mehr als drei Bilder, aber Perlen (nach der belehrenden Auswahl des Vorstandes nach Anhörung maßgebender Autoritäten) und auf sanft geschwungenen Sesseln, Genre Chippendale, lehnt ein selektes Neuzeitpublikum und schwelgt im Verständniß: „Lieben Sie auch so sehr den Uebergang des Meisters von der elften Manier zur zwölften?" „Ich muß gestehen, daß mir seine ganz archaischen Arbeiten vielleicht noch näher liegen, wo das weltverneinende Motiv durch den Daseinsjubel erst in ganz schwachen Accorden durchklingt."

Das Museo del Prado ist leider anders. Eine endlos lange, nicht sehr helle Galerie, hoch gewölbt, aber schmal, und ein paar Seitengemächer, nicht

wissenschaftlich gebaut, sondern etwa so, als hätte ein kunstverständiger Fürst einen Theil seines Schlosses zu eigenem Genuß eingerichtet. Bis oben hinauf sind die Wände von Bildern bedeckt, naiv, wie die Holländer es darstellten, wenn sie Pinakotheken malten, und die Tafeln blicken düster aus den alten, schweren Goldrahmen. Sie sind nicht auf neu restaurirt. Das Blau und das Roth hat noch nicht den impertinenten Glanz erhalten, den die alten Stücke in halbfertigem Zustand sicher einst zeigten und den man heute mit technisch so vervollkommneten Methoden ihnen wiederzugeben versteht. Auch ist es für kurzsichtige Damen nicht leicht, diese mangelhaft gehängten Bilder gebührend zu kopiren; und vergleichende Studien über die Entwickelung der Fingernägel und Ohrmuscheln bei alten Meistern, die so überaus unerwartete Resultate zu geben berufen sind, scheinen im Prado einigermaßen erschwert. Sonderbar ist es trotzdem, welchen unvergeßlichen Zauber gerade als Ganzes diese Sammlung übt, die zu den Zeiten alter spanischer Königsherrlichkeit vielleicht nicht viel anders ausgesehen haben mag als heute und in der noch immer die ersten Werke neuer Kunst ohne Anführungstriche und Ausrufungzeichen kraft eigener Macht aus nicht ganz gleichmäßiger Umgebung sich hervorheben. Diesen Reiz dankt der Prado zum Theil auch einer Eigenart, die keine der übrigen klassischen Galerien in diesem Maße besitzt: seine Auswahl und Einseitigkeit trägt den Stempel eines Geschmackes. Freilich ist es ein selbstbewußter, höfischer Geschmack, der raffinirte Geschmack einer dekadenten Dynastie; aber er war besser als ihre Politik und führte in gerader Linie von Tizian zu Velasquez, von Velasquez zu Goya.

Die berliner Museumsgalerie leidet, Gottlob, an solcher Einseitigkeit nicht. Sie ist lehrsam für junge Kunstbeflissene und enthält von Allem Etwas; und ihre Gesammtwirkung lenkt keinen Menschen vom Studium wichtiger Einzelheiten ab. Dagegen zeigt unsere Nationalgalerie in ganz anderer Weise den großen Zug einer einheitlichen und von den besten Kreisen approbirten Richtung. Noch in später Zeit wird der Besuch dieser Kunstanstalt so unterhaltlich sein wie heute: sie wird immer ein Denkmal der gußeisernen Kunstepoche des neuen Reiches bleiben.

* * *

Obwohl ich Madrid nicht liebe, darf ich nicht vergessen, daß ich die fremdartigste und denkwürdigste Sensation meiner spanischen Reise dieser Stadt danke. „Wären Sie ein paar Tage früher gekommen,“ sagte der Kellner, der den Kaffee servirte, „so hätten Sie die vier ersten Toreros Spaniens an einem Nachmittage gesehen.“ „Wann war die Corrida?“ „Sie fängt in einer Stunde an. Seit drei Tagen sind keine Plätze mehr zu haben.“ Eine Viertelstunde später besaß ich ein Billet „Tendido., 2[da] Fila, Sombre“, denn in Spanien ist Alles eine Preisfrage und der Pesetenkurs ist niedrig. Aber der Weg zur Plaza de Toros war weit und die Stadt ausgestorben. Kein Wagen, keine Pferdebahn mehr, nur auf der Straße Alcalà hasteten noch ein paar verspätete Equipagen; auf den Vordersitzen echauffirte Frauen in hellen Kleidern und mit Blumen unter der weißen Mantilla. Ein doppelt überfüllter Omnibus, dessen Kasten tief zwischen den Rädern hing und zu bersten drohte, nahm mich endlich auf, — unter dem Wuthgeheul der Insassen über den verursachten Aufenthalt.

In riesigem Bogen rundet sich die Arena unter blauem Himmel, mit

chrägem Schnitt getheilt, halb in blendendem Licht, halb in bläulichem Schatten. Ein buntes Gewimmel von vierzehntausend Menschenköpfen, durchsät von den Farbenflecken der Fächer und Sonnenschirme. Durch das Brausen dieses lebendigen Kraters dringt wie von fern eine dünne blecherne Jahrmarktsmusik. Betäubt und eingeklemmt saß ich auf der schmalen Steinstufe, die gleichzeitig als Tritt und als Sitz dient, inmitten der lärmenden Menge, die gierigen Blickes darauf wartete, sich an Kampf, Blut und Tod zu vergnügen. Die schimmernde Quadrilla machte daher wenig Eindruck, als sie zu Pferde und zu Fuß die Arena füllte, um den Präsidenten zu grüßen. Dieser, ein schmaler, schwarzbärtiger Herr, ungefähr in der Art von Carnot, lüftete leicht seinen Cylinder, die Gladiatoren zogen sich zurück und das Schauspiel begann. Freilich mit einem überraschenden Satyrspiel. Der erste Stier, ein starker, schwarzweiß geschechter Bursche, Abkömmling der altberühmten Zucht der Herzöge von Veragna, die von Christoph Columbus stammen, trat herein, sah sich im Kreise um — und blieb stehen. Ein paar mißvergnügte Pfiffe und ironischer Beifall wurde hörbar. Die Gehilfen, Chulos genannt, schwenkten ihre rothen Mäntel erst von fern, dann immer näher, aber der Standhafte Prinz, unbekümmert wie ein Prophet, den Gassenbuben verfolgen, wandelte in Gedanken versunken an der Barriere entlang. Schon waren die Chulos ihm dicht vor der Nase, tanzten um ihn herum wie um das Goldene Kalb und warfen ihm die rothen Tücher um die Hörner: da sah er sie zum ersten Male an, drehte sich um und zeigte ihnen gelassen seinen Pendelschweif. Nun erhob sich das Volk von Madrid, — und der steinerne riesige Fleischtopf erdröhnte von Brüllen und Pfeifen. Dicht vor mir stand ein Mensch mit verzerrtem Gesicht, die Stimme versagte ihm und er schüttelte beide Fäuste nach der Loge des Präsidenten. Der sah noch immer bewegungslos dem Hexensabbath zu; dann gab er ein unmerkliches Zeichen und der Schauplatz verwandelte sich in ein friedlich bukolisches Bild. Eine Herde zahmer Ochsen mit Glocken am Halse erschien, nahm den stoischen Philosophen in die Mitte und geleitete ihn hinaus.

Alsbald stürzte der zweite Stier, kohlschwarz, mit böse funkelnden Augen, in die Arena. Während er in großen Sprüngen den gelben Sand durchquerte, flüchteten die Chulos über die Schranken, — und nun stürmte er in groteskem Galopp auf den Picador zu, dessen Pferd sich zitternd an die Umfassung preßte. Vor dem Zusammenstoß wandte ich mich ab; der Kampf gegen den hilflosen Klepper mußte einfach ekelhaft werden. Nebenan vernahm ich einen kleinen Schrei, auch die massive Sennora war erschrocken, obwohl sie mit gefalteten Händen und offenem Munde wie verzückt hinabzublicken fortfuhr. Was war geschehen? Noch immer stand der Gaul dicht an die Barriere gedrängt, aber der Reiter hatte den Sitz verloren und hing, zwischen Pferd und Bretterwand geklemmt, im linken Bügel; der Stier stand blutend mitten in der Arena. Auch das Pferd blutete und an seinem Bauch war eine sonderbar rundliche Deformität sichtbar, — Pfui Teufel, ja . . . waren Das nicht die Eingeweide, die aus der langen Schlitzwunde hervorquollen?

Es ist beschämend, wie schnell Auge und Gefühl sich abstumpft: dies Bild, einmal ertragen, nahm mir die physische Beklemmung und machte mich zum Spießgesellen. Ich fühlte in mir selbst den Hauch des Fiebers, das das Haus erfüllte, und ahnte Etwas von Dem, was die Väter und Mütter dieses Volkes

empfanden, als sie mit verzehrendem Blick die Scheiterhaufen Torquemadas umstanden. Die Aufregungen des Spiels und Rennens schienen mir zahm und harmlos gegen die Exaltation, in die der Dampf des Blutes sein berauschendes Narkotikum mischt.

Der zweite Picador war aufgetreten. Er ritt einen Schimmel, der noch immer stattlich aussah und in seinem runden, gemessenen Galoppsprung Schulung verrieth. Kaum nahte er sich dem Stier, da wandte sich der, stemmte vor dem bäumenden Pferde die Vorderfüße gegen den Boden und preßte mit einer grandiosen Bewegung seines gesenkten Nackens die Hörner ihm in die Weichen. Pferd und Mann schwebten in der Luft, aber im selben Augenblick stieß der Berittene seine Lanze dem Stier in die Schulter, so daß er brüllend losließ und zurückwich. Auf den Tod getroffen, brach der Gaul in die Knie und wollte verenden. Aber plötzlich, mit einem einzigen Ruck, sprang er auf, galoppirte in wilden Sätzen durch die Arena, während die Gedärme ihm um die Beine schlugen, und warf sich schließlich gegen das eiserne Thor der Barriere. Das Thor brach auf und das Pferd stürzte sterbend in den Zuschauerraum.

Das graziöse Spiel der Banderillos hatte nach dieser Szene keinen Reiz mehr. Das Thier war ermattet und der Torero Bombita, ein behäbiger, kahlköpfiger Athlet, fand wenig Beifall, als er elegant, aber ohne Verve, die Estocada gab. Im Galopp wurden die Kadaver hinausgeschleift, die Blutlachen mit Sand bedeckt, die Arena geebnet, und während zwei Schlosser gemächlich das Thor reparirten, hatte der Kampf von Neuem begonnen. Marzantini und Reverti wurde applaudirt, aber den Erfolg des Tages errang, wie immer, Guerrita.

Bevor er die Arena betrat, hatte er seinen kleinen, schwarzen Hut einer schönen Frau mit wundervoll rothblondem Haar in den Schoß geworfen. Ihren Namen glaubte ich gehört zu haben, als sie mit ihrer Begleiterin durch das Vestibül des Hotel Roma rauschte, wo auch sie logirte; sie hieß so ähnlich wie Lady Landscape oder Capeland und hatte ihre Equipage nach Madrid mitgebracht. Ihr heißer Wunsch war nun erfüllt: Guerrita, der Abgott der Frauen von Madrid, hatte ihr seinen besten Stier geweiht.

Guerrita gilt als der größte Psychologe der Stierseele. Während des Geplänkels der Picadores und Banderilleros studirt er die Persönlichkeit seines Gegners, und wenn ihm Degen und Scharlachtuch gereicht wird, kennt er seine Bewegungen und seinen Blick, seine Ränke und Schwächen so genau, als wäre er mit ihm aufgewachsen. Wie der überlegene Schachspieler das Feld benennt, auf dem er mattsetzen wird, so bemißt Guerrita nach Licht und Schatten, Perspektive und Windrichtung den Punkt, wo er den Kampf beenden wird. Durch ein glänzendes Spiel hatte er auch diesmal den Stier dicht vor den Platz seiner Dame geführt; schon zückte er den Degen und zielte ein paar Sekunden, während er ihn mit seinem Blick bändigte, — dann ließ er den Degen sinken, schüttelte den Kopf und zeigte auf eine andere Stelle der Arena. Das Turnier begann abermals; in wenigen Minuten war der Stier durch Finten und Paraden verwirrt, stutzig, hypnotisirt, Guerrita griff ihn bei den Hörnern, führte ihn an die bezeichnete Stelle, stellte ihn in Positur, wie der Photograph sein Modell, musterte noch einmal die Wirkung, indem er einen Schritt zurücktrat, — und mit einem Stoß saß die Klinge bis zum Heft in der Schulter des Opfers. Im selben Augenblick

stand Alles auf den Beinen und der Beifall brach los wie Ungewitter und Hagelschlag. Blumen, Cigarren und Hüte regneten hinunter, der Triumphator fing das rothe Sammetetui auf, das die Lady ihm zuwarf, während seine Begleiter die Cigarren auflasen und die Hüte zurückbeförderten, und umschritt grüßend und wohlwollend dankend den Umkreis der Arena. Wie eine große Sturmwelle sah man die Bewegung des Beifalls mit ihm im Kreise um das Haus wandeln.

Eine Stunde später wogte das alte Leben durch die Straßen Madrids und die gedruckten Berichte über die Corrida wurden in allen Kaffeehäusern diskutirt. Der ärgerliche Zwischenfall mit dem ersten Stier war aufgeklärt: die Autopsie hatte ergeben, daß er mit einem ernsten Gemüthsleiden behaftet war, das der Schlag eines Pferdes auf dem Transport ihm zugezogen hatte. Selbst strenge Beurtheiler konnten hierin ein Verschulden des Züchters nicht erblicken und die Ehre des Herzogs von Veragua und der Seinen war wieder einmal gerettet.

* * *

Von langen, engen Straßen durchzogen, mit düster majestätischen Palästen, den mächtigen Marktplatz von der stolzesten Kathedrale beschattet: so ungefähr denkt man sich Toledo, die alte Stadt kastilischen Glanzes. In Wirklichkeit ist es ein kleines, sonniges Felsenstädtchen, ein putziges Labyrinth von Gäßchen mit niedrigen Häusern, darunter ein freundlicher Gasthof; in der Mitte ein lustiger Provinzmarkt und überall Läden mit Konfektion und Quincaillerien. Und dieser Anblick enttäuscht um so mehr, als der Weg vom Bahnhof in die Stadt in ununterbrochener Reihe, Bild an Bild, die stolze Schönheit des Tajothales entrollt. Zuerst, von dunklen Bäumen umrahmt, der Blick auf den sonnigen Fluß, jenseits auf fernem Ufer die feinen Umrisse eines Klosterbaues. Dann in schwarzblauer Luft ein gelber Felsenkegel, gekrönt von den zackigen Bollwerken der alten Maurenburg. Von Spitzbogen getragen, erhebt sich weiterhin die schwindelnde Tajobrücke in blendender Sonne; ein thurmhohes Thor wehrt den Zugang; doch jetzt ist es weit geöffnet, wohl zum Empfang des Maurenkönigs, der mit wehendem Purpurmantel auf seinem Araberschimmel dem Gefolge voranreitet. In der Nähe sieht man, daß der Hotelwagen roth gestrichen ist und die Maulthiere weiße Netze tragen. Endlich, vom Stadtthor aus, überblickt man die strahlende Ebene; in der Tiefe, in heraldisch strengen Linien, der silberne Fluß auf grünem und gelbem Grund, — ein lebendiges Kartenbild der königlichen Provinz von Neukastilien.

Ein munterer Führer, der sich auf Zeit vermiethet wie die Sonntagsdroschken im Thiergarten, hüpfte vor uns her und zeigte in jeder Gasse gewissenhaft die Mauerüberbleibsel der Westgothen: ein paar ärmliche Portale, mit romanischen Säulchen und simplen Kugelornamenten verziert. In der Kathedrale sprang er gleich auf den Chor zu, wo ein prächtiges Gestühl sein Schnitzwerk an den Säulen emporrankte, und begann, seine gewohnte Erklärunglitanei Bild für Bild von der Anschaffung der Welt bis zum Jüngsten Gericht fortzuhaspeln; aber ach, es ging ihm wie so oft: er konnte nicht einmal bis zum Sündenfall gelangen. Der alte schwarzbraune Chor mit seinem goldenen Gitterwerk schien mir so vertraut, als sähe ich ihm zum hundertsten Male, — und wirklich: unsere Bekanntschaft stammte aus Berlin. Bekanntlich werden dort Jahr für Jahr erkleckliche Posten bemalter spanischer Leinwand importirt und zu stattlichen Preisen

gehandelt; und da auf jedem Stück das besagte Kirchengestühl abgebildet ist, sind auch die nicht von Kirchenchristen bewohnten Häuser des Thiergartens jetzt mit diesem Wahrzeichen versehen. Die Herstellung der köstlichen Industrieerzeugnisse, die selten unsere Kunstausstellungen unprämiirt verlassen, ist einfach: zunächst wird eine größere Anzahl havannahfarbiger Kircheninterieurs, Chöre und Sakristeien angefertigt, meist in den Nuancen Colorado und Maduro, seltener Claro. Dann folgt die Wahl der Stoffe: Weiß und Durchsichtig giebt Marienfeste, Roth mit Goldstickerei Torerohochzeiten, farbige Seide mit Spitzen bedeutet Kindtaufe. Auch Kombinationen sind vorgesehen und ein neuer Mechanismus soll es ermöglichen, durch einfaches Umkippen aus dem Marienfest die Hochzeit entstehen zu lassen und aus dieser die Kindtaufe zu entwickeln. Zum Schluß kommt das Aufkleben der Köpfchen als Deckblätter; sie verleihen dem ganzen Werk das Aroma und müssen vor Allem sauber geglättet und bis auf die Haarfarbe identisch sein. Ueberhaupt ist das Kennzeichen der feineren Marken die „Ausführung"; dazu gehört die Eigenschaft, nur in deutlicher Sehweite abstoßend zu wirken, schon bei acht- bis zehnfacher Vergrößerung aber durch immer neue Merkwürdigkeiten des Details zu überraschen. Hierdurch wird das Bild zur unerschöpflichen Quelle solider Abendunterhaltung in Familienkreisen, wo man mit Recht der laszivcn Kunstfreude die ernsthafte Arbeit vorzieht.

Während ich mich diesen Erinnerungen hingab und mich der Weisheit alter Kirchenerbauer freute, die durch ihren frommen Sinn noch späte Geschlechter in Nahrung setzten, da sie nicht nüchterne Anstalten für religiöse Bedürfnisse auf die öffentlichen Plätze stellten, sondern unvergängliche Kunstwerke schufen, waren wir durch das klägliche Judenviertel zur alten Synagoge gelangt, die seit einigen Jahrhunderten zu einer ordentlichen Kirche geweiht ist und jetzt leer steht. Hier findet man keinen Altar, keinen Chor und keine Kanzel, nichts als in den beiden Seitennischen des viereckigen Raums zwei vergoldete unechte Roccocomöbel, die der Küster amerikanischen Familien anzuschmieren wünscht. Der steinerne Blumenzauber der maurischen Friese ist übertüncht und das Mosaik der Fußbodens zertreten. Auch die Inschriften an den Wänden sind ausgelöscht, denn die alten Bibelsprüche sind längst nicht mehr wahr. Der alte Gott, der hier gehaust hatte, ist mit seiner ganzen Familie in die schöne Kathedrale nebenan übergesiedelt, nachdem sein armes ehemaliges Volk sich umsonst hatte verbannen und verbrennen lassen.

Draußen empfing uns ein Schwarm der Sprößlinge des stolzen Toledo mit dem unaufhörlichen Geschrei: „Un centimito, sennor, un centimito!" Mit Mühe und großem Gestikuliren wehrte ihn der Führer ab und trollte von Neuem geschäftig vor uns her durch die erstorbenen Gäßchen der Königsstadt.

* * *

Zurück nach Madrid! In der Vorhalle des Apollotheaters, zwischen Schaufenstern, Buden und Automaten, wogt abends gegen elf ein buntes Jahrmarktstreiben von Zeitungjungen, Looseverkäufern, Orangenhändlern und Passanten. Die Vorstellung schien noch nicht beendet, vier oder fünf kleine Stücke zeigte der Zettel an; und ein Fauteuilplatz der dritten Reihe kostete eine Peseta. So trat ich ins Foyer und öffnete die Thür zum Korridor. Halt! Der Thürsteher besah prüfend mein Billet und schüttelte den Kopf. Sollte der Kassirer mich — nein, es war echt, galt aber

nur von elf bis zwölf Uhr, für den vorletzten Einakter. Ich hatte zehn Minuten zu warten und wurde kurzer Hand ins Wartezimmer geschoben. In diesem Raum saßen dreißig, vierzig Menschen auf hölzernen Bänken; die Männer rauchten, die Frauen strickten, schwatzten oder machten Toilette, ein junges Weib säugte ein Kind. Das Ganze erinnerte mehr an ein Asyl für Obdachlose als an eine Kunststätte und ich entschloß mich, auf der Straße zu warten, bis das Haus zum dritten Male am Abend sich leerte.

Der Theatersaal ist groß und nüchtern, mit zahlreichen Galerien und riesenhaften Anzeigen von Fahrrädern und Kinderfutter auf dem Vorhang. In den Logen räkelte sich ein geschwätziges Publikum in abgetragenen Abendkleidern und unfestlicher Straßenstimmung. In der übernächtigen Atmosphäre äußerte sich ein mißduftender genius loci. Eine sonderbare Blumenverkäuferin trieb im Parquet ihr Gewerbe, ein pockennarbiges, schwarzes Weib mit falschen Haaren, die beständig von jungen Swells umgeben war, mit denen sie lachte und schäkerte. Ihre Brust und ihre zehn fetten Finger und Ohrlappen glänzten von Juwelen. Von den brezelartig verschlungenen Goldbrochen unserer Großmütter bis zu den à jour gefaßten Steinen, die uns jetzt das Leben vertheuern, sah man alle Juweliermoden auf ihrem Leibe, und wenn sie sich zwischen die Fauteuils drängte, um die Lieblingsblume der Madrider feilzubieten: mit Anilin gefärbte blaugrüne Nelken, so blitzten und klapperten die bunten Schuppen der alten Schlange wie einst vor Evas Augen im Paradies.

Das Stück hieß Escuela de Musica und nannte sich Operette. Auf einer Bühne, die rechts und links zwei Häuser und im Hintergrund eine gelbe Mauer vorstellte, trieb sich in Straßenkleidern und unsauberen Schuhen ein Dutzend Menschen herum, darunter die Schulvorsteherin, eine angeblich komische Alte, der Musiklehrer, ein Liebling des Publikums, der mit schrecklichen Grimassen und großer Behendigkeit die Cigarren auflas, die man ihm hinwarf, und eine umfangreiche Liebhaberin mit ausgiebigen Reizen. Den Chor bildeten die Musikschülerinnen, übel singende Frauenzimmer in gesetzten Jahren. Als sie zum zweiten Male auftraten und Anstalten machten, zum Schlußtableau zusammenzurücken, bemerkte ich unter ihnen ein armes blutjunges Ding, das sich hinter die anderen versteckte und kaum den Mund aufzuthun wagte. Sie war keine spanische Beauté, sondern braun, fast hell, dazu schmal und ein Bischen eckig, und da sie keine ordentlichen Feueraugen besaß, hatte man ihr die Lider braun gefärbt und mit zwei dicken Strichen die Augenwinkel verlängert. Das müde Gesichtchen blickte zu Boden und an ihren Schläfen brannten wie Blutstropfen zwei feuerrothe Granatblüthen.

Der Vorhang fiel, die Galerie brüllte Beifall und hinter den Thüren trampelte der Nachschub. Im Korridor begegnete mir das glitzernde Weib und ich kaufte einige ihrer giftgrünen Blumen. Sie benutzte die Gelegenheit, faßte vertraulich meinen Arm und flüsterte — — — — beruhigen Sie sich, meine gnädige Leserin: ich verstehe leider nicht Spanisch.

* *
*

Ueber der schattigen Bahnhofshalle der Estacion de Ataha ruht den Tag über beschaulicher Gottesfriede; auf den Gleisen schlafen die Gepäckträger über

der Zeitung ein und kein Wagen ist sichtbar außer dem eines Babys, den eine saubere Amme mit dem Fuße bewegt, während sie auf der Bank neben dem Telegraphisten sitzt. Abends hingegen, zumal wenn die Südcourierzüge abgehen, wird dies Idyll unliebsam unterbrochen und in das verzauberte Eisenschloß kommt Leben. Folgendes sagte mir Don Ramon, ein Caballero aus Madrid, der uns auf der Nachtfahrt nach Sevilla begleitete: „Unsere Bahnhöfe werden nicht überansprucht, denn wir fahren langsam und deshalb selten. Bei Ihnen fährt man rasch und häufig, aber am Ende des Jahres gleicht sich Das aus, — und schließlich haben Sie eben so lange den Eisenbahnstaub geschluckt wie wir. Und daß wir langsam fahren, hat seinen guten Grund: wir wollen nicht, daß man uns nachsage, in Spanien gehe es überall bergab. Aber leider beginnt auch bei uns schon das Hasten, wir bekommen zu viele Courierzüge. Sie haben die beiden Carabiniere der Guardia Civil bemerkt, die auf jeder Station einsteigen; sie sind da, um während der Fahrt zu beiden Seiten hinauszugucken und Banditen zu schießen. Sie sind nur noch Dekorationstücke; denn glauben Sie, daß man bei dieser Geschwindigkeit zielen kann? Auch den Banditen ist durch die Schnellzüge das Handwerk verdorben; seit zehn Jahren haben wir kaum einen lumpigen Ueberfall gehabt. Die besten Leute ziehen sich ins Privatleben zurück; es war das letzte lohnende Geschäft hier zu Lande... Auch die Romantik des Abschiedes hat gelitten."

Das schien mir nicht ganz glaubwürdig, denn ringsum wurde geweint und geküßt. Weiber, Kinder und Greise hängten sich an die Abfahrenden, als ginge es in Charons Nachen und nicht in die nächste Provinzialstadt, um zwei Dutzend wollene Halstücher zu verkaufen. Auch Don Ramons Freunde wurden sichtbar, zehn Minuten nach fahrplanmäßiger Abgangszeit. „Es ist nicht eilig," rief er ihnen zu, „man hat kaum zum dritten Male geläutet." Noch mußte der Stationchef das Signal geben, dann wiederholte es der Schaffner und nach einiger Zeit antwortete der Lokomotivführer. Die Schnupftücher der Wittwen und Waisen wurden sichtbar, dann kam eine kurze Berathung der maßgebenden Instanzen, während hundert Hände aus den Fenstern langten, um sich schütteln zu lassen, endlich pfiff die Lokomotive und knapp zwei Minuten später setzte der Zug sich in Bewegung.

* *
*

Wer spricht heute noch von heroischer Landschaft? Ist doch selbst die „romantische" längst aus der Mode und die „intime" kaum begraben; ja sogar die symbolomystische und plakatjapanische Naturauffassung ist schon im Sterben. Ich liebte von je her das Intime, auch im Naturgenuß, denn hier war es lohnend und nicht kostspielig. Schon im Grunewald oder in Treuenbrietzen entdeckt der feinsinnige Beobachter mit gekniffenen Augen Farbenkontraste, pretiöse Töne und Lichtwirkungen. Da der „Naturausschnitt" nicht interessant oder gar anekdotisch war, mußte er nothwendig stimmungvoll oder intim sein. Leider sind billige Moden immer kurz und der schönste Damenhut wird langweilig, wenn ihn die Gemüsefrau zu tragen anfängt. Auch das Intime wurde ordinär, als die Gemüsefrauen die zarte französische Primeur verhökerten und den großen Importeuren die Geschäfte verdarben.

Wenn ich den Muth hätte, eine Leserin zu fragen, ob sie sich unter einer heroischen Landschaft überhaupt Etwas vorstellen könne, so würde sie mit Recht

daran erinnern, daß Nicolas Poussin und Claude Lorrain die Gewohnheit hatten, ihre arkadischen Bilder mit Heroenfiguren zu schmücken. Das meine ich nicht; ich will versuchen, deutlicher zu sein. Jedesmal, meine verehrte Frau, wenn Sie in den Hundstagen das freundliche Kohlgrub oder das liebliche Hitzacker aufsuchen, sehen Sie durch das Coupéfenster das flache Land säuberlich in verschiedenfarbige viereckige Stücklein zertheilt: Das nennt man Ackerbau; oder Sie erblicken lange Fichtenstämme mit dünnen Kronen und schwarzen Ringen um den Bauch: Das ist Forstkultur; oder endlich nichts als rauchende Schornsteine und schwarze Häuser: Das ist ein Industriebezirk. Nun denken Sie sich in einem Rahmen von dunklen Pinienbäumen eine unermeßliche Fernsicht über zerklüftetes Hügelland, Büsche, Felsen und blaue Berge, nirgends ein Dorf, eine Landstraße oder Windmühle, das nackte Bild der Welt am Tage nach der Austreibung aus dem Paradiese; denken Sie sich, daß die Menschen, die in spärlichen Ruinen hausen und dann und wann mit abenteuerlichen Eselskaravanen durch die Hohlwege ziehen, nicht zum Ackerbau noch Tagelohn taugen, daß sie vielmehr auf unstet regellose Weise ihr Leben erkämpfen, seitdem sie nicht mehr als Konquistadoren durch unbekannte Meere zu ziehen vermögen, — Sie werden dann diese Gegend unkomfortabel und primitiv finden; und ich verhehle nicht, daß ich ganz Ihrer Ansicht bin. Dennoch scheint es mir, daß dieser Blick auf das alte fremdartige Land von der vergessenen und verlorenen heroischen Landschaft einen Eindruck gewährt.

Die wundervolle Regalia Don Ramiros, die mehr denn fünfzig Kilometer währte, hielt mich auf dem engen Lager der Compagnie Continentale wach und ich starrte durch das offene Fenster in den Mondschein. Plötzlich wird die Szene verdunkelt, mächtige Baummassen ballen sich zusammen, breite Gänge verlieren sich ins Weite, bleiche Schloßmauern scheinen vorbeizueilen; der Zug hält, — es ist Aranjuez. Zwei Minuten Aufenthalt!

Wir rollen weiter durch die Ebene, aber beständig klingt der Name mir in den Ohren und führt mich in den Königspark zurück. Unter dem Hauch des Mondes tanzen in Marmorbecken schimmernde Fontainen; unbeweglich, wie schwarze Wolken, ruhen die Kastanienbäume in der silberklaren Nachtluft. Von der Rampe des Palastes, dessen Fenster röthlich leuchten, naht Paar um Paar, gemessenen Schrittes, die Grandezza des Hofes. Die Fingerspitzen der Damen ruhen auf der Hand der Kavaliere und die schwarzen, seidenbauschigen Gewänder, von Diamanten bethaut, rauschen über den leuchtenden Kies. Kein Wort wird vernommen. Nun wendet sich der König zurück und berührt mit seiner weißen Hand den Hut; eine tiefe Verbeugung des Gefolges und er ist allein. Aus dem Dunkel der Büsche tritt ein altes Weib, mit ihren fleischigen beringten Händen reicht sie einen Strauß von Nelken, die mit grünem Licht, wie Schlangenaugen, phosphoresziren. Hinter ihr steht ein Mädchen, schwarz gekleidet, gesenkten Blickes; ihr braunes Haar ist steil in die Höhe gekämmt und an ihren Schläfen leuchten zwei purpurne Granatblüthen... Ein breiter Sonnenstrahl, in dem der dichte Eisenbahnstaub wirbelte, weckte mich. Der Zug hielt und Morgenluft wehte herein. Bald stand ich draußen: der kleine Garten des Bahngebäudes erstickte unter blühenden Rosen, die Wiesen lachten wie ein grüner Himmel mit tausendfarbigen Sternen, veilchenblau erhoben sich in der Ferne die steinernen Wogen der Sierra und über das jauchzende Land strahlte der Frühling von Andalusien. W. Hartenau.

Adalbert Svoboda.

Am ersten September 1864 stand vor dem erschrockenen Bergburschen ein jugendlicher Mann. Das runde Gesichtlein hübsch geröthet, blonder Schnurr- und Spitzbart, blonde Haarlocken, rückwärts gekämmt und auf den breiten Achseln sich ringelnd. Vor dem lebhaften Auge funkelnde Brillen. Ein feiner, schwarzer Schlußrock, sich vorn herab ein Wenig rundend: so stand er da. Der Bergbursche war darum erschrocken, weil der fremde vornehme Herr ihn so rasch ansprach und ihm so bewegsam die Hand schüttelte. Ich wette fast, der Bub war um einen ganzen Zoll schlanker gewachsen als der Herr. Der schaute mit etwas rückwärts gelegtem Haupte forschend in das blasse Gesicht des Gebirgsjungen, der in seinem kümmerlichen Handwerkeranzug sehr beklommen zur Thür hereingestolpert war.

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat?" Das ist die erste Frage, dann sachtes Niedertauchen in den Polsterstuhl. „Hie und da haben Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe genommen?"

„Bücher habe ich gar nit viel", antwortete der Junge etwas beherzter, „und deswegen will ich mir ihrer ja machen."

„Ach ja so, diesen Gedanken haben Sie sogar irgendwo niedergeschrieben. Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie dann auch noch dichten?"

„Weiß nit. Immereinmal kann ich halt abends gar nit einschlafen, wenn ich vorher nit was zusammengedichtet und aufs Papier geschrieben hab'."

„In welche Schule sind Sie gegangen?"

„Nun, halt so bei uns daheim. Ein alter Schulmeister."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Vater und Mutter."

„Sind Bauersleute?"

„Nothige."

„Geschwister?"

„Zwei Brüder und zwei Schwestern."

„Dichten Die am Ende auch?"

„Nein, Die lachen mich blos aus."

„Ich habe in Ihren Schriften auch Liebesgedichte gefunden", sagte der Herr. Jetzt wußte der Bursche nicht, wohin mit seinem Gesicht.

„Wenn Sie solche Liebesgedichte machen, denken Sie dabei an Jemand?... Na, nur heraus mit der Farbe."

Der Junge krebsroth und stumm.

„Na, Das ist ja keine Schande in Ihrem Alter, einundzwanzig, nicht wahr? Ein Mädel zu lieben. Ist sie blond?"

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Also braun?"

hauchte der Junge: „Weiß nit."

„Ein hübsches, liebes Mädel, wie?"

Der Junge neigte den Kopf auf Ja. Im Augenblick ärgerte es ihn unbändig, ein Geheimniß, das er noch Niemandem anvertraut, auch ihr selber nicht, diesem Mann so urplötzlich eingestanden zu haben. Er ahnte damals nicht, daß dieser fremde Herr ein Freund sei, dem er noch alle Geheimnisse seines Lebens, Freud und Leid, mittheilen würde.

Der Bergbursche war, — Ihr wisset es schon. Und der blonde Herr war Doktor Adalbert Svoboda, Hauptredakteur der „Tagespost" in Graz.

Ich habe Lust, das Gespräch jener ersten Stunde noch ein Bischen weiter zu verfolgen.

„Wie Sie mir schrieben, sind Sie bei einem Bauernschneider in der Lehre. Gefällt es Ihnen dort?"

„Oh, ganz gut. Aber können thu' ich noch nit viel."

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt hereinkommen? Da ließe sich vielleicht eine passende Stelle für Sie auffinden, daß Sie Gelegenheit hätten, Etwas zu lernen."

„Am Liebsten wärs mir halt"..., sagte nun der Junge, brachte aber das Wort nicht zu Ende.

„Wenn Sie studiren könnten?"

„Wenn ... wenn Etwas von meinem Gedichteten in die Zeitung hineingedruckt werden thät'."

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, daß seine Brillen einen scharfen Blitzer gaben. Dieser eitle Herzenswunsch des Gebirgskindes schien ihm nicht zu gefallen. Es war ein Fehler, den das Naturkind mit dem Stadtschöngeist gemein hatte, und Das that ihm wahrscheinlich leid.

„Lieber junger Petrus", sagte er dann, „bevor Sie Etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Ich finde Talent in Ihren zahlreichen Versuchen, aber Ihre Orthographie — Das heißt: Rechtschreibung — ist haarsträubend. Auch die Gedanken noch unreif, obgleich mancher darunter ist, der — hm, der sich in richtiger Form schon einmal ans Licht wagen könnte. Die Bilder in Ihren Schriften haben Sie wohl auch selbst gemacht? Vielleicht hätten Sie näher zum Maler als zum Dichter. Das soll sich erst zeigen. Ich will Etwas für Sie thun, Petrus, für Sie wohlhabende Leute suchen, die Ihnen den Aufenthalt in der Stadt und eine Ausbildung möglich machen. Sie sind gestern zu Fuß nach Graz gekommen. Sechzehn Stunden lang. Sie wollen morgen wieder nach Hause? Da werden Sie auf der Eisenbahn fahren."

Der Bursche schüttelte den Kopf; auf der Eisenbahn: Das würde er nicht thun.

„Sie werden es schon thun", lachte der Doktor und klopfte ihm auf die Achsel. „Ihre Handschriften behalte ich aber noch, verstehen Sie? Will darüber einen Aufsatz schreiben, der Ihnen nützlich sein soll. So, jetzt sehen Sie sich einmal die Grazerstadt an. Und mittags um ein Uhr kommen Sie wieder, da wollen wir mitsammen speisen."

Das war dem Burschen ganz traumhaft! Es war ein unerhörter Festtag. Als ob seinetwegen die schneeweißen Linnen und das Silberbesteck und die Extrateller und der Braten und der Kuchen und die schönen, überaus gütigen

Menschen da wären. Eine herzensfreundliche sanfte Frau, zwei weißberockte blondköpfige Mädlein mit großen Rundaugen wie Engel in der Kirche. Und „Er" dazu, der immer Fragen that, ernsthafte und heitere, und dabei manchmal ein Wenig Wein in das Glas goß, bis das Zünglein des Bergknaben lustig klapperte und dem Doktor das ganze Menschlein von außen und innen offen dalag.

Dann kam auch schon das Abschiednehmen.

„Sie können deshalb nicht zu Fuß nach Hause gehen", sagte der Doktor, „weil Sie ein großes Bündel zu tragen haben. Ich gebe Ihnen hier Bücher mit; und merken Sie jetzt auf. Diese da mit dem rothen Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen hier lesen Sie, um zu sehen, wie mans machen muß." Die ersten bestanden nämlich in neuen Schundromanen, die anderen waren Klassiker. „Na, aber nachschreiben dürfen Sie auch diese da, die Gebundenen, nicht", setzte er hinzu. „Nur von der Form und dem Geschmack sollen Sie lernen, die Erfindung und die Gedanken müssen Sie selber dazugeben. Lesen sollen Sie so viel wie möglich, Ihr Geist muß reifen. Und beim Dichten denken Sie mehr ans Leben, das rings um Sie ist, als an die Bücher. Dann noch Eins, Petrus. Ihr Röcklein, das Sie anhaben, ist zwar ganz sauber, aber an den Schultern zu eng, däucht mich, und die Aermlinge zu kurz. Sie sehen, daß auch ich vom Handwerk Etwas verstehe. Sie können das Röckchen daheim ja Ihrem jüngeren Bruder schenken und Sie ziehen diesen da an. Sie erlauben schon!" Damit zog er seinen schwarzen feinen Rock mit dem rothen Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick in schneeweißen Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den schwarzen Rock aber mußte der Bergbub an den Leib nehmen.

„So, lieber Petrus, haben Sie gut aufgepackt? Nun leben Sie wohl. Wenn Sie ein Anliegen haben, so schreiben Sie mir nur ganz offenherzig. Sobald sich für Sie Etwas findet, werde ich sofort benachrichtigen. Geben Sie Acht, aus Ihrem Rock nichts zu verlieren. In der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille. Halten Sie sich gut. Auf Wiedersehen."

Als der Junge auf der Gasse war, zwickte ihn die Neugier, was Das denn wohl sein möchte — ein Portefeuille! Und wars ein Geldtäschchen mit Inhalt.

Dann auf der Eisenbahn nach Hause. . .

Das also ist die erste Begegnung gewesen mit dem Manne, der mir Alles geworden ist, was ein unerfahrener Wanderer auf seinen ersten Weltwegen braucht: Stab, Handhabe, Wegweiser. Der mir nicht Freund — Das ist zu wenig gesagt —, nein: der mir Lehrer, Vater und Bruder geworden ist. An zwanzig Jahren lebten wir zusammen in Graz, während Svoboda in seiner einflußreichen Stellung nicht blos mir, sondern noch hundert anderen jungen Leuten unermüdlich Gutes that, vielen armen braven Studenten Freund und Berather gewesen ist. Mancher der heute im Lande Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke besonders der Auffindung, Unterstützung und Ausbildung literarischer und künstlerischer Talente; er hatte dafür nicht nur das warme Herz, sondern auch das scharfe Auge und die glückliche Führerhand.

Als Svoboda — ein geborener Prager — im Jahre 1862 seine Professur in Marburg niedergelegt hatte, um die Redaktion der „Tagespost" zu übernehmen, zählte dieses Blatt nur wenige tausend Abnehmer, unter seiner Leitung

ward es bald das maßgebende publizistische Organ Innerösterreichs. Nicht nur politisch, auch gesellschaftlich und literarisch war es ein Hauptfaktor der Kultur in den Alpenländern geworden. Als ein selbständiger Geist, der andere Richtungen nicht immer brauchen konnte, pflegte er sich seine Mitarbeiter aus jungen Kreisen selbst zu erziehen. Seine Schule war streng, aber fruchtbar. Von den Korrespondenzen aus der Provinz wurde nie eine in ihrer ursprünglichen dilettantischen und geschwätzigen Form abgedruckt, jede konzentrirt und stilisirt, so daß mancher Mitarbeiter bei Svoboda in einer guten Schule für Geschmack und Stilistik war, ohne Lehrgeld zu zahlen. Er war ein geborener Lehrer und blieb es auch als Journalist. Seinen vornehmen Ton und Zartsinn haben im höchsten Grade Jene erfahren, die mit ihm persönlich verkehrten. Eine feinbesaitete Natur voll lebhafter Empfindung, abhold aller Roheit, leicht verletzbar und eben so leicht wieder vergessend und immer bereit, Jedem, der sich an ihn wandte, zu nützen.

Svoboda machte große Reisen in den Alpen, deren Natur und Bewohner er sehr liebte, und noch größere Reisen nach dem Süden und nach dem Norden, unermüdlich und verständnißvoll in sich aufnehmend, was Natur, Volksthum und Kunst an Wissenswerthem und fördernder Anregung boten.

Sein Hang zu Wissenschaft und Kunst steigerte sich in dem Maße, wie das politische und dann auch das journalistische Leben unruhiger und gemeiner wurde. So zog er sich 1882 von der Publizistik zurück, um ganz seinen Studien zu leben. Später ging er nach München. Dieser und der folgenden Zeit verdanken wir drei populär-philosophische Werke Svobodas: „Kritische Geschichte der Ideale“, „Neue Musikgeschichte“ und „Gestalten des Glaubens“. Besonders das zuletzt genannte Werk erfreut sich einer großen Würdigung in den gebildeten Kreisen des deutschen Volkes. Vorurtheilslos und mit edlem Freimuth prüft der Gelehrte in diesem Werke die Religionen der Völker und sein Erstes und Letztes ist das Gute an sich, das Wohlwollen zu allen Wesen.

So zählt dieser Mann zu den wenigen Auserwählten, deren Worte und Leben eins sind, die ihr Leben lehren und ihre Lehre leben.

Von München wurde er Ende der Achtzigerjahre nach Stuttgart berufen, als Chefredakteur der „Neuen Musikzeitung“, deren ästhetischer Wirkungskreis dem feinbeseelten Manne besser zusagt als früher die wilde Arena für Politik und Parteikämpfe. Seine Familie wohlversorgt, eine edle, ihn verstehende Lebensgenossin zur Seite, körperlich gesund und geistig frisch: so begeht er am sechsundzwanzigsten Januar dieses Jahres seinen siebenzigsten Geburtstag. Das Gute, das Adalbert Svoboda den Menschen gethan hat, es komme ihm zurück und verkläre den Nachsommer seines Lebens!

Graz. Peter Rosegger.



Die wiener Männerschneiderei.

Dem Kleingewerbe droht Niedergang und Untergang nicht von der übermächtigen, weil kapitalkräftigen Konkurrenz des Großbetriebes allein, sondern auch von dem Mitbewerb jener kapitalarmen gewerblichen Unternehmer und Arbeiter, die in ihrer Noth und Bedürfnißlosigkeit die Entlohnung der gewerblichen Arbeitleistung unausgesetzt unterbieten, so daß das Kleingewerbe keine auskömmliche Existenz mehr findet. Die Fabrikindustrie auf der einen, die Hausindustrie auf der anderen Seite nagen an den Wurzeln der kleingewerblichen Existenzen und Werkstättenmeister; und gewerbliche Hilfsarbeiter sehen sich vom Großindustriellen mit seinen maschinellen Einrichtungen und vom Stückmeister mit seinen Sitzgesellen gleichmäßig bedroht. Die Erscheinung ist nicht neu. Sie ist in mehreren Ländern, namentlich in England, der Schweiz und den Vereinigten Staaten, beobachtet, untersucht und zum Gegenstande gesetzgeberischer und administrativer Maßnahmen gemacht worden; und gerade jetzt beschäftigt man sich mit ihr auch in Oesterreich, wo die Regirung, gedrängt durch die Agitation der Kleingewerbetreibenden und der organisirten Arbeiterschaft, allerlei Maßregeln gegen die Hausindustrie in Aussicht nimmt. Leider rückt die Sache nicht vom Fleck, obgleich schon anderthalb Jahre verstrichen sind, seit die Absichten des Handelsministeriums bekannt wurden. Zeit und Arbeitkraft von Regirung und Parlament werden bei uns leider ausschließlich von sogenannten „hochpolitischen" Fragen in Anspruch genommen. Zur Sozialpolitik kommt man gar nicht. Das ist freilich vielen Leuten aus den herrschenden Klassen ganz recht, weil sie in jeder sozialpolitischen Reform nur die Schädigung ihrer Augenblicksinteressen sehen, nicht aber die Erfüllung einer staatlichen Pflicht und die Forderung des allgemeinen Wohles, die sogar auch ihnen schließlich zu Gute kommt.

Zu den Branchen, in denen bei uns die Heimarbeit große Verbreitung gefunden hat, gehört in erster Linie die Männerkleider-Erzeugung in Wien. Welchen bedeutenden Faktor der wiener gewerblichen Produktion die Kleidererzeugung bildet, Das möchte ich durch folgende Ziffern zeigen:

Nach der amtlichen Statistik wird die Berufsart „Schneider, Schneiderinnen und Herstellung fertiger Kleider" durch 35910 Berufsthätige und 61870 Berufszugehörige repräsentirt; nach den statistischen Erhebungen der niederösterreichischen Handelskammer gab es im Jahre 1890 in Wien 225 Groß- und Mittelbetriebe für Männerkleider-Konfektion und in der wiener Kleidermacher-Genossenschaft, der Zwangsorganisation der Arbeitgeber, waren Ende 1894 4473 Schneidermeister inkorporirt. Den Männerkleider-Konsum allein berechnet Leiter*) für Wien mit jährlich 10168000 Gulden; die offiziellen Daten beziffern den Export der wiener Männerkleider-Konfektionäre ins Zollausland auf sieben Millionen Gulden**); es

---

*) Die Männerkleider-Erzeugung in Wien. Von Friedrich Leiter. (In den Schriften des Vereines für Sozialpolitik. Band LXXI, Leipzig, Dunker & Humblot.) Die Schrift ist sorgfältig und zum Theil auf Grund einer selbständigen Enquete verfaßt; ihre Angaben sind in meinem Aufsatz benutzt.

**) Dabei ist zu bemerken, daß Wien den Kleiderabsatz in Rußland, Rumänien und Griechenland in Folge der Zollgesetzgebung dieser Länder verloren hat; es blieb nur die Ausfuhr nach der Türkei und Egypten.

ist notorisch, daß — abgesehen vom Export — in Wien große Mengen von Männerkleidern für die österreichischen Provinzen und für Ungarn erzeugt werden, über die amtliche Ausweise freilich fehlen, deren Bewerthung jedoch mit jährlich zehn Millionen Gulden sicher nicht zu hoch gegriffen ist. Es handelt sich also bei der wiener Männerschneiderei um einen sehr erheblichen gewerblichen Produktionzweig, über dessen Verhältnisse die nachfolgenden Daten Aufschluß geben sollen.

Die Arbeit- und Lohnverhältnisse sind im Allgemeinen sehr traurige. Die Maschine trägt daran keine Schuld. Nach wie vor herrscht die Handarbeit vor; denn die Nähmaschine — nebenbei bemerkt: in ihrer ersten, freilich primitiven Konstruktion eine Erfindung des wiener Schneidermeisters Johann Madersberger zu Anfang unseres Jahrhunderts — ist ein Arbeitmittel des Handwerkers geblieben, wie Scheere und Bügeleisen; Zuschneide- und Bügelmaschinen, die in London zur Verwendung gelangen, sind in Oesterreich nicht in Gebrauch und Kopflochmaschinen nur hie und da bei der Kinderkleidererzeugung. Festgelegte Lohnsätze giebt es in dieser Branche wohl nirgends; was aber an Lohndifferenzirungen in der wiener Männerkleidung-Erzeugung geleistet wird, übersteigt alles Glaubliche und ist doch wahr. So giebt es z. B. in Wien ein großes Konfektiongeschäft, in dem jene Löhne in Kronen und Hellern gelten, die von anderen Konfektionären in Gulden und Kreuzern bezahlt werden, also von zwei konkurrirenden Unternehmern im Weichbilde der selben Stadt zahlt der eine um fünfzig Prozent niedrigere Löhne als der andere. So sieht es bei Geschäften gleicher Kategorie aus; wie erst bei solchen verschiedener Rangklassen!

Denn es giebt verschiedene Rangklassen, namentlich unter den Kundenschneidereien; und diese kommen bei der uns beschäftigenden Frage eben so in Betracht wie die Konfektiongeschäfte, denn auch sie bedienen sich fast ausnahmelos der Stückmeisterei. Erstklassige Kundenschneider, sogenannte Kavaliergeschäfte, giebt es in Wien nur etwa acht. Das sind Geschäfte, die am Graben oder am Ring im ersten Stock eines vornehmen Hauses untergebracht sind. Man geht über eine mit feinem Teppich belegte Treppe, wird von einem befrackten Diener empfangen und in Räumlichkeiten geleitet, deren Plafond- und Wandmalereien, Getäfel, Stukkaturen und Superportes eher auf das Heim eines reichen Magnaten als auf die Werkstatt eines Schneiders schließen lassen. Man hat es da mit einem Geschäftsleiter, der die Waare, und mit einem Zuschneider, der das Schneidern versteht, zu thun; der Chef sitzt in einem elegant eingerichteten Bureau, überwacht die kaufmännische Seite des Geschäftes und giebt seine Ordres dem Buchhalter und Korrespondenten. Um den Schein zu retten, ist weit hinten, wo die Flucht von Zimmern und Sälen ein Ende hat, auch eine „Werkstatt" etablirt, in der die kleinen Mängel, die sich bei der Probe ergeben, beseitigt werden. Hauptmerkmal dieser Geschäfte sind die hohen Preise: ein Winterrock 120 Gulden, ein Ueberzieher 90 Gulden, ein Anzug nicht unter 80 Gulden.

Etwas weniger nobel sind die zweitklassigen Geschäfte eingerichtet. Sie befinden sich zumeist in Hallenläden der inneren Stadt und der oder die Eigenthümer — denn es sind gewöhnlich deren zwei: einer für den handwerkmäßigen, der andere für den kommerziellen Betrieb — interveniren schon höchstpersönlich bei der Uebernahme und Ausführung von Bestellungen. Die Preise sind noch immer recht gesalzen, aber es giebt schon Winterröcke für 70 bis 80, Ueberzieher

für 50 bis 60 und Anzüge für 45 bis 50 Gulden. Zu diesen zweitklassigen Kundengeschäften rechnet man auch jene Abtheilungen der besseren Konfektionsgeschäfte, in denen, abgesehen von der Lagerarbeit für die anderen Abtheilungen, auch Maßarbeit auf Bestellung übernommen wird. Von einer Werkstatt in Verbindung mit dem Geschäfte ist auch bei diesen Schneidereien keine Rede; die Arbeit wird an Stückmeister vergeben und von diesen mit Hilfe von Sitzgesellen ausgeführt. Erst die Inhaber drittklassiger Geschäfte sind eigentliche Kleingewerbetreibende, Handwerker, wirkliche Schneider. Sie hantiren selbst mit Scheere und Bügeleisen, haben eine Werkstätte, die freilich mit der Wohnung meist zusammenfällt oder von dieser höchstens durch einen Vorhang oder Verschlag getrennt ist, und arbeiten selbst und im Verein mit Gesellen und Lehrlingen. Wenn sie sich gut halten und Glück haben, können sie sich als selbständige Meister, als Kundenschneider, behaupten; gar oft aber sinken sie in Folge der Konkurrenz, die gerade ihnen die Konfektionäre mit ihrer billigen Waare und großen Auswahl machen, zur Stückmeisterei herab und müssen dann Denen dienen, die ihre selbständige Existenz vernichtet haben. Und sie dienen ihnen dann für wahre Hungerlöhne.

Die Stückmeister, ob sie nun von den Exporteuren, von den für den heimischen Konsum auf Lager arbeitenden Konfektionären oder von den Kundenschneidern der verschiedenen Kategorien Arbeit erhalten, sind nach jeder Richtung bedauernswerth. Vor Allem giebt es sowohl in der Konfektion als in der Kundenschneiderei Saisons; die Stückmeister erhalten nicht das ganze Jahr hindurch Arbeit, verdienen aber während der Saison nicht einmal genug, um sich zu erhalten, geschweige daß sie für die „tote Saison“ Etwas zurücklegen könnten. Auch verlieren sie mit der Zeit ihre gewerbliche Geschicklichkeit, ihr handwerkmäßiges Können in Folge der großen Arbeitstheilung, die in dieser Branche herrscht. Es giebt nämlich nicht nur eigene Schneider für Röcke, Hosen und Westen, sondern manche Schneider machen nur Gehröcke, andere nur Jaquets, wieder andere nur Saccos, ja oft werden die einzelnen Theile eines Kleidungstückes, wie z. B. die Taschen, immer von den selben Leuten angefertigt, während wieder andere immer nur gewisse Nähte machen. Ist dann etwa für Hosen kein Bedarf, so erhält der Hosenschneider keine Rockaufträge und umgekehrt, sondern er muß warten und — hungern, bis wieder sein spezieller Arbeitartikel an die Reihe kommt. Die Zahl der Arbeitsuchenden ist aber immer sehr groß, was zum Theil auch darauf zurückzuführen ist, daß man mit sehr geringer Habe, schon mit einem „Vermögen“ von 50 Gulden, sich als Schneider selbständig machen kann. Wie Das möglich ist, schildert Leiter sehr anschaulich. „Vor Allem wird von den 50 Gulden der Stempel für die Gewerbeanmeldung bestritten, die für das Gebiet von Wien sich auf 4 Gulden beläuft. Weiter muß die halbjährige Mindeststeuer entrichtet werden, die rund 7 Gulden beträgt. Hierzu käme noch die Inkorporirung-Gebühr von 20 Gulden für die Genossenschaft; aber nur in den seltensten Fällen wird diese zur Gänze erlegt, vielmehr pflegt das neue Genossenschaftmitglied blos eine Anzahlung von 5 Gulden zu leisten, bezüglich des Restes werden Raten zugestanden, die nur widerwillig, nach vielen Mahnungen, zuweilen auch gar nicht getilgt werden. Ist den gesetzlichen Formalitäten der Anmeldung des Gewerbes, der Steuerzahlung und des Genossenschaftbeitrittes Genüge gethan, wozu zusammen 16 Gulden erforderlich sind, so ist

weiter Vorsorge zu treffen für die Einrichtung von Werkstatt und Wohnung. Die Werkstatt erfordert nebst zwei Bügeleisen, die 5 Gulden kosten, eine Bügeltafel im Preis von 7 Gulden, kleinere Utensilien (Sifran, Nahtholz, Klappenholz) im Gesammtanschaffungpreis von kaum 5 Gulden, endlich eine Nähmaschine. Diese wird in der Regel gegen Ratenabzahlung erworben und zunächst nur an die Deckung der ersten Rate im Betrage von 10 Gulden gedacht. Hat man dann noch so viel erübrigt, daß der Miethzins, der in den alten Bezirken von Wien vierteljährlich, in den Vororten monatlich zu erlegen ist, bezahlt werden kann, so sind für den Moment alle Verpflichtungen erfüllt und der Betrieb kann nun beginnen. Die Etablirung ist vollendet. Der Meister erlangt damit die Befugniß, Gehilfen und Lehrlinge zu halten, von deren Arbeitkraft er ja zu profitiren hofft. Der nächste Weg führt zum Konfektionär, wo man, um Arbeit zu erlangen, die Stücklöhne unterbietet, wodurch die Bezahlung eine immer geringere und unzulänglichere wird."

Im Folgenden ist eine übersichtliche Tabelle der Stückmeisterlöhne für die gangbarsten Kleidungsstücke je nach der Kategorie der Arbeitgeber zusammengestellt. Es wird gezahlt

	von Kundengeschäften						von Konfektionären	
	1. Klasse		2. Klasse		3. Klasse			
für	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Frack.	14,50	bis 15,50	11,—	bis 12,—	8,—		2,50	bis 6,—
Gehrock	12,50	„ 13,50	9,—	„ 10,—	8,—		2,50	„ 6,—
Jaquet	10,50	„ 12,50	7,—	„ 8,—	6,—		1,40	„ 4,—
Sacco	6,—	„ 8,50	6,—	„ 7,—	4,—	bis 4,50	0,90	„ 2,50
Winterrock	12,—	„ 15,—	10,—	„ 12,—	10,—		2,—	„ 6,—
Ueberzieher	10,50	„ 12,50	8,—	„ 9,—	8,—		1,60	„ 4,50
Hose	2,80	„ 3,70	1,80	„ 2,—	1,—	bis 1,30	0,25	„ 0,90
Weste	2,60	„ 3,—	1,80	„ 2,—	1,—	„ 1,30	0,60	„ 0,90

Man sieht die furchtbar herabgleitende Skala des Arbeitentgeltes je nach der Rangklasse des Arbeitgebers. Nun giebt es aber — wie schon erwähnt — nur etwa acht erstklassige Kundenschneider, während es deren in Wien überhaupt 1300 giebt und schon im Jahre 1890 225 Konfektionäre gegeben hat. Die große Mehrzahl der 3800 Stückmeister wird also nach der niedrigen Skala, die weitaus allermeisten natürlich nach der bei den Konfektionären üblichen, entlohnt. Allein es kommt vor, daß, namentlich außer der Saison, auch noch niedrigere als die Konfektionlöhne gezahlt werden, und es sollen in Wien Stückmeister leben, die eine als Oberkleid dienende Leinenzeughose für acht Kreuzer anfertigen; sie zahlen den Sitzgesellen 6 bis 7 Kreuzer und „verdienen" also noch 1 bis 2 Kreuzer per Stück. „Die Masse muß es bringen"; und das sogenannte Kontraktorenwesen, bei dem die Stückmeister möglichst große Partien an Arbeit übernehmen, um diese außer Hause machen zu lassen, beginnt sich, nach dem Muster Nordamerikas und Englands, in Deutschland und Oesterreich zu verbreiten.

Wie es bei diesen Verhältnissen der Zwischenmeister den Gehilfen geht, braucht nicht weitläufig auseinandergesetzt zu werden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß ihre Entlohnung im Durchschnitt zwei Drittel Dessen beträgt, was der Zwischenmeister erhält; das dritte Drittel bleibt diesem als Unternehmer-

gewinn, ferner als Entgelt für seine eigene Arbeitleistung (Abholen und Abliefern der Arbeit und meist Bügelung) und schließlich als Entgelt für die Werkstättenhaltung. Es giebt Tag-, Stück- und Wochenarbeiter; aber wenn Aufträge da sind, giebt es keine Kategorien und keine bestimmte Arbeitzeit; es werden bei den einen Ueberstunden gemacht und bei den anderen der „Durchmarsch", d. h. es wird die ganze Nacht hindurch bis zur Erschöpfung gearbeitet. Die Sitzgesellen theilen das Loos ihrer Stückmeister und sehen, wie diese, oft die ganze Woche hindurch keinen Bissen Fleisch und am Sonntag ein Stückchen Pferdefleisch.

So sieht es im wiener Schneidergewerbe aus, dessen Verhältnisse für die der Heimarbeit überhaupt als typisch angesehen werden können. Die Regirung will die Heimarbeit regeln, indem sie Arbeitlegitimationen für Sitzgesellen und Entziehung des Rechtes, Lehrlinge zu halten, für die Stückmeister plant. Diese „Regelung" wird von bürgerlicher wie von sozialdemokratischer Seite abgelehnt. Von bürgerlicher Seite*) werden zumeist theoretische Bedenken geltend gemacht. Erstens, daß bei dem Regirungplane die Heimarbeit nicht im Ganzen und Großen geregelt, sondern nur neues Flickwerk geliefert werden solle; dann, daß den Stückmeistern, die doch sozusagen auch Schneidermeister sind, das Lehrlinghalten verboten werden solle; und schließlich, daß die Sitzgesellen erst katastrirt werden müssen, bevor Sitzkarten eingeführt werden. Die deutsche Fortschrittspartei hat im Parlament einen „Antrag zur gesetzlichen Regelung der Heimarbeit" eingebracht, in dem alle Nachtheile dieser Produktion scharf gekennzeichnet werden und schließlich eine genaue Evidenzhaltung aller Heimarbeiter und die Unterstellung der Heimarbeit unter die Arbeiterschutzgesetzgebung, freilich „mit den aus der Natur der Dinge sich ergebenden Einschränkungen", verlangt wird. Die Betheiligten selbst gehen in ihrer Kritik des Regirungplanes schon schärfer ins Zeug. Der Allgemeine Oesterreichische Schneidermeisterverband verlangt von der Regirung, daß sie den Begriff der Hausindustrie beim Kleidermachergewerbe auf die häusliche Erzeugung des Familienbedarfes beschränke; das Sitzgesellenwesen solle streng verboten und die Konfektionäre gezwungen werden, selbst eine Werkstätte zu errichten und keine Arbeit aus dem Haus zu geben. Wie man sieht, gehen die Herren Schneidermeister mit den Konfektionären sehr streng ins Gericht, legen aber den Kundenschneidern, d. h. sich selbst, keinerlei Verpflichtung auf. Da geht der Fachverein der Schneider und Schneiderinnen Niederösterreichs schon weiter. Auch er verwirft den Regirungplan, aber er verlangt schon gesetzlichen Zwang für alle Unternehmer, eigene Werkstätten zu errichten.**) Abgesehen von früheren Kund-

*) Man vergleiche die an die niederösterreichische Handelskammer erstatteten drei Vorberichte des Sekretär-Stellvertreters Dr. Eugen Schwiedland über die gesetzliche Regelung der Heimarbeit (Wien, 1896 und 1897), in denen eine genaue Zusammenstellung aller in den verschiedenen Staaten betreffs der Heimarbeit ergriffenen legislatorischen und administrativen Maßnahmen und anderes einschlägiges Material enthalten und sorgsam gesichtet ist.

**) Der im Juli 1896 zu Eisenach abgehaltene Kongreß der deutschen Schneider und Schneiderinnen hat eine Reihe sehr vernünftiger Postulate aufgestellt, ohne jedoch die Heimarbeit ganz auszuschließen und nur den Werkstättenbetrieb zuzulassen. Diese Forderung hat erst die einen Monat später in London abgehaltene Internationale Schneiderkonferenz strikt aufgestellt.

gebungen hat auch der sechste Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie in einer Resolution vom elften Juni 1897 die Parteivertretung beauftragt, eine nachhaltige Agitation gegen die Hausindustrie zu führen und namentlich für eine solche Reform der Bau- und Wohnungordnungen einzutreten, welche die Handhabe bieten könnte zur Unterdrückung aller Unternehmungen, die sich nicht in selbständigen, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Betriebsstätten befinden. Man strebt also die Konzentration des Betriebes in Werkstätten an, damit die Kontrole der Arbeiträume in hygienischer Beziehung, eben so die der täglichen Arbeitzeit und aller anderen Arbeiterschutzbestimmungen ermöglicht, außerdem aber auch die Organisation zur Erlangung besserer Arbeitbedingungen gefördert werde. Davon wollen nun freilich die Konfektionäre nichts wissen. Sie sind bereit, mancherlei Konzessionen zu machen, namentlich heißt es, daß sie sich einer Lohnregulirung nicht widersetzen würden. Nur gegen die Errichtung von Centralwerkstätten, die dem Gewerbeinspektor leicht zugänglich wären, stemmen sie sich mit aller Macht. Sie drohen, falls es dazu käme, mit Auswanderung. Sie berufen sich dabei auf einen Präzedenzfall in ihrer Branche. Die Versorgung der Türkei und namentlich Konstantinopels mit Kleidern geschah früher von Livorno aus, in dessen Freihafen englische Rohwaare zollfrei eingeführt wurde. Als der Freihafen aufhörte, übersiedelten die livorneser Konfektionäre nach Wien, wo ihnen in Folge der Zollrestitution bei der Ausfuhr von Kleidern, die aus dem importirten und verzollten englischen Tuch hergestellt wurden, geschäftliche Konvenienz geboten wurde. Verschlechterung der Produktionbedingungen könne also, wie dieses Beispiel zeigt, zu „radikalen Entschließungen" führen, und da die direkte oder indirekte Unterdrückung der Heimarbeit eine beträchtliche Verschlechterung der Produktionbedingungen in der Konfektion bedeute, würden sie nach Ungarn, wo man von sozialpolitischen Gesetzen noch wenig behelligt wird, auswandern, etwa nach Preßburg den Sitz der Produktion verlegen, wo schon einmal ein Mittelpunkt der Männerkleidung-Erzeugugung en gros gewesen ist. Aber man glaubt in Wien nicht an die Verwirklichung dieser Drohung. Denn auch die Großunternehmer in der Kleiderindustrie müssen wissen, daß die Erweiterung des jetzt nur in seinen ersten Ansätzen bestehenden Arbeiterschutzes selbst in Ungarn nur eine Frage verhältnißmäßig kurzer Zeit ist, daß ferner die Verlegung der Arbeit über die Grenze sicher auch eine merkliche Lähmung des jetzt schwungvollen wiener Absatzes zur Folge hätte und daß schließlich kein Mensch heute mit Bestimmtheit sagen kann, ob Oesterreich und Ungarn nach zehn Jahren nicht durchaus selbständige Zoll- und Handelsgebiete mit autonomen Zolltarifen bilden werden. Die mit jedenfalls bedeutenden Investitionen verbundene Organisirung der Verlagsarbeit in Ungarn wäre also für die wiener Konfektionäre eine nach jeder Richtung sehr gewagte Sache, und da die Herren klug sind und sich auf ihren Geschäftsvortheil verstehen, werden sie hübsch im Lande bleiben und sich auch im Falle einer radikalen gesetzlichen Reform der Heimarbeit einzurichten wissen. Bis zu einer solchen radikalen Reform hat es übrigens noch gute Wege. Es sieht nicht danach aus, als sollten Regirung und Parlament bald zu gründlichen sozialpolitischen Neuerungen Zeit finden und Lust zeigen.

Wien. Dr. Ignaz Deutsch.

Maschinenfabrikation.

In Essen, so wird im Bericht der Handelskammer gemeldet, glaubt man, das Jahr 1897 habe den Höhepunkt unseres Industrieaufschwunges gebracht, wenn auch ein eigentlicher Niedergang noch nicht zu erwarten sei. Das regt zu der Frage an, wie sich der Absatz von Maschinen in normalen Zeiten zu gestalten pflegt.

Früher kaufte man Dampfmaschinen fast ausschließlich in England, nur in seltenen Fällen bei persönlich empfohlenen deutschen Firmen, die sich besonderes Vertrauen erworben hatten. Unsere Landwirthschaft braucht schon seit vierzig Jahren sehr viele fahrbare Lokomobilen zum Dreschen, Rübenschneiden und Wasserpumpen; auch konnte der Dampf aus dem Kessel zum Kochen des Viehfutters benutzt werden. Einst baute man solche Lokomobilen nur jenseits des Kanals. Irgend ein Gutsbesitzer lernte auf seiner Reise die Vortheile dieser Maschine schätzen und kaufte sie, trotzdem der Preis damals, am Geldstande gemessen, etwa fünfmal höher war als der heutige Preis deutscher Lokomobilen. Für einen Großgrundbesitzer war die einmalige Ausgabe von 20000 Mark noch eine produktive Anlage. Dem einen Beispiel folgten schnell andere und bald hatten die Engländer in ganz Deutschland Vertreter, die sich zunächst kaum große Mühe zu geben brauchten, da sie ohne Konkurrenz waren. Als unsere Industriellen dann diese Fabrikation im Großen begannen, fehlten ihnen Arbeitmaschinen, Stahl und Eisen von gleichem Werth und sie konnten deshalb anfangs mit den englischen Leistungen schwer konkurriren. Aus dieser Zeit stammt die Gewohnheit mancher preußischen Landwirthe, noch jetzt ihre Maschinen aus England zu beziehen, trotzdem die deutschen Lokomobilen heute den Vergleich mit denen jedes anderen Landes aushalten. Die Herren sind mitunter so konservativ, daß sie die alten einfachen Lokomobilen vorziehen, obwohl die moderne Compoundmaschine relativ gar nicht viel theurer ist. Der Deutsche spart eben leider gern an den Anlagekosten, statt, wie es richtig wäre, an den Betriebsausgaben, — und diese Sitte schädigt unsere Industrie oft. Die englischen Fabriken haben also im Gebiet unserer Landwirthschaft noch immer ein gutes Absatzgebiet. Jetzt, wo in sehr vielen deutschen Fabriken Lokomobilen gemacht werden und an Reklame kein Mangel ist, wird der Landmann von Reisenden überlaufen und die Anfrage geht oft an zwölf verschiedene Fabriken, bis die billigste ermittelt ist. Manche Nebenumstände haben für die weite Verbreitung der Lokomobilen gewirkt. Da ist zuerst das Sicherheitgefühl, das durch die staatlich geförderten Kesselüberwachung-Vereine mit geringem Mitgliederbeitrag geschaffen wurde, ferner die Thatsache, daß jetzt fast in jedem kleinen Ort ein Mechaniker oder eine Reparaturwerkstatt zu finden ist. Früher mußte man bei Unfällen an der Maschine erst nach der Stadt telegraphiren, wo der Agent wohnte, der dann seinen Monteur auf die kostspielige Reise schickte. Uebrigens sollen an den fahrbaren Lokomobilen nur verhältnißmäßig selten Kesselexplosionen vorkommen, — vielleicht, weil die Fabrikanten wissen, wie mangelhaft auf den Gütern oft die Bedienung der Maschinen ist, und weil sie deshalb die Kessel besonders robust

bauen. Es kommt vor, daß ein Schuhmachergeselle oder der Nachtwächter des Ortes zur Kesselbedienung verwandt wird, nach dem berüchtigten Grundsatz: billig und schlecht. Ein solcher Mann legt sich dann um sechs Uhr nachmittags als Maschinist schlafen und steht vier Stunden später als Nachtwächter wieder auf.

Nach der Entwickelung der großen stehenden Dampfmaschinen pflegt man die ganze Industrie eines Landes zu beurtheilen. Die Aufgabe ist hier, mit dem geringsten Aufwand an Kohle und Wasser möglichst viel Kraft zu erzeugen. Dieses ökonomische Bedürfniß konnte erst nach der Anlage unserer Elektrizitätwerke völlig befriedigt werden, weil man Licht nur billig verkaufen kann, wenn es billig herzustellen ist. Als unsere elektrische Industrie entstanden war, begann man, aus den Dampfmaschinen die ökonomischsten zu wählen, und bestellte die großen nun schon seltener in England als in Deutschland. Die Engländer arbeiten noch vielfach nach althergebrachten Modellen, während die neue Aera unserer Technik nach den modernsten Hilfsmitteln griff. Das erst macht den Wettbewerb lohnend; und unsere Polytechniken lieferten sofort die nöthigen Kräfte: junge Leute, die ökonomische Maschinen gut zu berechnen verstanden und praktisch rasch weiter lernen konnten. Seitdem ist der gute Ruf der deutschen Maschinenfabriken begründet. Die großen Fabrikanten senden zwar auch heute noch ihre Reisenden aus und haben an wichtigen Plätzen Vertreter, aber sie brauchen ihre Kunden nicht mehr zu überlaufen. Auch im Auslande ist dieser Zweig unserer Großindustrie so angesehen, daß nur noch die Schweizer als scharfe Nebenbuhler auftreten können. Wo noch ein Vorurtheil zu Gunsten Englands besteht, werden die Befangenen oft durch Schaden klug. So erinnere ich mich, daß aus Riga vor drei Jahren in England eine einfach wirkende Dampfmaschine bestellt wurde, deren Mängel dann recht bald sichtbar wurden. Auch elektrische Anlagen, Wasserwerke, Textil- und Maschinenfabriken, elektrochemische Betriebe, Hütten finden jetzt in Deutschland Alles, was sie brauchen. Das gilt eben so für Werkzeugmaschinen, Drehbänke, Bohr- und Hobelmaschinen, deren Massenbedarf jetzt im Inlande gedeckt werden kann. Früher bezog man das Material gern aus Amerika und noch heute bereiten uns die Yankees beim deutschen Publikum fühlbare Konkurrenz; sie sind in den meisten größeren Städten durch sehr leistungsfähige und rührige Fabriken vertreten, annonciren, lassen reisen und bedienen sich, im Gegensatz zu den Engländern, fast ausschließlich der deutschen Sprache. Vor mir liegen Preisverzeichnisse eines solchen Unternehmens von seinen Lagern in Wien und Berlin. Die amerikanischen Maschinenbauartikel nehmen etwa 340 Druckseiten ein, die Werkzeugmaschinen 180; klares Deutsch, gute Zeichnungen und ein übersichtliches Register erleichtern den Gebrauch. Diesem amerikanischen Einbruch müßten deutsche Fabrikanten durch die selbe Exaktheit der Leistungen zu begegnen suchen. Die Amerikaner fordern höhere Preise als die Deutschen, aber ihre Arbeit gilt auch als tadellos. Man hört oft die Behauptung, daß bei einer Lieferung von zwanzig amerikanischen Maschinen alle tadellos sind, während unter zwanzig Maschinen anderen Ursprunges manchmal auch eine schlechter ausfallen kann; gerade in dieser Gleichartigkeit der Qualität scheint man bei uns den Vorzug der Amerikaner zu sehen. Daher kommt es vielleicht auch, daß noch immer so viele Nähmaschinen importirt werden, obwohl wir in dieser Branche genug deutsche Betriebe haben; an unseren Nähmaschinen sollen einzelne Theile mit der Hand nachgearbeitet werden, während an den amerikanischen Alles mit der Maschine, also gleichmäßiger gearbeitet wird.

Interessant ist die Entwickelung unserer Fahrradindustrie. Der Kleinbürger, der Metzgerbursche, der Landbriefträger kauft sich natürlich das billigste Rad in einer kleinen deutschen Fabrik. Es ist hübsch vernickelt, aber schwer, kostet 180 bis 190 Mark und kann bequem in Raten bezahlt werden. Die besser Gestellten gehen zu einem unserer ersten Fabrikanten, wo sie für 250 Mark gute Räder erhalten. Leider hat sich die Unsitte eingebürgert, daß man von diesem Satze aus bald hinunter, bald hinauf geht, während der Preis des amerikanischen Fabrikates fest ist. Da aber dieser feste Preis bis zu 70 Mark höher als der deutsche zu sein pflegt, muß man fragen, wie trotzdem bei uns der riesige Absatz von amerikanischen Rädern möglich ist. Mir wird berichtet, das drüben verwandte Material sei nicht viel besser als das unsere, doch werde drüben jeder einzelne Theil vor der Zusammenstellung einer ungleich genaueren Durchsicht unterzogen. Auch gelte die Fabrikation der Kugeln als besser, weil jede einzelne Kugel auf ihren mathematischen Charakter mit besonderen Maschinen geprüft werde, die man bei uns noch wenig angeschafft hat. Die selbe Sorgfalt werde den Speichen und der Längsstange zugewandt. Freilich behaupten unsere ersten Fabrikanten, daß sie eben so gute Räder liefern; es wäre aber noch festzustellen, ob diese Fabriken auch so scharfe Prüfungen wie ihre amerikanischen Konkurrenten zu bestehen haben. Die Frage ist wichtig, da man bei uns gegen den unbequemen Konkurrenten einen stark erhöhten Schutzzoll fordert, wie er in Oesterreich bereits eingeführt ist. Wird auf Wunsch unserer Fahrradfabriken, von denen einzelne 16 und 20 Prozent Dividende zahlen, eine solche Zollverschärfung beschlossen, dann werden die Amerikaner wahrscheinlich in Deutschland Fahrradfabriken gründen.

Die Amerikaner führen ohne große Schwierigkeit auch ihre ziemlich theuren Schreibmaschinen, an deren Verbilligung und Verbesserung zahlreiche Techniker arbeiten, und ihre Kontrolkassen und Rechenmaschinen ein, die manchmal sogar das Rechnen mit Logarithmen ersetzen, meist aber für umständlichere Multiplikationen gebraucht werden In den Transvaalminen sind die Rostöfen und großen Kessel aus Amerika, da wegen ihrer kalifornischen Erfahrungen die Managers der meisten Minen aus den Vereinigten Staaten angeworben sind. Die Poch- und Stampfmaschinen werden aus England bezogen, während die Mühlen — die sogenannten Grusonmühlen — deutsches Fabrikat sind. Vielleicht ändert sich aber auch in Südafrika dieses Verhältniß zu Gunsten unserer Industrie, deren Vertreter dort ja zahlreich sind. Was wir in elektrischen Dynamos, Gasmotoren u. s. w. leisten, ist bekannt genug. Auch bei den Gasmaschinen stammt der wesentliche Fortschritt erst aus der Zeit der entwickelten Elektrotechnik.

Der deutsche und auch ein Theil des ausländischen Bedarfes an Maschinen aller Art wird jetzt bei uns gedeckt und mehr als die Fortdauer und stille Verstärkung dieser günstigen Situation ist einstweilen wohl nicht zu erwarten. Daß aber unsere Industrie nachgerade auch mit der amerikanischen den Kampf aufzunehmen wagt, zeigen die Vorgänge, deren Schauplatz Japan ist. Pluto.



Notizbuch.

Adalbert von Chamisso hat uns ein hübsches Gedicht geschenkt, das den Titel trägt: „Böser Markt". Darin wird in munterem Bänkelton erzählt, wie ein vornehmer und reicher, aber schwerfälliger und nicht sehr muthiger Mann von einem flinken Schelm um seine Baarschaft geprellt wird. Der Schlaue setzt dem gemächlich Verdauenden die Pistole, ein Prachtstück aus der Werkstatt des berühmten Meisters Kuchenreuter, auf die erbebende Brust und nimmt dem Eingeschüchterten die Uhr, die Ringe und die gefüllte Börse ab. Er stiehlt die Sachen nicht etwa — Das wäre ja frevelhaft —, sondern kauft sie ehrlich, nach allen geheiligten Regeln des Marktrechtes, und leitet den Handel mit folgenden Worten ein:

Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberufnen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?

Eben so viel bietet und zahlt er dann für die kostbaren Ringe und giebt für die Börse schließlich die Pistole hin. Der so höflich von überflüssigem Ballast erleichterte Herr ist auf die beiden ersten Angebote „mit Vergnügen" eingegangen; nun aber, da er den Kuchenreuter in der Hand hält, fühlt er heldische Regungen und bedroht mit grimmer Miene den artigen Schelm, der mit ihm den schlimmen Handel schloß. Doch der Kuchenreuter ist nicht geladen und der Bedrohte mahnt den Unfeinen ernstlich an die Heiligkeit abgeschlossener Verträge und schlägt sich dann seitwärts in die Büsche ... In Europa wird die von dem lothringischen Dichter verspottete Art des Marktverkehres nicht gern mehr geduldet und allerlei klippige Paragraphen künden die Strafen, mit denen das Verbrechen der Bedrohung, Nöthigung, Erpressung geahndet werden soll. Im Verkehr mit dem fernen und fernsten Osten aber erfreuen die Grundsätze, die der schlaue Besitzer des Kuchenreuters bei Chamisso so anmuthig vertritt, sich allgemeiner Beliebtheit und wir haben erst während der letzten Wochen gehört, den strengsten Forderungen der Gerechtigkeit sei genügt, denn zwischen Deutschland und China sei nach allen Regeln diplomatischer Kunst ein Pachtvertrag geschlossen worden. Wenn dieser Vertrag dem Deutschen Reich dauernden Nutzen bringt und wider Erwarten nicht zu unheilvollen politischen Verwickelungen führt, wollen wir ihn loben. Einstweilen ist die Erinnerung an die Worte vielleicht nicht überflüssig, die am fünfzehnten Dezember in Kiel gesprochen wurden. Da sagte der Kaiser, es handle sich um „die logischen Konsequenzen Dessen, was mein hochseliger Herr Großvater und sein großer Kanzler politisch gestiftet und was unser herrlicher Vater mit dem Schwert auf dem Schlachtfelde errungen hat; es ist die erste Bethätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben." Und der Bruder des Kaisers erwiderte: „Eure Majestät haben die große Gnade und Entsagung gehabt, mir dieses Kommando anzuvertrauen. Ich danke Dies Eurer Majestät aus treuestem, brüderlichem und unterthänigstem Herzen. Ich kenne sehr wohl die Gedanken Eurer Majestät, ich weiß, wie schwer das Opfer ist, indem Eure Majestät mir ein so schönes Kommando anvertraut haben, und Das ist, Eure Majestät, was mich am Tiefsten

bewegt und weshalb ich Eurer Majestät aufrichtigst danke. Das Eine versichere ich Eurer Majestät: mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen." Das war die Einleitung zum Abschluß des Pachtvertrages, der mit den allgemein giltigen Grundsätzen des sogenannten Völkerrechtes nicht im Widerspruch steht, dessen verantwortliche Redakteure aber die ernste Gefahr hoffentlich nicht übersehen haben, die in gährender Zeit entstehen kann, wenn die Menge an einem weithin sichtbaren Beispiel erkennt, wie schnell Gewalt manchmal Recht wird.

* * *

Ganz unbekannt ist die Möglichkeit solcher schnellen Wandlungen ja schon lange nicht mehr, aber man sollte sie gerade jetzt, da um Rechtsbegriffe ein heißer Streit tobt, nicht leichtfertig dem kritischen Blick aussetzen. Nur die Naivsten müssen von Goethes Macchiavelli noch lernen, daß es in politischen Händeln nicht immer mit reinen Händen abgeht und man gewöhnlich die Finger erst nach der Arbeit wäscht. Deshalb sollte man an Heuchlerkünste nicht kostbare Zeit verzetteln. Das Centralorgan der sozialdemokratischen Partei hat einen aus dem Reichsamt des Inneren stammenden geheimen Erlaß veröffentlicht, aus dem hervorzugehen scheint, daß neue Maßregeln gegen die Arbeiter geplant werden, die Strikebrecher ein Bischen unsanft von der Arbeitstätte verscheuchen möchten. Die Veröffentlichung ist von einem Zorngebrüll begrüßt worden, das dem nüchternen Zuschauer unverständlich ist. Jede Partei würde jeden Erlaß veröffentlichen, der ihre Kreise heimlich zu stören droht, und über ein Abweichen vom schmalen Pfade der guten Sitte sollte man sich in der Epoche der Pachtverträge nicht allzu tugendsam und pathetisch erhitzen. Eben so wenig aber sollte sich die Sozialdemokratie wundern, wenn eine Regirung zu den Mitteln greift, die sie im Kampf gegen die Gefahr eines sogenannten Umsturzes für wirksam hält. Der in beiden Lagern unternommene Versuch, edle Empörung zu leisten, kann nur heiter stimmen. Die Regirung weiß, daß die Sozialdemokratie die wirthschaftlich verankerte Rechtsordnung mit allen vom Gesetz nicht verbotenen Waffen befehdet, und die Führer der Sozialdemokratie haben oft gesagt, daß sie in jeder Regirung nur die politisch organisirte Herrschaft der besitzenden Klassen erblicken. Wozu also der Lärm? Zur Klage sind eigentlich nur die herrschenden Klassen selbst berechtigt, die seufzend sehen müssen, wie immer wieder mit unsicherer Hand nach den alten Mittelchen getastet wird, deren Unwirksamkeit hundertmal schon erwiesen wurde. Die Sozialdemokraten können lachen, wenn ihre Gegner nichts Besseres zu ersinnen wissen als neue Beschränkungen des Koalitionrechtes. Die klügsten Vertreter der Bourgeoisie beginnen allgemach aber zu merken, daß in unseren Reichsämtern und Ministerien die Gespensterfurcht jede nützliche Thätigkeit hemmt.

* * *

Als Fürst Bismarck mit dem Herzogstitel und dem Marschallsrang heimgeschickt worden war, wurde ein schlecht stilisirter, aber gut gemeinter Aufruf veröffentlicht, der für ein dem in Ungnade jäh Entlassenen zu errichtendes Denkmal Spenden erbat. Bald war eine Million zusammengebracht, aber von dem Denkmal vernahm man lange nichts. Der treffliche Herr von Levetzow, der — kein Mensch weiß, warum — im Komitee eine „maßgebende" Stimme hat, hielt es wohl nicht für angebracht, von dem Verfehmten öffentlich allzu viel zu reden. Man hörte nur, der Kaiser wünsche,

daß erst seinem Großvater und seinem Vater in Berlin Denkmale errichtet werden, und er habe den Gedanken, den Fürsten Bismarck zu Pferde darzustellen, mit dem Wort zurückgewiesen, die Ehre eines Reiterdenkmals müsse Regenten vorbehalten bleiben. Als nach langer Dunkelheit dann am östlichen Saum des Sachsenwaldes die Gnadensonne aufstieg, kam in das Denkmalskomitee endlich Bewegung und nun ist Reinhold Begas mit der Aufgabe betraut worden, die feine Reckengestalt Ottos des Einzigen plastisch zu verkörpern. Das Denkmal soll leider nicht auf dem Wilhelmsplatz, sondern vor dem Reichstagshause errichtet werden, — wahrscheinlich, um Nachgeborene daran zu erinnern, daß Bismarck sein größtes Vollbringen fast immer einer unverständigen Reichstagsmehrheit abtrotzen mußte. Da dieser durch die abscheuliche Siegessäule verunstaltete Platz einmal gewählt war, mußte man erwarten, die dilettantische Mehrheit des Komitees werde sich der Entscheidung des Mannes fügen, der hier als der Sachverständigste sprechen durfte: der Entscheidung Wallots, des genialen Baumeisters, dem wir das herrliche Reichstagshaus danken. Aber Paul Wallot erfreut sich nicht der Gunst des Kaisers, der das Reichstagsgebäude als den „Gipfel der Geschmacklosigkeit“ bezeichnet und auch sonst oft seinem bedauerlichen Unwillen über dieses bedeutendste deutsche Bauwerk der neuen Zeit in den stärksten Worten Ausdruck gegeben hat. Obwohl das Urtheil des Kaisers in Kunstfragen nicht mehr Gewicht haben sollte als das des ärmsten Bürgers, ließ man den gescholtenen Architekten von Berlin nach Dresden ziehen; und obwohl nicht der Kaiser, sondern das Volk dem Fürsten Bismarck das Denkmal errichtet, hat das Komitee es für anständig erachtet, die Stimme des Berufensten zu überhören. Wallot ist aus dem Komitee geschieden und hat auf die Frage nach den Gründen, die ihn zu diesem Schritt bestimmten, geantwortet:

Gern, sehr geehrter Herr Harden, entspreche ich Ihrem Wunsche, Ihnen über die Frage des Bismarck-Denkmals und über meine Stellung zu dem jüngsten Beschluß des Komitees zu berichten.

Beide Wettbewerbe für das Bismarck-Denkmal hatten meiner Ansicht nach den Beweis erbracht, daß der Standort unmittelbar vor der Treppe auf der Westseite des Reichstagshauses dem Gebäude zu nahe liegt und in Folge Dessen zu große Beschränkungen auferlegt. Ein wirklich großartiges Denkmal, ein „Nationaldenkmal“, das zugleich den vorhandenen bedeutenden Mitteln entspricht, erscheint an dieser Stelle ausgeschlossen.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit, und so auch in der letzten entscheidenden Sitzung des Komitees, trat ich dafür ein, den Künstlern freiere Bewegung zu ermöglichen und das Denkmal auf größeren Abstand, etwa auf 100 m, abzurücken. Allem Anderen müsse vorausgehen ein genaues Studium des Königsplatzes, seines Anschlusses an die vorhandenen Straßenzüge, womöglich die Aufstellung eines Entwurfes für die zukünftige Gestaltung dieses maßstablosen, an seiner ungeheuerlichen Ausdehnung krankenden Platzes. Erst dann könne man mit Sicherheit den Standort des Denkmals bestimmen. Und wenn durch diese Vorarbeiten auch Zeit verloren werde, so sei Dies das kleinere Uebel. Das Denkmal, welches das deutsche Volk seinem großen Helden Bismarck errichte, solle die Jahrhunderte überdauern und dagegen komme eine kleine Verzögerung kaum in Betracht.

Auf diese Anschauungen ging das Komitee nicht ein. Es faßte den Beschluß, an dem Platz unmittelbar vor der Treppe festzuhalten, und so sah ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, aus dem Komitee zu scheiden.

Dresden. Paul Wallot.

Der Künstler hat, als er diesen Entschluß faßte, gethan, was er thun mußte, um nicht mit der Verantwortung für ein übles Beginnen belastet zu werden, und es wäre zu wünschen, daß er sich bald einmal eben so offen über die Einflüsse ausspräche, die während des Reichstagsbaues wirksam waren und das großartig gedachte Werk nach der Ansicht der wärmsten Bewunderer schwer geschädigt haben. Er mag sich einigermaßen damit trösten, daß es seinen Vorgängern in Preußen nicht viel besser ergangen ist. Schlüter mußte unter Friedrich dem Ersten dem höfisch gewandten Freiherrn von Eosander weichen und unter Friedrich Wilhelm dem Ersten das Land verlassen, weil der König, der, wenn er von der Gicht geplagt wurde, selbst als Maler dilettirte und sich deshalb für einen Kunstkenner hielt, ihm die Würde und den Verdienst des Hofbildhauers nahm. Den redlichen Knobelsdorff zwang die unkünstlerische Laune Friedrichs des Zweiten, die Arbeit am Bau des Schlosses Sanssouci niederzulegen. Der auf anderen Gebieten große Fritz pflegte von seinen Bauten zu sagen: „Es soll nur bei meinem Leben dauern"; und Woltmann, der diesen Ausspruch verzeichnet, fügt seufzend hinzu: „Es ist ein Fehler in dem Verhältniß des großen Königs zur Kunst, daß er nicht mehr Verständniß für das Monumentale besaß, daß es ihm bei seinen Schöpfungen in erster Linie auf die Wirkung, nicht auf die Sache ankam. Immer mehr traten Putz, Stuck und Gips, noch dazu in nachlässiger Bereitung, an die Stelle des Sandsteines, den man bisher wenigstens noch an den hervorragenden Theilen der Architektur zu verwenden pflegte. Die bedenkliche Neigung, überall Surrogate zu verwenden, wurzelte mehr und mehr ein." Als dann wieder ein großer Baukünstler, Schinkel, auftrat, wurden auch ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten bereitet und er konnte, unter den lästigsten Einschränkungen, nur einen kleinen Theil seiner Pläne durchsetzen. Gegen diese unheilvolle Preußentradition, die im ganzen Gebiet der Kunst so oft schlimm gewirkt hat, ist das Volk machtlos. Jetzt aber handelt es sich um ein Werk, das ein beträchtlicher Theil der besitzenden Volksklassen aus seiner Tasche bezahlt und in dessen Gestaltung kein höfischer Wille hineinzureden hat. Wir dürfen von Reinhold Begas, mag an seinem ersten Entwurf, den er selbst wohl nicht für unübertrefflich hält, auch Manches auszusetzen sein, das beste Bismarck-Denkmal erwarten, das heute ein deutscher Künstler zu schaffen vermag; aber selbst das schönste Denkmal — gerade Begas hat es mehr als einmal schon erfahren — kann nur zur Geltung kommen, wenn es auf einem geeigneten Platz steht. Und über die Frage, an welcher Stelle des Königsplatzes das Bismarck-Denkmal errichtet werden soll, hat sicher kein Anderer ein so sachverständiges Urtheil wie der Mann, der diesem Platz die erste würdige Zier geschenkt hat. Wenn die dilettantische Mehrheit des Komitees trotzdem Wallots Rath gering schätzt, wenn sie sich nicht in zwölfter Stunde noch entschließt, seinem mahnenden Wort zu folgen, dann wird sie vor der Geschichte die Verantwortung dafür zu tragen haben, daß ein großer Aufwand schmählich verthan und ein aus dem reinsten Empfinden des deutschen Volkes geborener Plan von anmaßendem Lakaiensinn elend verstümpert wurde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 29. Januar 1898.

Herr Omnes.

Herrn Omnes, Wohlgeboren, Europa.

Dieser Brief, höchstverehrter Herr, ist ein Glückwunschschreiben. Sie feiern, von mannbaren Söhnen und Töchtern, Neffen und Nichten und lieblich erblühten Enkelkindern selig umringt, in diesem Frühlenz ein Jubiläum. Fünfzig Jahre sind verstrichen, seit Sie in Europa zur Herrschaft gelangt sind, — nicht in allen Ländern genau an dem selben Tage, aber so ungefähr doch überall um das dreimal heilige Jahr 1848. Da darf ich unter den Gratulanten nicht fehlen, schon damit ich auch auf mich den Dank beziehen kann, den Sie nächstens hoffentlich in den Reichsanzeigern aller Kulturvölker veröffentlichen werden. Allerlei unkluge Feministen riethen mir, meinen Glückwunsch lieber an die berühmte Dame Oeffentliche Meinung zu adressiren, die leichter zu finden sei als der selbst von der findigsten Husarenpost schwer zu entdeckende Vertreter der in edler Reine hoch thronenden Demokratie. Aber ich korrespondire, offen gestanden, nicht gern mit Damen; sie antworten immer so furchtbar ausführlich. Auch fiel mir noch rechtzeitig ein, daß Ihr schlaues Söhnchen Jakob Offenbach, als es seinen lustigen Orpheus auf die Bühne brachte, die Rolle der Oeffentlichen Meinung einer nach festem Tarif zu pachtenden Schönheit gab — ich glaube, die Holde hieß Blanche d'Antigny — und daß jeder Fremde, der auf sich hielt, damals ein Stündchen wenigstens die Oeffentliche Meinung zärtlich umschlang. Solchen schätzbaren Liebespenderinnen mag ich nun schon gar nichts Schriftliches geben, denn sie lassen, wie Flordhen Gaß gezeigt hat, ihnen interessant scheinende Schriftstücke nachher drucken. Warum sollte mein Brief Sie auch

nicht erreichen? Ich verdanke Ihre Adresse dem Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannten Doktor Martin Luther; als dieser sonderbare Schwärmer vor dreihundertundetlichen Jahren aus dem Sachsenland seine treue Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten, ergehen ließ, schrieb er die seltsamen Sätze: „Derhalben ist die Obrigkeit und das Schwert eingesetzt, zu strafen die Bösen und zu schützen die Frommen, daß Aufruhr verhütet werde. Wenn aber Herr Omnes aufsteht, der vermag solch Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und es kann nicht ohne großes gräuliches Unrecht zugehen." Sie sehen: der gute Mann verstand die Sache nicht, konnte sie 1522 übrigens auch nicht verstehen, weil er nicht zu ahnen vermochte, wie der Massenverstand — oder, gebildeter: die Massenpsyche — sich herrlich entwickeln würde. Es ist anders gekommen, ganz anders, als der im Dunkel Tappende wähnte. Sie sind, höchstverehrter Herr Omnes, aufgestanden, haben die Obrigkeit und die Träger des Schwertes entthront, wissen mit untrüglichem Blick von den Bösen die Frommen zu scheiden und nur schnöde Wichte können frevelnd behaupten, daß in Ihrem Reich großes gräuliches Unrecht geschieht. Immerhin bin ich dem rückständigen Pfaffendoktor aus Eisleben dafür dankbar, daß ich durch seine Vermittlung Ihre werthe Adresse erhielt und in der Gratulantenschaar nun am Tage Ihres Triumphes nicht zu fehlen brauche.

Wie großartig und wie nützlich für uns Ihr Triumph ist, darüber ward mir erst neulich, als ich in einer mitteldeutschen Kleinstadt einen Tag verbringen mußte, völlige Klarheit. Daß in den Geistescentren der Hauptstädte, daß besonders in Berlin, dem alten Sitz höchster Intelligenz, das Urtheil nie irren kann, daß hier auch der einfachste, beschränkteste Sinn stets den rechten Weg findet, ist ja nicht gerade wunderbar; wo so Großes gedacht, so Herrliches ertrachtet wird, muß ein erhellender Strahl auch in das Hirn des Kleinsten fallen. Daß aber selbst in den stillen Städten, die der Berliner höhnisch Provinznester nennt, über alle Ereignisse dieser Erde sich mit Blitzesschnelle eine öffentliche Meinung bilden kann: Das, höchstverehrter Herr, ist einzig und allein Ihr glorreiches Verdienst. Da saß ich in einer Spelunke, die sie dort Kaffeehaus heißen, und lauschte den Gesprächen der Honoratioren. Die Morgenblätter waren eben, Gnade spendend, aus Berlin gekommen und ich versichere Sie: die Leute wußten über Alles Bescheid, was in den letzten vierundzwanzig Stunden den Erdball erbeben ließ. Einer entbrannte lichterloh für Emile Zola, der mit flammendem Wort gegen

die niederträchtige Verruchtheit der französischen Regirung in die Schranken trete und den armen Märtyrer Alfred Dreyfus aus den Krallen seiner Verfolger befreien werde. Ein Anderer wetterte gegen Herrn von Tausch, der sich nach dem Urtheil des Disziplinargerichtes der seinem Amt geziemenden Achtung unwürdig gezeigt habe und dennoch — o gräßliche Schmach! — in ein anderes Amt versetzt werden solle. Ein Dritter rühmte die Genialität der deutschen Reichspolitik, die uns zu billigem Preis Kiautschau, das Juwel des Ostens, beschert habe, ein Vierter pries den Mannesmuth der Deutschen, die in Oesterreich so standhaft und treu ihr Stammesrecht verfechten, und ein Fünfter war über den Grafen Rantzau empört, der in Friedrichsruh dem freien, hochgemuthen, unabhängigen Journalismus die Ehrfurcht versagt habe und offenbar ein roher, hochmüthiger Junker sei. Bewunderung erfüllte, da ich Solches vernahm, mit heiligen Schauern mein Herz; ich erkannte klar, wie weit wirs in den fünfzig Jahren Ihrer Herrschaft gebracht haben. Ich glaube, man kann die Bedeutung Ihres Triumphes nicht knapper ausdrücken als durch den Satz: Sie haben alle Sachkenntniß, alles Studium eines öffentlich verhandelten Gegenstandes unnöthig gemacht.

Das ist keine Kleinigkeit. Und ich finde es ganz in der Ordnung, daß Jeder, der sich der Gewalt Ihres Szepters keck entziehen will, als ein erbärmlicher, frecher Geselle gebrandmarkt wird. Ich kenne so einen Kerl. Dieser alberne Schlucker will sich öffentlichen Meinungen nicht fügen; er behauptet, in neunundneunzig von hundert Fällen habe sich Alles, was über Menschen und Dinge öffentlich verkündet wird, seinem aufmerksam nachprüfenden Blick als falsch, als meist von bestimmten Stellen wissentlich gefälscht, erwiesen und er hege, seit er diese Erfahrung machen mußte, gegen alle gassenläufigen Wahrheiten das tiefste Mißtrauen. Na, Sie können sich wohl vorstellen, daß der Brave nicht ernst genommen wird; man sagt mit Recht, er protze mit seinem besseren Wissen und halte es wahrscheinlich für besonders geistreich, immer anderer Ansicht als die Mehrheit zu sein, — die Mehrheit, unser allmächtiger Gott! Wenn ich ihm seinen Majestätfrevel vorrücke, lacht er leise und meint: „Diesem Gott gebt Ihr, wenn es Euch in den Kram paßt, ja auch Fußtritte und Schläge. Ihr achtet die Mehrheit nur, wenn sie Euch den Willen thut, und seid gleich bereit, über Willkür und Vergewaltigung zu klagen, sobald Eure Gegner die Mehrheit haben und nützen. Seht doch mal nach Oesterreich und Frankreich hinüber: Hatte Graf Badeni, hat Herr Méline nicht die Mehrheit, eine riesige, erdrückende sogar? Warum winselt Ihr also,

zetert über Gewaltthat und Unterdrückung, da Euer eigenes Lebensprinzip auch Euch einmal schädlich wird?" Ein unglaublicher Kerl, nicht wahr? Es wird Sie gewiß ein paar Minuten amusiren, wenn ich Ihnen erzähle, was er über die Menschen und Dinge denkt, über die ich selbst in der stillen Kleinstadt das Urtheil fix und fertig fand. Der Vergleich wird Sie lehren, wie viel die Menschheit Ihrer Regirung dankt.

Mit Kiautschau, sagt er, und den chinesischen Geschichten habe er sich ziemlich eingehend beschäftigt und sei dabei zu der Meinung gekommen, China gleiche der vulva canina, in die man leicht hinein, aus der man aber schwer wieder herausgelange. (Ekelhaft, nicht wahr? Wenn die lex Heintze nur erst in Kraft wäre!) Der Wahn, man könne sich vom ersten Januar 1898 an plötzlich in das längst abgeschlossene Firmenregister der Weltmächte eintragen lassen, scheint ihm komisch und er spottet, schon die Thatsache, daß für die chinesische Anleihe bei uns kein Geld aufzutreiben war, müsse die Leute eigentlich doch stutzig machen. Sogar die Polenfrage zieht er mit hinein und verkündet, alle, selbst die klügsten Versuche, den deutschen Osten vor der Slavisirung zu bewahren, müßten kläglich scheitern, wenn wir uns ausschließlich auf die Exportpolitik zu legen und auf den Weltmärkten die älteren Konkurrenten zu unterbieten fortführen; dann müsse die Industrie nämlich die billigsten Arbeiter suchen, die zu haben sind, und der slavische Einwandererstrom müsse sich beständig verstärken, da beim Geschäft nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch das nationale Empfinden aufhöre. Ueber die von China uns gewährten Pachtbedingungen wolle er gar nicht ernstlich reden; ihm genüge der Hinweis auf das gute Wort des Jesus Sirach: „Mancher kauft am Ersten wohlfeil, aber sonach muß er es theuer genug bezahlen." Wenn er dann verstummt und ich das Gespräch sacht auf den argen Herrn von Tausch bringe, antwortet er, er habe sich erkundigt und festgestellt, das Disziplinargericht habe nur strafbar gefunden, daß der Kriminalkommissar ein paar ihm untergebene Schutzleute ausschickte, um die Adressen vertrauenswürdiger Geldleute zu ermitteln; die Formel, der Angeschuldigte habe sich der seinem Amt geziemenden Achtung unwürdig gezeigt, kehre in jedem, auch dem mildesten Disziplinarurtheil wieder und beweise nichts gegen die Möglichkeit, den Verurtheilten in einem anderen Amt zu verwenden, wie es hundertmal schon geschehen sei, ohne daß darüber geredet wurde. Ob das Urtheil in diesem Fall gerecht sei, wisse er nicht; in sich sei es weder widerspruchsvoll noch unverständlich und der Lärm komme nur daher, daß die Leute, die darüber sprechen und schreiben, von den bei uns geltenden Bräuchen des Disziplinarverfahrens keine Ahnung haben.

So schwatzt er immer. Es sei, sagt er, das gute, unter keinen Umständen preiszugebende Recht der oesterreichischen Deutschen, sich ihrer Haut zu wehren; aber die Art ihres Auftretens in den Parlamenten sei im höchsten Grade widerlich und legitimire sie nicht, mit ihren verfeinerten Kulturformen gegenüber den Czechen zu prunken. Was sei denn die ganze Obstruktion im Reichsrath gewesen? Doch nichts Anderes als der Versuch, einer Mehrheit die ordentliche Erledigung der Geschäfte unmöglich zu machen. Erst habe man getrommelt und gepfiffen, dann die Majorität in allen Tonarten beschimpft und endlich mit Fäusten und Stuhlbeinen um sich gehauen. Und als man die Rowdies aus dem Saal befördern ließ, schrie Alles über Gewalt. Der Parlamentarismus sei von den Deutschen selbst geschändet und ruinirt worden und ihr Wüthen werde ihnen nichts, nicht das Allergeringste, nützen; den Badeni, der noch lange nicht der Schlimmste war, seien sie los, weil leider der höchste Vertreter des Staates sich von Straßentumulten stimmen ließ, aber eine veränderte Machtvertheilung zwischen den Stämmen sei unaufhaltsam und es wäre vernünftiger gewesen, schon vor bald dreißig Jahren auf Hohenwart und Schaeffle zu hören. Ob irgend eine liberale Mehrheit der Welt sich gefallen ließe, was die konservative Mehrheit des Reichsrathes sich gefallen lassen sollte? Ob von all den Leuten, die Offene Briefe schreiben und sich an Adressen betheiligen, auch nur der kleinste Theil überhaupt wisse, um was es sich handelt und was in den Sprachenverordnungen steht? Ob ich denn gar nicht lese, was im böhmischen Landtag vorgeht? Da nenne der Abgeordnete Wolf einen Kollegen laut einen Schinderknecht und einen Schuft und brülle mit Stentorstimme: „Unverschämtheit! Gemeinheit! Frechheit! Schwindel! Maul halten!“ Wenn Herr Ahlwardt sich so benähme, möchte er unsere israelitischen Mitbürger hören. Daß allerlei halb oder ganz bankerotte Parteien solche Gelegenheiten benutzen, um sich beim Pöbel wieder in Gunst zu betten, sei ja nicht wunderbar, aber ihr Heuchlergeheul dürfe doch nicht das Urtheil verständiger Leute beirren, eben so wenig wie der von den Sozialisten schlau verübte Lärm. Er gehöre nicht zu den prüden Vornehmthuern, die über jedes derbe Wort gleich das Näschen rümpfen; eine gewisse Mäßigung und Beschränkung müsse sich in Parlamenten aber Jeder auferlegen, sonst sei ein Verkehr in den Umgangsformen civilisirter Menschen unmöglich und der alte Urstand der Natur kehre wieder, wo der starke den schwachen Höhlenbewohner niederschlug... Muß ich Ihnen, höchstverehrter Meister, sagen, daß ich es längst aufgegeben habe, mich mit einem solchen Standpunkt auseinanderzusetzen?

Seine Wonne ist der Fall Dreyfus. Er will darüber mit der Sprache vorläufig noch nicht ordentlich heraus; der Stoff sei zu wunderschön, sei so recht ein Fressen für ihn und er müsse ihn, wenns erst so weit ist, ausführlich behandeln. Was da zusammengelogen werde, gehe auf keine Kuhhaut. Und ganz besonders allerliebst sei, was deutschen Leser zugemuthet werde. Seit Monaten tobe nun hitzig die Schlacht; noch aber sei, obgleich die Protagonisten, die Herren Matthieu Dreyfus und Scheurer-Kestner, schon öffentlich und frei reden durften und obgleich Frankreich eine fast schrankenlose Preßfreiheit hat, auch nicht der winzigste Indizienbeweis für die Unschuld des auf die Teufelsinsel Verbannten erbracht worden. Selbst Herr Jaurès habe auf der Tribüne gestehen müssen, es sei ihm unmöglich, sich über Schuld oder Unschuld des Dreyfus ein Urtheil zu bilden, und doch müßten die Sozialdemokraten Alles dran setzen, um diesen Skandal gegen die bürgerliche Gesellschaft auszubeuten. Bei uns aber wisse man ganz genau Bescheid, schon seit Monaten, bei uns sei der jüdische Hauptmann fast bereits ein Heiliger geworden. Was irgend ein Winkelblatt bringt, was der ekle Schmierfink Clémenceau in seinem vom Syndikat bezahlten Dreyfusorgan drucken läßt, werde uns hastig gemeldet, als wäre es untrügliche Wahrheit, und Alles werde sorgsam unterdrückt, was die Legende zerstören könnte. Der große Dichter Zola sei sicher gutgläubig und ahne wohl gar nicht, in welche Gesellschaft er gerathen sei; aber was er uns zu glauben ansinne, gehe doch über den grünen Klee. Die höchsten Offiziere, alle Minister, darunter kluge und untadelige Leute wie Hanotaux und Méline, sollen Schufte, alle Sachverständigen Schwindler, alle zum Urtheil berufenen Richter bestochene Schergen sein. Mit der Anschuldigung Esterhazys habe man sich elend blamirt; der Kerl rieche nicht gut und sei vermuthlich in allerlei Spitzeleien verwickelt gewesen, irgend etwas kriminell Belastendes aber habe man ihm nicht nachgewiesen, seine Ankläger haben wie Possenfiguren gestammelt und kein halbwegs vernünftiger Mensch habe nach dem Verlauf des Prozesses an eine Verurtheilung denken können. Jetzt komme man mit dem Ausschluß der Oeffentlichkeit. Neues Verbrechen! Ob denn in irgend einem Lande der Welt über Landesverrath und militärische Spionage in öffentlicher Sitzung verhandelt werde? Ob die Empörten denn nicht wissen, wie bei uns solche Sachen verlaufen, und ob sie vergessen haben, daß wir erst jetzt für die bei den einfachsten Militärprozeßfällen zuzulassende Oeffentlichkeit kämpfen? Die ganze Heulerei, Das ist sein Refrain, habe nur den Zweck, wieder einmal zu zeigen, wie wundervoll bei uns und wie ver-

rottet anderswo die Zustände sind, — und außerdem der jüdischen Bourgeoisie, die den Rummel bezahlt, eine besondere Freude zu machen. Solche Geschichten gingen manchmal aber auch schief; schon sei in Frankreich, namentlich in dem ausgewucherten Algier, ein Antisemitismus entstanden, von dessen Macht sich vor ein paar Monaten noch kein Mensch Etwas träumen ließ, und wenn die feigen Verdächtigungen aller in Frankreich Regirenden fortdauern, könne der Spektakel schließlich noch zu einem Kriege führen, von dem wir gar nicht mehr so weit entfernt seien. Dann würden die Lümmel, die jetzt den Rachen aufreißen, sich, um nicht gelyncht zu werden, in einen Winkel verkriechen... Und wenn ich ihm erwidere, für den Märtyrer seien doch die besten Männer eingetreten, dann ruft er, Das sei eben vom Schlimmen das Schlimmste, daß selbst gescheite Leute sich von öffentlichen Meinungen und von dem nebelhaft in den Lüften schwebenden Enthusiasmusdunst bethören lassen und über Dinge reden, die kennen zu lernen sie sich nicht eine Stunde bemühten. Es sei immer wieder die selbe Nichtsnutzigkeit. Da werde die Entrüstung der italienischen Presse über den Grafen Rantzau in die Welt hinaus telegraphirt. Er kenne den Grafen, der ein ungemein artiger, freundlicher und von jeder Hochmuthsregung freier Herr sei. Könne aber nicht dem Höflichsten der Geduldsfaden reißen, wenn er auf offener Straße von einem fremden Menschen mit der Frage angefallen wird, ob sein Schwiegervater wirklich tot sei, — noch dazu, nachdem dieser Mensch, der übrigens kein Journalist, sondern der Commis eines Institutes für Nachrichtenverhökerung ist, eben schon im Hause erfahren hat, daß er die Hoffnung auf eine schöne und einträgliche Fürstenleiche noch eine Weile dämpfen muß? . . . Aber das Bestreben, sich selbst ein Urtheil zu bilden, sei längst abgeschafft und man werde schon sehen, wohin man auf diesem Wege komme.

Sie schütteln verwundert das Haupt? Sie halten es für unmöglich, daß solche Ansichten sich heute noch, fünfzig Jahre nach Achtundvierzig, an das Tageslicht wagen? Und doch ist es so und mein Mund kündete Wahrheit. Aber ermessen Sie, Meister, die Größe Ihres Triumphes: die paar albernen Schlucker, die noch von Sachkenntniß und eigenem Urtheil faseln, sind vereinsamt, von der weise herrschenden Menge gemieden, und kein moderner Geist nimmt sie ernst. Deshalb schilderte ich Ihnen eins der Subjekte, die unter Ihrem Szepter bald völlig ausgestorben sein werden. Denn dieser Brief ist ein Glückwunschschreiben und soll Ihnen melden, wie unübersehbar groß die Gemeinde Ihrer Verehrer ist, als deren Einer ich bin

Ihr unentwegter

E. U. Ruch.

Britische Politik.

Ein Rückblick auf eine kaum abgeschlossene politische Vergangenheit hat immer etwas Mißliches. Das gilt von der inneren wie von der äußeren Politik, besonders aber von eben zum Abschluß gebrachten gesetzgeberischen Maßregeln, die die letzten und höchsten Interessen des Volkes betreffen, wie die des Unterrichtes und der religiösen Erziehung. Im Jahre 1897 hat wieder einmal eine solche Frage das politische Leben Großbritanniens ernstlich beschäftigt und deshalb soll sie bei diesem Rückblick auf die britische innere und äußere Politik des vergangenen Jahres an der ersten Stelle stehen. Es war die Frage des Privatschulwesens und der religiösen Erziehung. Im Jahre 1897 ist im englischen Parlament ein Gesetz durchgegangen, das die riesigen finanziellen Anforderungen mildern soll, die das herrschende Schulrecht bisher an die privaten Schulen stellte. Das neue Gesetz wird zweifellos in dieser Richtung wirken, aber noch nachdrücklicher wird wohl sein Einfluß auf die Neugestaltung der religiösen Erziehung sein, da es nach mehr als einer Richtung freie Bahnen geschaffen hat. Die Entwickelungsgeschichte der englischen Volksschulbildung entrückt wohl eine mit einem Schlage erfolgende grundsätzliche und vollkommene Lösung der zahlreichen bestehenden Schwierigkeiten dem Bereich der Möglichkeit für den praktischen Staatsmann, mindestens für die nächste Zukunft. Deshalb hat die britische Regirung von vorn herein auf den Versuch verzichtet, ein solches unerreichbares Ideal zu verwirklichen, und sich zunächst mit einer Maßregel begnügt, die die finanziellen Anforderungen, die bis jetzt an die Privatschulen gestellt wurden, erleichtern und eine Organisation schaffen sollte, die das System des privaten Volksschulunterrichtes zu stärken berufen ist, und zwar nicht nur für den Augenblick, sondern auf die Dauer. Das scheint über die gehegten Erwartungen hinaus gelungen zu sein. Zweifellos war das Experiment der Schaffung einer völlig neuen Verwaltungmaschinerie, wie die freiwillige Schulverbände es sind, ein mindestens sehr kühner Versuch und kein Prophet hätte, auch bei dem größten Selbstvertrauen, mit unbedingter Sicherheit vorauszusagen vermocht, daß diese Maschinerie die Absichten ihrer Erfinder wirklich auszuführen im Stande sein würde. Und doch ist das Ziel erreicht worden. In England giebt es jetzt etwa 14000 Privatschulen. Von diesen 14000 haben sich augenblicklich nur 250 noch keinem der freiwilligen Schulverbände angeschlossen, die sich nach den Bestimmungen des in der letzten Session angenommenen Gesetzes gebildet hatten. Von diesen 250 noch freien Schulen bedürfen 170 keiner weiteren öffentlichen Unterstützung und sind aus diesem Grunde den Verbänden fern geblieben; 40 weitere haben nach Anschauung des Unterrichtsamtes durchschlagende Gründe für ihr Fernbleiben von einer solchen Organisation, so daß von den in diesem

Augenblick bestehenden 14 000 Privatschulen nur noch 40 sich dem neuen System nicht angeschlossen haben, da ihre Leiter nicht geneigt waren, sich unter die Herrschaft dieses Systems zu stellen. Die neu entstandenen Organisationen sind keineswegs nur geschaffen, um das Unterrichtsamt bei der Vertheilung des Regirungzuschusses zu berathen, der für sie ausgesetzt ist, sondern ihre Wirkungen gehen schon jetzt viel weiter. Sie haben es zunächst fertig gebracht, die geistlichen und weltlichen Leiter der Schulen unter einen Hut zu bringen, und vereinigen sie schon heute in dem Streben nach einem gemeinsamen Ziel. Ohne die Mitwirkung der Gesetzgeber wären solche Schulverbände sicher nicht entstanden.

Neben dem Gesetz über die Organisation und Unterstützung des elementaren Privatschulwesens steht, als von mindestens gleicher Wichtigkeit, das Gesetz, das den Arbeitern für erlittene Unfälle Entschädigung gewährt. Ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil der konservativen Partei hatte sich diesem Gesetz anfangs feindlich gegenüber gestellt oder betrachtete es doch mit Mißtrauen und Gründe aller Art sind dagegen vorgebracht worden. Die rein doktrinären unter ihnen kann man auf sich beruhen lassen. Aber da hat man z. B. gesagt, es sei eine sozialistische Maßregel. Leider wird dieses Wort in sehr vielen Bedeutungen und manchmal recht leichtfertig angewandt. Ließe sich der Sozialismus überhaupt je in die Praxis übertragen, so würde er für den Arbeiter wie für den Arbeitgeber, überhaupt für jedes Interesse des Landes, nur Unheil bedeuten. Brandmarkt man jedoch jeden aus irgend einem Grunde mißliebigen Vorschlag als sozialistisch, so entsteht die Gefahr, daß selbst Leute, die durchaus keine Neigung zum Sozialismus haben, zu sagen beginnen: „Wenn dies Gesetz sozialistisch ist, so kann der Sozialismus selbst wirklich nichts so Schlimmes sein.“ Aber alle abstrakten Fragen, die man aufgreifen könnte, haben ja doch nur zweifelhaften Werth. Die Aufgabe, die der englischen Regirung gestellt war, entsprang der allgemeinen Ueberzeugung, daß das Unfallgesetz im Interesse der Arbeiter nicht so bleiben konnte, wie es war. Beide politischen Parteien hatten es aufgegeben; selbst unter den extremsten Anhängern der verschiedenen Parteien fand es keinen Vertheidiger mehr und deshalb ließ sich einer Reform nicht länger ausweichen. Für den praktischen Politiker gab es unter diesen Umständen nur eine einzige Frage: Welche Aenderung würde die wirksamste sein und allen betheiligten Klassen die größten Vortheile bieten? Nur zwei Lösungen waren möglich; oder nur zwei wenigstens sind von den Vertretern der verschiedensten Parteien in Vorschlag gebracht worden. Die eine war, das für das ganze Volk geltende Gesetz über die Entschädigung für Unfälle auf die besonderen Verhältnisse der Arbeiter auszudehnen. Die andere war, die Entschädigung für die Unfälle, die sich in einem Industriebezirk ereignen, mindestens vorzugsweise

der Industrie selbst zur Last zu legen. Die liberale Regirung hat die erste Lösung vorgezogen, die konservative dagegen die zweite, und zwar aus den bereits angegebenen Gründen. Daß sie für die Arbeiter weit günstiger ist, unterliegt keinem Zweifel und wird übrigens auch nicht bestritten. Nach dem liberalen Entwurf würde vielleicht nur einer unter sieben Unfällen zur Entschädigung berechtigt haben, jetzt aber berechtigt jeder dazu. Die dagegen erhobenen Einwände gehen denn auch nicht von den Arbeitern aus, sondern von den Arbeitgebern; sie behaupten, das Gesetz bürde der Industrie, also dem Arbeitgeber, eine Last auf, die zunächst für die Industrie und den Arbeitgeber, schließlich aber in ihrer mittelbaren Wirkung auch für den Arbeiter verderblich sein werde. Die Erfahrung allein kann diesen Streit endgiltig entscheiden, aber nach genauem Studium der Frage ist zuversichtlich zu hoffen, daß das Gesetz, wie es mehr für den Arbeiter thut als das liberale, auch für den Arbeitgeber sich vortheilhafter all dieses erweisen wird; und zwar aus folgendem Grunde. Nach dem liberalen Entwurf wäre wohl das Prozeßverfahren in jedem einzelnen Fall das einzige Mittel gewesen, Entschädigung zu erlangen, und jeder Prozeß ist umständlich und kostspielig und sät außerdem Zwietracht zwischen den Klassen, die einig sein sollten, zwischen Klassen, denen zwar nicht alle Interessen gemeinsam sind, aber von denen doch die eine nicht leiden kann, ohne sofort die andere in Mitleidenschaft zu ziehen, und die durch die denkbar engsten Bande verknüpft sind, — eine Thatsache, die leider manchmal vergessen wird. Für die Arbeitgeber ist das Gesetz also schon deshalb vortheilhaft, weil es eine beständig und immer reichlicher fließende Quelle der Uneinigkeit verstopft und einen Apparat schafft, der bei der Entscheidung über die Pflicht zur Entschädigung leicht und glatt arbeitet und verbinden wird, statt zu trennen. Ferner war nach dem liberalen Entwurf die zu zahlende Entschädigungsumme eine durchaus unbestimmte Größe, die von dem Zufall, der Zusammsetzung eines besonderen Gerichtshofes, abhing. Es wäre außerordentlich schwierig und kostspielig gewesen, sich dagegegen zu versichern. Das konservative Gesetz bezeichnet die obere Grenze der Haftpflicht deutlich; der Arbeitgeber kann sich also leicht dagegen versichern und weiß genau, wie weit seine Verpflichtungen reichen. Das ist ein oft unterschätzter technischer und finanzieller Vorzug; und man darf hoffen, mit der Zeit werde sich die Erkenntniß verbreiten, daß der eingeschlagene Weg für alle Klassen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Kapitalisten und Arbeiter, der beste war. Wenn man etwa noch einwenden will, daß das Gesetz trotz seiner Nothwendigkeit doch nicht von der konservativen Partei eingebracht werden durfte, da es allen Traditionen dieser Partei widerspreche, so ist zu erwidern, daß solche Vorwürfe im Laufe der englischen Geschichte häufig gegen die konservative Partei erhoben worden sind. In manchen Fällen sind naturgemäß durch den Fortgang

der Ereignisse und die Entwickelung der Gesellschaft große Veränderungen bedingt worden, aber eben diese Veränderungen waren den Grundsätzen und Traditionen der Konservativen zuwider und deshalb wäre es auch im Interesse der Parteimoral manchmal vielleicht besser gewesen, die Ausführung solcher Maßregeln den Liberalen zu überlassen. Aber in dem vorliegenden Falle sind die Traditionen der konservativen Partei Englands ehrenvoll mit großen Reformmaßregeln und bedeutenden Einrichtungen zum Schutze der arbeitenden Klassen wie der Kapitalisten Englands verknüpft. Die Konservativen können mit Recht behaupten, daß sie von der ersten Stunde an, da das Parlament angefangen hat, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, an der Stelle gestanden haben, wo die Schlacht am Heißesten war, und daß die umfassende und wohlthätige Fabrikgesetzgebung, die so viel für den Arbeiter gethan hat, überhaupt die gesammte Sozialgesetzgebung hauptsächlich von ihr ausgegangen ist.

Die von der konservativen Regirung im Jahre 1897 im Allgemeinen verfolgte politische Richtung bedarf keiner Erklärung; und über das Jahr 1898 ist nichts zu bemerken, was nicht schon allgemein bekannt wäre. Gäbe es aber Geheimnisse auf diesem Gebiet, so wäre es nicht gerade wünschenswerth, sie jetzt schon zu enthüllen. Aber es giebt auch gar keine. In England wenigstens ist es allgemein bekannt, daß der größte Theil der verfügbaren Zeit in der kommenden Sitzungperiode von einer Vorlage über eine Spezialregirung für Irland und von der kaum weniger wichtigen, aber hoffentlich schneller durchzuführenden Heeresreform beansprucht werden wird. Die Vorlage über eine Spezialregirung für Irland besitzt allerdings einen Zug, der wohl geeignet ist, eine allzu große Begeisterung zu dämpfen. Sie bedeutet nämlich eine sehr beträchtliche jährliche Ausgabe für das britische Schatzamt, — ungefähr vierzehn Millionen Mark. Nach unserer Meinung hat Irland auf diese Summe kein Recht, wenigstens nicht in dem Sinn, als handle es sich um eine Schuld Englands und Schottlands an Irland. Doch darf auch wohl bei der Forderung dieser großen Jahresausgabe auf die Unterstützung des Landes gerechnet werden, wenn sich dadurch in der inneren Politik etwas Großes erreichen läßt. Etwas Großes aber wäre erreicht, wenn Irland sein Maß von Selbstregirung auf eben so breiter Grundlage erhielte, wie es die Gesetzgebung längst bereits England und Schottland gewährt hat. Es ist der allgemeine Wunsch, daß Irland auf gleicher Stufe mit den Schwesterkönigreichen stehen soll. Die Schwierigkeit, die bisher bestand, diese Reform in Irland einzuführen, lag in dem Wesen des dortigen Besteuerungsystemes. Wäre dieses System auf eine dem Volkswillen genehme Grundlage gestellt worden, wie die konservative Partei es wünscht, so wäre vielleicht die Klasse der Grundbesitzer geschädigt worden. Der in der Vorlage geforderte Betrag wird dem Reich aber die Möglichkeit geben, eine Aenderung des

irischen Besteuerungsystemes zu erreichen, die diese Gefahr beseitigt. Dann läßt sich ohne Beeinträchtigung berechtigter Interessen für Irland eine Selbstregirung auf der selben breiten, freien und unbeschränkten Grundlage errichten, wie sie in England und Schottland bereits besteht. Sollten jedoch die künftigen Parlamentsverhandlungen ergeben, daß die Gewährung einer solchen von den Iren gewünschten Selbstregirung unmöglich ist, so würden die englischen Konservativen Das sicher tief bedauern, aber sie könnten dem britischen Steuerzahler nicht zumuthen, jährlich vierzehn Millionen mehr aufzubringen, wenn sich nicht wenigstens dieser Erfolg auch sicher erzielen läßt. In jedem Fall wird der konservativen Partei, die die Aufrechterhaltung der Union der drei Reiche allen anderen politischen Fragen voranstellt, nicht mehr der Vorwurf gemacht werden können, sie habe es mit ihrem Programm unvereinbar gefunden, Irland die selben Freiheiten zu gewähren, deren die Schwesterkönigreiche diesseits des St. Georgskanals sich erfreuen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit Großbritanniens, daß sich seine Politik nicht auf den Bereich zwischen den vier Meeren beschränken kann, die es umschließen. Eine Skizze, die sich mit der inneren Gesetzgebung der Vergangenheit uud Zukunft beschäftigt, kann nur einen höchst unvollkommenen Ueberblick über die nationale Lage Englands geben, das in eine ungeheure Menge der verschiedenartigsten Interessen verwickelt ist. Im Jahre 1896 stand der Streitfall mit Venezuela und die Streitigkeiten — wenn man es so nennen darf — mit unsern Stammesbrüdern jenseits des Atlantischen Ozeans im Vordergrunde. Im Jahre 1897 hatte sich der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses von Amerika nach Afrika verschoben. Damals drehte sich Alles um die im Süden dieses großen Welttheiles sich abspielenden Ereignisse. Der letzte Jahreswechsel hat uns von Afrika nach Asien geführt. Also dem Osten zu, auf der gewöhnlichen Reiseroute, die wir an den wichtigsten Stationen unterbrechen wollen ... Da wäre zuerst Kreta. Allerdings hat Großbritannien keine materiellen Interessen auf Kreta, dafür aber große moralische Verantwortlichkeiten. Offen muß ich sagen, daß sich nach meiner Meinung das Konzert der Großmächte bei der Behandlung Kretas während der letzten paar Monate nicht gerade mit Ruhm bedeckt hat. Gewiß verdankt Europa diesem Konzert viel. Es hat in den Balkanstaaten den Frieden erhalten, das Feld eines unvermeidlichen Krieges beschränkt und die christliche Civilisation vor den übelsten Folgen dieses Krieges bewahrt. Kreta selbst hat die endgiltige Sicherung seiner Unabhängigkeit nur dem Konzert der europäischen Großmächte zu verdanken. Wenn man jedoch von diesem großen Erfolg absieht und fragt, was mit der Insel selbst geschehen ist, so wird wohl Niemand behaupten wollen, daß Das, was geschehen ist, des großen Apparates würdig war, der zur Entscheidung über die Geschicke der Insel auf-

geboten wurde. Noch immer hat die Insel keinen über Gesetz und Ordnung wachenden Gouverneur; und mir ist diese Verzögerung des ersten Schrittes zu dem Ziel, der Insel eine vernünftige Regirung zu geben, so zuwider, daß ich sogar mit einem minder bedeutenden Manne zufrieden wäre, wenn er es als Gouverneur mit seiner Pflicht nur ernst nähme. Vom Dampfhammer pflegt man zu sagen, er könne eben so eine Stahlbarre in ihre Form treiben wie ein Ei zerschmettern; das europäische Konzert vermochte zwar die Stahlbarre zu formen, aber seine Versuche, die dünne Schale des Eies zu zerbrechen, sind bisher kläglich gescheitert. Doch hat es sich bei anderen Gelegenheiten fähig erwiesen, in schwierigen Fällen Bedeutendes zu leisten, und wir dürfen hoffen, daß ihm auch künftig Erfolge beschieden sein werden.

An der Nordwestgrenze Indiens spielt sich ein Kampf ab, der sich schon lange genug hingezogen hat. Selbst den Briten, die nicht die Nothwendigkeit dieses Kampfes bestreiten, hat er zum Theil große Enttäuschungen bereitet. Das ist kein Wunder; denn er hat bis jetzt eine große Anzahl werthvoller Menschenleben gekostet und noch ist damit für unser Vaterland nicht das Mindeste gewonnen. Diese endlosen Kleinkriege mit uncivilisirten Stämmen halten das britische Reich in steter Unruhe und ihr einstiges Ende wird nicht einmal offenkundige oder greifbare Ergebnisse für Großbritannien oder auch nur für einen Theil seiner Bewohner bringen. Dennoch war dieser Krieg unvermeidlich und nöthig, denn er wurde England aufgezwungen. Er hat auch schon Mancherlei an den Tag gebracht; unter Anderem die Erkenntniß, daß die Leistungsfähigkeit und der Geist der englischen und der eingeborenen Truppen noch auf der selben Höhe steht wie früher; selbst die schrecklichen Proben, denen sie ausgesetzt waren, haben sie bisher nicht erschüttert. Vielleicht vergegenwärtigt sich nicht Jeder völlig die besonderen Schwierigkeiten, mit denen die britischen Truppen zu kämpfen haben; sie sind jetzt sogar größer als in dem afghanischen Kriege von 1879/80, dessen Einzelheiten durch das ausgezeichnete Werk vom Lord Roberts über diesen Feldzug allgemein bekannt geworden sind. Unsere Soldaten sind eingeschlossen, eingepfercht in kahle Bergthäler mit steilen Wänden, in Schluchten, wo es keinen Pfad giebt, deren klimatische Bedingungen die stärksten Anforderungen an den Mann stellten und in denen die Mittel, mit denen man sonst den Schädlichkeiten des Klimas begegnen kann, äußerst beschränkt sind. Selbst die Lebensmittel sind häufig knapp. Die britischen Soldaten haben mit einer sehr viel stärkeren Macht feindlicher Bergschützen zu kämpfen, die ringsum alle Höhenzüge besetzt halten, mit Präzisionsgewehren bewaffnet sind und mit ihnen so gut umzugehen verstehen wie nur der bestausgebildete Europäer. Sie feuern aus unbedingt sicherer Stellung auf die britischen Truppen, die niemals oder doch nur selten den Trost haben, dem Feinde in offener Schlacht gegenüber zu stehen. Die Regirung weiß aber

recht gut, was sie mit Alledem will. In England wird über die Vorzüge einer indischen Vorwärts- oder Rückwärtspolitik gern geschwatzt. Aber diese Stichwörter gleichen ausgebrannten Lunten; und wer sich in die Sachlage nur ordentlich hineindenkt, kann schwerlich über das Nothwendige zweifelhaft sein. Die britische Regirung hat keineswegs die Absicht, sich in die Organisation der unabhängigen Stämme Indiens oder in die häuslichen Angelegenheiten dieser Grenzvölker zu mischen oder sie gar in unmittelbare Abhängigkeit von der britischen Krone zu bringen; sie will ihnen nicht einmal statt ihrer eigenen Stammesbräuche und Gesetze die englischen aufdrängen, so viel höher diese auch stehen mögen. Sie hat vielmehr drei ganz bestimmte Ziele: sie will die Bewohner des Kaiserreiches Indien schützen, für deren Leben und Eigenthum sie direkt verantwortlich ist; sie will verhindern, daß sich eine fremde Macht in die Angelegenheiten dieser Stämme mischt, in die England sich nicht zu mischen gedenkt; und sie will die Verpflichtungen erfüllen, die Verträge dem britischen Reich auferlegt haben. Diese Verträge sind nicht von einer konservativen Regirung abgeschlossen worden, die sonst die „Vorwärts-Politik" in Indien vertritt, sondern von einer liberalen, die sich sonst zu den entgegengesetzten Grundsätzen bekennt. England ist unter bestimmten Verhältnissen verpflichtet, den Emir von Afghanistan gegen einen Angriff von außen zu schützen. Das ist aber ohne die Herrschaft über die Heerstraßen, die durch diese großen Gebirgsgürtel führen, unmöglich. Die Grenzstämme sollen unabhängig bleiben und sich in Frieden nach eigenem Gutdünken selbst regiren. So lange sie sich nicht einer anderen Macht zuwenden, sich keines Vergehens gegen die britischen Grenzlande schuldig machen und England nicht hindern, den eben erwähnten Vertragsverpflichtungen nahezukommen, so lange mögen sie sich selbst überlassen bleiben.

In Indien ist England verantwortlich für die ordentliche Regirung einer ungeheuren Bevölkerung. Zum Glück tragen wir keine ähnliche Verantwortung für die Ereignisse, deren Schauplatz China geworden ist. Die englischen Interessen in China sind vielmehr ausschießlich Handelsinteressen und die allgemeinen Grundsätze der englischen Politik auf diesem weiten Gebiet sind deshalb leicht anzugeben. Daraus, daß die britischen Interessen reine Handelsinteressen und keine Herrschaftinteressen sind, folgt unmittelbar, daß Landbesitz, insofern er nicht nöthig ist, um einen Stützpunkt für mögliche kriegerische Operationen zu bieten, eher ein Nachtheil als ein Vortheil ist, weil er Verantwortlichkeiten, Pflichten oder doch mindestens Geldausgaben mit sich bringt. Da das englische Interesse am Außenhandel Chinas sich auf achtzig Prozent beläuft, während auf den Antheil der gesammten übrigen Welt am Gesammthandel Chinas nur zwanzig Prozent entfallen, hat England einen besonderen Anspruch darauf, daß China den Außenhandel nicht etwa beschränkt. Durch

die heiligsten Ueberlieferungen seiner Politik ist England verhindert, sich irgend welcher Handelsvorrechte zu bedienen, die ihm etwa als Waffe zum Ausschluß von Nebenbuhlern verliehen werden könnten. Wenn es Handelsfreiheit fordert, so fordert es sie nicht für Großbritannien allein, sondern für die ganze Welt in gleichem Maße. So giebt es denn nur zwei Wege, auf denen die britischen Handelsinteressen in China geschädigt werden könnten. Ein fremder Staat könnte die chinesische Regirung sanft oder unsanft zwingen, Bestimmungen zu erlassen, die England feindlich und ihm selbst günstig wären, oder, mit anderen Worten, die Gleichheit der Handelschancen zu zerstören, die wir unbedingt fordern müssen. Der andere Weg hätte zwar weniger schlimme Folgen, ist aber trotzdem nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich halte es nicht gerade für wahrscheinlich, aber es läßt sich doch die Möglichkeit denken, daß fremde Staaten mit schutzzöllnerischer Ueberlieferung sich an der chinesischen Küste Stationen schüfen, die sie völlig unter ihrer Herrschaft hielten und durch die sie den Welthandel künftig nicht mehr frei hindurchgehen ließen. Die britische Regirung müßte natürlich Alles aufbieten, um zu verhindern, daß einer der beiden Wege eingeschlagen würde, die den englischen Handel schädigen könnten. Dabei ficht sie nicht für ihr eigenes Land allein, sondern für die ganze Welt; und sie ist weit von dem Geist kleinlicher Eifersüchtelei entfernt, der leider allzu viele Politiker in allen Theilen der Erde beseelt. Sir Charles Dilke hat mich in einer Rede beschuldigt, ich sei für die „Theilung Chinas" verantwortlich, weil ich vor zwei Jahren einmal gesagt habe, daß ich die Idee eines unterhalb der Zone des Wintereises anzulegenden russischen Handelshafens ohne Furcht und Unbehagen betrachten könne. Der selben Meinung bin ich auch heute noch. Ich kann nicht einsehen, weshalb England Einwände dagegen erheben sollte, daß sich der russische Handel dahin wendet, wohin ihn die Lust treibt, — vorausgesetzt, daß uns gestattet bleibt, auch dorthin zu gehen. Die fremde Presse schilt England stets das Land der selbstsüchtigen Politik. Ich verstehe den Sinn solcher Rede nicht; denn von allen Ländern der Welt ist es England allein, das, wenn es sich ein Land unterwirft und es der Barbarei und Wildheit entreißt, dieses neue Kulturgebiet für alle Länder und nicht für sich allein erobert. Und wenn wir verlangen, die großen Wasserstraßen Chinas sollen dem Handel geöffnet bleiben, so gilt auch Das ja nicht nur für unseren eigenen Handel, sondern es soll allen Völkern der Welt freistehen, sich des selben Vorrechtes zu bedienen. Wird diese Politik verwirklicht, dann wird der Handel blühen, der Austausch von Waaren wird dauernd wachsen und mit ihm werden die Kräfte zunehmen, die auf ein besseres Verständniß der Völker unter einander und auf die Aufrechterhaltung dauernden Friedens in China, Afrika und der ganzen übrigen Welt hinwirken.

London. Arthur James Balfour.



Die Erhöhung der Revisionsumme.

Der erste Januar 1900 giebt uns Deutschen ein gemeinsames bürgerliches Recht. Das Gesetzbuch ist dem deutschen Volk ein geheimnißvolles Geschenk seiner Rechtsgelehrten; aber auch ihnen wird der Gesammtinhalt des Werkes nur sehr allmählich aufgehen. Erst künftigen Geschlechtern wird es beschieden sein, im Schutz eines allseitig verstandenen, wissenschaftlich durchforschten und den Bedürfnissen des Lebens angepaßten Privatrechtes zu leben. Das lebende Geschlecht dagegen wird den idealen Gewinn am ersten Januar 1900 auf alle Fälle mit einem starken Verlust an Rechtssicherheit bezahlen. Diesen Augenblick nun, wo kaum die ersten deutschen Juristen im Stande sind, auf streitige Privatrechtsfragen mit einiger Sicherheit die Antwort zu finden, halten die Verbündeten Regirungen für geeignet, die Zuständigkeit des Reichsgerichtes einzuschränken. Erst ein Streitobjekt von mehr als 3000 Mark soll eines Reichsgerichtsurtheils gewürdigt werden.

Auch die Befürworter des Vorschlages verkennen die damit verbundenen Gefahren nicht. Das Reich soll erklären, es könne vom ersten Januar 1900 ab das verletzte Privatrecht nicht im bisherigen Umfange schützen. Damit tritt es nicht nur hinter die Kulturstaaten des englischen und französischen Rechtes zurück, die eine Beschränkung der dritten Instanz nach dem Geldwerth des verletzten Rechtes nicht kennen. Viel bedenklicher ist, daß das Reich sich in der Erfüllung einer Staatsaufgabe ersten Ranges einschränkt, die sogar die deutschen Einzelstaaten ohne Mühe erfüllen konnten. Auch wird das Reichsgericht bei einem Revisionobjekt von über 3000 Mark für einzelne ärmere Oberlandesgerichtsbezirke als Revisionhof kaum noch in Betracht kommen. Ganze Rechtsmaterien werden dem Reichsgerichtsspruch überhaupt entzogen werden. Und wenn, bei steigender Arbeitlast des Reichsgerichtes, auf dem Wege der regelmäßigen Erhöhung der Revisionsumme fortgefahren wird, so wird das Reichsgericht aus einem höchsten Gemeingut unseres Volkes zu einem privilegirten Gerichtshof für reiche Beklagte. Denn ein Beklagter, der die Revisionsumme nebst Zinsen und den Kosten dreier Instanzen wirklich zahlen kann, gehört schon jetzt zur besser gestellten Minderheit.

Was kann es Dem gegenüber nützen, wenn man die Nation auf die Vorzüglichkeit der Oberlandesgerichte verweist? Die produzirenden deutschen Mittelstände werden die Versagung der Reichsinstanz als eine schwere Rechtsungleichheit empfinden. Sie sind gewöhnt, in dem höheren Richter auch den weiseren zu sehen. Sie werden nicht begreifen, warum sie sich mit dem Urtheil eines Gerichtes begnügen sollen, dessen Weisheit der Grundbesitzer, der Großindustrielle und der Großkaufmann in seinen Prozessen gründlich und mit Erfolg angreifen darf. Politisch ist in solchen Dingen schon der bloße

Glaube der Nation entscheidend; übrigens kann aber gar nicht bezweifelt werden, daß eine sorgfältig besetzte dritte Instanz eine starke Garantie richtiger Rechtsfindung darstellt, zumal in Zeiten juristischer Neuschöpfungen.

Trotz Alledem müßte das von den Regirungen geforderte Opfer gebracht werden, wenn damit und nur damit die dauernde Rechtseinheit erkauft werden könnte. Das trifft aber nicht zu. Immer wird die verfehlte Frage gestellt: Wie soll das Reichsgericht am ersten Januar 1900 fertig werden? Als ob es sich um einem Nothbau für eine kurze, besonders belastete Uebergangszeit handelte! Da wäre allerdings die Antwort am Platz, man möge für eine kurze Zeit das Arbeitmaß irgendwie verringern. In Wahrheit aber handelt es sich um die ganz andere Frage: Wie sichert man dem deutschen Volke auf Jahrhunderte hinaus ein festes und einheitliches Recht, durch das Rechtsstreitigkeiten von vorn herein möglichst vermindert werden?

Auf diese Frage ist die Erhöhung der Revisionsumme eine sehr bedenkliche Antwort. Die sechs Senate des Reichsgerichtes haben ihre undankbare Aufgabe, neben dem Reichsrecht die verschiedenen Partikularrechte von einer Stelle aus zu erklären, in den Grenzen der Menschenmöglichkeit erfüllt. Sie haben dabei wie sechs verschiedene Revisionhöfe fungirt und konnten schlechterdings nicht anders fungiren. Der Einfluß des Plenums auf das deutsche Rechtsleben ist ausgeblieben. Jeder Senat hat zu den zahlreichen Streitfragen des Reichsprozeßrechtes selbständig Stellung genommen. Und wo verschiedene Senate in die Lage kamen, Streitfragen des materiellen Rechtes zu erörtern, hat es an einander widersprechenden Urtheilen nicht gefehlt. Diese an sich unvermeidliche Judikatur hat die Hauptaufgabe eines höchstem Gerichtes nicht erfüllen können: die allmählich zu bewirkende Verringerung der Revisionfälle. Dieser Uebelstand wird jetzt gesteigert werden. Wenn jedem der sechs Senate noch ein Theil des neuen bürgerlichen Rechtes zur Bearbeitung zugewiesen wird, außerdem aber das bayerische Partikularrecht untergebracht werden soll, so wird in Zukunft weder das alte Partikularrecht noch das neu geschaffene Reichsrecht einheitlich und autoritativ erklärt werden.

Die bisherigen Senate des preußischen Rechtes, die auf lange Zeit hinaus bei ihrer bisherigen Thätigkeit verbleiben, werden das neue Reichsrecht anders auslegen als die Reichsrichter des rheinischen und des gemeinen Rechtes. Auf lange Zeit hinaus werden die verschiedenen Grundanschauungen in den Urtheilen der verschiedenen Senate sich geltend machen. Mit der Zeit wird freilich bei der Besetzung der Senate auf den ursprünglichen Ausbildungbezirk des Richters geringe Rücksicht genommen werden. Ein Bayer oder Schwabe, der wissenschaftlich Bedeutsames zur Auslegung des bürgerlichen Gesetzbuches geleistet hat, wird in einem Senat Platz finden, der in der Hauptsache noch preußisches Recht bearbeitet. Dieses Reichsgericht wird

auf Menschenalter hinaus die deutsche Juristenwelt ganz eben so unbefriedigt lassen wie das deutsche Volk. Unter verfehlten Rechtssprüchen wird das deutsche Partikularrecht zu Grabe gehen und das neue Reichsrecht wird in den Lehrbüchern der Professoren und in ihren endlosen Kontroversen die Ausbildung suchen müssen, die das Reichsgericht ihm bei seiner unglücklichen Doppelaufgabe nicht geben kann.

Was wir brauchen, ist ein Reichsgericht, das vom ersten Januar 1900 an sofort die Aufgabe übernimmt und erfüllt, das Recht des deutschen Reiches in wohlerwogenen Urtheilen zu klären, in Urtheilen, die auf Generationen hinaus an überzeugender Kraft dem geschriebenen Recht gleichen. Das Reichsgericht muß aber für diese Zwecke einer einheitlichen Rechtsprechung umgestaltet und die Revisionen müssen auf das Reichsrecht beschränkt werden.

Die vorhandenen Civilsenate reichen voraussichtlich aus, um das Reichssachenrecht, das Obligationenrecht des bürgerlichen Gesetzbuches, sein Personen- und Familienrecht, sein Erbrecht, das Handelsrecht im weitesten Sinn und das ständig wachsende Gebiet des geistigen Eigenthumes zu übernehmen und diesen Gebieten eine einheitliche wissenschaftliche und praktische Durchbildung zu geben.

Das Rechtsmittel müßte wohl die bisherige Revision bleiben: die Nachprüfung aller materiellrechtlichen Fragen auf Grund einer mündlichen Verhandlung. Eine Fortbildung, die die Zurückverweisungen in die Vorinstanz verringert, bliebe in hohem Maß wünschenswerth. Zum Spruch genügen fünf Richter gewiß, dagegen erfordert die Gesammtaufgabe des Reichsgerichtes, daß jedes Mitglied an der Berathung theilnehmen, jedes Senatsmitglied auch mitstimmen darf. Alles Partikularrecht muß dieser Revision entzogen werden, weil das Reichsgericht bei seinen sonstigen Aufgaben schon in absehbarer Zeit außer Stand gesetzt ist, mit einem gut besetzten Oberlandesgericht auch nur zu konkurriren.

Die Hauptschwierigkeit liegt in der Herstellung eines einzigen Gerichtshofes zur festen Ausbildung des gesammten formalen Rechtes. Ein solcher Gerichtshof wäre gegeben, wenn alle Revisionen bei einem neu zu bildenden Senat eingereicht würden, der ohne mündliche Verhandlung etwa folgende Vorfragen zu entscheiden hätte: Ist die Revision ordnungmäßig eingelegt? Ist der Rechtsweg gegeben, sind die von Amts wegen nachzuprüfenden Formvorschriften vom Oberlandesgericht beobachtet und ist die Revision zulässig? Sind die vom Revisionkläger schriftlich gerügten Prozeßverstöße erheblich? Ueber diese Fragen hätte ein Beschluß zu ergehen, der im Fall der Zurückverweisung an das Oberlandesgericht mit Gründen versehen sein müßte. Diese einheitliche Judikatur würde die Oberlandesgerichte sehr energisch zur Einhaltung der Prozeßgesetze anhalten und Revisionen wegen formaler Verstöße sehr bald verringern. Sie würde mehr, als es bisher in Deutschland üblich war, die

Beachtung der Prozeßformen sichern, in denen ein freies Volk einen festen Schutz gegen Beamtenübergriffe findet und finden soll.

Ein solcher Senat würde mit der Festlegung des Prozeßrechtes allmählich stark entlastet werden. Dagegen könnte er später, bei fortschreitender Durchbildung des materiellen Reichsrechtes und weiterer Belastung des Reichsgerichtes durch künftige Reichsgesetze, auch mit der Vorprüfung der Revisionaussichten betraut und zur Zurückweisung wegen offenbarer Aussichtlosigkeit ermächtigt werden. Mit der Einrichtung eines solchen Senates zur Prüfung der Prozeßformalien würde das Rechtsmittel geändert. Die Partei müßte Prozeßverstöße schriftlich rügen, was wohl an sich schon sachgemäß wäre. Denn Prozeßverstöße, die nicht einmal empfunden sind, brauchten wirklich nicht zur Aufhebung wohl erwogener Urtheile zu führen. Außerdem hätte der Anwalt anzugeben, ob er auch Rügen wegen Verletzung materieller Normen des Reichsrechtes geltend mache, damit der Beschlußsenat die Sache an den zuständigen Hauptsenat abgeben kann, der bei seiner Prüfung selbstverständlich nicht durch die Angaben des Anwaltes beschränkt und gebunden wäre.

Zum Beschluß des vorprüfenden Senates müßten fünf Richter ebenfalls genügen, doch muß auch hier die Zuziehung der anderen Senatsmitglieder zu wichtigen Fragen ermöglicht werden. Einen Ersatz für die mündliche Verhandlung würde es bilden, wenn vor wichtigen Beschlüssen die Parteivertreter gehört würden.

Wenn man sich erst allseitig klar gemacht hat, daß Klagen, die nach dem ersten Januar 1900 eingeleitet werden, schwerlich eine dritte Instanz finden können, die Autorität genug hätte, die alten preußischen Oberlandesgerichte über den Sinn von Landrechtsbestimmungen aufzuklären, so wird man die gemachten Vorschläge für recht naheliegend halten. Man wird sich auch überzeugen, daß der deutschen Rechtsprechung in der sehr gefährlichen Uebergangszeit nichts förderlicher sein kann als eine möglichst kühle Betrachtung der Zustände, in die das Reichsgericht vermöge seiner bisherigen Ziele und seiner bisherigen Zusammensetzung auf der einen, seiner künftigen Aufgaben auf der anderen Seite im neuen Jahrhundert sehr leicht gerathen kann. Die preußische Justizverwaltung wird bei solcher Betrachtung finden, daß eine möglichst dauernde Besetzung der Oberlandesgerichte durch erprobte Richter der beste Rechtsschutz des preußischen Volkes bleiben wird. Die Reichsjustizverwaltung wird dagegen bestrebt sein müssen, dem Reichsgericht die ersten Kenner des neuen Reichsrechtes zuzuführen, damit diesem Gericht die Autorität gewahrt bleibt, ohne die ein höchster Gerichtshof statt des tragenden Pfeilers ein kostspieliges Ornament des Rechtsbaues wird.

Rechtsanwalt Wilhelm Benedict.

Denise.

Die Milde des Septembertages webt Traumnebel um die geschlossenen Fensterscheiben und rings in der zitternden Dämmerung beben die letzten Blumen meines Balcons in unaufhörlicher Bewegung, die gleichsam in der Ferne zu verklingen scheint. Mir ist, als träumte ich diese Blumen, statt sie in Wirklichkeit zu sehen, und diesen Himmel auch, und diesen Schatten eines Vögleins, das lautlos vorüberfliegt. Alles liegt unbestimmt, schwankend vor mir, wie eine flüchtig umrissene Zeichnung, wie ein Bild der Erinnerung. Mit seinen Aesten, die sich neigen, mit seinen Rosen, die sich entblättern — ach, über welchem unsichtbaren Grabe entblättern sie sich? —, ist dieser Herbst wie der Tod des Frühlings; und es giebt nichts, das süßer wäre, weil es nichts giebt, das trauriger ist.

In dem bergigen Dorfe, in das man mich, den armen leidenden Jüngling, zur Erholung gesandt hatte, ward der kleine, mit Blumen übersäte Friedhof schon lange nicht mehr verschlossen, weder am Tage noch nachts, weil Trunkenbold Totengräber die Schlüssel verloren hatte oder weil das Schloß der Eingangsthür verrostet war, wohl in Folge der Nebel und Niederschläge. Uebrigens: weshalb soll man Friedhöfe zusperren? Gefahr ist nicht da, daß ihre Bewohner entschlüpfen; man steht vom Grabe nicht auf; und das geöffnete Thor kann zum Eintritt laden, zu einem kurzen Gebet, in dem man die Lebenden vergißt. Jung, wie ich war, denkt man nicht an den Tod, wie man ja auch morgens nicht schlafen mag. Der Garten der Abgeschiedenen war der Garten der Kinder; ich ging gar oft in den engen Alleen, wo bleiche Rosen blühten, zwischen Steinen und Kreuzen. Nie aber um die Mittagstunde, da das Geschrei der Knaben, die von der Schule kommen, Verstecken hinter den Grabmälern spielte. Ich wartete stets das Dunkel des Abends ab — hast Du bemerkt, daß es in den Friedhöfen viel rascher düster wird, . . als stiege die Finsterniß auch aus dem Schlafe der Toten auf . .? — und leise schlich ich mich dann in die fahle, verwaiste Umfriedung; denn immer und kurz vor Anbruch der Nacht huschte sie heran, um treu auf dem Grabe ihres Geliebten zu beten. Sie? . . . Denise.

Sie war die Tochter eines Pächters, der seine Rinder täglich auf die mageren Weiden des Hügellandes trieb. Schön war sie, so schön und voll erblüht mit ihren siebenzehn Jahren, daß am Sonntag, wenn sie die Kirche betrat, die Frömmsten selbst die Köpfe wandten, um insgeheim ihr zuzulächeln. Und wenn sie auf ihren Wegen einem Bettler Almosen gab, vergaß er, in ihren holden Anblick versenkt, zu danken.

Sobald sie im Todesgarten angelangt war, kniete sie stets vor einem Grabhügel nieder, just neben einer jungen Weide, an der sie ein Weihbecken aus Gips, in Form einer Muschel, befestigt hatte; aus diesem Becken tranken die Vöglein den Tag über das geheiligte Wasser. Auf dem Hügel lagen, zwischen den Eisenstäben eines niedrigen Gitters, dahin, dorthin verstreut, künstliche bleiche Rosen, aus denen ihr Kranz geflochten war, als sie zum ersten Male zur Beichte ging: dort lagen auch kleine, ganz kleine Heiligenbilder in goldenen Papierrahmen und winzige Leuchter aus lichtem Blei. Der Grabstein glich jenen Altären, die am Frohnleichnamstage von Kindern an Straßenecken errichtet werden. Sie betete mit Inbrunst, die Augen tief gesenkt, die Hände unter dem Kinn gefaltet, die Lippen in schöner Lispelbewegung. Ihr dunkles Wollkleid, das abends noch

dunkler erschien, gab ihr fast das Aussehen einer betenden Nonne; und immer, wenn sie den Kopf senkte, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, war das Zittern und Schwanken ihres weißen Häubchens wie der Flügelschlag ihres Schutzengels.

Ich sah ihr bald aus der Ferne, bald aus der Nähe zu, schlich fort, kam wieder näher und dachte mir, daß der junge entschlafene Mann sehr glücklich sei, für den sie mit so hingebender Zärtlichkeit zu beten pflegte. Aber ich empfand keinerlei Eifersucht. Ganz im Gegentheil. Wenn ich sie nicht geliebt hätte, weil sie so sanft und lieblich wie ein Heckenröslein war, dann hätte ich sie wohl geliebt, weil sie in so rührender Treue einer zarten Erinnerung nachhing.

Die Geschichte von den beidern Kindern, die einander geliebt hatten, kannte man im ganzen Dorf. Er war ein armer Knabe, halb Wildschütz, halb Plünderer, der sich manchmal, zur Erntezeit, auf die Pachtgüter schlich. Da er gar nichts hatte, wollte man die Beiden nicht heirathen lassen. Darob erfaßte ihn nun ein so gewaltiger Schmerz, daß er sich selbst kaum ähnlicher sah als der Schatten dem Körper. Stets, wenn sie einander in gestohlenen Augenblicken im Gäßchen oder im Walde trafen, schwur sie ihm, keinem Anderen angehören zu wollen, da sie doch ihm nicht angehören könne. Vergebens! Es ist kein Trost, daß die Anderen hungern, wenn man selbst vor Hunger vergeht. Und eines Tages nun, als die Schäfer von den Bergen stiegen, trafen sie ihn tot auf dem Wege, — in seiner Flinte aber, die neben ihm lag, fehlte die Kugel.

Sie hatte also allen Grund, auf dem Grabe des geliebten Toten zu beten. O, von Herzen gern hätte ich neben ihr gekniet, um gleichfalls meine Andacht zu verrichten; schon weil ich dann ganz nahe neben Denise gebetet hätte; und ich hätte mir für diese süße Andacht die allerlängsten Litaneien ausgesucht.

So vergingen schon viele Abende, aber sie bemerkte mich nicht oder that doch, als ob sie nicht bemerkt hätte, daß ich da war und auf der Lauer lag. Hinter Büschen versteckt, gab ich mir große Mühe, die Zweige mit einer Hand zu schütteln, daß rings die Vöglein in ihren Nestern aufgeschreckt erwachten, oder ich wirbelte mit dem Fuße den sandigen Kies der Allee auf, — aber sie wandte das Köpfchen nicht um und dachte vielleicht in ihrem Schmerz, der sie völlig beherrschte, daß der Wind so laute Geräusche wecke. Schließlich überkam mich eine unsägliche Traurigkeit, da ich ihr gleichgiltig, wie ich glaubte, oder gar verächtlich schien! Ich liebte sie mit so unendlicher Sanftmuth! Wenn sie mich angeblickt hätte, bei Gott, der ganze Himmel, den sie in ihren Augen hatte, wäre mir im Herzen erwacht, — Das fühlte ich! Ach, ewig diese gesenkte Stirn, ewig der Blick dem Grabstein zugekehrt und ewig dieses lautlose Lispeln ihrer kleinen Lippen! Zu ihr zu gehen, sie anzusprechen, wagte ich nicht. Oft, wenn sie noch nicht gekommen war, dachte ich mir, daß sie da sei, und sagte dann ganz im Stillen zu mir: „Ich will zu ihr sprechen!" oder: „Jetzt gehe ich hin!" So wollte ich meinen Muth erproben. Doch vermochte ich nur die Lippen zu bewegen, wie sie es that, wenn sie betete, aber ein vernünftiges Wort brachte ich nicht heraus und schließlich ergriff ich die Flucht, als ob sie selbst hinter mir her wäre.

Eines Tages aber kam mir eine außergewöhnliche Kühnheit. Ich schrieb einen langen, sehr langen Brief, in dem ich ihr all meinen Kummer und meine Liebe gestand, und legte ihn vor ihrer Ankunft in das Weihbecken, das an der Weide hing. Die Rothkehlchen hatten just an diesem Tage das ganze Weihwasser

ausgetrunken. Wie mächtig schlug mein Herz, als sie den Friedhof betrat und nun, bevor sie niederkniete, mit den Fingern in die Gipsmuschel griff! Sie hatte den Brief gefunden. Sie sah ihn an, bestürzt und unschlüssig, ob sie ihn öffnen solle. Alle Zweige des jungen Baumes, an den ich mich zitternd gelehnt hatte, bebten im Halbdunkel und über mir brachen die Vögel, die erwacht waren, in vorwurfsvolle Klagen aus, — so furchtbar hatte mich das Fieber geschüttelt! Endlich öffnete sie den Brief und schickte sich an, ihn im letzten Tagesschimmer zu lesen. Am Liebsten hätte ich mich in einen der angrenzenden Gräben verkrochen! Gewiß: nun wird sie sehr zornig werden, wird die Lecture nicht beenden, das sündige Blatt zerreißen und die Papierstückchen, wie ein neues Liebesopfer, auf den Grabhügel ihres Geliebten streuen. Doch nein, nein: sie las noch immer, las wieder, zum zweiten Male, las langsam, wandte ihr Köpfchen, suchte mich mit dem Auge zwischen den Büschen, entdeckte mich schließlich und ... lächelnd fast machte sie mir ein Zeichen, das mich zum Nähertreten ermuthigte!

Ich lag zu ihren Füßen. Wie sprudelten in der sanften Einsamkeit des Dunkels mir nun die Worte hervor, wie furchtlos ward ich nun! „Ich bete Sie an. Viel schöner sind Sie als alle Blumen und alle Sterne. Wissen Sie es nicht? Seit drei Monaten schon komme ich allabendlich auf diesen Friedhof, um Sie beten zu sehen. Sie sind eine kleine Heilige und ich bin Ihr Schutzbefohlener." Und tausend andere Dinge sagte ich ihr unter Lachen und Weinen und drückte ihr die Hände und drängte mich näher an sie. Sie antwortete nicht, doch, als ich sie fragte: „Lieben Sie mich?" sagte Sie nicht Nein. Sie blickte mir nur sanft ins Auge, überrascht, nicht beleidigt. Ich sah, wie sich ihr Mieder hob und senkte, als gäbe es versteckte Vöglein darin. Ihr weißes Häubchen zitterte, viel stärker noch als während des Kreuzschlagens; vielleicht gar, weil ihr Schutzengel davon zu flattern begann? Dabei sah sie mir ins Auge, immer wieder ... Und nun berührte ihr Händchen meine Haare, dies Händchen, so scheu und so leicht wie ein Vöglein, das nicht still zu halten wagt. Da umarmte ich Denise in glühender Leidenschaft und hob meinen Kopf ihrem Köpfchen entgegen, das sich nicht abwandte, — und meine Lippen berührten die ihren. . .

Ich schauerte auf! Und ich fühlte, daß auch sie in meinen Armen erzitterte!

Was war Das nur? Woher kam dieses Geräusch? Das war wie ein heiseres Husten und kam nicht aus der Ferne. Der Husten eines Menschen, der warnen wollte; ein vorwurfsvoller Ton lag darin. Lauerte man uns auf? Der Totengräber am Ende? Vielleicht gar der Pfarrer? Nein, um diese Stunde kam Niemand auf den Friedhof. Wir hatten falsch gehört.

„Denise!" flüsterte ich und preßte sie nur noch zärtlicher an mich; nicht einmal ein Seufzer hätte Platz gehabt zwischen meinem und ihrem Munde. . .

Dieser Husten, der heisere Husten! Wieder! ... Schon wieder! ... aus dem Grabe kam das Geräusch! O Jesus-Maria, — aus dem Grabe!!

Denise riß sich mit einem Aufschrei los, lief davon, war verschwunden; ich entfloh, wie sie, ohne ihr zu folgen, querhin über die Felder. Und niemals mehr kehrte ich auf den kleinen Friedhof des Dorfes zurück, von dem ich heute geträumt, da diese letzten Blumen auf meinem Balcon verblühen und über das fahle Fensterglas der Septembertag seine Traumnebel spinnt. .

Paris. Catulle Mendès.

Der Strike der englischen Maschinenbauer.

Die englischen Maschinenbauer haben in dem wirthschaftlichen Riesenkampf, den sie zu unternehmen wagten, eine Niederlage erlitten: sie haben die Forderung, künftig in der Woche nur achtundvierzig Stunden zu arbeiten, aufgegeben und sich bereit erklärt, die Arbeit zu den früher geltenden Bedingungen wieder aufzunehmen. Millionen sind verschwendet, die britische Industrie ist schwer geschädigt worden und nun müssen die Arbeiter nach furchtbaren persönlichen Opfern noch froh sein, wenn ihnen die Arbeitstätte nicht gesperrt wird. Ob die Fabrikanten sich ihres Sieges lange freuen werden? Wahrscheinlich wird die Niederlage der Gewerkschaften zu einem Erstarken der politischen Bewegung führen und dem Sozialismus, der in seiner modernen Form bisher in England nicht heimisch werden konnte, den Weg in das Inselreich bahnen. Der Arbeiter, der erkannt hat, daß selbst die stärkste Macht einer gewerkschaftlichen Organisation im Kampf gegen die Hochburgen des Kapitals keinen lohnenden Erfolg zu erringen vermag, wird nicht lange mehr zögern, wenn geschickte Agitatoren ihn auf das politische Schlachtfeld rufen. In dem Augenblick aber, wo in England eine starke Sozialdemokratie entsteht, kann eine vielleicht verhängnißvolle Rückwirkung auf die kontinentalen Zustände nicht ausbleiben und dann wird, zu spät, wohl auch im Kreise der deutschen Ordnungstützen der Jubel bedauert werden, mit dem sie den Sieg der englischen Klassengenossen begrüßten. Dieser Sieg ist ohne die Hilfe der Regirung erfochten worden; die Kraft und die kluge Zähigkeit der Unternehmer hat ihn allein herbeigeführt. Kein Umsturzgesetz, kein Boykottverbot, keine Beschränkung des Rechtes auf freie Koalition war nöthig und die konservative Regirung hütete sich weislich, in dem wirthschaftlichen Kampf Partei zu ergreifen und damit zu zeigen, daß sie nur die Geschäfte der Reichen besorgt. Ist aus der hier an einem weithin sichtbaren Beispiel erwiesenen Thatsache, daß die Unternehmer sich in Lohnkämpfen allein zu helfen wissen, für unsere Verhältnisse nichts zu lernen? Im Reichstag hat neulich der Staatssekretär des Inneren gesagt, er wünsche nicht, daß sich bei uns je die sozialen Zustände Englands einbürgerten. Er sollte froh sein, wenn es auch in Deutschland dahin käme, daß ein gewaltiger, Monate lang währender Wirthschaftkampf ruhig und ohne allzu harte Zusammenstöße ausgefochten werden kann und die Minister nicht mehr verstummen müssen, wenn ihnen vorgeworfen wird, sie seien die dienstwilligen Commis des Kapitals. Damit man erkennen lernt, wie in England solche Dinge behandelt werden, wird hier der stenographische Bericht des Kongresses abgedruckt, der am siebenzehnten Dezember 1897 in London stattfand und den Arbeitgeber und Arbeitnehmer beschickt hatten. Wer den Bericht aufmerksam liest, wird bald merken, weshalb die englische Regirung keine neuen Strafparagraphen und kein Militär braucht, um dem Reich den Frieden zu bewahren, und weshalb die schärfsten Gegensätze im Kampf ihre Kraft erproben können, ohne daß dadurch die Ruhe des Bürgers gestört wird.

Bei der gemeinsamen Berathung der Unternehmer und Arbeiter handelte es sich um die Erörterung ganz bestimmter Bedingungen, unter denen die Unternehmer die zum Theil ausständigen, zum Theil von der Arbeit ausgeschlossenen Mitglieder der Vereinigten Gesellschaft der Maschinenbauer, Maschinisten u. s. w. wieder als Arbeiter annehmen wollten. Bei dem ersten Satz über die in Zukunft maßgebenden Grundsätze des Arbeitverhältnisses wurden nur ein paar Unterfragen über

die Fassung der einzelnen Abmachungen erörtert, da über seinen Inhalt unter den Vertretern beider Parteien Einverständniß bestand. Dann bemerkte

Oberst Dyer: So stimmen wir denn überein. Jede Zweideutigkeit ist ausgeschlossen; wie es da steht, so ist es. Ich würde lieber das Wort „aber" streichen doch darauf kommt wenig an. Wenn Sie wollen, kann es auch stehen bleiben.

Sellicks: Streichen wirs doch lieber!

Oberst Dyer: Wenn Sie es wünschen, so kann es bleiben.

Sellicks: Ich kenne den Werth dieses Wortes nicht und auch nicht den Werth seines Wegbleibens. Ich bin kein Grammatiker.

Oberst Dyer: So will ich den Satz denn vorlesen. Er heißt: „Die Verbündeten Unternehmer lehnen es ab, irgendwie die Absicht zu haben, sich in die eigentlichen Aufgaben der Gewerkvereine zu mischen, gestatten jedoch auch keinerlei Einmischung in die Leitung ihres Geschäftes und behalten sich selbst das Recht vor, in jede ihnen gehörige Werkstatt nach freier Wahl des betreffenden Unternehmers beliebige Arbeitbedingungen einzuführen, unter denen Mitglieder der hier vertretenen Gewerkvereine beim Ausbruch des herrschenden Streites in einer Werkstatt der Verbündeten Unternehmer gearbeitet haben; sollte aber ein Gewerkverein wünschen, eine daraus entspringende Frage aufzugreifen, so kann auf Antrag an den Sekretär des örtlichen Unternehmerverbandes eine Konferenz zur Erörterung der Sache berufen werden. Keiner der vorstehenden Ausdrücke soll ausgelegt werden, als bezöge er sich auf die Normalarbeitstunden, auf ein allgemeines Steigern oder Herabdrücken der Löhne oder auf die Art der Lohnauszahlung." Das ist die genaue Fassung.

Sellicks: Ja.

Oberst Dyer: Ueber diesen Punkt sind wir einig. So kommen wir denn zu der Freiheit der Arbeitereinstellung: „Jedem Arbeiter soll es freistehen, nach seinem Gutdünken einem Gewerkverein anzugehören oder nicht. Jedem Unternehmer soll es freistehen, beliebige Leute einzustellen, ob sie nun einem Gewerkverein angehören oder nicht." (Auf diesen Satz folgte eine Erörterung, sowohl in gemeinsamer Berathung wie in einer Privatberathung der Gewerkvereinsabgeordneten in einem besonderen Zimmer. Nach ihrer Rückkehr begann)

Sellicks: Wir sind der Meinung, Herr Oberst, daß diese ersten beiden Sätze in Wirklichkeit Dem entsprechen, was wir eigentlich wollen, und diese Fassung giebt dem Unternehmer gerade so viel Freiheit, wie er mit gutem Gewissen wünschen sollte, und verkürzt dem Arbeiter nicht die Freiheit, einem Gewerkverein anzugehören oder nicht. Wir meinen, die beiden Sätze enthalten alles Nöthige und möchten Sie ehrerbietig bitten, den Rest zu streichen.

Oberst Dyer: Wir brauchen eine Sicherheit, daß die Arbeiter, die sich dazu entschließen, in einer der Verbündeten Werkstätten zu arbeiten, sich auch dazu verstehen, friedlich mit Denen zusammenzuarbeiten, die da sind. Sie brauchen ja nicht in die Werkstatt einzutreten, wenn sie nicht mögen. Die Freiheit, draußen zu bleiben, bleibt ihnen ja vollkommen unverkürzt. Aber wenn sie sich entschließen, in die Werkstatt einzutreten, so müssen sie sich den Regeln und Bestimmungen unterwerfen, die den Betrieb der Werkstatt ordnen.

Sellicks: Schön. Darin stimmen wir ja überein. Wir sind auch der Meinung, daß die Leute Das thun sollten, und sind gewillt, sie dazu zu veranlassen, so weit wir dazu im Stande sind. Aber Sie binden Ihre Mitglieder nicht, Gewerkvereinler einzustellen, und wir verlangen Das auch gar nicht.

Oberst Dyer: Das bezieht sich ja gar nicht auf die Einstellung. Es handelt sich nur darum, daß Jemand, der aus freier Wahl in ein Werk eingetreten ist, sich auch den dort geltenden Bestimmungen fügt. Weiter verlangen wir nichts.

Clark: Es ist einfach eine Frage der Aufführung, so fasse ichs wenigstens auf, und gar nicht eine Frage der Einstellung als Arbeiter?

Sellicks: O, wenn es nur eine Frage der Aufführung und des Werkstattbetriebes ist, so ists gut.

Clark: Es handelt sich um die friedliche Führung des Betriebes.

Schließlich wurde der Rest des Satzes in der folgenden Fassung angenommen: „Jeder Arbeiter, der sich dazu entschließt, in einem der Verbündeten Betriebe zu arbeiten, soll friedlich und einträchtig mit all seinen Mitarbeitern arbeiten, mögen sie zu einem Gewerkverein gehören oder nicht. Eben so soll es ihm freistehen, diese Beschäftigung aufzugeben, mit der einzigen Einschränkung, daß keine gemeinsame Handlung Mehrerer vorgenommen wird, bis die Sache die Instanzen durchlaufen hat, die zur Vermeidung von Streitfällen geschaffen werden sollen."

Sellicks: Damit wäre der ganze Satz III angenommen und es bliebe nur Satz IV.

Oberst Dyer: Nun kommen wir zur Stückarbeit: „Das Recht, nach Stückarbeit zu lohnen, das zur Zeit von vielen Verbündeten Unternehmern ausgeübt wird, soll auf alle Mitglieder des Verbandes und auf alle ihre Gewerkvereinsarbeiter ausgedehnt werden."

Barnes: Wir möchten lieber das Wort „Gewerkvereins-" gestrichen sehen. Viel kommt allerdings nicht darauf an, aber in der Form, in der es dasteht, könnte es manche unserer Leute zur Forderung von Stückarbeit veranlassen; und Das wünschen wir nicht.

Oberst Dyer: Aber wir. Wir wünschen, daß jeder Arbeiter Stückarbeit fordere, wie Sie es angeregt haben.

Barnes: Wir haben es doch wohl nicht angeregt.

Oberst Dyer: Wir würden es lieber stehen lassen, um zu zeigen, daß Sie gegen Stückarbeit nichts einzuwenden haben.

Sellicks: Es kommt nicht darauf an.

Henderson: Das ist also Alles?

Oberst Dyer: „Die für die Stückarbeit zu zahlenden Löhne sollen bestimmt werden durch gegenseitiges Uebereinkommen zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter oder den Arbeitern, die die Arbeit thun. Der Unternehmerverband wird keine Stücklohnbedingungen ins Auge fassen, die nicht dem Arbeiter von durchschnittlicher Leistungfähigkeit gestatten, mindestens den Lohn zu verdienen, den er zur Zeit verdient. Der Verband empfiehlt, alle Löhne und Lohntheile durch die Geschäftsstelle auszuzahlen." Sind Sie damit einverstanden?

Sellicks: Ja.

Oberst Dyer: Wenn Ueberzeit nöthig wird, so empfehlen die Verbündeten Unternehmer Folgendes als Grundlage und Leitmotiv: „An keinen Arbeiter soll das Ersuchen gestellt werden, innerhalb vier Wochen nach Ableistung der vollen Werkstattstunden mehr als vierzig Stunden Ueberzeit zu arbeiten, wobei durch Krankheit oder mit Erlaubniß des Unternehmers eingebüßte Zeit voll angerechnet werden soll. In folgenden Fällen soll jedoch die Ueberzeit keine Ein-

schränkung erleiden: bei einem Versagen der technischen Anlagen, allgemeinen Reparaturen mit Einschluß von Schiffsreparaturen, bei Ersatzarbeiten, sei es nun für den Unternehmer oder seinen Kunden; endlich bei Versuchsfahrten. Beide Theile stimmen darin überein, daß in dringenden Fällen und bei Unfällen keinerlei Einschränkungen gelten sollen. Diese Grundzüge sollen jedoch nur auf die Mitglieder der Gewerkvereine Anwendung finden, die auf dieser Konferenz vertreten sind. Alle anderen bestehenden Einschränkungen für Ueberzeit sind zu beseitigen. Es wird bestimmt, daß die vorhandenen Zustände beibehalten werden können, wenn sie den Ortsverband der Unternehmer und die betreffenden Arbeiter befriedigen.

Sellicks: Mit Ausnahme der Zahl der Ueberstunden könnten wir wohl zustimmen. Aber wir haben lebhafte Bedenken, Herr Oberst, in Bezug auf die Frage der vierzig Ueberstunden. Wir halten Das für eine zu weit gehende Forderung, und wenn Sie es irgend möglich machen können, diese Zahl einzuschränken, so würden Sie uns entgegenkommen und wir würden darüber erfreut sein.

Oberst Dyer: Die vierzig Stunden sind hier ausdrücklich genannt, weil es jetzt an vielen Orten überhaupt noch keine Einschränkung für Ueberzeit giebt. In weiten Landstrichen, wie im Nordosten, mit Einschluß des Tyne, des Tees und des Wear, giebt es Einschränkungen überhaupt nicht. Eben so in vielen anderen Orten; und wenn wir die Einwilligung der Unternehmer zu der Einschränkung der Ueberzeit auf vierzig Stunden in vier Wochen bekommen, so sind wir der Meinung, wir thun einen Schritt in einer Richtung, die vermuthlich die rechte ist, und wir wünschen nicht, in eine ganz neue Welt hineinzuspringen oder einen Sprung zu thun, ehe wir gesehen haben, wohin er führt.

Sellicks: So können wir auf Ihre Bereitschaft zählen, die Ueberzeit so weit wie möglich einzuschränken?

Oberst Dyer: Sicherlich! Daran besteht nicht der mindeste Zweifel. Und ich glaube wohl, daß, wenn die Sache nur gründlich erörtert wird, in der einen bestimmten Gegend, in der die Ueberzeit gebräuchlich ist, die Anschauung der Betheiligten sich nach und nach unseren Ansichten nähern wird.

Sellicks: Also gut.

(Als Oberst Dyer den die Höhe der Arbeitlöhne betreffenden Satz in der Form verlas, wie ihn der Ausschuß festgesetzt hat, schlug der Abgeordnete Barnes eine Aenderung des Wortlautes vor und die Unternehmer zogen sich in ihr Zimmer zurück, um darüber zu berathen. Nach ihrer Rückkehr ergriff das Wort:)

Oberst Dyer: Also, Mr. Sellicks, wir haben diese Frage mit einander besprochen und sind der Meinung, die fragliche Stelle müsse stehen bleiben, weil wir einmal Freiheit für den Unternehmer und Freiheit für die Mitglieder der Gewerkvereine festgestellt haben. So wollen wir denn auch dem nicht dem Gewerkverein Angehörenden die Freiheit geben, nach eigenem Gutdünken zu handeln, so daß alle Drei die Freiheit genießen, deren sich jeder Engländer erfreuen sollte. Wenn Sie und Ihre Freunde nicht gerade schwere Bedenken dagegen haben, so würden wir vorziehen, daß der Satz stehen bliebe.

Sellicks: Also gut.

Nun wurde der Satz in folgendem Wortlaut angenommen: „Den Unternehmern soll es frei stehen, Arbeiter zu beide Theile befriedigenden Lohnsätzen anzunehmen. Sie erheben keinerlei Einwand dagegen, daß Gewerkvereine oder

andere Arbeitervereinigungen in ihrer Eigenschaft als Ganzes unter ihren Mitgliedern die Lohnsätze vereinbaren, unter denen sie Arbeit annehmen wollen. Aber während sie diesen Punkt zugeben, lehnen sie es doch ab, die Bestimmung einer solchen Vereinigung oder die Vereinbarung zwischen einer Vereinigung und ihren Mitgliedern allgemein durchzuführen. Die Gewerkvereine werden sich in keiner Weise in die Lohnangelegenheiten der Arbeiter außerhalb der Gewerkvereine mischen. Allgemeine Veränderungen in den Lohnsätzen in einem oder mehreren Bezirken werden auf dem Wege der Verhandlung zwischen dem örtlichen Unternehmerverband und dem örtlichen Vertreter der Gewerkvereine oder sonstigen in Betracht kommenden Arbeitervereinigungen festgestellt werden."

(Ueber die Freiheit der Unternehmer, nach Gutdünken Lehrlinge anzunehmen und auszubilden, kam es nur zu ein paar kurzen Bemerkungen, da die Sätze der Unternehmer ungetheilte Zustimmung fanden. Die Sätze über Auswahl, Ausbildung und Beschäftigung der Arbeiter formulirte)

Oberst Dyer: „Die Unternehmer sind für die von ihren Arbeitmaschinen geleistete Arbeit verantwortlich und sollen volle Macht haben, die Leute, die sie dafür brauchbar erachten, zu ihrem Betriebe auszulesen und die Bedingungen zu bestimmen, unter denen diese Maschinen betrieben werden sollen. Die Unternehmer halten es für ihre Pflicht, Geschicklichkeit überall zu fördern, wo sie sie finden; sie sollen das Recht haben, die Leute auszusuchen, auszubilden und anzustellen, die ihnen für die verschiedenen Beschäftigungen in ihren Betrieben am Geeignetsten scheinen, und werden sie nach ihrer Fähigkeit bezahlen."

Sellicks: Hatten wir im Unterausschuß diesem Punkt zugestimmt, Herr Oberst?

Oberst Dyer: Ja.

Henderson: Gewiß.

Barnes: Wir haben darüber eine Resolution angenommen und Sie sind wohl so freundlich, Herr Oberst, sie vorzulegen?

Oberst Dyer: Das war wohl die gestern Abend mitgenommene?

Barnes: Haben Sie sie in Erwägung gezogen?

Henderson: Ja.

Barnes: „Die Arbeitmaschinen sind das Eigenthum der Unternehmer, die, wie bisher, nach Gutdünken die dafür geeigneten Leute anstellen werden. Doch haben die dabei betheiligten Gewerkvereine Anspruch darauf, wichtige Veränderungen in einem Bezirk vor ihrer Einführung zu erörtern." Dieser Vorschlag ist durch Möglichkeit eingegeben, daß in einer Werkstatt große, umstürzende Veränderungen gemacht werden könnten, die unter Umständen zu einem Streit zu führen geeignet wären; wir wünschen natürlich, in solchen Fällen unser Wort mitsprechen zu können. Sie haben ja gesagt, Sie hätten die Sache in Erwägung gezogen.

Oberst Dyer: Wir wollen es zu den Akten nehmen. Wir haben es in Erwägung gezogen, aber wir sind der Meinung, daß die andere Fassung den Sinn der Sache besser deckt.

Clark: Findet Punkt VI also Ihre Zustimmung?

Oberst Dyer: Ja.

Sellicks: Gut. Nun kommen wir zur Vermeidung von Streitigkeiten. Wir wollen sie zuletzt ansetzen, als letzten Satz.

Oberst Dyer: „In der Absicht, in Zukunft Streitigkeiten zu vermeiden

werden Abordnungen der Arbeiter nach Verabredung von den Unternehmern zur gemeinsamen Aussprache über streitige Punkte, an deren Ausgleichung beide Parteien ein unmittelbares Interesse haben, empfangen werden. Im Fall einer Meinungverschiedenheit wird der örtliche Unternehmerverband mit den örtlichen Beamten der Gewerkvereine in Verhandlung treten. Falls ein Gewerkverein etwa einen Streitpunkt mit einem Verbande von Unternehmern aufzugreifen gedenkt, kann auf Antrag an den Sekretär des örtlichen Unternehmerverbandes zur Besprechung der Sache eine Sitzung anberaumt werden. Sollte zwischen dem örtlichen Verband und dem Gewerkverein ein Einverständniß in einer ihnen vorliegenden Sache nicht zu erzielen sein, so soll die Angelegenheit künftig an den Exekutivausschuß des Unternehmerverbandes und die Centralstelle des Gewerkvereins gehen. Während des Schwebens einer solchen Angelegenheit soll die Arbeit weder zum Theil noch vollständig niedergelegt werden, sondern unter den bestehenden Bedingungen ihren Fortgang nehmen." Einverstanden?

Sellicks: Gewiß.

Oberst Dyer: Ich bin auch der Meinung, daß jetzt eine befriedigende Fassung gefunden ist.

Sellicks: Ich auch. Ich hatte aber noch einen anderen Punkt zu Ihrer Kenntniß gebracht, mit dem wir uns noch beschäftigen sollten. Er betrifft die Abgrenzung der Arbeit. Wir sind der Ansicht, daß sie leicht Anlaß zu Streitigkeiten bieten kann, und würden uns freuen, wenn Sie uns helfen könnten, einen Konflikt zu vermeiden, der, wie wir fürchten müssen, entstehen wird. Sie haben wohl unseren Vorschlag in den Händen?

Oberst Dyer: Da ich gestern Abend, als der Vorschlag gemacht wurde, nicht anwesend war, so werde ich Mr. Henderson bitten, darüber zu sprechen.

Henderson: Wir haben den Vorschlag erwogen und sind mit Ihnen darin einig, daß es räthlich ist, diesen thörichten Streitigkeiten über die Abgrenzung der verschiedenen Arbeitarten ein Ende zu machen, und wir würden sehr gern einem Vorschlag näher treten, der zum Guten führen könnte. Aber wir halten es für besser, diesen Punkt nicht jetzt noch in die Konferenz hereinzuziehen, sondern würden uns lieber erst damit beschäftigen, wenn die jetzigen Streitigkeiten beigelegt sind. Wir sind bereit, Alles zu thun, was in unseren Kräften steht, und wir würden uns auch mit den anderen Gewerkvereinen in Verbindung setzen und sehen, ob sich nicht ein Versuch machen ließe, diesen für beide Theile kostspieligen und unangenehmen Streitigkeiten vorzubeugen. Wir halten es aber nicht für räthlich, den Abschluß der uns vorliegenden Arbeit dadurch hinauszuschieben, daß wir jetzt in eine Erörterung dieser Frage eintreten.

Sellicks: Mr. Hendersons Antwort kann uns wohl genügen.

(Bis zu diesem Punkte haben die Abgeordneten der Gewerkvereine allen Bedingungen zugestimmt, die die Unternehmer für eine Neuordnung des Arbeitverhältnisses vorgeschlagen hatten, und die Presse war also im Irrthum, wenn sie behauptete, diese Bedingungen seien solche gewesen, daß ihnen ein Gewerkverein nicht zustimmen konnte. Nachdem diese Bedingungen in wenig verändertem Wortlaut festgelegt waren, erneuerte der Führer der Gewerkvereine die Forderung des Achtstundentages oder vielmehr der Achtundvierzigstundenwoche. Das ist nicht das Selbe, da am Sonnabend in Großbritannien im Maschinenbau nur vier Stunden gearbeitet wird. Dieser Forderung folgte eine lange Erörterung.)

Oberst Dyer: Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn wir auf beiden Seiten uns bestreben, in der gleichen Zeit eine größere Menge Güter zu erzeugen, es für gelernte und ungelernte Arbeiter Beschäftigung geben und die erzeugte Gütermenge stetig wachsen wird. Und wenn wir kürzere Arbeitzeit zu haben wünschen, so ist der einzige Weg, die langen Arbeitstunden konkurrenzunfähig zu machen. Kommen Sie dann und bitten Sie darum, so wird es Ihnen wohl nicht abgeschlagen werden; bis dahin aber ist der Versuch aussichtlos, den Wettbewerb mit Amerika und dem europäischen Festlande zu bestehen, wenn wir die Arbeitzeit unter ihre jetzige Dauer verkürzen.

Sellicks: Dann ist Ihr Bescheid also vermuthlich, daß einstweilen keine Verkürzung der Arbeitzeit möglich sei?

Oberst Dyer: Das ist unsere tiefste Ueberzeugung. Wir haben die Sache aber noch nicht reiflich erwogen und die schriftliche Resolution, die wir Ihnen auf unserer letzten Konferenz vor vierzehn Tagen überreicht haben, war nicht, wie man draußen zu glauben scheint, eine vor langer Hand vorbereitete Kundgebung. Ich kann versichern, daß wir vorher auch nicht an eine einzige Zeile gedacht hatten; jede Zeile ist erst durchgedacht und niedergeschrieben worden, nachdem die Konferenzen begonnen und wir Ihre Gründe für den Achtstundentag gehört hatten.

Barnes: Wären Sie wohl geneigt, diesen Punkt in einem Vierteljahr in Erwägung zu ziehen?

Oberst Dyer: In einem Vierteljahr wird die Arbeit kaum wieder angefangen haben.

Barnes: Das ist allerdings sehr zweifelhaft, wenn Sie nicht in der Arbeitzeit ein Zugeständniß machen.

Oberst Dyer: Meiner Meinung nach besteht keinerlei Aussicht auf eine Verkürzung der Arbeitzeit.

Sellicks: Wie mir scheint, haben Sie sich völlig entschlossen und sind nicht geneigt, die Frage weiter zu erörtern. Ich meine aber, wir sollten wissen, woran wir sind. So waren z. B. die Bedingungen, unter denen das Handelsamt die Entscheidung übernehmen wollte, daß wir uns so und so verhielten. Wir sind nicht zu einer vollen Einigung gelangt, obgleich wir uns geeinigt haben, so weit wir eben gekommen sind. Jetzt aber haben Sie uns in der Stundenfrage eine rund abschlägige Antwort gegeben und wir sollten demnach die Stellung kennen, die wir einzunehmen haben. Die Bedingungen sind vom Handelsamt niedergelegt worden; bei ihrer Erfüllung sollte die Arbeit wieder aufgenommen werden. Kommen wir zu keiner Einigung, so würden wir uns besser mit diesen Bedingungen beschäftigen. Nach meiner Ueberzeugung wenigstens sind wir davon noch ein gutes Stück entfernt, nachdem Sie eine so unnachgiebige Stellung eingenommen haben, wie ich sie nicht erwartet hätte. Ich hätte erwartet, Sie würden vernünftiger sein. Wie ist also unsere wirkliche Stellung, wenn wir heute Abend auseinander gehen?

Oberst Dyer: Ja, wie ist denn Ihre Stellung dazu? Sind Sie bereit, die Leute zum Frieden zu bringen oder nicht?

Sellicks: Bei dem Mangel jeden Entgegenkommens von Ihrer Seite in der Stundenfrage könnten wir es sicher nicht auf uns nehmen, die Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen, ohne sie erst um ihre Meinung zu fragen. Setzen wir den Fall, die Leute würden diese Bedingungen annehmen: was wäre dann Ihre Ansicht über die Wiederaufnahme der Arbeit?

Oberst Dyer: Ich meine — ich spreche damit allerdings nur meine persönliche Meinung aus —, sie sollten die Arbeit augenblicklich wieder aufnehmen. Ich würde gern meine Verbandsgenossen um ihre Ansicht fragen, ehe ich Das ausspreche; aber es ist meine persönliche Ansicht und ich kann eigentlich nicht verstehen, weshalb wir uns noch herumzanken.

Sellicks: Soll Das nur für einen Theil der Leute gelten oder für Alle?

Oberst Dyer: Für Alle, für die wir Beschäftigung finden können, und zwar so schnell, wie sich für sie eben Beschäftigung finden läßt. In den ersten drei oder vier Wochen würden Alle untergebracht sein; denn wir haben uns viele Aufträge, deren wir habhaft werden konnten, gesichert und es wäre noch viel Arbeit zu bekommen, wenn der Streit beigelegt würde.

Sellicks: Wir haben um die Achtundvierzigstundenwoche gebeten und Ihre Antwort lautet: „Keinerlei Verkürzung der Arbeitzeit". Ich schlage einen Vergleich vor. Geben Sie uns eine einundfünfzigstündige Arbeitwoche für das ganze Land. Das bedeutet eine Verkürzung der Arbeitzeit nur für einen Theil des Bodens, auf dem Ihr Verband wirksam ist, und für London bedeutet es nur eine Verkürzung um drei Stunden, was doch wirklich nicht viel ist. Sie haben uns bei guter Konjunktur Lohnerhöhungen gegeben, die dieser Verkürzung entsprachen, und wenn Sie uns diese Verkürzung jetzt zugestehen wollen, so werden die Leute am Montag die Arbeit wieder aufnehmen.

Oberst Dyer: Ja, eine Lohnerhöhung. Meiner Meinung nach hätte sie vor dem jetzigen Streit eintreten können. Aber eine Verkürzung der Arbeitstunden verändert die Gesammtgrundlagen der Arbeit; und Sie wollen nicht nur die Löhne weiter beziehen, die Sie jetzt haben, sondern Sie verlangen von uns auch noch, daß wir große Summen auslegen, für die wir keinerlei Entschädigung bekommen. Die Löhne ließen sich leicht in gemeinsamer Besprechung regeln, aber wenn es an die Stundenfrage geht, dann stehen wir vor einem Sprung ins Dunkle, das wir nicht kennen, und vor einem solchen Sprunge scheuen wir uns.

Sellicks: Wir schlagen den Unternehmern die einundfünfzigstündige Arbeitwoche vor; ich sage auf meine eigene Verantwortung hin — und wenn unsere Genossen nicht mitmachen, so soll es einen Skandal geben —, daß dann am Montag früh die Arbeit wieder aufgenommen wird.

Hier folgte eine kurze Vertagung; dann sagte:

Oberst Dyer: Also, Mr. Sellicks, wir haben Ihren Vorschlag in Erwägung gezogen und ihm volle Aufmerksamkeit geschenkt; aber angesichts der Aeußerungen, die wir darüber aus unseren sämmtlichen Bezirken erhalten haben, sind wir fest überzeugt, daß die Mitglieder unseres Verbandes niemals in eine Verkürzung der Arbeitzeit willigen würden.



Herr Geheimrath Adolph Wagner bittet, in seinem im vorigen Heft veröffentlichten Artikel „Deutsche und fremde Steuern" die folgenden Ziffern zu berichtigen: der Bierkonsum beträgt in Norddeutschland 93, in Bayern 230 Liter auf den Kopf; und der Weizenzoll beträgt in Frankreich 5.67 Mark.

♣

Anleihen und Gründungen.

Während Börse und Publikum noch immer von der chinesischen Anleihe träumten, war die Komoedie schon zu Ende, über die der Vorhang scheinbar erst fiel, als in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung verkündet wurde, wie fern die deutsche Regirung den Verhandlungen über die Anleihe stehe. Daß in unseren Banken die Vorarbeiten für das „große“ Werk schon früher ruhten, war Schuld — oder vielleicht Verdienst — der selben deutschen Industriekreise, denen zugemuthet wurde, in der Eroberung von Kiaotschau den Anbruch einer neuen Morgenröthe für den Export zu erblicken. Die deutsche Industrie kann sich für Chinas Anleihewünsche aus zwei Gründen nicht begeistern: sie hat auch ohne den fernsten Osten einstweilen vollauf zu thun und glaubt, die großen Summen nicht entbehren zu können, die unsere Kapitalisten etwa in ostasiatischen Staatspapieren anlegen würden. Es mag zweifelhaft sein, ob die jetzt reichliche Beschäftigung den Nutzen überseeischer Absatzgebiete nicht allzu gering erscheinen läßt; sicher ist aber, daß unsere großen Unternehmer über kurz oder lang mit neuen beträchtlichen Ansprüchen an das Baarvermögen der Nation herantreten müssen. Diese wichtigen Erwägungen fielen in die Zeit, wo die Hochfinanz aus den zahlreichen Telegrammen der inspirirten Blätter herauslesen mußte, die politische Konstellation sei einer großen chinesischen Anleihe besonders günstig. Es sieht nicht so aus, als habe man mit unserem Auswärtigen Amt direkte Fühlung gehabt; man glaubte, der Sache ganz sicher zu sein, und nahm als selbstverständlich an, daß in dem Augenblick, wo etwa Fundirungen in Zöllen oder Dergleichen trotz aller Vertrauensseligkeit nothwendig würden, die Regirung sofort zur Verfügung stehen müsse. Als aber einmal die Bedenken der Industrie bekannt geworden waren, kamen auch einige erfahrene Bankleute zum Wort; sie sprachen ungefähr so: Eine chinesische Anleihe können wir in Deutschland allein nicht aufbringen; selbst wenn aber die Engländer mitgingen, würden auf unseren Antheil noch immer 150 bis 200 Millionen Francs kommen. Den Entschluß, diesen riesigen Betrag in China festzulegen — denn das Geld würde uns für lange entzogen bleiben —, müßten wir als „ein nationales Unglück“ betrachten; nicht wegen der größeren oder geringeren Sicherheit, die China bietet, sondern, weil wir das Geld jetzt im Lande nicht entbehren können. Schon neulich wurde hier von den ungeheuren Bankschulden gesprochen, die wir im Auslande laufen haben; es ist deshalb ganz erklärlich, daß man sich in den Kreisen unserer Geldgeber ernsthaft um die weiteren Bedürfnisse der Industrie bekümmert. Die Leiter der Bankwelt dürfen aber nicht nur auf die vom Erfolge geschaffene heutige Macht der Industrie blicken, sondern müssen auch nach dem Stande der zahlreichen industriellen Werthpapiere fragen. Und da wird angenommen, daß vielleicht nur unsere Elektrizitätaktien in nächster Zeit noch weitere Chancen haben, während die Bank- und Bergwerkaktien und viele der übrigen Industriepapiere eher überzahlt sind. Diese Anschauung deckt sich mit der Thatsache, daß seit einigen Wochen die starken Hände verkaufen und die schwachen kaufen. Das ist stets das beste Mittel zur Lockerung eines hohen Kursniveaus. Ueber die Zukunft der Elektrizitätaktien denken die Techniker selbst auch weniger optimistisch als die Bankdirektoren, vielleicht, weil die scharfe Konkurrenz sie allzu ängstlich stimmt.

Erst als die vielfachen Einwände in den Hörbereich der regirenden Männer

gedrungen waren, beantwortete die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die gewiß nicht gern gesehene Absage der Bankleute an China mit der Versicherung, unserer Regirung sei die Sache eigentlich gleichgiltig. Weshalb dann aber vorher die vielen „eigenen Drahtberichte“ aus allen möglichen Hauptstädten? Weshalb das lange Schweigen der Offiziellen und Offiziösen, als gesagt wurde, Deutschland werde die chinesische Anleihe verbürgen? Die Verwirrung, die schlimmste Gefahr für die regelmäßige Thätigkeit eines Volkes, ist uns diesmal leider nicht erspart geblieben und furchtsam muß man sich fragen, ob die neue Methode nun etwa auch bei anderen Gelegenheiten angewandt werden soll. Uebrigens nimmt man die Anleiheverhandlungen, so weit England in Betracht kommt, noch immer ernst; nach neuen Nachrichten soll sogar Lord Salisbury einer Garantie geneigt sein. Nach den englischen Industrieberichten muß man annehmen, daß auf ostasiatische Bestellungen stark gehofft wird.

Die Haltung der Börsen von Paris und Wien hat allerlei politische Befürchtungen erregt und der Aberwitz, der sich jetzt in der Beurtheilung französischer Zustände äußert, ging so weit, daß schließlich sogar der General Boisdeffre als kommender Diktator bezeichnet wurde. Die Nachrichten aus Oesterreich verstimmten besonders, weil nicht nur die große ungarische Investititionanleihe, sondern auch die Prioritätenausgabe für die Südbahn, Nordwestbahn u. s. w. vorbereitet wird. Wenn die pariser Börse ihre unglaublich hohen Gebühren für die Kotirung auch aufrecht erhält, so kann der deutsche Markt doch nicht die ungetheilte Ehre der Südbahnemission auf sich nehmen. Ueber die rumänische Konversion wird zwischen Berlin und Bukarest ruhig weiter verhandelt, trotzdem aus Rumänien immer neue Dementis kommen. Bemerkenswerth ist, wie gering der Kredit rumänischer Firmen und Kommunen im Auslande geworden ist. Es giebt große deutsche Fabriken, die Bestellungen aus Rumänien jetzt überhaupt nicht mehr beantworten lassen, weil von dort zwar gewöhnlich die erste Rate bezahlt, schon die zweite aber vergessen wird.

Das eigentliche Börsengeschäft ist lebhafter geworden und zum ersten Male sprach man auch wieder von der Thätigkeit der Kontremine. Sie sollte namentlich auf dem Bergwerkmarkt fühlbar sein, wo allerlei falsche, verstimmende Meldungen verbreitet wurden. Gerade in Montanpapieren aber, also auf dem Hauptschlachtfelde der Spekulation, scheint das Heraufziehen von umfangreichen Baisseengagements nicht erwiesen zu sein. Vielleicht wurden in Bochumern oder Harpenern einzelne größere Blankoabgaben beobachtet; im Ganzen aber dürften auch heute noch in Hütten- und Kohlenaktien die Haussepositionen beträchtlich überwiegen. Die großen Kommissionbanken können freilich leicht Kursrückgänge bewirken; sie, die ihrer Kundschaft alle jetzt nur per Kassa zu handelnden Papiere lombardiren, brauchen nur die Stücke abzuliefern, um einen Druck auf die Tendenz zu üben.

Aber die Banken, die rastlos fortgründen, werden sich wohl hüten, das Publikum aus seiner guten Stimmung zu scheuchen. Es ist fast schon unheimlich, zu sehen, wie viel jetzt gegründet und finanzirt wird. Untergründungen, denen man kaum den Zweck und immer das Agio ansieht, bringt fast jeder Tag und nirgends ist eine ernste Kritik dieser Vorgänge zu hören. „Sie beuten unsere Arbeit nicht einmal, sondern am Liebsten dreimal aus“, sagte mir neulich ein erfahrener Industrieller. Erweist sich in einzelnen Fällen das deutsche Aktiengesetz als zu „schwerfällig“, so geht man munter mit der neuen Gründung in eins der benachbarten Länder.

Merkwürdig still ist die Spekulation in Bankaktien, obgleich noch einige

Kapitalsvermehrungen erwartet werden. Freilich macht die Fülle der Baarmittel noch keine Großbank; erst die Art der Verwendung bestimmt den Rang. Ein kleines Institut, dem durch gute Nebenverbindungen der Muth eingeflößt wird, seine Aktienzahl zu verdoppeln oder zu verdreifachen, läuft nur zu leicht Gefahr, alle die zweifelhaften Sachen aufzunehmen, die die Rathgeber ihrer eigentlichen Bank gar nicht anzu bieten wagen. Auf keinem anderen Gebiete findet man so viele spanische Wände. Zum Emporkommen mancher Bank genügt jetzt mitunter schon eine Intimität mit dem Direktor oder Prokuristen eines älteren Institutes. Flink entstehen dann Hausse-Konsortien, die scheinbar eine große Aktion für eine andere Generalversammlung planen, in Wirklichkeit aber nur billig kaufen und theuer verkaufen wollen. Der hier schon erwähnte Plan, Berlin in Süddeutschland mehr Raum zur Bethätigung zu schaffen, wird wohl verwirklicht werden, — wenn auch die Kursgedanken der Börse darüber fast regelmäßig nach falscher Richtung schweifen. Banken werden nicht fusionirt, weil sie zufällig eine starke Intelligenz an ihrer Spitze haben, sondern nur dann, wenn sie ein ausgedehntes Kundengeschäft besitzen. Da hier übrigens von einer später einmal zu erwartenden rothschildschen Vermögensverwaltung die Rede war, muß ich auch die neuere Version verzeichnen, man arbeite in der Familie daran, den Sohn Edmunds von Rothschild, des Parisers, für Frankfurt — also für Deutschland — zu „kreiren". Ueber Eins darf man sich in unserem Bankgeschäft nicht mehr täuschen: die ganze Kommissionbranche rollt den Großbanken unaufhaltsam zu; daran ändert der feste Kurs der Mittelbanken nichts, die jetzt noch eine gute Kundschaft haben. Wenn es heute noch in Berlin erste Häuser giebt, die ein so umfangreiches Kommissiongeschäft wie eine Bank betreiben, so wird, wie man annimmt, auch dieses Geschäft nicht länger leben als etwa der Prokurist, der dieses Feld seit Jahren bestellt. Uebrigens besitzt die Reichshauptstadt auch Großbanken, besonders solche, die eng mit der Börse liirt sind, an deren glänzender Führung man nichts Anderes auszusetzen findet, als daß Alles mit dem Direktor steht und fällt. Auf die besondere Rolle, die der Breslauer Diskontobank neben der — oder für die — Nationalbank für Deutschland vorbehalten war, wurde rechtzeitig von mir hingewiesen; seitdem wird diese Bank bei allen möglichen Finanzirungen genannt. Noch nicht erwähnt wurde der Erwerb eines großen Braunkohlenbesitzes bei Köln, den die Diskontobank kaufte, weil die Qualität vorzüglich und die Summe wahrscheinlich nicht zu hoch bemessen ist. Der Verkäufer aber hatte die Annehmlichkeit eines Grubeneigenthumes schätzen gelernt, das von Festungsanlagen durchschnitten und dessen Braunkohle vom kölner Gaswerk scheel angesehen wird, da dieses Werk den Abfall seines eigenes Brennmaterials abzugeben hat. Ueber Hindernisse, die unserer Industrie vielfach von allzu fiskalisch gesinnten Kommunen entgegengestellt werden, wird von allen Seiten geklagt. Als Gewerbetreibende auf so manchen Gebieten (Licht, Trambahn, Hafen u. s. w.) haben die Kommunen freilich den Eifer des privaten Geschäftsmannes rasch genug übertroffen.

Die interessanteste Bankengründung der letzten Zeit betrifft die londoner Filiale des Schweizer Bankvereins. Wenn dabei auch nur von dem ausgedehnten Trassirungsgeschäft gesprochen wird, so ist der Zweck doch wohl: die Vorbereitung auf die kommende schweizer Eisenbahnrente, deren Erfolg ohne das ausländische Kapital nicht zu sichern ist. Kluge Leute geben sich mit Kleinigkeiten nicht ab.

Pluto.

Der Täufer.

Sorge und Sehnsucht eines rathlos im Dunkel irrenden Stammes schafft sich, nach langem, von bangen Seufzern nur und von dumpfen Regungen zaghaft rebellischen Grolls unterbrochenem Schweigen, eine Stimme. Einem Einzigen gab der geizende Gott, zu sagen, was Alle in stummer Qual leiden, in eines Einzigen Seele wirkt die den ganzen Stamm bedrückende Last, wirkt das den Schwächeren krümmende Gewicht einer Sorge und einer Sehnsucht das Wunder müheloser Erkenntniß. Er hat das von Alltagsgeschäften erfüllte Leben der Stammesgenossen nicht mitgelebt, kennt die Welt kaum, der er zum Heil den Weg weisen will, hat die Lüste und Laster, die heimlich den Körper seines Volkes zernagen, nie in der Nähe gesehen und fühlt im Innersten dennoch, was diesem Volk fehlt, was in Thränen ihm Trost und in finsterer Wüste ein die Hoffnung herbeiwinkendes Licht werden kann. Woher kam ihm die Wissenschaft? Einer in kindlichen Vorstellungen lebenden Volkheit ist jeder Denker, der auf höherer Warte steht als der Troß und tiefer in die Klüfte der Menschenseelen hinabzuschauen vermag als das Gehudel im engen Thal, göttlichen Ursprunges; sie kennt nicht Weise, kennt nur vom Schöpfer aller Dinge entsandte Propheten: nur vom Himmel kann die Kraft stammen, die einen Einzelnen über die Menge erhöhte. Diese Gewißheit schmeichelt der Schwäche und beschwichtigt den Unmuth, der in Kleinen beim Anblick ragender Größe immer erwacht. Der von Gottes Gnade ein Amt und zum Amt die Stärke empfing, kann selbst den Kraftlosesten wohlgefällig sein, denn sie brauchen sich an ihm nicht zu ärgern, nicht neidisch auf ihn zu blicken, als auf Einen, dessen Willkür die Grenzen der Menschheit verrückte. Das haben die Priester früh erkannt und ihren Zöglingen, den Königen, die nützliche Kunde ins Ohr geraunt. Der im Lande der Stummen mit einer weithin tragenden Stimme Begabte spricht, spricht so furchtlos und laut, wie es die Pflicht ihm gebeut, und die um ihn wachsende Masse, die mählich nun auch wieder zu stammeln wagt, nennt ihn Jehochanan, den von Gott dem auserwählten Volke Geschenkten. Er aber weiß, daß auf keines Berges Höhe ein Gott ihm den Sinn seiner Sendung sagte, weiß, daß er in einsamem Wachen nach Wahrheit gerungen, in sternloser Nacht ein Lichtlein gesucht hat und daß ein scheuer Menschenfuß strauchelnd die schmale Straße ertastete, die den ganzen Stamm nun ins helle Land der Wahrhaftigkeit führen soll. Er ist einsam im Schwarm, denn leise frißt an seinem Glauben der Zweifel, ob er, von frommem Wahn nicht genarrt, den rechten Weg gewählt, ob er die eigene Kraft nicht zu hoch geschätzt hat, da er sich zum Führer erkoren wähnte. Ganz sicher ist er, ganz fest im Glauben, nur, wenn er zur Reinigung ruft, wenn er nachspricht, was vor ihm heilige Männer verkündet haben. Ihnen will er ähnlich sein, weil nur die Vergangenheit Gewisses lehrt und kein Sterblicher Künftiges enträthseln kann. Sein Rede wird bitter wie die der Alten,

sein Zorn waffnet sich, wie die Wuth der Ahnen einst, wider die Satten und Trägen, die reichen Schlemmer und Prasser, deren Leben leer ward und die aus den unersprießlichen Genüssen der Zeitlichkeit kein sehnsüchtiger Wunsch auf die Gletscher lockt, wo der Geist frei wird und frisch und fähig, Ewiges zu erfassen und in Ehrfurcht schaudernd des irdischen Lebens letzten Zweck zu empfinden. Der unfrohen Botschaft lauschen die Bedrängten, lauscht das kummervolle Heer der Kleinen, die nicht in Freiheit erwachsen, nicht an der Tafel der Freuden mitschmausen durften, und der Strahl, den sein eiferndes Wort in ihrem Auge entzündet, wirft in die von Zweifeln zerquälte Brust des Einsamen den ersten beglückenden Widerschein, weckt das Wonnegefühl des zu großem Wirken Berufenen.

Doch das Frohgefühl währt nicht lange; kann Der fröhlich sein, der das Gefolge zwar zum Zorn zu entflammen, in die Herzen aber nicht den Keim der zärtlichsten Regungen zu pflanzen vermag, der wohl weiß, was seinem Volk fehlt, dessen Blick das Fehlende aber ringsum vergebens sucht? Der Erbe des alten Prophetenmuthes rief zur Reinigung und zur Buße, denn nah sei, so sprach er, der Tag, da der höchste Richter die Seelen wägen und den reinen die Seligkeit bescheren werde. Das Volk glaubte dem Wort, that Buße und reinigte sich, aber der Tag des Gerichtes wollte nicht dämmern: Finsterniß lag über dem Land und kein Engel stieg mit tröstendem Gruß von der Himmelsfeste herab. Wenn die Weissagung trog? Wenn der edle Eifer des Predigers in der Wüste kein dünnes Hälmchen aus dem Erdreich zu locken, keinen winzigen Hoffnungschimmer herbeizuwinken vermochte und der Ewige spöttisch nur auf das irrende Mühen des kleinen Menschen herniederlächelte? Schon ermüdet in der Menge die Büßerwuth, schon murrt die anschwellende Schaar der Ungeduldigen ... Da dringt in das aufhorchende Ohr des unruhvollen Führers von fern her ein leiser Ton, wie von einer rein gestimmten Zither ein verflatterter Klang; Cymbeln und Schalmeien verstärken den Schall, der im Wachsen noch lieblich bleibt und sich mit nie gekanntem Reiz in den Sinn schmeichelt. Es klingt so zärtlich wie das Lied einer Mutter, die im Dämmerschein an des Kindleins Wiege singt, so hold wie der Lockruf der Liebenden, die ihres Knaben harrt, so weich wie das Schluchzen des ernsten Mannes, der sich der Thräne nicht schämt. Sorge und Sehnsucht schwindet den Lauschenden, der letzte wehmüthige Seufzer verhallt, — und nun klingt es wie ein Hochzeitmarsch, wie der frohe Chor junger Stimmen, die den Bräutigam in die Kammer der Bebenden geleiten. Und der süße Zauber nie vernommener Töne weckt die schlummernde Natur aus der Winterdürre und es ist, als sei mit seinem Blüthensegen plötzlich der Lenz ins Land eingekehrt. Lange umdüsterte Mienen erhellen sich, die bange Spannung weicht, hoffend wenden die Blicke sich zum Wärme und Leben spendenden Licht und auf der feuchtenden Thränenspur erblüht, wie ein Knöspchen im Thau, ein Lächeln. Was kein wider die Sünder geschleuderter Fluch, was keine zornige Mahnung

zur Buße wirkte, wirkt nun ein milder Frühlingsfeierklang: die Eisrinde schmilzt, die so lange die Seelen beengte, und mit der Hoffnung zieht wärmend Zärtlichkeit in die Herzen ein. Ist Das der angstvoll erwartete Tag des Gerichtes? Hat der hinter Wolkenschleiern thronende Gott, der bis ins vierte Glied Rache zu üben drohte, sich gesänftigt, in allumfassender Liebe sogar sich den Schwächsten, im frommen Werk Säumigsten, geneigt?... Den Einsamen überläufts; er wendet den Schritt aus dem Lager der Jubelnden und erlebt nun die stillste, die schwerste Stunde. Denn er erfuhr, wie das Wunder geschah, dessen Zeuge er staunend war. Ein Anderer hatte vollbracht, was er selbst vollbringen zu dürfen gehofft, ersehnt hatte, einem Anderen wies zum Ziel der Höchste die Richtung, ein anderes Werkzeug war erwählt worden, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten. Kennt Ihr den Schmerz Eines, dem zum großen Werk der Trieb und der Wille, aber nicht die Kraft ward und der nun sehen muß, wie der Stärkere mühelos schafft, wo sein eigenes Mühen unfruchtbar blieb? So mochte er die Menge fragen, die ihm früher folgte und die nun zerstiebt, da im Hochzeiterjubel der Bräutigam naht. Sie hätte ihn nicht verstanden, hätte ihn wohl gar einen Neidhart gescholten, der grollend seine Kraftlosigkeit begreint. In ihm bohrt nicht der Neid; er ist bereit und entschlossen, den Größeren innig zu lieben und durch diese Liebe sich von dem Fluch der Unfruchtbaren zu befreien. Aber er braucht Zeit, braucht Ruhe, um den Schmerz niederzuringen und im Innersten Klarheit zu finden: dann wird er, der schwach schien, der Stärkste sein, der Sichere, der sich anbetend beugen kann, ohne klein, ohne schwächlich zu scheinen. Er entschwindet dem Auge der zerstreuten Gemeinde. Doch dem Tapferen, der sich selbst überwand, folgt nachhallend der Ruhm: der Große, Glückliche, der Vollender des Werkes, preist, da er sich Ahnen sucht, ihn als den Wegbahner, den Brecher des alten Bannes, den Entbinder des neuen Glaubens. Und den Verschollenen, gegen den hastige Hände schon Steine erhoben, nennt die Stimme der Masse nun wieder Jehochanan, den dem auserwählten Volke von Gott Geschenkten.

* * *

Herodes der Große — eine Zeit, der Grausamkeit Größe schien, hieß den schlauen, gewissenlosen Emporkömmling groß — war im Wüthen gestorben. Ihn überlebte der aus Gold und Marmelstein gethürmte Prunkbau des jerusalemitischen Tempels und der Haß, den der Edomit, der Enkel heidnischer Askalonier, in die Herzen der Juden gesät hatte. Sein Reich zerfiel; statt des jüdischen Einheitstaates gab es bald die von Tetrarchen beherrschten Provinzen Judaea, Samaria, Galilaea, Peraea, und als der in Jerusalem schaltende Herodessohn sich gar zu übel aufführte, wurde er nach Gallien verbannt und ein römischer Prokurator zog in Judaea ein. Noch in dem zerstückelten Land lebte aber das Gefühl enger Gemeinschaft, das bis auf unsere Tage die Völker an Israel Aergerniß nehmen läßt. Wer nur die Evangelien kennt, kann sich von den Kämpfen, die den zerfetzten Leib dieses merkwürdigsten aller Stämme damals in unruhigen Zuckungen umher-

warfen, keine Vorstellung machen; die Evangelien geben einen vom milden Temperament der Betrachter sanft gefärbten Hintergrund, geben nur eine lyrische Krankenstubenstimmung, die sich wie feines, feuchtwarmes Nebelgespinnst um die Sinne schmiegt. Diese Stimmung lebte in der kränkelnden Welt Sems, aber sie füllte sein Leben nicht aus und die Geschichtschreiber haben, von Josephus bis auf Renan, gezeigt, wie wenig die Wirklichkeit dem friedsam idyllischen Bilde glich, in dessen Landschaft die Evangelisten die zarte Dulbergestalt ihres Heilands gezeichnet haben. Leise bald und bald lauter tobte im Hebräerlande der Bürgerkrieg; der große Bedrücker war tot und die Hoffnung, mit den kleinen Tyrannen leichter fertig zu werden, ließ immer neue Parteien, Sekten und Gruppen entstehen, die Eins nur vergaßen: daß hinter den Kleinen schützend Roms Großmacht stand. Mochten die Juden mit ihren idumaeischen Fürsten hadern: Das waren Provinzkonflikte, auf die der stolze römische Bürger verächtlich lächelnd herabsah. Das Lächeln wäre freilich von der gerümpften Lippe gewichen, wenn er tiefer zu sehen und die geistige Entwickelung zu erkennen vermocht hätte, in deren Verlauf ein kleiner, kaum beachteter Stamm zum Vernichter des Römerreiches heranreifte. Doch weder Tiberius noch seine Landpfleger Valerius Gratus und Pontius Pilatus ahnten, daß hier das Innerste eines Volkskörpers Wehen erschütterten, aus denen dem für Jahrtausende wichtigsten Theil der bewohnten Erde ein neuer Glaube entbunden werden sollte; Keiner empfand, in Rom nicht und nicht im üppigen Palast der syrischen Prokuratoren, daß in der Massenpsyche der Söhne Abrahams eine Weltanschauung wurde, die den Römertrotz brechen, der Römermacht die Weltherrschaft entwinden würde, — waffenlos, mit einem Buch und dem brünstigen Glauben an dieses Buches frohe Botschaft. Und doch fehlten die Zeichen nicht, die selbst blöden Augen die Gefahr künden konnten. Dürfen wir aber, auch wenn wir die Erfahrungen hellerer Tage zum Maßstab unserer Forderungen machen, ernstlich erwarten, ein Verweser des fernen Caesars habe sich um das Treiben der Pharisäer und Sadduzäer bekümmert, der leisen Minirarbeit der Hellenisten nachgespürt und über die Wirkungen, die Platoniker und Bekenner der Stoa in der Stille auf Israels gierig lauschende Intelligenz übten, Berichte nach Rom gesandt? Von der einsamen Höhe, wo die Machthaber sich auf weichem Pfühl strecken, sieht man die Blasen nicht, die sich während eines Prozesses geistiger Gährung bilden. Ein vornehmer Römer hätte die Zumuthung lachend zurückgewiesen, er solle die unruhigen Köpfe ernst nehmen, die mit allerlei buddhistischer oder hellenistischer Weisheit da unten das Volk fütterten, oder sich gar für die Wunderlichkeiten interessiren, die irgend ein Hillel, Philon oder Apollonius von Tyana — und wie die Schaumschläger sonst heißen mochten — geschäftig den Darbenden vorsetzte. Das Alles war im Grunde ja ungefährlich und gehörte, als unpolitische Kurzweil der Müssiggänger, nicht zu der Pflichtensphäre der Verwalter. Rom

war die Hauptstadt der Geisteswelt: was von Rom nicht anerkannt, nicht für den Erdkreis geweiht wurde, konnte nicht dauern; und der Judenstaat würde unter straffer Zucht schon wieder zur Ruhe und Ordnung gelangen. So denken die politischen Beamten noch heute, so haben sie damals gedacht, werden sie immer denken und niemals merken, daß unter der Oberfläche, die ihr hastig von der Höhe herab schweifender Blick überfliegt, eine Idee keimen, ein Gedanke zum Licht drängen kann, der morgen vielleicht den Kreis des Empfindens erweitern und eine neue, die kommenden Jahrhunderte beherrschende Vorstellung schaffen wird. Der Blinden Strafe ist ewiges Vergessen: ihre Namen und Titel wecken im Ohr später Geschlechter keinen Widerhall und die Blätter, auf denen ihre einst von gefälligen Dienern laut gerühmten Thaten verzeichnet sind, zerfallen in Staub. Die politischen Zettelungen, die in den Ländern der Tetrarchen und Prokuratoren kraftlos gegen die übermächtig Herrschenden wütheten, sind, wie das leichte Vollbringen ihrer Ueberwinder, längst in Nacht getaucht und der Gelehrte nur gräbt beim Schein seiner Lampe ihre kaum noch deutlich erkennbare Spur aus dem Schutt. Die Erinnerung an die geistigen Kämpfe der unvergleichlichen Zeit lebt befruchtend heute noch im Gedächtniß aller Menschen, in deren Bewußtsein je ein Windhauch des Christgedankens drang, und sie wird im Allerheiligsten, in der Kammer der ehrwürdigsten Schätze, fortleben, wenn der aus heißerer Zone stammende Gedanke selbst über Erwachsene keine Gewalt mehr hat und neben anderen verblichenen Jugendgewändern menschlicher Vorstellungmöglichkeiten sauber gebettet ruht. Der Geist, den die Kaiser und ihr Gesinde, die Könige und die Königischen gering schätzten, hat Rom besiegt, das Feuer, das im Osten entfacht ward, hat langsam erst und dann schnell, mit furchtbarem Prasseln, das prunkvoll übertünchte Gebälk der Römerherrlichkeit versengt und in Asche verwandelt.

Es war ein Feuer. Und ehe in Galilaea, auf Nazareths Höhe, das große Licht himmelwärts flammte, sah ein redlich suchendes Auge schon die Rauchsäule, die nicht vom jerusalemitischen Brandopferaltar in die Lüfte stieg und keinen Blutgeruch in die reine Höhe trug ... Kann erhitzten Hirnen ein Rauchwölkchen entflattern? Kann die Kraft konzentrirten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden?

Wenn das Empfinden einer Zeit welk wird, wenn die festen Grenzpfeiler, die dem Denken so lange unstetes Schweifen wehrten, zu wanken beginnen und in den Thurmzellen ringsum die Lichter, die der Sehnsucht die Richtung wiesen, eins nach dem andern verlöschen, dann überrennt im Dunkel die Vorstellung den müden Willen und ein Wunder wird möglich, weil es den von der Wirklichkeit Enttäuschten nothwendig scheint. Aus der Rathlosigkeit des Willens, der einer schwärmenden Vorstellung nicht mehr zu folgen, sie auch nicht zu bannen vermag, sind alle Krisen des Kollektivempfindens entstanden. Die im Brennpunkt des Lebens morsch gewordene Menschheit rastet erschöpft, blickt auf die durchmessene Bahn

zurück und sieht in trüben, aus Blut und Unrath gemischten Lachen die geschichteten Leichen der Opfer, die während der langen Wanderung fielen. Ein wüstes Feld, das, so oft es überreichlich mit unreinlichen Menschlichkeitresten gedüngt ward, nun dürr scheint und mit dem Fluch ewiger Unfruchtbarkeit geschlagen. Kein Leuchtfeuer mehr, kein tief in den Boden gerammter Grenzstein, der auch dem Kurzsichtigen zeigt, was gut und böse, schön und häßlich, sittlich und unsittlich ist. Es ist, als müsse Alles neu gemacht werden; doch dem sehenden Willen zum Neuen gesellt sich nicht die Schöpferkraft. Die Menschheit wird vom Ekel vor sich selbst gepackt, sie wittert die Spur ihrer Thaten und den Pestdunst zerreißt nur der schrille Schrei der Verzweifelnden. Ein beträchtlicher Theil weiß sich auch mit dieser Lage abzufinden, fängt zu handeln an oder geht auf Leichenraub aus. Die aber, die nichts aus alten Tagen gerettet haben und die auch früher vielleicht sich am rasch errafften Händlervortheil nicht freuten, verbannen sich selbst jetzt in dumpfe Geistigkeit und all ihr Sinnen und Trachten sucht nur das neue, in der Finsterniß unfindbare Lebensziel. Ist dieses Ziel schon erreicht? Mußte die alte Wahrheit zur Lüge werden, die alte Schönheit verblühen, weil der Weltuntergang naht und kein junger Tag je mehr Kains Enkel ans Licht locken soll? Oder kam nur die lange finstere Nacht der Prüfung, der für die Bußfertigen bald unerschauter Glanz folgen wird? Ein Raunen erst, ein unruhiges Flüstern und Fragen; den gedämpften Chor der Zitternden übertönt da und dort eine starke Stimme, die Zeichen deutet und Kommendes kündet; und endlich ein von Angst und Schmerz noch durchbebtes Jubelgekreisch, als wären in einer Minute tausend Mütter von der lebenden Last erlöst worden, die ihr Schoß kaum noch tragen konnte. Es ist die Stimmung der Wehennacht; nach bangem, von Seufzern und wimmernden Klagelauten nur unterbrochenem Schweigen geschäftiges Kommen und Gehen, vergnügtes Schwatzen und bethulicher Eifer. Israel hat diese Stimmung öfter als irgend ein anderes Volk erlebt, denn seine Messiaswehen haben Jahrhunderte gewährt; doch nie kam die Stunde, da die Hebamme ihm das ersehnte Kind von der Nabelschnur schnitt, den Verheißenen, der Davids Krone aufs Haupt setzen und die große jüdische Theokratie gründen würde. Die Harrenden trog immer wieder die Hoffnung; sie hatten Augen und sahen nicht, hatten Ohren und hörten nicht ... Durch Israels ganze Geschichte zieht sich der Kampf des Geistes gegen das unersättlich nach Genuß lechzende Fleisch, alle Führer des Volkes mußten mit dem Schwert ihrer Rede wider die Macht des Goldenen Kalbes streiten und schließlich entstand gar eine Gelehrtenkaste, die eines unsauberen Tempels gleißende Pforte bewachte. Vielleicht hat dieser Kampf die Sinne verwirrt, daß sie in ihrer Sehweite Werdendes nicht mehr erkannten. Als Israel seine besten Söhne verlor, glaubte es sich von argen Verräthern befreit und der Stunde näher denn je, die den Gesalbten in der Glorie enthüllen würde. Und doch lebten dem kleinen Hebräerstamm starke

Geister und doch hat die selbe spekulative Kraft, die im Aufspüren und Erjagen irdischer Schätze so emsig war, mit nicht minder zähem Eifer sich ins Uebersinnliche gewagt. Sie konnte des eigenen Volkes Sehnen nicht stillen, aber sie gab der Welt, in die dieses Volk für immer zerstreut werden sollte, das neue Licht. In schwüler Luft kann die Kraft konzentrirten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden.

„Denn siehe", so ließ der Prophet Maleachi den Herrn Zebaoth sprechen, „es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein und der künftige Tag wird sie anzünden und ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen. Euch aber, die Ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Ihr sollt aus- und eingehen und zunehmen wie die Mastkälber. Ich will Euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage."

* * *

Neunhundert Jahre waren verstrichen, seit Elias den letzten Seufzer that; aber noch immer wirkte in Israels besten Geistern, den Muth und die Hoffnung entfachend, die flammende Rede des heldischen Propheten von Gilead fort, der wider Ahab und Jesabel mit wildem Wort einst gewüthet und von des Karmels Höhe auf die Häupter der Trugpfaffen Bels den furchtbaren Fluch herabgesandt hatte. Der Gewaltige konnte nicht tot, nicht für immer dem Blick entschwunden sein; seinen Wandel begrenzte nicht die kurze Zeitspanne, die das Leben kleiner Menschen hienieden umschließt. Feurige Rosse, so ging die Sage, hatten ihn im Wettersturm gen Himmel getragen und er würde, wenn die Zeit erfüllet ward, wiederkehren. Dann erst nahte dem von Messiaswehen durchzuckten Volke das Heil: der Mann aus Thisbe schritt erhobenen Hauptes vor Jahwes Gesandten einher, der das jüdische Weltreich gründen und die Völker der Erde dem allerhaltenden Judengott unterwerfen würde. Jede teleologische Vorstellung muß zur Mystik führen, jeder Stamm, der sich zu besonderem Werk auserwählt glaubt, muß nach fruchtlosem Grübeln im Traumlande der Wunder anlangen. Israel glaubte in Inbrunst an seine mystische Berufung zur Weltherrschaft — die Antisemiten finden, Abrahams Söhne seien vom Ziel ihrer alten Sehnsucht nicht mehr allzu weit entfernt —, das Auge schweifte suchend in die Glanzzeit der großen Propheten zurück und haftete in sehnsüchtiger Liebe an der vom Donner umtobten, vom Blitz umleuchteten Gestalt des Mannes, der den Feinden des Herrn Zebaoth ein Schrecken gewesen war und eher als irgend ein Anderer geeignet schien, nach dem Wort des Amos die zerfallene Hütte Davids wieder aufzurichten, ihre Lücken zu verzäunen und sie zu bauen, wie sie vor Zeiten gewesen ist. Ihm mußte Jeder gleichen, an dessen Wirken die Hoffnung des Volkes sich klammern

konnte: wie Elias, fern von der Gemeinde, in den felsigen Klüften des Karmel gehaust hatte, aus denen er in Gewittern nur hervorbrach, um falsche Priester zu züchtigen, alte Throne zu zertrümmern und neue Kronen zu verleihen, wie er einsam gewesen war, ein Genosse wilder Thiere, der in dürrer Wüstenei karge Nahrung suchte und fand, so mußte Jeder fortan leben, der in der mythologischen Vorstellung des Volkes sich einen Führerplatz sichern wollte; und die fieberhaft bewegte Phantasie hatte die erste Stelle Dem bewahrt, der am Meisten dem Gedächtnißbilde des furchtbaren Richters und Rächers gleichen würde. Vielleicht war aus diesem Eliaskult die Sekte der Essener entstanden, die an den Ufern des Toten Meeres ihr finsteres Wesen trieb, mönchisch lebte, blutige Opfer verwarf und eine besondere Art dualistischer Anschauung hegte. Ihr durften nur Männer angehören, die sich alle Freuden des Fleisches versagten, sich mit der einfachsten Kost begnügten, weltlichen Herrschern keinen Eid leisteten und auf die thierischen Wonnen des Fortpflanzungaktes verzichteten; sie zogen die Waisen auf, deren Zahl in der Zeit nie endender Kriege und Aufstände unübersehbar war, ergänzten durch diesen Nachwuchs die vom Tod in ihre Reihen gerissenen Lücken und richteten ihren Sinn nur auf das Pflichtgebot innerer Reinigung, als deren sichtbares Symbol die heiligen Waschungen der Leviten im Mittelpunkt ihres Gottesdienstes standen. Ob ein Theil ihrer frommen Sitten aus Indien stammte, ob buddhistische Mönche, wie Renan annimmt, lehrend und bekehrend bis nach Judaea vorgedrungen waren, ob von Babylon, das ein Herd des Buddhismus geworden war, ein Funke bis ins Jordanland fliegen konnte, darüber steht dem Laien ein Urtheil nicht zu; sicher ist, daß der von Bodhisattwa begründete Sabismus, der dem Gläubigen vorschreibt, den Leib zu bestimmten Stunden ins Wasser zu tauchen, mit dem Wasserkult der Essener eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. In allen orientalischen Religionen waren Bäder und Waschungen wichtig, doch nie war ihnen unter den Israeliten die Bedeutung beigelegt worden, die ihnen die essenische Ordensregel gab; da wurde die Eintauchung des Leibes zur Taufe, die dem in den Schoß der Gemeinschaft Aufgenommenen erst die Weihe verlieh ... Diesen neuen Ritus übernahm der Mann, der sein Wirken selbst an die Verheißung der alten Propheten knüpfte und in dem das Judenvolk bald den ihm wiedergeschenkten Elias sah. Es hieß ihn Jehochanan und das von griechischer Kultur berührte Abendland nennt ihn Johannes den Täufer.

Er trug nicht das weiße Gewand der Essener, nicht ihre Schürze und Hacke, war nicht so sanftmüthig wie sie gesinnt und enthielt sich nicht, nach ihrer Vorschrift, jeder Einmischung in weltliche Händel; doch näher als den großen politischen und sozialen Parteien der Sadduzäer und Pharisäer war sein Wesen diesem Orden verwandt, in den die tiefsten religiösen Kräfte der Judenheit sich geflüchtet hatten und der die Verinnerlichung des Gottesdienstes empfahl. Wer auf den Buchstaben der Evangelien schwört, wird in dem Asketenleben des

Täufers nur die Erfüllung eines Nasiräergebildes sehen. Aber der Mythus, den Lucas von Jehochanans Geburt erzählt, wird auf moderne Geister kaum noch eine Wirkung üben. Nach der altjüdischen Ueberlieferung war an der Erzeugung besonders wichtiger Menschen der Theil der Eltern häufig zu Gunsten der göttlichen Hilfe eingeschränkt worden: Männer, die nach dem Plan der Vorsehung im Leben des auserwählten Volkes Großes vollbringen sollten, wurden oft als Spätgeborene, als Kinder greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter dargestellt; Isaak, Joseph, Simson und Samuel zeigen diese Neigung der hebräischen Sage, die alles Grobsinnliche, an den männlichen Beischlaf Erinnernde, aus dem von strengem Spiritualismus beherrschten Vorstellungbereich verbannte und Gottes übersinnliche Schöpferkraft im Frauenschoß das Zeugungwunder wirken ließ. Im Dämmerzwielicht der messianischen Legende, die der alten Ueberlieferung zum letzten Male neue Lebenskraft gab, mag auch die Mär von Zacharias, dem Priester, und seinem Weibe Elisabeth gewachsen sein, denen, da sie schon bei Jahren waren, die Gnade des Herrn noch Frucht schuf. Die Namen der Eltern nennt uns nur Lucas; von dem Ruhm des Sohnes aber war um das Jahr 28 nach christlicher Zeitrechnung Palaestina erfüllt. Johannes, der in oder bei der kleinen Patriarchenstadt Hebron das Licht der Welt erblickt haben soll, entwich früh aus der Heimath in die Wüste Juda und lebte zunächst in der Gegend, wo sich, westlich vom Toten Meer, die Essener niedergelassen hatten. Er trug ein Kleid aus Kameelhaar, gürtete die Lenden mit einem Lederriemen, nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig und glich äußerlich den anderen jüdischen Anachoreten, die das große Beispiel des Elias aus der Gemeinschaft der Brüder lockte. Doch er glich ihnen nicht im Innersten. Josephus, der erzählt, Johannes sei ein wackerer Mann gewesen und habe die Juden ermahnt, in Tugend, Gerechtigkeit gegen einander und Frömmigkeit sich durch einen Taufakt zu vereinen, der die Heiligung des Leibes bedeuten solle, schweigt, wohl um die nüchternere Weltanschauung römischer Leser nicht mit Wundergeschichten zu ärgern, völlig über die Messiasverkündung, die doch den Kern der Predigt des Täufers bildete. Was Johannes am Jordanufer sprach, war mit so inbrünstiger Sicherheit des Glaubens nie bisher noch in Israel verkündet worden. Er rief: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“; aber er forderte von den Büßenden eine wahre, nicht eine scheinbare Läuterung, eine Reinigung der Seele vor der Reinigung des Körpers, und er fuhr die Sadduzäer und Pharisäer, die befleckten Herzens zu seiner Taufe kamen, mit dem rauhen Rügewort an: „Ihr Otterngezücht, wer hat denn Euch gewiesen, daß Ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Dieser große Zorn, dessen Prophezeiung immer in seiner Predigt wiederkehrt, werde der verheißenen himmlischen Herrlichkeit vorangehen und die Sünder, die im Dienst des Herrn Säumigen, von ihren Sitzen schleudern, wie ein Axthieb den morschen Stamm

niederwirft. Dann aber werde der Herr Einen senden, der mit der Wurfschaufel die Tenne fegen, die Spreu mit ewigem Feuer verbrennen und den Weizen in seine Scheune sammeln werde. Die Rede war an Gedanken nicht reich; sie bot ein paar einfache Moralvorschriften, heischte Mäßigkeit, sittsamen Wandel, Redlichkeit und menschlich demüthigen Sinn und wäre dem Volk gewiß nicht wohlgefällig gewesen, wenn der Prediger nicht gegen die herrschenden Gewalten gedonnert hätte, gegen reiche Priester und Schriftgelehrte, feiste Händler und die freche Genußsucht der Volksbedrücker. Sein Wort war nicht glimpflich, nicht sanft und zögernd wie das Wispern der Lauen; es dröhnte wie ein starker Posaunenstoß durch das Land. Er höhnte den Thorenhochmuth Derer, die sich stolz auserwählte Söhne Abrahams nannten, und herrschte sie an, Gottes Gebot könne aus den Steinen am Wege Söhne Abrahams machen. Er traf mit dem härtesten Geißelschlag die im Besitzrecht Wohnenden und wies ihnen die Lasterspur ihres unreinen Wandels, den sie bald in furchtbarer Qual stöhnend büßen würden. Und er forderte, der Reiche solle seinen Schatz mit dem Armen theilen: „Wer zween Röcke hat, gebe Dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also!“ Das war im Geist der Essener gesprochen, die im Judäerland in Gütergemeinschaft lebten; doch diese friedfertigen Weltflüchtlinge hielten sich von jeder Einmischung in öffentliche Angelegenheiten, von jedem Versuch geräuschvoller Propaganda fern, — und Johannes war ein rastloser Agitator, ein politischer Pastor. Daraus erwuchs ihm Erfolg und Verderben. Zu seiner Taufe drängten sich in Schaaren die Mühsäligen und Beladenen und Palaestina war rasch von dem Ruhm des Mannes erfüllt, der, nach der Sitte der Zeit, auch als Thaumaturg an Bresthaften seine Weihekraft bewähren sollte; aber auch die Obrigkeit wandte dem neuen, Unruhe stiftenden Treiben ihre Aufmerksamkeit zu. Sie sah, wie sie immer pflegt, nur die politische Seite der Sektenbildung. Eine erneute Messiasverkündung hätte sie nicht aus der trägen Ruhe gescheucht; den Regirenden ist es stets angenehm, wenn Einer der Menge sagt, sie solle geduldig des Heils harren und sich inzwischen von jeder sündigen Regung reinigen. Jetzt aber war ein Mann aufgetreten, der die Grundlagen der Staatsordnung angriff, geheiligten Institutionen die Anerkennung weigerte und mit mächtig aufrüttelnder Rede das Heer der Armen gegen die Reichen hetzte. Das durfte nicht geduldet werden. Waren nicht auch die Tetrarchen, die Römer reich, war nicht der Staatsbau errichtet, um ihnen im behaglichsten Stockwerk die Ruhe zu sichern? Sie konnten die ungefährlichen Essener dulden, aber nicht diesen Wühler, dessen wilde Brandreden die unverständige Masse im Taumelrausch umjauchzte.

Der verdächtige Mann mehrte durch kecken Wagemuth noch die Gefahr. Pilatus hatte ihm in Judaea freie Bewegung gegönnt; Herodes Antipas wurde von ihm zu ganz persönlichem Zorn herausgefordert. Der Tetrarch von Peraea und Galilaea hatte seine erste Gemahlin, eine arabische Fürstentochter, ver-

stoßen und sich mit Herodias, dem Weibe seines vom Vater enterbten Bruders, vereint. Die große, Inzucht treibende Familie der Herodier hatte durch die gesetzwidrige Art ihrer Eheschließungen schon vorher oft den Unwillen der frommen Juden erregt; doch was jetzt geschah, schien unerhört. Johannes löste der Volkswuth die Zunge: er rief die Rache des Herrn Zebaoth auf die Häupter des blutschänderischen Buhlerpaares herab und wurde nicht müde, den Massen die Schmach des veruchten Bundes zu schildern. Das ward ihm zum Verhängniß. Der schwächliche Antipas hätte den sonderbaren Schwärmer, dessen fremd klingende Rede ihn interessirte, vielleicht gewähren lassen; Herodias aber war von anderer Art, war das echte Enkelkind des großen Wütheriches Herodes. Ehrgeiz hatte von je her ihr Thun bestimmt; sie war ihrem Oheim, dem sie wider ihren Wunsch vermählt worden war, entlaufen, weil dieser müssige, machtlose Sohn Mariamnes ihr nichts zu bieten vermochte, und hatte sich dem Antipas gesellt, der, wenn ein starker Wille ihn lenkte, eines Tages vielleicht die Krone des Judenkönigs aufs Haupt setzen konnte. Und nun sollte ein ehrfurchtloser Wüstenprediger mit rauhem Wort in ihr feines Gewebe tölpeln und den lange heimlich gehegten Plan zerstören? Nimmermehr. Auf ihr Geheiß ward Johannes gefangen und, da er ungeschreckt fortfuhr, Antipas gegen den schlimmen Frevelbund mit der bösen Frau zu stacheln, in Machaerus enthauptet. Die reizende Salome, die junge, später dem Philippus vermählte Tochter der Herodias, tanzte vor dem Tetrarchen und erlistete von dem entzückt auf ihre Anmuth blickenden, in Geburtstagsstimmung zur Gewährung jedes Wunsches Bereiten den Todesbefehl. Der Täufer wurde nicht das Opfer eines Frauenressentiments; er wurde als Politiker am Leben gestraft, weil er sich nach der begreiflichen Ansicht der Machthaber poltisch versündigt hatte. Salome war nur das Werkzeug ihrer ehrgeizigen Mutter; und im dreizehnten Jahrhundert noch schrieb Jacobus de Voragine in seine legenda aurea, es habe sich bei dem Tanz um eine abgekartete Komoedie gehandelt, deren Zweck gewesen sei, den Tetrarchen von der Verantwortung für den Blutbefehl zu entlasten, von dem eine aufrührerische Erregung des Volkes zu fürchten war. Als sechs Jahre nach der Hinrichtung Jehochanans der kleine Sohn des Herodes von dem Vater seiner ersten Frau bei Machaerus geschlagen wurde, sah man darin allgemein die Strafe für das Verbrechen am heiligen Prophetengeist. Später erst wurden aus abendländischen Vorstellungen in das Handeln der beiden Frauen allerlei neue Buhlerinnenmotive hineingetragen; Herodias wurde zur ruhelosen Gefährtin des Ahasver und ein volksthümlicher Spukglaube raunte in dunkler Spinnstube die Sage, Salome sei verdammt worden, in eisigem Wasser so lange die Bewegungen ihres mörderischen Tanzes zu wiederholen, bis die Eiskruste ihr den Kopf vom Rumpfe schnitt, — den reizenden Kopf, dessen Lächeln einem Heiligen den Tod gebracht hatte. In diesen Legenden spüren wir den Wunsch, dem strengen Asketen die geile Lust üppiger Weiber entgegenzustellen und in grellen Bildern zu zeigen,

wie der Geist vom Fleisch gemordet ward. Doch der Täufer wäre den Todesweg gegangen, auch wenn Herodias sich an seinem Wort nie geärgert hätte: er war verloren, weil er, als Sprecher der Armen, den Mächtigen Fehde schwur.

Er starb nicht zu früh, denn seiner Sendung Ziel war erreicht: sein Auge hatte Den gesehen, dem er Wegbahner war, sein Ohr von dem Einen vernommen, der mühelos vollbrachte, was er selbst nur mit Worten zu malen vermochte. Es ist nicht leicht, ist wohl unmöglich, das Dunkel aufzuhellen, das über den Beziehungen des Heilands zum Täufer lagert. Sicher scheint nur, daß der jüngere Jesus sich von Johannes taufen ließ, seiner Spur predigend folgte und daß beide Männer in Frieden neidlos neben einander wirkten; nach der Erzählung des vierten Evangelisten müßte man sogar glauben, Jesus habe in der Gemeinde des Täufers die würdigsten Jünger gefunden. Doch hier ist, mehr noch als bei den Synoptikern, die ganze Darstellung schon von später entstandenen dogmatischen Bedürfnissen gefärbt. Zwei Ueberlieferungen schlingen sich durch einander und schaffen Verwirrung: nach der einen that sich, da Johannes am Jordan Jesum taufte, der Himmel auf, der Geist Gottes schwebte über den Wassern und eine aus der Höhe herabschallende Stimme nannte den Galiläer den Heiland und Gottessohn; nach der anderen hat der Täufer fast bis an sein Ende gezweifelt, ob er in dem Galiläer den Messias sehen dürfe. Die beiden Ueberlieferungen lassen sich nicht vereinen, denn Johannes hätte nach der himmlischen Verkündung an der Ankunft des Heilands nicht mehr gezweifelt und sein nun unnützlich gewordenes Wirken eingestellt; daß alles Bemühen, den Widerspruch aufzuheben, vergeblich blieb, hat Strauß bündig bewiesen. Doch von der kühlen Skepsis des Rationalisten flüchten wir gern wieder in das wärmere Land des Mythos und Ehrfurchtschauer beschleichen uns vor dem rührendsten Bild. Im Hochzeiterjubel war der Bräutigam genaht. Er sprach nicht mehr, wie der düster drohende Einsiedler, den Renan einen biblischen La Mennais nennt, nur von Gottes rächendem Zorn, er sprach von Gottes unendlicher Liebe, der die Menschen unter einander nacheifern müßten. Liebe hatte auch Johannes gelehrt, aber Liebe nur zu den Reinen, schon Geläuterten, und eine Liebe, deren Reich erst nach dem großen, furchtbaren Strafgericht kommen werde. Auch der Täufer hatte den Weg in die Wohnstätten der Kleinen gesucht, der Darbenden, von den Machthabern beim Prunkmahl Vergessenen, aber er hatte zornig das Klassengefühl in ihnen aufgerufen, hatte das Kollektivempfinden der von den Sünden der Ueppigkeit nicht Befleckten sozial erregt und sich um das winzige Schicksal des Einzelnen kaum bekümmert. Jesus wandte sich an den Einzelnen, sah mit seinem sanften Blick in sein innerstes Weh und theilte mitfühlend mit ihm Leid und Lust, — auch die Lust, denn er war heiteren Sinnes, wie nur ein Sicherer sein kann, und wußte, daß in dunkler Trübsal dem Menschen Nützliches nicht gedeiht. Der Starke rechnete mit der Menschenschwachheit und heischte von ihr nicht, was über die Kraft hinaus gehen mußte. Jenseits

der irdischen Grenze zeigte er ihr das Ideal, das in der Zeitlichkeit unerreichbare, und rief: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! ... Seinem Wort lauschten die Frauen und Kinder, die der finstere Wüstenprediger nicht für sich zu gewinnen vermocht hatte und die nun ein neuer, nie vorher erhörter Ton lyrischer Zärtlichkeit lockte. Der Stärkste ließ die Schwächsten fühlen, ihm sei nicht Menschliches fremd, er sprach zu ihnen in ihrer Sprache und in seiner Rede schwang doch ein so süßer Reiz, daß die Entzückten Engelzungen zu hören glaubten. Johannes hatte als Jude zu Juden gesprochen, als ernster Vollstrecker des mosaischen Gesetzes; Jesus sprach als Mensch zu Menschen: er brach den Hochmuthsbann des auserwählten Volkes und weckte in einem in spröder Absonderung verkümmernden Stamm zum ersten Male das Verständniß für den Begriff der Menschheit. Vergessen war Hillel, war Sirachs Sohn, schnell vergessen war — selbst der Täufer. Der Einzige war erschienen, der berufen ward, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten, und der lächelnd nun fand, was vor ihm so Viele in Trübsal und Thränen, seufzend und fast verzweifelnd, vergebens gesucht hatten. Nur der große Finder und Tröster konnte den Menschheitbund stiften. Das Grab in Machaerus ist vereinsamt und um Golgatha weint eine Welt.

* * *

Das Schöpfervermögen, nicht der Großes sehnend umklammernde Wille, bestimmt den Sittlichkeitlehrern, wie den Künstlern, im Bewußtsein der Menschengeschlechter den Platz; das Wort verhallt und die Palme erringt nur der starke Vollbringer der erlösenden That. Drei Männer mußten sich zum Wirken vereinen, um das Christenthum aus einem Sektenglauben in eine Weltreligion zu wandeln: Johannes, dessen Wille noch im Schatten der alten Vorstellung erwachsen war und der in der suchenden Seele das Neue nur ahnte, Jesus, der aus dem alten Vorstellungbereich schied, das Wort That werden ließ und die neue Lehre nicht nur verkündet, nein, auch lebte, und Paulus, der geniale Kompromißkünstler, der die Wildheit des jungen Glaubens sänftigte und das den Mühsäligen und Beladenen gebrachte Evangelium sacht den Wünschen und Bedürfnissen der Herrschenden anzupassen verstand. Die Stellung des Täufers in dieser Dreieinigkeit kann, sollte man meinen, nicht zweifelhaft sein: die Größe und die Tragik seines Schicksals wurzelt darin, daß er nicht schaffen konnte, was er als nothwendig, als nahend empfand und daß er ins Dunkel weichen mußte, als in der Glorie der starke Schöpfer erschien, dem er sorglich das Unkraut vom Pfade gejätet hatte. Die Aufgabe des Dichters, der nach dem Johannesstoff zu greifen wagt, wäre, den in das Zwielicht einer werdenden Weltanschauung gestellten ersten Märtyrer des Christenthumes mit den Werkzeugen einer verfeinerten Psychologie modernem Empfinden näher zu bringen und, nach Hebbels Wort, eine von der Kritik aufgelöste historische Erscheinung durch die Macht der Poesie wieder ins erneute, gewandelte Leben zu rufen. Herr Sudermann ist anderer

Meinung. Er hat seinen „Johannes“, der nach allzu langem Lärm endlich nun auf die Bühne des Deutschen Theaters gelangt ist, eine Tragoedie genannt, aber die tragische, im Schrecken reinigende Wirkung stellt sich nicht ein. Denn wir sehen einen armen Teufel von Täufer, der den Heiland mißverstanden hat und zu spät erkennt, daß er mit seinem heiligen Zorn auf falscher Fährte war. Das ist ein erheiternder, zu unbarmherzigem Hohn stimmender Irrthum und das Drama, dem er den Inhalt giebt, würde richtiger eine Komoedie genannt.

Es ist ein leeres, armsäliges Stück, das nur durch ein paar hübsche Bemerkungen einen verwöhnten Sinn zu fesseln vermag und seine groben Wirkungen aus einer widrigen Weibergeschichte zieht. Daß Herr Sudermann die Modelle zu seiner Herodias und Salome in den Protzenburgen der Thiergartenstraße gesucht und gefunden hat, möchte noch hingehen, da in dem erschacherten Trüffelparadies ja ein Funke des jerusalemitischen Geistes fortglimmt; unverzeihlich ist aber, wie er mit dem Täufer umspringt. Er hat mit der ihm eigenen Skrupellosigkeit Flauberts Erzählung „Herodias“ benutzt — sogar für Salomes Tanz und für den Löwenschmuck im Palast des Antipas — und, weil der Franzose für seine Kostümstudie die kontrastirende Farbe römischer Genußsucht brauchte und deshalb den Prokonsul Vitellius nebst seinem später zum Kaiser gekrönten gefräßigen und kinädisch verkommenen Sohn Aulus auftreten ließ, einen märchenhaften „Legaten von Syrien“ eingeführt, der in Machaerus gar nichts zu suchen hat, aber das Wesen des Täufers ist ihm fremd geblieben, trotzdem er bei Flaubert das auf die Spur weisende Johanneswort fand: Pour qu'il grandisse, il faut que je diminue! Ach, der sudermännische Jehochanan braucht freilich nicht erst kleiner zu werden, auf daß der ihm folgende Galiläer größer scheine: er steht in der ersten Stunde schon so klein, als ein so wirres, von schlechten oder schlecht gelesenen Büchern in die Irre getriebenes Wesen vor uns, daß neben ihm sogar die Legendengestalt des Täufers in Heilandshoheit erstrahlt. Doch was kümmert den Börsenliebling die Legende? Sie ist gerade gut genug, um der schwachen Erfinderkraft in Nöthen beizustehen und einen Stoff zu liefern, den im Sinn der dem alten und dem neuen Bund Angehörigen ein Rest frommen Schauders umwittert; damit aber hat sie ihre Schuldigkeit auch gethan und darf von dem Vater der holden Magda fürder keine Ehrfurcht fordern. Herr Sudermann läßt seinen — zum Glück unsichtbaren — Heiland eine sanftmüthig liberale Liebe predigen, die dem Hasser des Händlergeistes und sadduzäischen Uebermuthes völlig fremd war; denn Jesus war nicht ein mild erhellendes und wärmendes Licht nur, sondern auch eine sengende, dem Untergange Geweihtes verzehrende Flamme. Er giebt uns einen Johannes, der ganz im Bann rabbinischer Dumpfheit steht, der, als hörte er nie Vernommenes, aufhorcht, da das Wort Liebe zum ersten Male an sein Ohr schlägt, und der den Bringer der frohen Botschaft dann suchen läßt, als handelte sichs um die Ermittelung

eines Geschäftsreisenden, der mit werthvollen Mustern das Land durchstreift, und nicht um ein rein geistiges Suchen und Finden. Dabei hat er vergessen, daß er vorher seinen Täufer die Begegnung mit Jesus im Sinn und fast mit den Worten der Synoptiker schildern ließ, daß sein Held also an der Einkehr des Messias gar nicht zweifeln kann. Aber dürfen wir staunen, weil er die beiden Ueberlieferungen rathlos verwirrt? Er lebt ja nicht in seinem Werk, hat mit heißem Bemühen aus allen Gegenden Bausteine herbeigeschleppt, aus allen Kunstkammern Schmuckgegenstände entlehnt und findet sich in seinem eigenen Gebäude nun nicht mehr zurecht. Sah sein inneres Auge diese Salome, die „in den Schriften" von der Gewalt des Wollenden las und, ein im Fürstenharem auferzogenes Kind, den Wüstenprediger auf ihr Lager ladet, daß er bei Harfenschall mit ihr „der Liebe pflege bis an den Morgen"? Ahnte er, welches Verbrechen er beging, da er den Einsamen, in dessen Leben kein Weib dringen durfte, in eine läppische Buhlerinnenintrigue verstrickte, deren dünnes Gespinnst der Rauhe mit einem Griff zerrissen hätte? Johannes war unter Männern ein Mann, auf dessen Werden und Vergehen keine Herodias und keine Salome bestimmenden Einfluß hatte; wer sein Geschick poetisch gestalten will, muß ihm vorher in des Herzens Tiefe geblickt haben, wo ein Gedanke sich nicht zur That rüsten, einer beherrschenden Vorstellung der schaffende Wille sich nicht gesellen will. Er muß auch die Landschaft, den geistigen und den politischen Zustand des Volkes und die Zeitstimmung kennen, die dem Wirken des Täufers den Hintergrund gaben. In dem Drama des Herrn Sudermann verschwimmen alle Konturen und der Betrachter starrt zerstreut auf ein wirres Nebelbild. Verwechselt der kecke Tragoedienbichter nicht Pharisäer und Sadduzäer? Weiß er, daß in Jerusalem nicht Antipas, sondern Pilatus herrschte und daß, als Johannes den Todesweg schritt, längst schon in Israel der Ruhm des Nazareners verbreitet war? Beinahe jeder einzelne Zug in seinem Bilde ist falsch, ist mindestens ungenau, und nicht immer kann man an eine schlimme Absicht glauben wie bei dem schnöden Theaterkniff, der Jesus in Machaerus einziehen läßt, den östlich vom Toten Meer in Peraea liegenden Flecken, den sein Fuß wahrscheinlich nie betrat; selbst der blödeste Zuschauer muß hier merken, daß er an den Palmensonntag erinnert werden soll, der den Heiland in Jerusalem einziehen sah und dessen Feierstimmung nun die Kosten einer Aktschlußwirkung bestreiten muß... Herr Sudermann ist ein starkes Theatertalent, aber er ist geistig arm und wird dem erharrten Messias des deutschen Dichtung nie auch nur ein Johannes werden. Er hat, da er einen Mythos zu haschen suchte, an den die Stärksten sich bisher nicht wagten, seine schillernde Theatralikerkraft überschätzt. Und wir dürfen ihn, der sich im Höhenwahn tragikomisch vermaß, nicht als einen zu den Gipfeln der Weltdichtung Strebenden rühmen, denn das Schöpfervermögen, nicht der Großes sehnend umklammernde Wille, bestimmt den Künstlern, wie den Sittlichkeitlehrern, im Bewußtsein der Menschengeschlechter den Platz. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 5. Februar 1898.

Alfred Dreyfus.

Astraea, der ernsten Themis liebliche Tochter, ist der Menschenwelt wiedergekehrt. Sie hatte, als die alten Götter wehmuthvoll aus dem Olymp weichen mußten und der neue Gott im milden Licht einer sanfteren Sonne auf dem irdischen Gefilde sein weißes Banner flattern ließ, länger als ihre Schwestern Eirene und Eunomia noch auf der Erde geweilt und spät erst, als die Letzte von göttlichem Ursprung, schmerzlichen Abschied von dem Menschengeschlecht genommen, dessen Sittlichkeit, nach der Hellenenmythe, verdorrt und geschändet war und das deshalb nicht mehr würdig schien, die Rächerin der Rechtsverletzungen in seiner entweihten Wohnung zu herbergen. Mit dem Schwert und der Keule hatte die Botin Jovis früher Alle verfolgt, die an dem Recht zu freveln wagten, und ein schreckendes Bild war die Unerbittliche besonders den Richtern gewesen, die das Recht beugten und fälschten und deren Keiner den engen Maschen ihres dichten Netzes entschlüpfen durfte; neben Zeus, ihrem Vater, saß sie sie dann, nach dem Strafzug über die Erde, im Rath und sorgte, daß an Gesetz und Recht kein Verbrechen ungesühnt blieb. Nun floh endlich auch sie, nahm die vom größten Griechenlyriker Hesychia genannte Tochter mit sich, — und Ruhe und Sicherheit wich aus dem Menschenland. Seitdem glänzte Astraea, im Sternenkranz, mit der Wage, hoch oben im Thierkreis; vom Himmel sah sie auf die sündige Erde herab und harrte still des Tages, da die Menschheit wieder reif und bereit sein werde, auf ihrer Wage das Gewicht von Schuld und Unschuld bestimmen zu lassen . . . Ist die Zeit jetzt erfüllt? Braucht auf dem Kasten des Kypselos uns das Bild nicht mehr zu schrecken, das

dem geängsteten Betrachter zeigt, wie die häßliche Adikia die holde Astraea würgt? Fast möchten wirs glauben; denn ringsum ertönt in Europa der sehnsüchtige Ruf nach Gerechtigkeit, der Widerhall des Schreies weckt im Gewissen längst entschlummerte Kräfte und hunderttausend Hände scheinen sich gegen das Unrecht, das dreist auf dem hellsten Gipfel der Macht thronende, waffnen zu wollen. Ein herrliches Schauspiel: nie noch sah man, nie vorher, so edle Empörung, nie klangen so viele Stimmen in dem Wunsch zusammen, Dike möge, die hohe, wieder des himmlischen Amtes hienieden walten, nie ward solcher uneigennützige Eifer im Dienst des reinen Rechtsgedankens erschaut.... Nie vorher? Doch; schon einmal sah die moderne Geschichte eine Feierzeit, die ein heißes Sehnen nach einem messianischen Reich der Menschenwürde achtenden Gerechtigkeit erfüllte, die so leidenschaftlich, als gälte der Ueberschwang dem Kampf um ein Weib oder einen münzbaren Schatz, um Rechtsgüter stritt: die Zeit, da in den Vorhutgeistern die große Revolution bereitet wurde, die dem politischen Empfinden unseres Jahrhunderts die Fundamente schuf. Damals ging ein Lechzen nach Freiheit und Menschenrecht durch die hellsten Provinzen der im Feudaljoch seufzenden Erdenkinder; und als die Last unerträglich wurde, griff der Gedrückte, wie später das Echo aus Schillers klingender Seele sprach, getrosten Muthes hinauf in den Himmel „und holt herunter seine ewgen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst." Es war die Zeit, wo Servans Wunsch, die Gesellschaft möge gespannt, mit verhaltenem Athem, lauschen, wenn eine Gefängnißthür in ihren Angeln kreische, Erfüllung zu winken schien; um die Sicherung einer Allen, auch dem gemeinen Mann, gleichen Gerechtigkeit tobte der hitzigste Streit, von dem mit uns geborenen Recht, dem allzu lange vergessenen, wurde wieder gesprochen und Jean Jacques Rousseau war, der soziale Lyriker, nur die tönende Glocke, an deren Strang die Zeitstimmung riß. Viel wurde vom Unverstand, von der Unkenntniß biologischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge gesündigt und so machtvoll drang das Gedröhn der genfer Glocke in der Horchenden Ohr, daß aus ihrem Bewußtsein die Erinnerung nicht mehr zu tilgen war und das jetzt alternde Geschlecht noch immer unklar von den natürlichen Rechten und der natürlichen Gleichheit der Menschen schwärmt. So lange wirkte, unheilvolle Verwirrung zeugend, das trügende Zauberwort. Doch mag Manches auch, was damals lebendig schien, uns heute gespenstisch dünken, mag der Glaube an die Ideale der Rousseauzeit in die Kinderstuben geflüchtet

sein: es war Größe und Kraft in diesem Kampf für die neue Sicherung alten Rechtes und Carlyle konnte, als er die Geschichte der von großem Wollen bewegten Zeit schrieb, mit Recht über einen wichtigen Abschnitt den Titel setzen: Astraea redux. Die Himmlische mußte, jetzt oder nie, der Menschenwelt wiederkehren, das Flehen der Sterblichen mußte sie aus der Höhe herniederzwingen, daß sie auf ihrer Wage das Gewicht von Schuld und Unschuld wieder bestimme. In jedem innigen Glauben wohnt eine weithin wirkende Macht; weshalb sollte einem reinen Glauben das Wunder versagt sein, das die lieblichste der Horen zurückrief, noch einmal die holde Tochter der ernsten Themis in der erneuten Welt heimisch werden ließ? Der Glaube war jung und stark; er läutete den sonst so nüchternen Anbetern der Vernunft kanonische Horen ein und labte ihr Ohr mit dem Weihelied von der Alles überwindenden Gewalt der Wahrheit. So unwiderstehlich war die Macht des in den Seelen schwingenden Hohen Liedes, daß selbst die Skeptiker sich ihr nicht zu entziehen vermochten und Voltaire, der Allbezweifler, in hymnischer Stimmung ausrufen konnte: Mon dieu, mes frères, que la vérité est forte! Un parlement a beau employer les bras de ses bourreaux, a beau fermer son greffe, a beau ordonner le silence, la vérité s'élève de toutes parts contre lui et le force à rougir de lui-même. Der Weise von Ferney kämpfte, als er diese Worte schrieb, für die Unschuld des Hugenotten Jean Calas, der, weil er einem streng katholischen Gerichtshof des an dem eigenen Sohn begangenen Mordes schuldig schien, in Toulouse gerädert worden war. Er fand bei jedem Schritt auf seinem Wege den äußersten Widerstand und sein heftig nach Gerechtigkeit drängender Wille stieß sich überall an der Mauer, die Stumpfsinn, Bequemlichkeit und der Wunsch, wichtige Institutionen vor öffentlichem Aergerniß zu bewahren, aufgethürmt hatten; aber er blieb guten Muthes und rief seine sichere Hoffnung laut in die Lenzluft des neuen Völkermorgens hinaus. Mochte der Staat eine Weile das Recht verweigern: das Gewissen der Menschheit würde es dennoch erzwingen. Voltaire war zu klug, um nicht bald zu merken: il n'y a que le cri public qui puisse nous obtenir justice; aber der Wirkung dieses Schreies blieb er ohne Wank in jeder Stunde gewiß. Astraea würde, von den Erdenkindern umjubelt, wiederkehren, über ein Kleines mußte das heiße Sehnen nach Gerechtigkeit Stillung finden. Ohne daß ers vielleicht wußte, kam dem Spötter der Name Gottes über die Lippe und aus seinen Worten tönt uns die feste Zuversicht in das erhabene Walten einer Vorsehung ent-

gegen, — ein frommes Gefühl, das zu dem Bilde des Dichters der Pucelle nicht stimmen will. Auch ihn hatte die allgemeine Inbrunst, der Rausch der Wunder hoffenden Zeit ergriffen, auch seinem skeptischen Sinn war der Glaube an die siegende Gewalt der Wahrheit entkeimt.

Dieses Glaubens frohe Botschaft hat jetzt, fast genau mit den Worten, die Voltaire, ohne sie zu suchen, einst fand, Emile Zola verkündet, der große Epiker des Kollektivempfindens, der Bewunderer der Wissenschaft und der Demokratie, in dessen Pulsen doch das dicke Blut der Romantiker pocht. Er ruft: La vérité a en elle une puissance qui emporte tous les obstacles. Et, lorsqu'on lui barre le chemin, qu'on réussit à l'enfermer plus ou moins longtemps sous terre, elle s'y amasse, elle y prend une violence telle d'explosion que, le jour où elle éclate, elle fait tout sauter avec elle. Sein Wort erinnert an Voltaire, dessen Enkel er sich stolz früher nannte, aber der Geist, der ihn treibt, stammt nicht aus Ferney, sondern aus Genf und mahnt an den greisenden Victor Hugo, den Rousseauschüler, dessen tönereiche Lyrik dem Weltsehnen ein Sprachrohr sein wollte. Auch Zola glaubt felsenfest an die Unschuld eines Verurtheilten; er kämpft für den als Landesverräther auf die Teufelsinsel verbannten früheren Hauptmann Alfred Dreyfus und es ist ihm gelungen, um sein Banner in Europa eine ansehnliche Gemeinde zu sammeln. Wieder erschallt von allen Seiten der Schrei nach Gerechtigkeit, wieder wird um eine Idee, wird um Rechtsgüter so leidenschaftlich gestritten, als gälte der Ueberschwang dem Kampf um ein Weib oder einen münzbaren Schatz, und nur in dem Lande, das der Schauplatz des hitzigsten Streites sein sollte, bleibt die Mehrheit von dem edlen Eifer ungerührt und wehrt sich gegen das Wüthen einer kleinen Zahl erbittert Fechtender, deren Führer Zola geworden ist. Der Menschenwelt ist Astraea wiedergekehrt, aber im Lande der Gallier, aus dem im neuen Jahrhundert die Jakobiner und ihr korsischer Erbe sie nach kurzer Rast verscheuchten, scheint sie nicht wieder heimisch werden zu wollen. So lehrt die mystische Macht, die man öffentliche Meinung nennt; und ihr glaubt die private Faulheit gern und ist sicher, daß Frankreich in der zur Bergeshöhe gehäuften Schmach nächstens ersticken muß. Nur die oft von ähnlicher Verkündung frech Betrogenen sehen dem Spektakel zweifelnd zu. Sie staunen über die unserer Zeit sonst fremde Empfindsamkeit, die sich plötzlich für einen Rechtsstreit regt, sie fragen mißtrauisch, wie es wohl kommen mag, daß gerade für einen jüdischen Millionär das

Menschheitgewissen so heiß und so laut schlägt, das beim Leid der wimmelnden Kleinen stets stumm blieb, und sie erkennen bei näherer Prüfung der dem Blick zugänglichen Thatsachen, daß mit einem ungeheuren, einem fast unerhörten Aufwand von Lügen die Rüstung für den großen Feldzug begann, der hienieden den Sieg der Allbeherrscherin Wahrheit sichern soll. Sie müssen des Satzes gedenken, den Locke einst schrieb: „Der größte Theil der Parteigänger einer Sache hat über die Dinge, für oder wider die er sich ereifert, keine Meinung, sucht ihnen auch gar nicht erst auf den Grund zu kommen; sondern diese Leute sind entschlossen, der Partei, für die Erziehung oder Interesse sie bestimmt haben, fest anzuhängen, ohne die Sache, für die sie streiten, jemals zu prüfen oder auch nur selbst zu kennen." Als Schopenhauer diese Worte citirte, fügte er hinzu, Locke habe bei seiner Aufzählung noch die große Klasse der Menschen vergessen, die, ohne selbst interessirt zu sein, „als reine Gimpel, im Gefühl der völligen Impotenz ihrer Urtheilskraft, Denen, die ihnen zu imponiren verstehen, nachschwätzen, wo sie Zulauf sehen, sich anschließen und mittrollen, und wo sie Lärm hören, mitschreien." Lebt in solchem bunten Haufen wirklich der ernste, reine Wunsch nach Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit? Und kann sein Geplärr die Tochter der Themis zur Wiederkehr locken?

* * *

Alfred Dreyfus ist, so hören wir seit vier Jahren, wie Jean Calas ein Opfer des Fanatismus geworden: wie den Hugenotten die Weißen Büßer, so brachten den Juden die Antisemiten ins Verderben. Der Hauptmann war im Generalstab unbeliebt oder sogar verhaßt und es kostete keine allzu große Mühe, ihm den schimpflichen Untergang zu bereiten. Die Hauptschuldigen sind die Majore du Paty de Clam, ein gewissenloser Wirrkopf, und Walsin-Esterhazy, ein in drückende Schulden und in Schändlichkeit jeder Art verstrickter Abenteurer; ihren Zettelungen, die vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurückschreckten, gelang es, die Verurtheilung des völlig Unschuldigen durchzusetzen. Die im Kriegsgericht sitzenden Offiziere waren leichtfertige Wichte: sie fällten einen Spruch, der sich nur auf ein einziges Dokument stützte, — und dieses Dokument war Dreyfus und seinem Vertheidiger niemals gezeigt worden. Beide hatten nur das sogenannte Bordereau gesehen, das nach der Behauptung bestochener oder mindestens befangener Schriftsachverständiger von der Hand des Angeklagten geschrieben sein mußte, in Wirklichkeit aber von Esterhazy, um Dreyfus zu verderben, gefälscht worden war. Das Kriegsgericht war nach dem Gang der Verhandlung zum

Freispruch entschlossen und änderte seinen Sinn erst, als ihm nach dem Schluß der Beweisaufnahme im Berathungzimmer das geheime Dokument vorgelegt wurde. Also eine ungeheuerliche Beschränkung der Vertheidigungmittel, eine schamlose Beugung des Rechtes. Und gegen die Enthüllung dieses frechen Rechtsbruches, so heißt es weiter, haben mit zähem Eifer sich alle Ministerien gewehrt, die seit dem Jahre 1894 am Ruder waren: Radikale, Opportunisten und Konservative haben sich in dem frevlen Wunsch vereint, die Wahrheit zu erwürgen. Der Generalstabschef Boisdeffre, die Generale Saussier, Mercier, Gonse, Pellieux, Billot und Andere schützen die Schuldigen, deren verbrecherisches Wirken sie kennen und an deren Thaten sie als Hehler mitschuldig geworden sind. Sie widerstreben der Revision des Prozesses, weil sie ihre eigene Schande aufdecken müßte. Die Minister lügen wissentlich oder fahrlässig, so oft sie in der Kammer über diese Sache ein Wort sprechen. Das gegen Esterhazy eingeleitete Verfahren war eine abgekartete Komoedie: die Generale wollten seine Freisprechung, bestachen die Schriftsachverständigen und schrieben den Mitgliedern des Kriegsgerichtes ihren Urtheilsspruch vor. Alle an diesem Verfahren Betheiligten, in erster Reihe die von Saussier mit der Untersuchung beauftragten Offiziere, General Pellieux und Major Ravary, haben bewußt und absichtlich das Recht gebeugt. Es handelt sich um eine von den Jesuiten angezettelte Verschwörung, die durch die Säbelherrschaft einem Pfaffenregiment den Weg bereiten soll. Der Plan wurde in Rom ersonnen und wird, wenn er gelingt, einen von der Kirche an feinen Fäden gelenkten Diktator zum Sieger über die atheistische Republik machen. Daß die Verschwörung rechtzeitig entdeckt wurde, ist allein das Verdienst des Oberstlieutenants Picquart, des einzigen Ehrenmannes in der schwarzen Schaar, der, als früherer Direktor des Nachrichtenbureaus im Kriegsministerium, in das dunkle Gewebe Einblick gewann und von seinem strengen Rechtsgefühl getrieben wurde, der Familie Dreyfus und ihren Freunden die furchtbare Wahrheit zu enthüllen. Auch dieser letzte Ritter, dessen Tugend gleich einem klaren Demantstein erglänzt, soll nun von der Rotte vernichtet werden, weil er zu viel weiß: er ist angeklagt, sitzt in einer feuchten Gefängnißzelle und hat von den Wüthenden das Schlimmste zu erwarten, — wie Jeder, der ihnen unbequem werden könnte. Die Verschworenen, denen die elende Regirung Handlangerdienste leistet, sind, um Sieger zu bleiben, zum Aeußersten entschlossen; sie wirthschaften mit Fälschung und Bestechung, mit Lug und Trug, sie werden skrupellos die Zeugen dingen, die sie in jedem Augenblick

brauchen, sich jeder öffentlichen Erörterung ihres nichtswürdigen Treibens feig entziehen und, wenn es nöthig werden sollte, den Mann auf der Teufelsinsel an irgend einem stillen Mittel schnell sterben lassen.

Wer etwa wähnt, diese Darstellung stamme von der Hintertreppe, würde sich irren: sie giebt in knappen Zügen den Hauptinhalt der Mittheilungen wieder, die seit Monaten in allen großen europäischen Blättern verbreitet werden und denen der edle Zorn der öffentlichen Meinung zu danken ist. Die Zweifler werden verstummen müssen, wenn ihnen ein paar Proben von der Art vorgeführt werden, wie das wichtigste berliner Dreyfusorgan, die Vossische Zeitung, die Sache behandelt hat. Der pariser Berichterstatter dieser Zeitung ist Herr Max Nordau, der eifrige Zionist. Es mag Manchem zweifelhaft sein, ob ein Mann, der selbst, vielen Stammesgenossen zum Leid, offen und laut erklärt, ein Jude könne niemals ein Deutscher werden, und der seine sehr achtbare Lebensaufgabe darin sieht, der Judenheit ihr Nationalrecht zurückzuerobern, für den heiklen Beruf geeignet ist, deutsche Leser über die Zustände des uns feindlichen Nachbarlandes aufzuklären, und ob er bei der Schilderung dieser Zustände nicht leicht öfter an Zions als an Deutschlands Bedürfnisse zu denken geneigt sein wird; doch diese Frage braucht uns hier nicht zu bekümmern. Sicher ist, daß der in Budapest geborene Herr, der sehr geschickt, in einem glänzenden Talmistil, zu schreiben versteht, an Verzerrung und Entstellung aller Ereignisse, Bestrebungen und Stimmungen, deren Schauplatz Frankreich seit Jahren war und heute noch ist, Unglaubliches geleistet hat; wer ihm gläubig vertraut, muß längst gewiß sein, daß jenseits der Vogesen eine lichtscheue Räuberbande herrscht, daß beinahe alle französischen Staatsmänner Schufte und Diebe, alle französischen Künstler und Schriftsteller Idioten oder Schwindler sind und daß an der völligen Verkommenheit des in der Republik hausenden Volkes kein Zweifel mehr möglich ist. Ein im Deutschen Reich lebender Franzose, der auch nur den zehnten, den hundertsten Theil der vom Herrn Nordau gegen die französischen Regirungen gerichteten Angriffe gegen deutsche Machthaber drucken ließe, wäre längst als „lästig" ausgewiesen worden; Frankreichs Minister sind verständig genug, Herrn Nordau ruhig in dem Lande leben zu lassen, dessen Bewohner und Einrichtungen er täglich beschimpft. Diesem Trefflichen mußte der Fall Dreyfus die innigste Herzensfreude bereiten: nun konnte er an Franzosen und Antisemiten zugleich den alten Groll austoben und endlich die von ihm immer verkündete Zerrüttung des französischen Staatskörpers bündig beweisen. Der Chefredakteur der Vossischen Zeitung,

der, seit gerichtlich festgestellt worden ist, daß er einen jüdischen Redakteur, Herrn Marx, nur wegen dessen Zugehörigkeit zum alten Bunde aus Lohn und Brot verjagt hat, im Philosemitismus vor Abonnenten und Inserenten Eifer zeigen muß, fügte sich willig der Autorität des pariser Berichterstatters und so entstand die holzpapierne Legende, aus der hier leider nur kurze Stichproben angeführt werden können:

„Die damalige französische Regirung ist mit der Schuld beladen, die Verurtheilung des Dreyfus wider besseres Wissen herbeigeführt zu haben; die jetzige Regirung trifft die kaum geringere sittliche Schuld, nicht nur nichts zur Wiederaufnahme des Prozesses, sondern sogar Alles zu deren Hintertreibung gethan zu haben." (Am achten Januar.)

„Esterhazy sieht hart und verwegen aus und blickt herausfordernd im Saal umher; er macht durchaus den Eindruck eines in die Enge getriebenen und zum Aeußersten entschlossenen Gurgelabschneiders. Der Bericht des Untersuchungrichters, Majors Ravary, ist ein geradezu ungeheuerliches Schriftstück, das mit äußerster Bedenkenfreiheit für Esterhazy leidenschaftlich Partei nimmt und Worte der härtesten Anklage gegen alle Zeugen anwendet, die ihn zu belasten wagen." (Am elften Januar.)

„Jedenfalls muß jetzt wohl der unglückliche Dreyfus, an dessen ungerechter Verurtheilung auch nach dem Lospruch Esterhazys kaum noch ein Verständiger zweifelt, endgiltig verloren gegeben werden. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn in den nächsten Wochen die Nachricht käme, Dreyfus sei ‚dem Klima erlegen' oder habe ‚in einem Verzweiflunganfall Selbstmord begangen.'" (Am zwölften Januar.)

„Die klerikale Partei wittert Morgenluft. Sie schmeichelt sich, der Augenblick sei für sie gekommen, die Hand auf Frankreich zu legen. Das Heer hat sie schon für sich. Der Antisemitismus und die Protestantenhetze sind bloße Vorwände. Der Führer der Klerikalen in der Kammer, das Sprachrohr des Jesuitenpaters du Lac, der hinter den Coulissen die ganze Bewegung leitet, Graf de Mun, wirft sich in der Kammer zum Vertheidiger des Heeres auf und beschwört die Regirung mit gut gespielter Entrüstung und feierlichstem Pathos, dessen Ehre gegen Verunglimpfung zu schützen. Die Regirung beginnt die Lage zu begreifen, aber in ihrer elenden Schwächlichkeit hat sie jetzt nur den einen Gedanken: sich zu halten. Sie glaubt, geschickt zu sein, wenn sie sich vor dem Säbel auf den Bauch wirft. Die Kammer besteht aus charakterlosen, zaghaften Tröpfen. Die Sozialisten allein sehen klar. Sie erkennen hinter Esterhazy den Großen Generalstab, hinter diesem den Pater du Lac, hinter dem hageren Jesuiten den römischen Vatikan, aber selbst sie, die sich sonst nicht so leicht ins Bockshorn jagen lassen, fragen sich beklommen, ob es nicht schon zu spät ist, diese Gefahren abzuwenden." (Am achtzehnten Januar.)

„Das ist ein sittlicher und politischer Zusammenbruch, dessen Folgen nicht ausbleiben können, das Bekenntniß, daß Frankreich reif für den Säbel ist. So klein wie gegenwärtig ist die ‚große Nation' auch in ihren schlimmsten Unglückstagen nicht erschienen." (Am fünfundzwanzigsten Januar.)

Diese kargen Proben geben noch keinen auch nur annähernd richtigen Begriff von der Fülle der zum größten Theil aus Winkelblättern gelesenen, mitunter auch dreist erfundenen Nachrichten, mit denen für die Umtriebe des Dreyfus-Syndikates Stimmung gemacht werden sollte und leider gemacht wurde. Ein besonders wirksamer Kniff bestand darin, daß man die Urtheile sozialdemokratischer Blätter anführte, ohne ihre Parteifarbe zu bezeichnen, und so in dem Leser den Glauben weckte, das Verhalten der Regirung werde von unbefangenen Kritikern verurtheilt; mit dem selben Recht könnte ein französischer Publizist die Urtheile des „Vorwärts" über Bismarck sammeln und freudig ausrufen: Seht, wie man in Deutschland unseren Todfeind, den Depeschenfälscher, verdammt! Natürlich sucht in einem parlamentarisch regirten Reich jede opponirende Partei aus einer Angelegenheit von der Bedeutung des Falles Dreyfus Vortheil zu ziehen und, wenn sich dabei die Möglichkeit bietet, die allzu dauerhafte Regirung zu stürzen. Aber keine Partei und kein irgendwie beachtetes Blatt hat seit dem Prozeß Esterhazy den Kapitalistenfeldzug des Dreyfus-Syndikates unterstützt, zu unterstützen gewagt, — auch die Presse und die Partei der Sozialisten nicht, deren Sprecher Millerand in der Kammer den Senator Scheurer-Kestner grausam verhöhnt und deren Vorstand in einem Manifest erklärt hat, die Vertreter des revolutionären Proletariates dächten gar nicht daran, sich für eine der im Gassenkoth mit einander hadernden bourgeoisen Gruppen zu entscheiden, die beide gleich erbärmlich, dem arbeitenden Volk gleich feindlich seien. Die fest gefügte Phalanx, die dem Syndikat Widerstand leistet, reicht von den Monarchisten bis zu den Radikalen, vom Grafen de Mun bis zum Herrn Bourgeois, und das Ministerium Méline stützt sich in beiden Kammern auf eine große, sichere Mehrheit. In der Vossischen Zeitung aber, im Berliner Tageblatt und in den ihnen wahlverwandten Organen der noch immer sogenannten öffentlichen Meinung wird Tag für Tag gemeldet, an der Unschuld Alfreds Dreyfus sei ein Zweifel für ernsthafte und ehrliche Leute längst nicht mehr möglich und nur die in Frankreich herrschende Verbrecherhorde hindere der Wahrheit herrlichen Sieg. Diese Ansicht scheint geschickt in einem beträchtlichen Theil Europas verbreitet worden zu sein; nirgends aber sollte man im Urtheil über französische Zustände so vorsichtig, selbst im Aussprechen sorgsam erwogener und nachgeprüfter Meinungen so zurückhaltend sein wie in Deutschland, das in jeder Stunde vor der Gefahr eines neuen Kampfes mit dem westlichen Nachbarland steht. Wir brauchen diesen Kampf, in dem Frankreich nicht allein fechten würde, nicht zu fürchten, wir dürfen ihn nicht einmal durch den Schein einer Demüthigung abzuwenden suchen, aber wir dürfen

ihn auch nicht durch übereifrige Einmischung in fremde Händel muthwillig heraufbeschwören. Ahnen die Herren Nordau, Wolff, Goldmann und Genossen wirklich nicht, daß ihre Verhetzung über Nacht zu einem Krieg führen kann? Genügen die Wuthausbrüche des nach Revanche brüllenden pariser Pöbels ihnen nicht und wollen sie es dahin bringen, daß die Feuersbrunst über die Grenze greift? Und haben sie, haben die Leute, die ihrem Gerede die Möglichkeit weiten Widerhalles gewähren, nie überlegt, was man bei uns sagen würde, wenn fremde, im Gastrecht sitzende Zeitungschreiber sich erdreisteten, unsere Minister und Generale Schurken, unsere Richter feile Wichte zu nennen und lärmend die Unschuld eines Mannes zu behaupten, der nach den in unserem Lande geltenden gesetzlichen Regeln verurtheilt worden ist?

Ob diese Regeln im Fall Dreyfus streng beachtet worden sind, kann der nicht in den Gang des Verfahrens Eingeweihte nicht übersehen. Die äußeren Formen haben, auch als die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wurde, dem Brauch entsprochen, der in Landesverrathsprozessen in allen Ländern üblich ist, und die Minister, die kein erkennbares Interesse daran haben, von ihren Vorgängern, ihren Parteigegnern, früher etwa begangene Verbrechen zu beschönigen, haben mit nachdrücklichster Entschiedenheit immer wieder erklärt, der Prozeß sei gewissenhaft und gerecht geführt worden und der Verurtheilte sei nach ihrer festen Ueberzeugung schuldig. Der Kriegsminister, General Billot, hat, nach dem Kammerstenogramm, gesagt: Dreyfus a été jugé, bien jugé et condamné à l'unanimité par sept de ses pairs sur le témoignage de vingt-sept officiers, témoins au procès. En mon âme et conscience, comme soldat, comme chef de l'armée, je considère le jugement comme bien rendu et je considère Dreyfus comme coupable. So spricht ein alter Republikaner, der im Jahre 1894 nicht Minister war, auf den Landesverrathsprozeß nicht den geringsten Einfluß hatte und genau wissen mußte, daß er für immer vernichtet wäre, wenn er als Hehler einer Schandthat erkannt würde. Er kann irren, — gewiß; aber bevor man an einen Irrthum glaubt, den in diesem Falle nur die äußerste Leichtfertigkeit verständlich machen könnte, müssen die Befehder des Ministers uns doch mindestens die Spur eines Indizienbeweises zeigen; diese Spur kann der aufmerksame Betrachter, der nicht Märchen lauscht, sondern eine eigene Meinung zu gewinnen sucht, aber nicht erkennen. Die Ankläger, die Herren Scheurer-Kestner und Mathieu Dreyfus, haben im hellsten Licht der so lange ersehnten Oeffentlichkeit vor dem Kriegsgericht gestanden, das über den Major Esterhazy zu urtheilen hatte, und haben

nichts, nicht den Schatten eines Beweises, für die Unschuld des auf die Teufelsinsel Verbannten vorzubringen vermocht. Herr Clémenceau, der verachtete Spießgeselle der Lumpen Reinach und Cornelius Herz, der sich bei der guten Gelegenheit seinen Mitbürgern wieder in Erinnerung bringen wollte und, wahrscheinlich mit vom Syndikat gelieferten Gelde, ein Dreyfusorgan gründete, das von seinen Einnahmen nicht leben kann, hat geschäftig einen Lügenhaufen zusammengetragen, aus dem auch der Eifrigste, Unbefangenste kaum ein genießbares Korn aufpicken kann. Daß Alfred Dreyfus ein netter Mann und ein guter Familienvater war und daß die Anklageschrift lückenhaft ist und zum Theil falsche Behauptungen enthält: diese unermüdlich beschwatzten „Thatsachen" werden auf Psychologen und Kriminalisten keinen allzu tiefen Eindruck machen; auch Raubmörder sind häufig nette Menschen und höchst zärtliche, von Frau und Kindern angebetete Familienväter und thörichte Anklageschriften, die von dem späteren Gang des Verfahrens kaum die dunkelste Vorstellung geben, kann Jeder, der suchen will, in den Gerichtsschreibereien jedes Landes finden. Die für die Unschuld des Verurtheilten Eifernden haben den Angeklagten nicht vor Gericht gesehen, die siebenundzwanzig Zeugen nicht gehört, die Originale der Schriftstücke, die den Sachverständigen vorlagen, nie in der Hand gehabt. Ist die Regirung verpflichtet, auf Grund solcher Einwürfe den Prozeß revidiren zu lassen, trotzdem mit verschwindenden Ausnahmen die ganze Bevölkerung gegen die Revision ist? Hat sie eine andere Pflicht als die, den Willen der Mehrheit zu vollstrecken, als deren Vertretung sie zur Macht berufen wurde? Wird die Entscheidung darüber, ob ein Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet werden soll, im Deutschen Reich etwa von Romanciers und Journalisten gefällt? Und sprechen die bisher bekannten Thaten des Syndikates für die lautere Reinheit seiner Absicht? ... Marmontel erzählt in seinen Memoiren, Chamfort habe einmal gesagt, in Paris könne man mit tausend Louisd'or schon einen hübschen Lärm anzetteln; jetzt standen Hunderttausende, standen Millionen zur Verfügung und wir haben schaudernd erlebt, welcher Lärm mit solchen Mitteln erregt werden kann. Herr Mathieu Dreyfus hat nicht geleugnet, daß große Summen aufgewandt worden sind, um das Land mit Artikeln und Flugschriften zu überschwemmen; er konnte noch weniger leugnen, daß er und seine Helfershelfer sich durch Diebstahl oder Bestechung die berühmten Briefe verschafft haben, mit denen sie den Major Esterhazy vernichten wollten. Den wichtigsten dieser Briefe haben die Sachverständigen für gefälscht erklärt; aber selbst wenn er echt wäre: ist es ehrenhaft, ist

es auch nur mit den einfachsten Anstandsregeln zu vereinbaren, daß man die Privatbriefe eines Menschen aufkauft oder stiehlt und drucken läßt, um gegen ihn vor einem Strafprozeß Stimmung zu machen? Die Inszenirung der Sache war ja glänzend: erst wurden rührende Briefe veröffentlicht, in denen Alfred Dreyfus sich als hitzigen Patrioten bekennt und leidenschaftlich gegen den deutschen Erbfeind tobt — wahrscheinlich ist er deshalb das verhätschelte Sorgenkind unserer liberalen Presse —, und ein paar Tage später rückte man mit den Schriftstücken heraus, in denen der auch sonst sehr unerfreulich wirkende Major Esterhazy seiner an Wahnsinn grenzenden Wuth über die vaterländischen Zustände Luft macht. Der schlau vorbereitete Schlag verfehlte dennoch sein Ziel; in dem Lande, wo schon vor der Revolution, unter Ludwig dem Sechzehnten, der höchste Gerichtshof der Hauptstadt sich weigerte, rechtswidrig erworbene Privatbriefe zum Gegenstand eines Strafverfahrens zu machen, wo, unter Louis Napoleons Kaiserherrschaft, Berryer in flammender Rede vor dem pariser Appellhof den Rechtssatz vertrat, die Verletzung der staatlichen oder sittlichen Gesetze dürfe nicht die Grundlage zu einer Anwendung des Strafgesetzes liefern, empörte auch jetzt das Rechtsgefühl sich gegen den schnöden Versuch, gestohlene oder erschacherte Privatbriefe in einem öffentlichen Kampf, mit dem ihr Inhalt nicht das Geringste zu thun hat, zu verwerthen. Seit Jahren wird uns, wird der europäischen Menschheit in die Ohren gebrüllt, Dreyfus sei nur verurtheilt worden, weil man vor dem Prozeß die öffentliche Meinung gegen ihn gestimmt habe, — und nun soll die Methode, die damals verbrecherisch war, plötzlich billig und ehrenwerth sein? Die Briefe boten das einzige Material, das gegen Esterhazy vorgebracht werden konnte; sie sollten ihm, so hoffte man, in den Augen der Menge den Todesstoß geben, ehe er noch vor seinen ordentlichem Richter trat. Saubere Menschen hätten sich mit dieser Niedertracht nicht befleckt; und es wird gestattet sein, einstweilen in einem Streit neutral zu bleiben, in dem die Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit mit den Waffen der Wegelagerer fechten.

Noch hat Zola nicht vor den Schranken gestanden; wir wollen abwarten, was er zu sagen hat, und uns herzlich freuen, wenn es ihm gelingt, die Unschuld seines Schützlings glaubhaft erscheinen zu lassen. Was bisher von den Streitern für Wahrheit und Recht vorgebracht wurde, war entweder, wie die Pfaffenlegende, Hintertreppengeschwätz oder erinnerte durch den falschen Biedermannston der Wahrhaftigkeit an die von Kant erwähnten chinesischen Krämer, die in goldenen Lettern über ihre Ladenthür schreiben: Allhier betrügt man nicht! Mit einem Platz in den Händlerhallen dieser Ehrlichen wird Astraea die himmlische Ruhe im Thierkreis gewiß nicht vertauschen.

❧

Das Urtheil über Boecklin.

Wenn spätere Geschlechter sich, was wir nicht wissen können, so stark für historische Studien interessiren wie die drei letzten Generationen, dann wird es auch einmal eine umfassende Geschichte des Kunsturtheils geben und das Jahrhundert, das wir kaum noch wagen, das unsere zu nennen, wird darin den Stoff für das lehrreichste, verschlungenste, traurigste und amusanteste Kapitel liefern. Aus der Fülle der Ungerechtigkeit, mit der die europäische Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts ihre führenden Geister überschüttet hat, wird sich wie an einem Experiment nachweisen lassen, daß die Fähigkeit des originellen Urtheils eben so selten vorhanden ist wie die Gabe der originellen Produktion und daß in der Regel nicht einmal Klarheit über das Wesen des Urtheils in künstlerischen Dingen herrscht.

Man pflegt zu meinen, daß es in der Anwendung von Erfahrungen und Regeln, die aus den schon vorhandenen Kunstwerken gewonnen sind, auf die werdende oder eben neu gewordene Kunst besteht. In Wirklichkeit lassen sich die allermeisten fehlerhaften Urtheile darauf zurückführen, daß vom Neuen eine Wiederholung des Alten erwartet wird.

Die historische Begabung sucht die Natur des Gewordenen zu verstehen, die politische die Kräfte, die im Werden sind. Es ist nicht die Regel, daß der hervorragende Historiker auch ein einsichtiger Politiker ist, während umgekehrt der fruchtbare Politiker auch durch treffende historische Urtheilsfähigkeit zu glänzen pflegt, denn die politische Begabung ist die umfassendere. Das Publikum war im neunzehnten Jahrhundert der lebendigen Kunst gegenüber wohl ausnahmelos Historiker, fast nie Politiker. Es beurtheilte werdende Dinge nach seiner historischen Erfahrung und Gewöhnung und hatte erst zu lernen, daß das Urtheil über die Mitwelt auf der Fähigkeit beruht, die neuen Qualitäten des im Entstehen Begriffenen oder des eben Entstandenen vorurtheillos zu erkennen und anzuerkennen, auch wo es der Gewöhnung widerstrebt.

Andere Fehlerquellen des Urtheils liegen nicht in zeitlichen und örtlichen Zuständen, sondern in der Unzulänglichkeit der Durchschnittsnatur. Giltiges Urtheil kommt fast nur bei starken Charakteren vor, weil es persönlichen Muth voraussetzt. Der Schwächere vermag weder eine Situation noch eine Sache zu beurtheilen. Darin liegt die Macht des Menschen, der, Lassalle hat es erkannt und ausgedrückt, „sagen kann, was ist“.

Auch ohne die Kraft der Liebe und Sympathie ist Urtheil nicht möglich, namentlich über Werke der Kunst nicht, denn sie sind Erzeugnisse einer liebenden Seele und können nur von der Liebe erkannt werden. Es giebt kein anderes Maß dafür. Das Herz ist der oberste Richter über den Menschen und Alles, was er erzeugt. Eine kalte Natur bleibt bei starkem Verstande auf Klugheit be-

schränkt und der kalten Klugheit sind bei der Erkenntniß der Menschen und Produkte sehr enge Grenzen gezogen. Was von der Musik Jeder weiß, daß der klare Verstand, der nichts weiter ist, kaum ein halbes Urtheil hat, gilt auch von der bildenden Kunst. Haß dagegen hat überhaupt kein Urtheil. Er bringt es, wie der bloße Verstand, in künstlerischen Dingen nicht über die negative Kritik hinaus, im allerbesten Falle nur bis zur Anerkennung, womit im Grunde noch gar nichts gewonnen ist.

Wer es eingesehen hat, wie ungeheuer selten die schon einzeln nicht allzu häufig auftretenden Qualitäten, auf denen die Fähigkeit des originellen Urtheils beruht, Charakterstärke, klarer Verstand und ein Herz voll Sympathie und Wohlwollen, sich in einem Menschen vereinigen, geht mit einem inneren Lächeln durch unsere Welt, wo Jeder, ohne sich zu fragen, ob er sich selbst und die Dinge kennt, ein so überraschendes Quantum von Urtheilen hervorbringt.

Die Entwickelung des Urtheils über Boecklin bietet ein umfassendes Paradigma, die Natur des Urtheils zu studiren.

Seine Beurtheilung ist noch nicht abgeschlossen, räumlich und zeitlich nicht. Sie ist geographisch auf seine engere Heimath, die Schweiz, und auf Deutschland beschränkt. So gut wie alle seine Werke sind in Deutschland und in der Schweiz geblieben. Frankreich, England, die Niederlande, der Norden haben noch nicht gesprochen. Die übrigen Länder kommen in dieser Frage überhaupt nicht in Betracht. Daß einzelne Stimmen aus der westlichen und nördlichen Kulturwelt sich für und gegen ihn erklärt haben, ist vorläufig noch belanglos. Wir haben noch nicht erfahren, wie eine Boecklin-Ausstellung in London oder Paris wirken würde, und wir würden nach Ablauf des ersten derartigen Versuches noch nicht viel mehr wissen als über Frankreichs Verhältniß zu Wagner nach der ersten pariser Aufführung des Tannhäuser im Jahre 1861. Die Vorstellung, daß das Ausland im Urtheil über den lebenden Künstler Etwas wie eine gleichzeitige Nachwelt darstellt, hat viel Bestechendes, gilt aber nur für das Talent, nicht für das Genie. Wird es dem eigenen Volke schon nicht leicht, das neue Genie, das ihm ersteht, zu begreifen, — wie viel schwerer fällt es dem Auslande, das erst noch die Festung der Rasseneigenthümlichkeit zu nehmen hat!

Auch zeitlich ist das Urtheil über Boecklin beschränkt, weil wir ihm zu nah stehen. Wir wissen, was er uns ist; wie die Revision unserer Urtheile durch kommende Geschlechter ausfallen wird, vermögen wir nicht zu erspähen.

Es wäre eine dankenswerthe Arbeit, die nach der guten und nach der bösen Seite charakteristischsten Urtheile über Boecklin chronologisch zusammenzu stellen. Wir würden darin ein vielfach verzerrtes Spiegelbild des Meisters erkennen, das uns über ihn zwar nichts Neues sagen würde, denn im besten Falle ist dies Spiegelbild, das jede Seele in einer eigenartigen Färbung giebt,

nur eben annähernd richtig. Aber es gäbe für das Individuum ein wichtiges Material zur Selbstkritik, womit ja alle Kritik in der Welt anfangen sollte.

In dieser Studie über die Beurtheiler Boecklins würde er selbst fehlen. Von anderen Großen, wie Goethe und Wagner, wissen wir durch zufällige oder beabsichtigte Aeußerungen, was sie von sich hielten, wie sie beurtheilt sein mochten. Von Boecklin nicht. Wer das Glück gehabt hat, seiner Mittheilung zuzuhören, wird mit Staunen die Tiefe und Schlagfertigkeit seines Urtheils empfunden haben. Ich erinnere mich, daß eines Abends, als wir Jüngeren und Jüngsten in seiner Gegenwart eine heftige Debatte über das Problem der farbigen Skulptur ausgefochten hatten, wir uns schließlich mit der Frage an ihn selber wandten, der ruhig zugehört hatte. „Ich will doch kein Ding aus Holz oder aus Stein machen", sagte er, „ich will Kunst machen." Damals kannten wir, nebenbei, seine wundervollen farbigen Skulpturen noch nicht und er erzählte uns nichts davon. Er spricht wohl über Kunst, aber wie er über seine eigene Kunst urtheilt, hat er dem Publikum weder gesagt noch sagen lassen. Er hat ruhig abgewartet, wie seine Werke wirken würden, und hat nicht das Geringste gethan, dem Beschauer den Zugang zu erleichtern. Die Namen, die seine Bilder tragen, rühren nicht von ihm her. Er hat selbst nicht das Bedürfniß empfunden, sie zu benennen. Es wäre interessant, zu wissen, wer in den einzelnen Fällen der Täufer war. In den achtziger Jahren dürfte es sehr oft der findige Fritz Gurlitt gewesen sein. Wenn es sich mit der Gewohnheit unserer Kataloge vereinigen ließe, die einmal Nummern und Namen haben müssen, dann wäre es vielleicht am Besten gewesen, dem Künstler, der den auf Namen drängenden Freunden immer wieder entgegnete, man solle ihn in Ruhe lassen, er habe nur ein Bild malen wollen, zu willfahren und sich im Katalog darauf zu beschränken, seine Werke einfach als Bilder von Boecklin aufzuführen. Manches Mißverständniß wäre vermieden und die Aufmerksamkeit des Publikums, das vom Historien- und Genrebild her gewöhnt war, zunächst den Titel des Kataloges: „Wallensteins Ermordung" oder „Großvaters Geburtstag" zu rektifiziren, wäre, wie beim „Schweigen im Walde" oder bei den „Lebensaltern", nie auf Nebendinge abgeleitet worden.

Wer keine Klebebände mit Urtheilen über Boecklin angelegt hat, ist heute in Bezug auf den ersten Eindruck seiner Werke auf die Erinnerung angewiesen. Bei Boecklin wiederholt sich in besonderer Form der Fall, den wir als typisch in der Entwickelung des Genies ansehen müssen. Es ist ihm ähnlich wie Menzel gegangen. So lange Dieser mit seinen Illustrationen, dann mit seinen Gemälden auf dem Boden der Historie blieb, gingen Alle mit ihm. Das Geschichtbild war eine wohlbekannte, anerkannte und beliebte Gattung. Was er bot, wurde sofort genossen, wenn auch in vielen Fällen mit leiser Reserve und Zurückhaltung gegen seinen Realismus und gegen den Künstler,

der die akademischen Weihen nicht erhalten hatte. Als er aber von den Historienbildern, die er durch die Aeußerung: „Das waren meine lateinischen Gedichte," wohl scherzhaft als Schularbeiten zu charakterisiren suchte, zur Schilderung des modernen Lebens überging, da stand das Publikum zunächst rathlos vor seinem Walzwerk und bedauerte, daß der Künstler den festen Boden unter den Füßen verliere, während es doch nur selbst ihn verloren hatte.

So hat auch Boecklin zunächst mit Erfolgen begonnen. Keins seiner späteren Werke hat beim Erscheinen eine nur annähernd so allgemeine Begeisterung hervorgerufen wie sein erstes großes Bild vom Pan im Schilf, das sich von Dem, was man aus der Kenntniß des schon Bestehenden begreifen konnte, gerade weit genug entfernte, um frisch zu wirken, und nicht weit genug, um jenseits des Horizontes der Erkenntniß zu liegen. Der erste Erfolg ist immer ein Prüfstein für den Gehalt des Charakters. Hätte Boecklin zu der unendlichen Schaar mehr oder weniger starker Begabungen gehört, die sich durch Erfolge oder Mißerfolge bestimmen lassen, so hätte er das Thema und die Behandlungart, die einmal gefallen hatten, als Ausgangspunkt einer eigenen Richtung genommen und bis an sein Lebensende, oder wenigstens so lange der Erfolg anhielt, Schilfbilder mit Sonnenflecken gemalt. Selbst die Sonnenflecken, die so viel bewundert wurden, finden sich nachher in seinem Werk nicht wieder. Daß seine materielle Lage ihn der Versuchung nicht überhob, ist bekannt genug. Er ging seinen einsamen Weg weiter, der zunächst freilich noch ein Jahrzehnt von der großen Heerstraße aus erkennbar und erreichbar war, dann aber in einsame Fernen führte, wohin ihm der Blick und der Fuß der Menge nicht zu folgen vermochten. So hat er sich nie auf Nebenpfade verloren. Es kommt wohl vor, daß er ein einzelnes Bild mehrmals malt — freilich immer mit stärkeren oder leiseren Abweichungen —, aber er kam nie dazu, sein Bild zu malen, das jeder Ausstellungbesucher auswendig weiß.

Die scharfe Trennung zwischen Boecklin und dem Publikum, den größten Theil der Kritik eingeschlossen, beginnt erst, als er, etwa von 1870 ab, in die letzte Schaffensepoche eintritt, in der er Stoffe gestaltet, die ihm allein gehören, Farbe wagt, die mit der seiner Zeitgenossen keine Berührung mehr hat, und seine eigene Technik vollendet. Bis dahin ließen sich bei einzelnen Bildern immer noch Berührungpunkte, nacheinander mit Calame, Schirmer, Dreber, Feuerbach und Anderen entdecken oder er blieb doch innerhalb der Grenzen der bekannten Welt. Von 1870 ab beginnen die bekannten Urtheile, die auch heute noch mit Naturnothwendigkeit immer wieder formulirt werden, wenn er vor ein neues Publikum tritt. Zunächst wurden seine Bilder unverständlich gefunden, man klagte über Geheimnißkrämerei und Dergleichen bei einem Künstler, dessen Bilder so klar Alles aussprachen, was er sagen will, und es so umfassend und so deutlich sagen, daß es nicht einmal eines Titels bedarf, um dem blöden Sinn die Richtung zu geben.

Wir können die Rathlosigkeit des Publikums und der Kritik wohl begreifen. Es gab keine bekannte Kategorie, in die man Boecklins Bilder hätte einreihen können. Es waren weder Historien- noch Genrebilder; und Landschaften im herkömmlichen Sinn, wie man sie in der Villa am Meer von ihm kannte, waren sie auch nicht mehr. Sie wollten anders gesehen werden als fast Alles, was es an zeitgenössischer Kunst gab. Vom Historienbild her war man gewöhnt, einen bekannten Vorgang dargestellt zu sehen oder mit Hilfe des Kataloges einen unbekannten zu erkennen. Das in üppiger Blüthe entfaltete Genrebild gab materiellen Anlaß zu leicht entzündbarer Belustigung oder es rief mit eben so schnell und sicher wirkenden Mitteln Gefühle der Trauer hervor. Die Landschaft entfernte sich nicht von dem schon durch die Holländer oder die Klassiker bestellten, wohlbekannten Boden. Der Genuß der Ausstellungen und Museen erforderte keine große Anstrengung. Da kamen uns Boecklins Bilder, die nichts von Alledem boten, auf die die gewohnte und bequeme Technik des Ausstellungbesuches keine Anwendung finden konnte, wie Räthsel vor. Man war gewöhnt, die Kunst vorwiegend mit dem Verstande zu betrachten: hier war eine neue Kunst, die gefühlt werden wollte, — und das Gefühl war nicht geweckt. Ich erinnere mich sehr lebhaft, daß in den wilden Entrüstungausbrüchen, die Boecklin zu Anfang der achtziger Jahre in Berlin erregte, der Vorwurf der absoluten Unverständlichkeit am Heftigsten ausgestoßen wurde.

Hierin ging man aufs Ganze. Sonst hält man sich an Einzelheiten.

Am Meisten ärgerte die Farbe. Man war an mildes Braun und Grau gewöhnt und stand entsetzt vor Boecklins starkem Grün und Blau. Diese Gewöhnung war offenbar sehr tief gewurzelt und stark entwickelt. Kunst und Natur erschienen wie Zweierlei. Was in der Natur erfreute, die grüne Wiese, der blaue Himmel, konnte das Auge im Bilde absolut nicht vertragen. Es würde dem jetzt heranwachsenden Geschlecht wie eine Fabel erscheinen, wenn man ihm die vergessenen Urtheile über Boecklins scheußliche Farbe vorführen könnte. Daß gerade in der selbständigen Auffassung der Farbe ein originelles Verdienst Böcklins lag, wurde nicht gefühlt. Hätte man damals schon Boecklin historisch beikommen können, wäre man in der Lage gewesen, zu verfolgen, wie sich diese seine an die Entwickelung seiner Individualität gebundene Auffassung der Farbe sehr langsam ausgebildet hat, dann würde es einen für Viele gangbaren Weg zum Verständniß gegeben haben. Erst die Jubiläums-Ausstellungen haben seine Entwickelung der Wissenschaft und dem Publikum erschlossen. Wir haben beobachten können, wie es fast dreier Jahrzehnte beständigen Ringens bedurfte, ehe der Künstler durch die für seine Zeit giltige Auffassung der Farbe sich zu sich selbst durchgearbeitet hatte.

Es ist ein sehr lehrreiches Beispiel für die Schwierigkeit, die die heutige

Beweglichkeit der Produkte dem Verständniß einer eigenartigen künstlerischen Natur entgegenstellt. Boecklins Werke sind über weite Zonen zerstreut und sie befinden sich, mit Ausnahme des Stammes in der Galerie Schack, zum größten Theil in schwer zugänglichem Privatbesitz. Museen enthalten bisher, wie bekannt, nur einen überaus kleinen Theil seiner Bilder.

Nicht heftig genug konnte man einzelne ungewohnte Kompositionweisen verdammen. Als sein Bild mit den oben vom Rahmen abgeschnittenen hellen Pappelstämmen — jetzt im Besitz der Nationalgalerie, vom Kunsthandel mit der Bezeichnung „Die Lebensalter" in die Welt gesandt und von Tschudi besser mit dem neutralen Namen „Frühlingstag" bezeichnet — zuerst in Berlin ausgestellt war, erkannten nur Wenige die Absicht des Künstlers. Man wollte absolut keine abgeschnittenen Bäume dulden. Man wollte die Bäume ganz sehen. Und gerade dieses Bild sollte an direkter Anregung eins der fruchtbarsten werden und damit die Haltlosigkeit der ersten verdammenden Urtheile besonders glänzend darthun. Die ganze Landschaftmalerei der Worpsweder hat sich ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen dieses Werkes auf seinem neuen Gedanken aufgebaut.

Nächst der Farbe waren es vor Allem Boecklins Fabelwesen, die man ihm nicht verzeihen konnte, und auch hier sind wir zu der selben Erkenntniß gekommen wie bei seiner Farbe. Gerade in der originellen Umgestaltung überlieferter Gebilde äußert sich seine schöpferische Begabung. Centauren, Tritonen, Nereiden sind wohlbekannte Erzeugnisse der antiken Phantasie. Das Mittelalter hatte sie nicht vergessen und vielfach umgestaltet, die Renaissance hatte die Typen in möglichster Wahrung der antiken Tradition wieder übernommen, ohne sie eigentlich lebendig zu machen. Sie waren eigentlich stets Ornament geblieben. Nun schuf Boecklin sie neu. Es war, als hätte er ihre Darstellungen nie gesehen, als hätte er nur in Märchen und Sagen von Menschen erzählen hören, deren Leib an den Hüften in einen Pferdekörper oder in einen Fischschwanz übergeht oder die statt ihrer natürlichen Beine Bocksbeine haben, und als wäre er nun der Erste gewesen, dessen Phantasie ein leibhaftiges Bild dieser Bewohner der Berge, Wälder und Meere geschaffen hätte. Man sah zuerst gar nicht, mit welchem Gefühl für das Wesen des Elementes, dem sie angehören, für das Wesen des Thieres, an dem sie Theil haben, die Land- und Wassercentauren, die Tritonen und Pane gebildet waren. Gerade Das, was da Neues und Großes geboten war, stieß ab, weil es von der Konvention abwich, an die man gewöhnt war. Man fand das Thierische in diesen Wesen roh und brutal, vor Allem schien es nicht hübsch genug. Es kam nun zu Allem noch die selbständige Technik, die Boecklin als Ausdrucksmittel seiner Empfindung entwickelte. Seit Anfang der siebenziger Jahre gab er die Oelmalerei auf. Mit Hilfe seines Freundes Adolf Bayersdorfer stöberte er die alten Rezepte für die Temperamalerei

wieder auf und es gelang ihm, in dieser vergessenen Technik das seinen Absichten entsprechende Werkzeug zu finden, wo ihn die überlieferte, namentlich seit der Verbreitung fabrikmäßig hergestellter Farben immer unsicherer und unpersönlicher gewordene Oelmalerei im Stiche ließ. Die Temperamalerei auf weißem Kreidegrund der Holztafel bot ihm die Möglichkeit, durch dünnen Farbenauftrag eine bis dahin unerreichte Sattheit und Leuchtkraft der Farbe zu gewinnen. Wo ein Bild von ihm an einer Ausstellungwand auftrat, erblaßte, was rund umher aufgehängt war.

Gegen alles Das wandte sich die Kritik. Wenn wir jetzt, kaum ein Jahrzehnt später, die Vorwürfe prüfen, die man ihm entgegenschleuderte, so finden wir sie gerade gegen Das gerichtet, was uns heute als sein Verdienst erscheint. Man hielt seinen Ernst für Verbohrtheit, seine Naivetät für Raffinement, seine Gestaltungskraft für Geschmacklosigkeit, seine Originalität für Willkür. Ausstellungen und Museen wiesen seine Bilder zurück. Jahre hindurch hatte er nur einen Abnehmer, den Kunsthändler Gurlitt in Berlin.

Seit etwa 1890 begann jedoch die Stimmung sich zu wandeln, erst langsam, dann, seit etwa drei, vier Jahren, durch einen plötzlichen Umschlag ins Gegentheil. Dieser Umschlag ist gerade seinen begeistertsten Verehrern als Ueberraschung gekommen. Sie hatten Jahre lang beobachtet, welche ungeheuren Schwierigkeiten sich dem Verständniß Boecklins entgegenthürmten. Plötzlich waren sie wie Schnee zerschmolzen. Viele große und kleine Ursachen mußten zusammenwirken, diese Wandlung herbeiführen.

Eine allgemeine Disposition lag zu Grunde, eine Sehnsucht nach Farbe, ein Verlangen nach gestaltender Phantasie. Aeußere Mittel, die Gemüther dem Künstler näher zu bringen, waren die große Publikation seiner Werke durch die Verlagsanstalt in München. Dann kam das plötzliche Einsetzen einer Spekulation mit Boecklins noch erreichbaren Bildern hinzu, die sehr geschickt operirte und in kurzer Zeit die Preise auf das Fünfzig- bis Hundertfache steigerte. Und Muthers vielgelesenes Werk gab Tausenden einen neuen Standpunkt.

Menzel ist aus dem unruhigen Tagesleben bereits in das stille Reich der geschichtlichen Größen entrückt. Boecklin, der lange Verkannte und Geschmähte, steht heute, mit siebenzig Jahren, in jugendlicher Frische vor dem Auge seines Volkes und es giebt keinen Lebenden, der seinem Herzen näher käme. Wer die Beurtheilung Boecklins im Anfang der achtziger Jahre in Berlin und anderen deutschen Kunststädten miterlebt hat, würde auf eine so schnelle und so vollständige Kapitulation der Majorität nicht gerechnet haben.

Hamburg. Alfred Lichtwark.



Gehorsam.

Keiner kann befehlen, der nicht gehorchen gelernt hat. Das ist eine alte Anschauung.

Das Befehlenmögen liegt dem Menschen sozusagen im Blut. Denn treibt uns der Wille zum Leben schon einmal, jeden fremden Willen von dem Kreise unseres Willens fernzuhalten, so treibt der aus dem Willen zum Leben leicht sich erhebende Wille zur Macht gar schnell dazu, unseren Willen in fremde Willenskreise einbrechen zu lassen, d. h. den Willen Anderer uns dienstbar und unterwürfig zu machen, so daß wir nun die Befehlenden sind. Nun aber soll Befehlenkönnen gelernt werden dadurch, daß man gehorchen gelernt hat. Was heißt Das? Und was heißt überhaupt Gehorchen?

Der Grieche hatte für „Gehorsam“ verschiedene Ausdrücke und ihr Sinn ist nicht immer der selbe. Da ist zuerst ευπειθεια. In diesem Worte steckt, wie in dem Adjektiv ευπειθης, ευπειστος und ευπιστος der selbe Stamm wie in dem Verbum πειθω, πειθομαι, und πειθω heißt durch Vorstellungen, Worte und gütige Mittel überreden, zu überzeugen suchen, so daß also der ενπειθης gleich dem πειθομενος der „Wohlüberzeugte“, der Ueberredete ist. In dem Worte πειθω aber steckt wieder der selbe Stamm wie in πιστευω; und πιστευειν heißt „Vertrauen fassen“, „vertrauen“, „zuversichtlich annehmen“, „überzeugt sein“. Dem Griechen war das Gehorchen so sehr mit „Ueberzeugtsein“ und „Vertrauen“ verwachsen, daß er selbst da nicht von dieser Anschauung ließ, wo er sich dem Begriff „Herrschen“ nahte. So heißt πειθαρχειν einem Oberen, Herrscher, Vorgesetzten wie den Eltern gehorchen, wie πειθαρχια Gehorsam gegen Staat und Gesetz. Also durch Vertrauen herrschen, durch Ueberzeugung Anderer regiren wollte man in Griechenland. Blinden Gehorsam, der heute bei uns identisch mit Gehorsam überhaupt werden zu wollen scheint, wollte man in Griechenland nicht. Gehorchen drückt der Grieche weiter aus durch ακουειν, d. h. hören; und υπακουειν heißt: hinhorchen, anhören, Gehör geben oder schenken, Jemandem entgegenkommen, Jemandes Rath anhören. Das ist das Erste; und erst von dieser ersten Bedeutung abgeleitet ist die fernere: „sich fügen“, „Folge leisten. Das Gehörte soll auf den Hörer überzeugend wirken, wie dort die Gründe, mit denen der Ueberredende zu dem Vertrauen des Hörers zu gelangen sucht. υποταγη erst enthält den Ausdruck der Gewalt; es heißt „Unterstellung“, „Unterordnung“, die sich denken läßt auch ohne Entgegenkommen und freien Willensentschluß des Gehorchenden.

Ein vierter Ausdruck für Gehorsam ist ευταξια, gleichbedeutend mit „Mannszucht“, „gute Ordnung“. ὑποταγη und ευταξια wurden namentlich von dem Gehorsam des Soldaten gebraucht, der aber kein eigentlicher Gehorsam mehr ist, wie wir sehen werden. In ευταξια liegt als Stamm κτεω eingeschlossen. κτεομαι, κταομαι aber heißt: „sich erwerben“, „in Besitz bringen“, sich „geneigt machen“, „gewinnen“, „unterjochen“. Hier ist nichts oder fast nichts vorhanden von Vertrauen, Entgegenkommen, Anhören und Entschluß des Gehorchenden, hier giebt es keine zwei Willen mehr, den des Wünschenden und den des zu Ueberzeugenden, sondern der zweite Wille ist hier einfach ausgelöscht. Der Wille des Befehlenden deckt den des Gehorchenden zu, sobald wir an einen Befehlenden denken. Anders wird das Bild, halten wir uns an die positive Bedeutung des Wortes ευταξια = „gute Ordnung“. In einer guten Ordnung ist jeder Wille so eingestellt, daß er ganz zur Entfaltung kommt, daß er also nicht nur so wirkt, wie es dem gemeinsamen Zweck der zu einem Werke vereinten Willen dienlich ist, sondern daß der Einzelwille auch in der Erfüllung des gemeinsamen Zweckes seine individuelle Willensbefriedigung zu finden vermag. Deshalb können wir ὑποταγη gar nicht und εὐταξια nur bedingt mit „Gehorsam“ übersetzen, denn Gehorsam bedeutet etwas Anderes. Was? Das erkennen wir zum Theil schon, wenn wir das deutsche Wort „gehörig“, das mit „Gehorsam“ eines Stammes ist, in seiner doppelten Bedeutung ins Griechische übersetzen. „Gehörig“ ist entweder gleich „geziemend“, „passend“, und dann liegt in ihm die Doppelseitigkeit, die Berücksichtigung zweier Willen oder Eigenschaften wieder vor und der Grieche drückte Das mit ἄξιος aus von ἄγω = wägen. Also ἄξιος ist das „Gewogene“, das „Gleichartige“, das „Würdige“. Oder aber unser „Gehörig“ bedeutet einen Besitz, es ist zu einem synonymen Ausdruck für „eigen“ geworden. Der Grieche drückt Dies mit ἴδιος, „eigen“, aus. Ursprünglich liegt auch in unserem „gehörig“ die Doppelseitigkeit, denn was meiner würdig ist, Dessen muß auch ich würdig sein, was zu mir paßt, zu Dem muß auch ich passen, und was mir gehört, zu Dem muß auch ich gehören. „Mir gehört Etwas“ heißt aber heute so viel wie: „es ist mein Eigen“. Der „Hörige“ ist mein Eigen. Er hat nur meinen Willen zu hören und selbst keinen zu äußern. Sein Wollen ist von dem meinigen ausgelöscht. Diese heutige Bedeutung ist eine korrumpirte. Denn der Hörige der alten Zeit gehörte nicht nur dem Herrn, sondern der Herr gehörte auch ihm. Der Herr gewährte ihm Schutz und sorgte für sein Leben.

Fragen wir nun bei den Lateinern an, so heißt bei ihnen „Gehorsam“ oboedientia, obtemperatio, officium, obsequium. Oboedientia ist desselben Stammes wie obaudire und Das heißt, Jemandem Gehör geben, sein Ohr leihen, Jemandes Rath folgen. In der Silbe ob = entgegen

ist die Aktivität des Entgegenkommenden ausgedrückt. Der aber ist kein Höriger, der sich nur zu fügen hätte, sondern der Befehlende hat dahin zu wirken, daß ihm der Andere sein Ohr leiht, ihn anhört. Das drückt hier noch die Sprache klar aus.

In obtemperatio liegt dieses Entgegenkommen abermals; und wir können die Bedeutung des Wortes in zwiefacher Weise auffassen. Obtemperare, Jemandem willfahren, heißt entweder, daß ich meinen Willen mäßige, ihm das rechte Maß gebe, ihn begrenze in der Richtung auf den Willen eines Anderen, oder aber, daß der Andere mich zu beherrschen sucht dadurch, daß er sich mäßigt, daß er mir gegenüber das rechte Maß beobachtet, daß er seinen Willen zu dem meinigen in das gehörige Verhältniß bringt und so eine Mischung meines Willens mit dem seinigen herbeiführt. Denn temperare heißt: einer Sache Schranken setzen, mäßigen, beherrschen, in das gehörige Verhältniß bringen, mischen. Mein Wille ist also hier nicht Null, er gehört nicht eo ipso dem Anderen, sondern der Andere hat, will er Einfluß auf meinen Willen haben, dafür zu sorgen, daß ich meinen Willen dem seinigen verbinden kann, und Das kann er nur, wenn er meinen Willen respektirt und seinem Willen in Bezug auf mich das richtige Maß giebt.

Officium wird erklärt aus opificium, was einfach Werkthat, Arbeit heißt. Und so hat denn auch officium alle möglichen Bedeutungen erhalten, vom Liebesdienst bis hinab zur „verdammten Pflicht und Schuldigkeit", ja bis zur „Unterwürfigkeit", vom „Beruf" und „Ehrendienst" bis hinab zum stummen „Gehorsam" Besiegter und Sklaven. In einem einzigen solchen Worte und den Bedeutungen, die es mit der Zeit erhielt, spiegelt sich eine ganze Kulturgeschichte, denn der Niedergang des Volksgeistes hat den Niedergang der Sprache und der Bedeutungen ihrer Worte als Begleiterscheinung.

Obsequium heißt „Gefolge", „Begleitung", „Nachgiebigkeit", „Willfährigkeit", „Gefälligkeit". Dann aber bedeutet es eben so die „Hingebung in der Liebe" und erst weiter hinab, wenn der Wille des „Willfährigen" und sich „Hingebenden" fast erlosch, „Gehorsam" in seiner ehemaligen reinen Bedeutung. Denn soll obsequium Das bedeuten, was unser heutiger verdorbener Sprachgebrauch mit „Gehorsam" bezeichnet, so bedarf es im Lateinischen eines adjektivischen Zusatzes. Ein „deforme obsequium", d. h. ein Gehorsam, in dem der eigene Wille des Gehorchenden erstorben ist, giebt erst Das wieder, was unser deformirter Sprachgebrauch heute mit Gehorsam bezeichnet, aber weit besser mit Servilismus bezeichnen würde. Denn „Gehorchen" und „das Maul halten" sind zwei gänzlich verschiedene Begriffe. Des wahren Gehorsams, wie wir ihn kennen lernen werden, braucht sich kein rechter Mann zu schämen, aber der Zumuthung, das Maul zu halten, hat sich höchstens der „Soldat", d. h. der im Solde Stehende, der Bezahlte zu

fügen. Sind unsere Soldaten in diesem Sinne „Soldaten“, Söldlinge? Wenn aber nicht, so giebt es auch für sie keinen stummen Gehorsam, sondern nur ein obsequium, eine εὐταξία.

Im Italienischen wiederholt sich das lateinische Wort obbedienza. Dann tritt hier sommissione hinzu von submissio, das „Herablassung“ bedeutet. Submittere aber heißt nur in bildlicher Bedeutung „unterwerfen“, im eigentlichen Sinne enthält es die Bedeutung von „ablassen“, „nachlassen“, „überlassen“, „zugestehen“. Also ein Zugeständniß ist in der ursprünglichen sommissione enthalten, es ist nicht die einfache radikale „Unterwürfigkeit“, mit der das Wort heute identisch wurde. Der Franzose hat dieses Wort „soumission“ als stärksten Ausdruck für „Gehorsam“. Als zweites und meist gebrauchtes Wort hat er „obéissance“, gleich dem lateinischen oboedientia, und als dritten Ausdruck „docilité“, d. h. „Gelehrigkeit.“ Erst aus der Gelehrigkeit geht ihm im weiteren Sinne die „Folgsamkeit“ hervor. Von Dressur, Drill und Zwang klingt in allen diesen Wörtern nichts mit, sondern der Gehorchende ist ein Mensch mit eigenem Willen, der aus Ueberzeugung, Gelehrigkeit, Vertrauen dem Anderen seinen Willen überläßt. Darum wird das einen fast rein mechanischen und äußerlichen Sinn enthaltende „soumission“ dem Franzosen nahezu gleichbedeutend mit humilité = Niedrigkeit und servilité = Bedientenhaftigkeit, Sklavengesinnung.

Der Engländer hat für Gehorsam die dem Lateinischen entstammenden Ausdrücke obedience, allegiance, dann dutifulness und einfach duty. Allegiance heißt Treue, Ergebenheit, Das, was wir mit „Lehnspflicht“ bezeichnen. Duty und dutifulness (vom lateinischen debitum) heißt Schuldigkeit, Pflicht, Eherbietung. Und hierin liegt eine schöne Erklärung des Gehorsams. Wenn ich Jemandes Schuldner geworden bin, dann erst bin ich ihm verpflichtet, d. h. Jeder, der mein „Gläubiger“ werden will, hat mir zuerst einen Dienst zu leisten, ehe er einen solchen von mir verlangen kann. Unterwerfung aber ist kein Dienst, sondern eine Gewaltthat an mir, für die ich nicht auch noch durch Unterwürfigkeit danken werde. Wer mir mit Gewalt und Macht an den Leib geht, um meinen sogenannten Gehorsam zu erzwingen, hat von mir keine Pflichterfüllung zu erwarten, denn Macht und Gewalt ist kein Recht, und wo kein Recht ist, da auch keine Pflicht. Gewährt mir aber Jemand ein Lehen, so allegirt er meinen Willen dem seinen. Gehorsam entspringt also für den Engländer aus der Schuld.

Alle diese Kultursprachen verrathen deutlich ihre Herkunft aus der Freiheit und dem kraftvollen Selbstbewußtsein der Völker. Unter Gehorsam verstehen alle nur einen Austausch gegenseitigen Vertrauens. Es sind gleiche Werthe, die da hin- und hergegeben werden, und keineswegs steht das Recht nur auf der einen Seite und die Pflicht nur auf der anderen, sondern es ist

ein Abwägen gegen einander, ein Bestreben des Ausgleiches. Wer Vertrauen gewinnen will, muß sich des Vertrauens würdig erzeigen. Das ist das Gehörige, Das, was von beiden Seiten zu einander paßt. Und dieser ethische Kern ist auch in der deutschen Sprache und hoffentlich noch für den Deutschen die Grundlage alles Gehorsams. Denn Gehorsam und Gehorchen haben den selben Stamm wie Horchen und Hören und sind also dem lateinischen obaudire und dem griechischen ὑπακούειν an Bedeutung gleich: Gehorchen heißt also, Jemandem sein Ohr leihen. Habe ich durch diese Thätigkeit die besseren Gründe des Anderen erkannt, gab er mir einen Theil seiner höheren Einsicht zu Lehen, überzeugte er mich, gewann er mein Vertrauen, so werde ich durch diese Lehensertheilung verpflichtet. Ich werde sein Schuldner dadurch, daß ich mich nun auch gezwungen fühle, meinen Willen nach dieser besseren Erkenntniß zu richten. Aber darüber hinaus zu folgern, daß ich nun für immer der „Hörige" dieses Mannes geworden sei, der Sklave, ein Mensch, der Jenem gehört, der ihm mit Leib und Seele verpfändet ist, sein Eigenthum wurde: Das ist eine Folgerung der Gewalt, vor deren verbrecherischem Tribunal erst die beiden Worte „zu Eigen sein" und „mir gehörig sein" zu einer Bedeutung verschmolzen. Denn Das, was mir gehört, ist noch lange nicht immer mein Eigen. Mir ist Dativ; und Dativ kommt von dare = geben. Hier liegt eine Hingabe zu Grunde, Das heißt: es fließt mir von anderer Seite Etwas zu, das eben nicht mein Eigen ist, sondern das mir vor der Hingabe im Gegentheil fremd war. Der Genitiv vielmehr drückt aus, was aus meinem Eigenen hervorging, was von mir erzeugt wurde, denn Genitiv ist der Zeugefall. Der Sohn des Mannes ist der von jenem Manne erzeugte Sohn, sein Sohn, sein eigener Sohn. Aber sagt der Mann: der Sohn gehört mir, so kann er nach richtigem Sprachgebrauch damit nur meinen, daß der Sohn sich ihm hingiebt, daß der Sohn ihm gehört, wie er selbst dem Sohne gehört, daß sie eins sind, daß sie zu einander gehören, daß der Sohn auf ihn hört, weil Liebe und Vertrauen ihm rathen, dem Vater sein Ohr zu leihen. Von väterlicher Zwangsgewalt liegt auch in diesem „Gehören" nicht die Spur. Darum ist es falsch, von einer Sache zu sagen, daß sie mir gehört, denn eine Sache hat kein Gehör. Eine Sache kann nur mein Eigen sein, Etwas, das von mir erzeugt wurde, aus meiner Arbeit hervorging. Und eben so kann niemals Das mein Eigen sein, was mir nur hingegeben ist. Ein Sohn kann mein Eigen sein und mir gehören, aber mein Besitzthum kann der Sohn deshalb doch nicht sein. Denn ich besitze ihn nicht, trotzdem er mein Eigen ist und mir gehört. „Ich besitze einen Sohn und drei Töchter" ist deshalb eine grundfalsche Ausdrucksweise. Mein Kind ist mein Eigen, weil es von mir erzeugt wurde; ein Kind gehört mir, weil es sich mir hingiebt in Liebe und Vertrauen; ein Kind ist aber nie mein Besitzthum, auf dem ich beliebig

herumrutschen, das ich mit meiner Gewalt belasten kann, wie es mir gefällt. Es sind, wie wir sehen, ungemeine Feinheiten, welche die Sprache ursprünglich mit der Ausbildung dieser verschiedenen Bezeichnungen auszudrücken suchte, und diese Feinheiten sollen wir zu erhalten suchen, indem wir sie wieder ans Licht ziehen. Wie vor der Pest aber sollten wir uns hüten, durch unverständigen Mischmasch diese Herrlichkeiten unserer Sprache zu verderben. Eigenthum, Besitzthum, Zugehörigkeit sind keine Synonyma, sondern jeder Ausdruck sagt etwas Anderes und es deutet auf eine verdorbene Gesinnung, wo solche Ausdrücke als Synonyma verwendet werden.

Die ursprüngliche Bedeutung von Gehorsam und Gehorchen ist demnach eine ganz andere als die, die wir heute mit diesen Begriffen verbinden. Gehorsam setzt Hören voraus; und Hören ist, wenn auch das Gehör ein passiver Sinn ist, keineswegs Aufgeben des eigenen Willens. „Das Gehör ist“, wie Schopenhauer so trefflich sagt, „der Sinn der Vernunft, welche denkt und vernimmt.“ Und darum ist Gehorsam in keinem Falle identisch mit Unterwürfigkeit, sondern dem Gehorsamen bleibt sein Wille nach wie vor. Auf seinen Willen aber läßt er die stärkeren Motive einer durch Vernehmen und Anhören zu seinem Eigen gewordenen fremden Vernunft wirken. Diese fremde Vernunft kann gar nicht anders an meinen Willen heran als durch Motive. Soll ich auf diese Motive hören, so muß der an mich ergehende Befehl motivirt sein. Ich muß im Stande sein, seine höhere Weisheit zu begreifen. Läßt man mich darüber im Dunkeln, giebt man sich nicht die Mühe, mir die Gründe dieses Befehles klar zu machen, und folge ich dem Befehl dennoch, so gehorche ich nicht, sondern ich unterwerfe mich dem Zwang, der auf mir lastet. Ist dieser Zwang nicht so groß, daß ich ihn nicht beseitigen könnte, so werde ich mich nicht unterwerfen, sondern „Nein“ sagen, denn: „Keiner hat mir was zu befehlen!“, sagt das Kind im richtigen Gefühl, daß es ein vernunftbegabtes Wesen ist, wie jeder andere Mensch, und darum auch, wie jeder andere Mensch, das Recht hat, zu verlangen, daß man seine Vernunft berücksichtige und sich Mühe gebe, ihm die Bedeutung des Befehles klarzumachen, ihm dessen Vernünftigkeit mitzutheilen. Ob Das gelingt, ist Nebensache. Aber es wird jedesmal gelingen, wo keine Hinterhaltigkeit, kein Betrug im Spiel ist, das Vertrauen des Kindes zu erwecken. Um sein Vertrauen, um seinen Glauben an mich und meine bessere Einsicht aber muß ich mich bewerben. Verlange ich also Gehorsam von einem Menschen, so habe ich die Pflicht, nicht meine Einsicht einfach mit Gewalt an die Stelle der seinigen zu setzen, sondern ihm meine Einsicht so mitzutheilen, daß sie die seinige wird. Dann aber kann ich mit Ruhe erwarten, daß dieser Mensch nun auch seiner neuen Einsicht oder aber seinem Vertrauen zu mir Folge leisten wird. Handle ich anders, so erziele ich keinen Gehorsam, sondern

höchstens stumme Unterwürfigkeit, — und diese wird aufhören mit dem Zwang, der sie hervorrief. Eine elende Welt ist es, die aus solchem Verhältniß der Menschen zu einander, dem Verhältniß des Herrn zu Knechten, hervorgeht, denn sie unterdrückt von Anfang an Das, was den Menschen zum Menschen macht: Bewußtsein, Selbständigkeit, Vertrauen, und setzt an ihre Stelle: thierische Stumpfheit, Würdelosigkeit und Mißtrauen.

Was jedem Menschen den Servilismus so tief verächtlich macht, ist die Einsicht, daß der Servile seine bessere Erkenntniß einer schlechteren um äußerer Dinge willen preisgiebt. Und gegen diese Degradirung des Menschenthumes, gegen diesen Verzicht auf Menschenwürde flammte das Ketzerwort auf: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" Das bedeutet, daß der Mensch, in dessen Innerem eine höhere Vernunft redet, der zu einer tieferen und besseren Einsicht gelangte, sich eben nicht einer schlechteren Einsicht unterwerfen darf, will er nicht seiner „Gottähnlichkeit" verlustig gehen. Gottähnlichkeit aber ist Menschenbewußtsein, Einsicht, Vernunft, Gewissen. Servilismus aber ist Gewissenlosigkeit, der Servile ist der gewissenloseste Wicht, den die Sonne bescheint, er giebt, nicht aus Dummheit, wie Esau, sondern mit vollem Bewußsein sein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht dahin. Deshalb ist es ein leeres Gefasel, wenn man sagt: „Ohne Gehorsam geht es nicht. Nicht einmal eine Fabrik könnte bestehen, wenn jeder Arbeiter nur seinem Willen folgte; ein Arbeiter, der sich nichts sagen lassen will, ist ein Unsinn. Es muß stets Befehlende und Gehorchende geben" u. s. w., wie diese auch von sogenannten demokratischen, aber denkunfähigen Professoren verwendeten Phrasen lauten. So auch, wenn wir zu hören bekommen: „Hingebung an ein selbstsüchtiges Individuum ist unsittlich; Hingebung an die Gesellschaft ist sittlich, und zwar deshalb, weil diese Gesellschaft von einem Ideal bewegt ist." Das ist leeres Geflunker, dem Mackay mit Recht seine Anschauung entgegensetzt, daß „Befehlen eine Anmaßung, Gehorsam ein Entäußern, Beides aber eine Selbstentehrung ist, die der Freie verachtet"; denn Mackay verwendet die Worte Befehlen, Gehorsam unzweideutig in ihrer heutigen, also in einer verdorbenen Bedeutung und richtet gegen diese Verdorbenheit sein Urtheil. Hingebung an die Gesellschaft ist noch lange nicht immer sittlich, denn eine Räuberbande oder eine Aussaugergesellschaft sind auch Gesellschaften; meine Hingebung an solche Gesellschaften würde aber wohl kaum Einem für sittlich gelten. Darum müßte der letzte Satz heißen: Hingebung an die Gesellschaft ist sittlich, und zwar nicht weil, sondern sofern die Gesellschaft von einem Ideal bewegt ist, das auch ich als Ideal anzuerkennen vermag. Es giebt auch Gesellschaften, die von keinem Ideal bewegt werden, in denen sich höchstens die einzelnen Selbstsüchte zu einem Mittel ausgleichen. Ein Mittel aber ist noch lange kein Ideal. Und es giebt auch korrupte Gesellschaften, deren Ideal

nothwendig ein korruptes sein muß, und Hingebung an eine solche Gesellschaft ist niemals sittlich, wenn ich die Korruption sehe. Die große Unterschlagung, die hier verübt wurde, besteht darin, daß jede Gesellschaft als eine gute Ordnung vorausgesetzt wurde. Nur eine gute Gesellschaft kann Hingebung von mir erwarten; und die Hingebung an eine schlechte Gesellschaft ist genau so unsittlich wie die Hingebung an ein selbstsüchtiges Individuum, denn im Grunde bedeutet selbst meine Hingebung an eine gute Gesellschaft nicht Hingebung an sie, als an eine Verbindung von Persönlichkeiten, sondern Hingebung an das gemeinsame Ideal, das in Folge meiner Einsicht auch mein Ideal geworden ist. Ist Dem nicht so, dann hört auch die Hingebung auf, denn in diesem Worte liegt eine Thätigkeit eingeschlossen; es wird aus der Hingebung ein Hingenommenwerden, eine Unterwerfung, d. h. ich erleide Etwas, ich muß Etwas über mich ergehen lassen, wo nur eine Thätigkeit, ein Handeln, von mir gefordert werden kann. Und jede Gesellschaft, die mich zum Erleiden zwingt, statt mich zum Handeln zu bestimmen, ist eo ipso eine schlechte Gesellschaft.

Gehorsam muß sein. Gewiß: eben so wie der Befehl sein muß. Aber der Befehl, den z. B. ein Werkmeister seinen Arbeitern giebt, ist ein Befehlen, ein Anempfehlen, mag er auch in noch so schroffer Form gegeben werden. Denn er setzt als das zu ihm Gehörige die Einsicht des Arbeiters voraus. Der gehorchende Arbeiter folgt hier nicht einer fremden Gewalt, sondern der durch den Befehl in ihm erweckten und zugerechtgerufenen, eigenen, unmittelbaren Einsicht. Der befehlende Werkmeister hat nicht nöthig, seinen Befehl lange zu motiviren, da er die Einsicht in die Motive des Befehles bei seinen Arbeitern voraussetzt oder aber, wenn er ein richtiger Werkmeister ist, zum Mindesten das Vertrauen der Arbeiter in seine bessere Einsicht voraussetzen darf. Die Arbeiter kennen das Werk, sie kennen die Sache, der sie ihre Arbeit widmen, sie wissen, was dazu nöthig ist, und deshalb leuchtet ihnen ein vernünftiger Befehl sofort und unmittelbar ein und es fällt ihnen gar nicht ein, dagegen zu rebelliren. Wohl aber werden sie stets und mit vollem Recht rebelliren, wenn unvernünftige Zumuthungen an sie gestellt werden, wenn von ihnen verlangt wird, die eigene Einsicht einer fremden Gewalt zu opfern. Denn man fordert dann von ihnen nicht Gehorsam, sondern Unterwürfigkeit: die Forderung bezieht sich nicht mehr auf die Sache, sondern auf die Person; und der Arbeiter, der als Persönlichkeit der Persönlichkeit der Werkmeisters gegenübergestellt wird, darf mit vollem Recht sagen: Du hast mir nichts zu befehlen. Um diesen Unterschied, den Unterschied zwischen Gehorsam und Unterwürfigkeit, der durch die Degradirung eines Hörenden und Hörigen zu einem Sklaven von der Korruption der Gewalt verwischt wurde, kämpft man heute wieder überall; der Arbeiter kämpft um den Menschen, der auch

in ihm steckt, und Das ist gut so und Jeder, der es ehrlich meint, müßte mir zustimmen, wenn ich sage: der Trotz und die Unbotmäßigkeit der Menschen gegen die Unterdrücker der Menschlichkeit können niemals groß genug sein und ein geringer Schaden ist es, wenn einmal ein Arbeiter trotzig gegen den Werkmeister ist, weil er sein Arbeiterrecht mit seinem Menschenrecht verwechselte, gegen den ungeheuren Schaden, der jeder Kultur, jeder Gesittung dadurch zugefügt wird, daß man den stummen und leidenden Gehorsam, die Unterwürfigkeit und Knechtseligkeit, von Anfang an mit allen Mitteln der Gewalt in der Menschenwelt großzieht. Das Unter stellt sich gegen das Ober, der Unterthan, der Untergebene, der Unterworfene gegen den Herrn, weil es vor seinem Menschenbewußtsein kein Unter und Ober zwischen Menschen giebt; zwischen Menschen giebt es nur ein gegenseitiges Ergeben- und Zugethansein; und sie Alle, die da einander befehlen und gehorchen, sind unterthan Dem, was über ihnen steht, d. h. einer gemeinsamen Sache, in deren Erhaltung, Entwickelung oder Vollendung Jeder von Allen seine eigene Erhaltung, Entwickelung und Vollendung erblickt. Denn es ist nicht gleichgiltig, ob ich als Person meinen Willen einer anderen Person dahingebe oder ob ich ihn meiner Einsicht dahingebe, einer Einsicht, von der es ganz gleich ist, ob ich sie selbst gewann oder ob sie mir durch die Einsicht einer anderen Person vermittelt und erweckt wurde. Nur dieser meiner eigenen Einsicht, die entweder eine direkt sachliche Einsicht oder aber auch nur mein Vertrauen in die bessere Einsicht eines Anderen sein kann, soll ich unterthan sein, nicht aber als Knecht dem Herrn. Nur meine eigene Einsicht kann mein Herr sein, denn von diesem Herrn allein nehme ich Lohn oder Züchtigung ohne Widerstreben hin. Wer demnach Gehorsam von mir fordern will, Gehorsam in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, Der hat auch die Pflicht, dafür zu sorgen, daß meine Einsicht entwickelt werde, ehe man Befehle an mich ergehen läßt, er hat ferner dafür zu sorgen, daß seine Befehle meiner Einsicht als vernünftig erscheinen: er gebe seinen Worten ein solches Gewicht, daß sie auf mich zu wirken vermögen. Gewicht geben heißt: aufwiegen. Der Inhalt seiner Worte muß so groß sein, daß er meine Bedenken aufwiegt; und Gewicht geben heißt nicht, ein Wicht sein, sich wichtig machen und mit frechen Windbeuteleien die Menschen um ihr Vertrauen betrügen. Nur auf dem Wege, wo meine Einsicht und mein Vertrauen zu erreichen sind, ist auch Willfährigkeit und Gehorsam zu erzielen, nur so kann eine Harmonie zwischen zwei und mehreren Willen, eine Mischung, eine allegiance erzeugt werden, während es auf dem anderen Wege zu Gewaltthat, zu Unterwerfung und Unterwürfigkeit, d. h. zur Entmenschlichung, kommt.

Und so wird die alte Anschauung Recht haben, daß nur Der befehlen kann, der gehorchen gelernt hat, d. h. nur Der wird dem Willen und der

Einsicht Anderer gerecht werden, der es an sich erfahren hat, wie weh es thut, seinen Willen von Anderen niedergetreten und seine Einsicht mißachtet zu sehen. Nur ein starker Mensch aber wird sich aus solcher Erfahrung die bessere Einsicht retten, ein schwacher Mensch, einmal niedergetreten, erhebt sich nie wieder, sondern statt der Ermunterung zur Gerechtigkeit, die Jenem zum Antheil wurde, wird in ihm nur die Ermunterung zur Rache groß gezogen, so daß er an seinen Untergebenen gerade so handeln wird, wie an ihm gehandelt wurde. Und so verwechsele man, bitte, nicht die Schule des Drills, der Zucht und Dressur mit der Schule des Gehorsams. Aus jener stammen die sogenannten „geborenen Herren", aus dieser die wirklichen Befehlshaber. In dieser Schule und nur in ihr, wo Erziehung statt Zucht, Belehrung statt Dressur und Zurechtweisung statt Drill herrschen, wo Lehrer und Schüler einander als Menschen gegenüberstehen, wo gleiche Werthe mit einander vertauscht werden und Liebe, Achtung und Vertrauen walten, nur in dieser Schule wird der aus der Thierzeit der Menschheit stammende Hang zum Tyrannen, der den sogenannten geborenen Herren im Blut steckt, in ihrem unverdorbenen, rein erhaltenen Thierblut, langsam gemildert, — gemildert durch Einsicht und Vernunft. Es giebt geborene Herren, wenn man darunter geborene Edelmenschen verstehen will, aber Diese stehen meist nicht im Gothaer Hofkalender, sondern ihre Namen sind in ganz anderen Werken verzeichnet. Ihnen Gehorsam zu leisten, wäre eine Freude für einen rechten Mann, denn Gehorchen ist des selben Stammes wie Hören und das Gehör ist der Sinn der Vernunft. Vernunft und Gewalt aber schließen einander eben so aus wie Gehorsam in seiner ursprünglichen Bedeutung und Gehorsam in der Bedeutung, die ihm die Gesinnung der Korruption verlieh. Gehorsam und Vernunft entsprachen einander einst, als unsere edle Sprache von einem edlen Volke gebildet wurde. Wenn sie einander wieder entsprechen, wenn der Sinn der Wörter wieder unsere Gesinnung geworden sein wird, werden wir wieder ein edles Volk sein.

Gehorsam giebt es nur unter zu einander Gehörigen. Und „gehörig" heißt ἄξιος und ἄξιος kommt von ἄγω = wägen. Deshalb giebt es auch unter Unwürdigen Gehorsam, weil auch sie zu einander gehören, weil auch sie einander werth sind. Aber eben deshalb ist auch der wachsende Ungehorsam gegen Unwürdige kein Zeichen dafür, daß es schlechter, sondern dafür, daß es besser werden will in der Welt. Denn dieser Ungehorsam wird die Befehlenden zu der Einsicht zwingen, daß sie keinen Gehorsam zu fordern haben, sondern daß es ihre Pflicht ist, zu überzeugen, um das Vertrauen Anderer zu werben, diese Anderen als Menschen zu achten.

Hausen. Dr. Mathieu Schwann.



Ein Brief Bismarcks.

In der dritten Februarwoche erscheint im Verlage von S. Hirzel in Leipzig eine Geschichte der deutschen Flotte von 1848 bis 52 vom Archivar Dr. Max Bär in Osnabrück. Das Buch ist eine Halbjahrhundertgabe, denn die deutsche Flotte war eine Schöpfung des Jahres 1848. Sie theilte das Schicksal aller Schöpfungen und Versuche jenes Jahres und ging, kaum geschaffen, bald wieder zu Grunde, — in Folge der Theilnahmelosigkeit und der Uneinigkeit der deutschen Regirungen. Die Geschichte der Flotte beweist nebenbei übrigens auch die gänzliche Unhaltbarkeit der damaligen deutschen Verfassungverhältnisse.

Die Gründung der deutschen Flotte, ihre Verwaltung und der Streit der Regirungen über Fortbestand oder Auflösung dieser Schöpfung ist im Allgemeinen und besonders in den Einzelvorgängen wenig bekannt. Der Darstellung Bärs werden sich Beilagen anreihen, darunter auch Berichte und Briefe Bismarcks und des hannoverschen Bundestagsgesandten von Bothmer. Um eine Probe zu geben, wird hier ein noch nicht veröffentlichter Brief mitgetheilt, den der Bundestagsgesandte Bismarck an den hannoverschen Minister von Schele schrieb und der einen wichtigen Abschnitt des Streites behandelt: die Auflösung der Flotte und ihre Versteigerung durch Hannibal Fischer. Der Bundestag hatte die Absicht gehabt, die Versteigerung durch den Kommissar eines Einzelstaates vornehmen zu lassen. Aber keine der deutschen Regirungen fand sich bereit, einen solchen Kommissar zu ernennen und damit das Odium der Flottenvergantung auf sich zu nehmen. So blieb am Ende nichts übrig, als eine Privatperson zu bestellen. Die Wahl fiel bekanntlich auf den auf Wartegeld gesetzten oldenburgischen Staatsrath Dr. Hannibal Fischer. Ueber die Persönlichkeit dieses Mannes giebt ein unter den Beilagen von Bär mitgetheilter Brief des bremer Bürgermeisters Dr. Smidt hochinteressante und sehr charakteristische Aufschlüsse. Er zeigt deutlich, daß der Bundestag eine ganz ungeeignete Wahl getroffen hatte. Denn Fischers Geschäftsführung in Bremerhaven war nur zu sehr geeignet, seinen Auftraggeber, den Bundestag, öffentlich bloszustellen. Das zeigte sich klar im April 1853, als es sich um die Beseitigung der letzten Marinetrümmer handelte. Damals hatte der Apotheker Büttner in Bremerhaven wegen einer nicht befriedigten Forderung aus einem Miethverhältniß auf einige Gegenstände des zu verkaufenden Bundeseigenthumes Beschlag gelegt. Fischer selbst hatte dazu gerathen, inzwischen aber die Sachen fortschaffen lassen. Dagegen war dann natürlich eine Verfügung des bremischen Gerichtsamtes de non turbando erfolgt. Zu dem ganzen Vorgehen hatte, wie gesagt, Fischer selbst die Gläubiger veranlaßt und auf geltend gemachte Forderungen mehrfach erklärt, die Leute möchten klagen. An den Gerichtsamtmann schrieb er wörtlich: „Sie haben nicht die mindeste Ursache, zu bezweifeln, daß der Deutsche Bund in seiner Eigenschaft als Kondominalfiskus so gut wie der der Stadt Bremen in den Landesgerichten Recht nehmen werde. Ich habe Dieses mehrfach den Reklamanten strittiger Forderungen erklärt und halte mich selbst ermächtigt, diese Erklärung offiziell zu bestätigen." Nun gab es aber nach dem damals geltenden Bundesrechte kein Gericht, vor dem der Bund als solcher Recht zu nehmen hatte. Es war also klar, daß auch kein Gericht zuständig war, auf sein Eigenthum Beschlag zu legen. In Frankfurt war deshalb die Entrüstung nicht gering, als jene

Nachricht an den Bundestag gelangte, und sie steigerte sich, als durch Fischers Berichte — unter Verschweigung seiner eigenmächtigen Erklärung — die irrige Vorstellung erweckt wurde, es handle sich um das billige Vergnügen einiger wilden Demokraten, ihr Müthchen am Bunde zu kühlen. Der Präsidialgesandte von Prokesch-Osten schrieb an den bremer Senat, der preußische Bundestagsgesandte von Bismarck suchte durch ein Privatschreiben an den hannoverschen Ministerpräsidenten von Schele dessen Vermittelung beim bremer Bürgermeister Dr. Smidt nach. Bald wurde auf diesem Wege erwiesen, daß der Bundeskommissar Fischer selbst das Aufsehen erregende Aergerniß veranlaßt hatte. Der Brief Bismarcks lautet:

Frankfurt a. M. 27. April 1853.

Verehrtester Freund und Gönner,

Von Ihrem Sinne für Kollegialität darf ich erwarten, daß Ihre Theilnahme an den Leiden und Freuden des Militärausschusses nicht ganz erstorben sein und der Hilferuf eines Mitgliedes desselben bei Ihnen ein geneigtes Ohr finden wird.

Die peinliche Aufgabe der Beseitigung der Marinetrümmer ist fast vollendet, da fällt es einem demokratischen Apotheker in Bremerhaven ein, wegen einer Nachforderung für Abnutzung aus einem Miethverhältniß einen Theil des zu verkaufenden Bundeseigenthumes mit Arrest belegen zu lassen. Das bremer Gericht zeigt sich willig und der Mann findet mehr als einen Nachfolger; ohne vorgängige Benachrichtigung des Bundes-Kommissars werden für zwanzig- bis dreißigtausend Thaler Gegenstände beschlagen und die Polizeidragoner weisen ihm die Thür, als er zur angekündigten Versteigerung schreiten will. Wenn Das so weiter geht, so werden unsere Geschütze auf den mainzer Wällen noch wegen vermeintlicher Forderungen an den Bund mit Arrest belegt und die Regirungen, die jedenfalls eben so viel Recht gegen den Bund haben als ihre Unterthanen, werden klüger thun, anstatt ihre Ansprüche zu liquidiren, die Forderungen des Bundes an sie selbst, d. h. ihre Beiträge zu Umlagen, mit Arrest zu belegen. Ich begreife den alten Smidt nicht; der bremer Senat hat sein Gerichtsamt gegen Reklamation des Bundes-Kommissars in Schutz genommen, während ihm doch klar sein muß, daß, so lange es kein kompetentes Gericht giebt, vor welchem der Bund verklagt werden kann, auch keines kompetent ist, sein Eigenthum mit Arrest zu belegen. Dabei hat der Vorgang, nach den hierher berichteten Einzelheiten, vielmehr die Färbung eines Versuches, sein Müthchen am Bunde zu kühlen und ihn zu Nutzen der Demokratie herabzusetzen, als sich vor Geldverlust zu wahren. Der Militärausschuß hat vorläufig den Senat in Bremen aufgefordert, für Aufhebung des Arrestes Sorge zu tragen, und ihn für die aus der Anlage desselben dem Bunde erwachsenden Nachtheile verantwortlich gemacht. Weigert sich Senatus, darauf einzugehen, so bleibt dem Bunde nur ein exekutives Einschreiten übrig, wenn er nicht die Rolle einer von den

Spatzen verunreinigten Vogelscheuche spielen will. Meine Bitte und gleichzeitig die der Herren von Prokesch und von Rostitz geht nun dahin, daß Sie die Güte hätten, Ihren freundnachbarlichen Einfluß bei dem Senat aufzubieten, um ihn zur Raison zu bringen und weiteren Kollisionen vorzubeugen, und wir haben das Vertrauen, daß Sie gern bereit sein werden, uns diese Erleichterung einer ohnehin peinlichen Aufgabe, diese Vermeidung eines skandalösen Konfliktes, durch Ihren Beistand zu ermöglichen. Im Uebrigen ist von hier nicht viel zu melden. Bothmer verlieren wir ungern: er ist ein gründlicher Arbeiter und ein grader, glaubwürdiger Charakter. In Lorsbach habe ich mich im Bergsteigen nach Schnepfen in diesem Jahre geübt; indessen hatte dieses angenehme Geflügel im heurigen Frühjahr nicht nur Oculi ganz verstreichen lassen, sondern auch diese Versäumniß durch eine sehr beschleunigte Durchreise wieder einzubringen gesucht. Ich habe eigenhändig nur Eine geschossen. Meine Frau empfiehlt sich Ihrer freundlichen Erinnerung und ich verbleibe in aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit stets der Ihrige

v. Bismarck.

P. S. Wenn Ihre Zeit Ihnen eine kurze Benachrichtigung über den Verfolg und Ihre Auffassung der obigen Sache gestattet, so würde ich es dankbar anerkennen.



Selbstanzeigen.

Schwedensang. Esaias Tegnér. Epische und lyrische Dichtungen, ausgewählt und verdeutscht von Fr. Ohnesorge. Leipzig, Th. Knaur, 1897.

Diese Auswahl enthält außer der Frithjofssage, die schon 1892 in einem besonderen Prachtbande erschienen ist, den Axel, die Nachtmahlskinder, den Riesen Finn und 41 lyrische Gedichte verschiedenen Inhaltes, von denen ich nur den Gesang an die Sonne und die Swea nennen will. Das umfangreichste und bedeutendste Stück dieser Sammlung ist natürlich die hier in zweiter Auflage vorliegende Frithjofssage. Dem Uebersetzer einer solchen Dichtung, die schon so oft ins Deutsche übertragen worden ist, darf mit Recht Lessings alte Forderung vorgehalten werden, daß der neue Uebersetzer, ehe er ans Werk geht, sich wohl prüfe, ob er auch ungleich Besseres liefern könne als seine Vorgänger. Diese noch nie bestrittene, bei der Frithjofssage nur leider allzu oft vergessene Regel des großen Kritikers hat heute noch die selbe Geltung wie im vorigen Jahrhundert. Nun gab es von der Frithjofssage vor meiner Verdeutschung schon

mehr als zwanzig Uebersetzungen. Aber alle, die ich kennen lernte, waren an der Schwierigkeit der Aufgabe gescheitert. Das bezeugte schon der Umstand, daß immer wieder neue Uebersetzungen erschienen, die dem immer noch vorhandenen Bedürfniß abzuhelfen suchten. Dies Verhältniß allein hat mich bestimmt, mich endlich ans Werk zu machen, und dabei habe ich mir folgendes Gesetz aufgestellt. „Eine gute Uebersetzung soll an Reinheit der Form und Schönheit der Sprache ganz einem Original gleichen. Der Uebersetzer darf sich eben so wenig wie der Dichter für Das, was er zu sagen hat, mit einem unvollkommenen Ausdruck begnügen. Er muß für den einzukleidenden Gedanken immer den besten Ausdruck suchen, der sich überhaupt finden läßt. Was er sagt, muß immer vollkommen klar und schön sein. Erst dann, wenn diese Forderung erfüllt ist, wird der volle Genuß des fremden Dichterwerkes dem Deutschen möglich sein.“ Nach dieser Richtschnur suchte ich die Aufgabe zu lösen, „endlich der herrlichen Dichtung in der eigenen schönen deutschen Sprache ein würdiges Gewand zu geben.“ Meiner Frithjofs-Verdeutschung ist von vielen berufenen Beurtheilern die erfreulichste Anerkennung gespendet worden. Und so erwarte ich jetzt eine gleich günstige Aufnahme für den „Schwedensang“.

Sebnitz in Sachsen. Fr. Ohnesorge.

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses. Mit 48 Holzschnittbildern von Ludwig Richter. Leipzig. Siegismund & Volkening.

Die Kunst des Bilderbesehens ist unserer Jugend und meist auch den Alten in der Fluth von Illustrationen, die als Reklamebilder aller Art dem Auge aufgedrängt werden, fast ganz abhanden gekommen. Während vor fünfzig Jahren einige Bilderbogen und wenige Kalenderbilder einer Familie der mittleren und besseren Kreise zur Verfügung standen, ist jetzt auch die ärmste Familie durch illustrirte Lockmittel verschiedenster Art in den Besitz eines wahren Bilderschatzes gelangt. Das ist ein erfreulicher Ausgleich, den das Ende des Jahrhunderts der Jugend aller Stände gebracht hat; aber das beschauliche Sitzen über einem Bilderbuch, das sinnige Lesen in wenigen künstlerisch vollendeten, echt kindlichen Bildern ist naturgemäß dadurch verdrängt und vielfach ein oberflächliches Beschauen herbeigeführt worden. Das hier angezeigte Buch will zu traulichem Plaudern über die köstlichen Holzschnittbilder Richters, zu einem liebevollen Versenken in ein einzelnes Bild anregen. Die Bilder sind meist für die Kinder- und Familienstube berechnet; sie sind Richters klassischen Kinder-Bilderbüchern entlehnt. Der innige Märchenton klingt hell und hallt wieder aus Richters Illustrationen zu „Hänsel und Gretel“, zu „Rothkäppchen“ und anderen Geschichten. Was beim Betrachten einer Sammlung richterscher Bilder zur Pflege des Gemüthes, deutscher Heiterkeit und deutschen Frohsinnes, einer edlen, reinen, hohen, echt christlichen wie echt deutschen Gesinnung erreicht werden kann, weiß jeder Richterverehrer. Daneben zeigt der Verfasser, wie das künstlerische Gestalten in schönstem Einklang mit dem edlen und reinen Leben des Meisters steht. Das Lebensbild Richters ist der Schlüssel zu seinem reichen Schaffen für die deutsche Familie.

Altenburg. J. Erler.

Brüder und Schwestern. Roman. Berlin, Ferdinand Dümmler.

Mein vor zwölf Jahren entstandener Roman wendet sich an ein Publikum, das nicht nur flüchtig unterhalten sein, sondern beim Lesen auch denken, die Gedanken des Autors nachdenken will. Wie in meinem Schauspiele „Die Bildhauer", ist es mir auch in diesem Roman hauptsächlich darauf angekommen, ein Bild davon zu liefern, wie ich mir das vernunftvolle Walten des Schicksals vorstelle, meine Leser einen Blick in das Wesen der Welt, wie ich es erkenne, werfen zu lassen. In einer Reihe von Gestalten und Ereignissen tritt diese Schicksalsoffenbarung zu Tage. Zugleich, und an Bedeutung dem Hauptmotiv gleichstehend, wird in dem Roman die weitest gehende Toleranz gepredigt, eine Toleranz, die auf dem Boden der ganz modernen Weltanschauung steht und in allen guten Menschen, einerlei, wozu und zu wem sie sich bekennen, thatsächlich Brüder und Schwestern erblickt wissen will. Das Buch will nicht kämpfen; es ist über jeden Kampf hinausgerückt. Die moderne Weltanschauung tritt in ihm als eine Thatsache auf, die den Kampf unter sich sieht. In der Verbindung eines hoch- und freistehenden Mannes mit einer ihm geistesverwandten Jüdin und eines schlichten, aber ebenfalls auf dem Boden der modernen Weltanschauung stehenden Mannes mit einer frommen Christin kommt die rein humane Tendenz des Romanes zur Erscheinung.

Charlottenburg. Eugen Reichel.

♣

„Die Wage". Eine wiener Wochenschrift. Herausgeber: Dr. Rudolph Lothar.

Die „Wage" stellt sich die Aufgabe, ihre Leser über alle Fragen des politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialen Lebens zu unterrichten. Sie wird Vertreter aller Parteien zum Wort kommen lassen, in jedem Kampf aber die literarische Form zu wahren suchen. Die großen Strömungen des modernen Lebens werden eingehende Würdigung finden, die großen Fortschritte auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, die Frauenbewegung, die Probleme der Volkswohlfahrt, des Unterrichtes, der Hygiene sollen nie außer Acht gelassen werden. Auch Novellen und Gedichte werden in unserer Zeitschrift erscheinen. Vor Allem aber wollen wir bemüht sein, ein österreichisches Blatt zu schaffen. Wir wollen versuchen, dem geistigen Leben Oesterreichs in der „Wage" einen Centralpunkt zu geben und dem Auslande zu zeigen, was bei uns gedacht und gearbeitet, erfaßt und erstrebt wird. Die künstlerische Illustration soll hier und da zu diesem Zweck das Wort und seine Macht ergänzen. Aber die „Wage" will nicht nur mit Wort und Bild, sie will auch mit der That wirken. So hat sie eine Mittelschulenquete angeregt, die vielleicht berufen ist, im Unterrichtswesen Oesterreichs eine durchgreifende Rolle zu spielen. Außerdem wird die „Wage" ihren Abonnenten künstlerische und literarische Veranstaltungen bieten, deren Reihe durch einen gemeinsamen Vortrag von Schweninger und Harden eröffnet werden wird.

Wien. Dr. Rudolph Lothar.



Emile Zola.*)

Es ist einer jener Namen, die für den Ruhm bestimmt zu sein scheinen, die im Gedächtniß klingen und haften. Kann man einen Balzac, Musset oder Hugo vergessen, wenn man einmal diese kurzen und wohltönenden Namen gehört hat? Aber unter allen Namen der Literatur giebt es vielleicht keinen, der so hell in die Ohren tönt und so kräftig sich in die Erinnerung einprägt wie der Zolas. Zwei helle Trompetenstöße: Zola! Wie ein Ruf ins Publikum! Wie ein Alarmschrei! Ist es nicht ein Glück für einen begabten Schriftsteller, bei der Geburt mit einem solchen Namen beschenkt zu werden? Und hat je ein Name besser für einen Menschen gepaßt? Er klingt wie ein Kampfruf, wie ein Angriffssignal, eine schmetternde Siegesfanfare. Aber wer unter den modernen Schriftstellern hat auch feuriger für seine Ideen gekämpft? Wer tapferer bekämpft und angegriffen, was er für falsch und ungerecht hielt? Und wer hat glorreicher zuerst die Gleichgiltigkeit und dann den beharrlichen Widerstand des großen Publikums besiegt?... Aber der Kampf dauerte freilich lange; Jahre verstrichen, bis der junge Schriftsteller anerkannt wurde; wie viele seiner Vorgänger hat auch er einen schweren Stand gehabt.

Emile Zola wurde am zweiten April 1840 in Paris geboren; seine Jugend verbrachte er in Aix; nach Paris kam er erst wieder im Februar 1858 zurück. Er beendete hier seine Studien, fiel im Examen durch und begann dann den großen Kampf mit dem Leben. Es war ein bitterer Kampf; zwei Jahre lebte der zukünftige Verfasser der Rougon-Macquart von der Hand in den Mund, aß wenig, irrte umher, um einen Franken zu verdienen, besuchte häufiger das Leihamt als ein Restaurant, machte dabei Verse, Verse ohne Duft, ohne Reiz, ohne Form und ohne Schwung, von denen eine Anzahl später durch einen seiner Freunde, Paul Alexis, veröffentlicht wurde. Er erzählt selbst, daß er einen Winter lang sich fast ausschließlich von Brot ernähren mußte, das er in Oel tauchte; das Oel hatten ihm seine Eltern aus Aix geschickt. Er bemerkte dazu mit philosophischem Gleichmuth: „So lange man noch Oel hat, stirbt man ja nicht Hungers.“ Dann wieder stellte er den Sperlingen auf dem Dache nach und röstete sie an einer Gardinenstange. Einmal mußte er sogar, da er seine letzten Kleidungstücke versetzt hatte, eine ganze Woche lang zu Hause bleiben; seine Kleidung bestand damals aus einer Bettdecke. Er nannte Das stoisch: „den Araber spielen.“ In einem seiner ersten Bücher, der „Beichte des Klaudius“, findet man viele Einzelheiten, die einen sehr persönlichen Eindruck machen und die wirklich eine getreue Schilderung seines damaligen Lebens geben können. Schließlich trat er als Angestellter in die Buchhandlung Hachette ein. Von diesem Tage an war seine Existenz gesichert. Er hörte auf, Verse zu machen, und wandte sich der Prosa zu.

*) Da Zola, seit er in stets hitziger werdender Leidenschaftlichkeit für den früheren Hauptmann Dreyfus und gegen alle in Frankreich regirenden Männer aufgetreten ist, in Deutschland endlich die Anerkennung gefunden hat, die seiner unendlich bedeutsameren Lebensleistung, seinen großartigen Epen, allzu lange versagt blieb, ist es vielleicht interessant, eine bisher noch nicht übersetzte Studie Maupassants kennen zu lernen, die sich beinahe mehr mit dem Menschen als mit dem Dichter Zola beschäftigt. Aufmerksamen Lesern wird die feine Arbet des genialsten Zolaschülers in dem Auftreten des Meisters Manches erklären, das ihnen vorher unverständlich war.

Seine überströmende — wie gesagt, unbedeutende, nur gar zu unbedeutende — Poesie deutete mehr auf die Wissenschaft als auf die Liebe oder die Kunst. Es waren im Allgemeinen leere philosophische Betrachtungen über die erhabenen Gegenstände, die man, weil man sie in Prosa nicht klar genug ausdrücken kann, in Verse bringt. Diese Versuche enthalten weder jene allgemeinen, ein Wenig abstrakten und unbestimmten Ideen, die aber durch den Eindruck empfundener, plötzlich erschauter Wahrheit wie eine Vision der vorher unbegreiflichen Unendlichkeit den Leser packen, noch enthalten sie jene so zarten, so sinnigen, so feinen, köstlichen und künstlichen Liebesgedichte, in denen z. B. Théophile Gautier groß war. Es ist eine Poesie ohne bestimmten Charakter, über die sich Zola selbst übrigens gar keinen Illusionen hingab. Er gesteht offen ein, daß er zur Zeit seiner großen lyrischen Gefühlsausbrüche in Alexandrinern, als er in seiner Burg, von der aus sein Auge ganz Paris überblickte, noch „den Araber spielte", zuweilen von Zweifeln über die Stärke seiner Leistungen gequält wurde. Aber nie verzweifelte er ganz; in seiner größten Niedergeschlagenheit tröstete er sich mit dem wahrhaft kühnen Gedanken: „Was thuts, — wenn ich kein großer Dichter werde, werde ich wenigstens ein großer Prosaiker sein!" Das war allerdings das Zeichen eines starken Glaubens, der aus dem festen Vertrauen auf ein großes Talent entstand, das zwar noch im Dunkel schlummerte, aber dessen Kraft er still wachsen fühlte, wie das Weib das Kind fühlt, das es in seinem Schoß trägt.

Später gab er einen Band Novellen, „Contes à Ninon", heraus, die in einem sorgfältig gefeilten Stil abgefaßt waren, einen guten literarischen Anstrich hatten und von echtem Reiz erfüllt waren; aber seine späteren Eigenthümlichkeiten findet man hier noch kaum, besonders nicht die Riesenkraft der Darstellung, die er ganz erst in seinem Rougon-Macquart-Cyklus zeigt. Ein Jahr später veröffentlichte er die „Beichte des Klaudius", eine Art von Selbstbiographie, ein Werk ohne Klarheit und ohne Schwung, das kein besonderes Interesse erwecken kann. Dann kam das schöne Buch „Therese Raquin", aus dem ein herrliches Drama entstand. Es folgte „Madeleine Férat", ein Roman von untergeordneter Bedeutung, der sich aber durch lebhafte Schilderungen auszeichnet.

Inzwischen hatte Zola schon seit einiger Zeit seine Stellung im Hause Hachette aufgegeben und war in die Redaktion des Figaro eingetreten. Seine Artikel hatten Aufsehen gemacht; sein „Salon" brachte die Maler in Aufruhr. Er arbeitete für mehrere Zeitungen, sein Name fing an, im Publikum bekannt zu werden. Damals entwarf er das Werk, das so viel Aufsehen erregen sollte: Die „Rougon-Macquart" mit dem Unter-Titel: „Die natürliche und soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich." Der allgemein bekannte Prospekt sprach die Grundgedanken des Verfassers deutlich aus.

Bis zum Erscheinen des Assommoir war der Erfolg gering. Man kannte den Namen Zola; die Verständigen phrophezeiten ihm eine glänzende Zukunft, aber die Modemenschen riefen, wenn man ihn nannte: „Ach ja! La Curée!" Das war ein Buch, von dem geredet wurde, das man aber nicht selbst gelesen hatte. Die Sache war sehr einfach. Zolas Ruf war im Ausland weit mehr als in Frankreich verbreitet, besonders aber in Rußland, wo man ihn leidenschaftlich las und besprach. Für die Russen war er damals schon, was er geblieben ist, der Romancier schlechthin. Da veröffentlichte Le Bien Public einen neuen Roman

von Zola, den Assommoir. Es gab einen wahren Skandal. Man denke: der Autor verwendet unbekümmert die gemeinsten Worte der Sprache und schreckt vor keiner Kühnheit zurück; seine Personen stammen aus dem Volke und er schreibt selbst ganz populär, manchmal im Gaunerjargon. Sofort kommen Proteste und Abbestellungen des Blattes, der Verleger wird beunruhigt, das Blatt eingestellt, später aber wieder als kleine Wochenschrift unter dem Titel „Die Republik der Wissenschaften“ fortgesetzt, die dann der anmuthige Dichter Catulle Mendès leitete. Das Erscheinen des Romans in Buchform brachte eine große Umwandlung. Die ersten Auflagen waren rasch vergriffen und Herr Albert Wolff, der einen großen Einfluß auf die Leser des Figaro hatte, trat für den Verfasser und sein Werk tapfer in die Schanze. Es war ein unerwartet starker und nachhaltiger Erfolg. Der „Totschläger“ erreichte schnell die höchste Verkaufsziffer, die je ein Buch in so kurzer Zeit erlangt hat. Der Ruhm des Dichters war begründet.

Zola ist ein literarischer Revolutionär, ein entschlossener Feind alles Dessen, was gewesen ist. Ein entschlossener Revolutionär ist Jeder, der einen lebhaften Geist, einen brennenden Neuerungdurst, Jeder, der schöpferische Geistesfähigkeiten besitzt und der Dinge, die er zu gut kennt, überdrüssig geworden ist.

In der Romantik aufgewachsen, erfüllt von den Meisterwerken dieser Schule, ganz begeistert von ihrem lyrischen Schwunge, wurden wir zunächst in der Zeit unserer jugendlichen Begeisterung durch sie in die Literatur eingeführt. Aber jede Form, so schön sie auch immer sei, wird schließlich eintönig, besonders für Menschen, die sich nur mit der Literatur beschäftigen, weiter nichts thun und vom Morgen bis zum Abend in ihr leben. So entsteht in uns der merkwürdige Drang nach Abwechselung. Selbst die herrlichsten Werke, die wir leidenschaftlich bewundern, werden uns gleichgiltig, weil wir zu gut die Fortschritte der Kunst kennen, weil wir so zu sagen mit zum Bau gehören. Schließlich suchen wir nach etwas Neuem oder vielmehr: wir werden zu einem Neuen geführt. Dieses „Neue“ greifen wir auf, wir untersuchen es, vervollständigen es und eignen es uns an, — und dann bilden wir uns in gutem Glauben zuweilen ein, es erfunden zu haben. So kommt die Literatur von Umwälzung zu Umwälzung, von Entwickelung zu Entwickelung, von Auferstehung zu Auferstehung. Nichts kann da neu sein. Weder Victor Hugo noch Emile Zola haben Etwas entdeckt.

Bei diesen literarischen Umwälzungen geht es natürlich nicht immer ohne Skandal ab, denn das Publikum, das sich mit der Literatur nur beschäftigt, um die Zeit totzuschlagen, das wenig in die Ateliergeheimnisse der Kunst eingeweiht, einmal an Das gewöhnt ist, was besteht, und gleichgiltig gegen Alles bleibt, was nicht seine unmittelbaren Interessen berührt, will sich nicht in seiner Bewunderung stören lassen und lehnt Alles ab, was, außer für seine Geschäfte, geistige Anstrengung erfordert. In seinem Widerstand wird es übrigens noch bestärkt durch die ganze große Partei der Literaten, die sich in die alten Verhältnisse eingelebt haben, und durch Alle, die, da es ihnen an Selbständigkeit fehlt, instinktiv den ausgetretenen Pfaden folgen. Sie können nur dem Bestehenden nachahmen; und spricht man ihnen von neuen Versuchen, dann antworten sie gelehrt: „Man kann das Bestehende nicht überbieten.“ Diese Antwort ist richtig; aber wenn man es nicht überbieten kann, so kann man doch etwas Anderes machen. Die Quelle mag überall die selbe sein, aber man kann doch den Lauf des Stromes ver-

ändern; und dadurch gewinnt man der Kunst neue Gebiete und leitet ihre Entwickelung in neue Bahnen. Emile Zola ist also ein Revolutionär, aber ein Revolutionär, der in der Bewunderung Dessen erzogen ist, was er umstürzen will; etwa wie ein Priester, der die Kanzel verläßt, wie Renan, der die Religion gestärkt hat, während sich die Leute doch eingebildet haben, er sei ihr unversöhnlicher Feind. Und so ist Zola, trotz seinen heftigen Angriffen gegen die Romantiker, doch selbst ein Romantiker, der sich einen Naturalisten nennt: er verstärkt ihre Eigenschaften, während er sie freilich auf ganz neue Art anwendet.

Seine Theorie ist folgende: Wir haben kein anderes Muster als das Leben, da wir Alles nur mit unseren Sinnen begreifen. Wenn man das Leben entstellt, bringt man daher ein schlechtes Werk hervor, denn es ist ein Werk des Irrthums. Die Einbildungskraft ist von Horaz in der ars poetica so definirt worden:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas
Undique collatis membris, ut tuo piteo atrum
Desinit in piscem mulier formosa superne . . .

Das heißt, daß unsere Einbildungskraft bei aller Anstrengung nichts Anderes erreichen kann als: einen schönen Frauenkopf auf den Rumpf eines Pferdes zu setzen, dies Thier mit Flügeln zu versehen, ein Fischungeheuer oder ein Monstrum zu schaffen. Und daraus zog der Dichter den Schluß, daß Alles, was nicht genau der Wahrheit entspricht, eine Entstellung ist und also ein Monstrum wird. Deshalb die Erklärung, daß man mit der Einbildungskraft nichts Anderes hervorbringen kann als Ungeheuerlichkeiten.

Für Zola kann also die Wahrheit allein Kunstwerke hervorbringen. Man darf nichts erfinden. Man soll beobachten und gewissenhaft beschreiben, was man gesehen hat. Dazu aber kommt das besondere Temperament des Schriftstellers, der nach der Beschaffenheit seines Geistes den Dingen eine eigenthümliche Färbung, einen charakteristischen Ausdruck giebt. Er hat also den Naturalismus definirt: „Die Natur, gesehen durch ein Temperament." Und Das ist die klarste und beste Definition, die man allgemein von der Literatur geben kann. Dies Temperament ist das Kennzeichen; das größere oder kleinere Talent des Künstlers wird den Gestalten, die er uns vorführt, eine größere oder geringere Originalität geben. Denn die absolute, die nackte Wahrheit existirt nicht und Niemand kann behaupten, ein vollkommener Spiegel der Natur zu sein. Wir haben Alle eine bestimmte Geistesrichtung, die uns bald die eine, bald die andere Seite der Dinge zu sehen zwingt; und was dem Einen Wahrheit scheint, wird dem Anderen Irrthum scheinen. Die Behauptung, die Wahrheit, die absolute Wahrheit, zu geben, beruht auf Täuschung; man kann sich höchstens verpflichten, Das genau wiederzugeben, was man gesehen, und solche Empfindungen auszudrücken, die man gehabt hat, und zwar gemäß unseren Fähigkeiten, zu sehen und zu empfinden, und der besondern Darstellungskraft, die uns die Natur verliehen hat. Solche literarische Streitfragen sind schließlich Fragen des Temperamentes; aber man verallgemeinert meist die verschiedenen Geistesrichtungen zu Schulfragen und Doktrinen.

Zola lebt, obwohl er mit Begeisterung die durch Beobachtung gefundene Wahrheit verficht, doch äußerst zurückgezogen; er geht wenig aus und kennt die Welt nicht. Mit ein paar Bemerkungen, einigen Mittheilungen, die er von

Anderen erhalten hat, konstruirt er sich seine Personen, seine Charaktere, seine Romane. Er macht sich, so weit es möglich ist, die Komposition so zurecht, daß sie ihm logisch erscheint, und hält sich, wo er irgend kann, an die Wirklichkeit. Aber als ein Sohn der Romantiker, selbst nach seiner Anlage ein Romantiker, hat er die Tendenz zum Poetischen, den Drang, zu vergrößern und mit den Wesen und Dingen Symbole auszudrücken. Diese Neigung, so sehr er sie auch bekämpft, ist in ihm doch sehr stark und er muß ihr immer nachgeben. Seine Theorien und seine Werke stehen in ewigem Widerspruch zu einander. Doch was liegt an den Theorien, wenn die Werke nur bleiben! Er hat wundervolle Werke geschaffen, die wider seinen eigenen Willen gleich epischen Gesängen wirken. Ist der „Bauch von Paris" nicht der Gesang von den Nahrungmitteln? Der „Totschläger" der Gesang vom Wein, vom Alkohol und der Unmäßigkeit? „Nana" nicht das epische Gedicht vom geschlechtlichen Laster?

Die Kühnheit und Kraft seines Stiles hat gegen Zola die Gegner aller Neuerer entfesselt. Er hat die Regeln des literarischen Herkommens durchbrochen, da er, wie ein starker Clown, kühn durch den Papierreifen sprang und ihn zerriß. Er hatte den Muth zu seinem eigenen, überzeugenden Ausdruck und ging wieder zu den Traditionen der großen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Sein starker, bilderreicher Stil ist nicht trocken und präzis, wie der Flauberts, noch elegant und fein, wie der Théophile Gautiers, noch so sorgfältig durchgebildet, so bezeichnend und reizvoll wie der Goncourts; er ist überschwänglich und leidenschaftlich und stürmt dahin wie ein Fluß, der aus seinen Ufern getreten ist und Alles überschwemmt. Er, der geborene Schriftsteller, brauchte sich nicht, wie Andere, abzumühen, um seinen Stil sorgsam auszubilden. Er behandelt ihn als Meister und bildet ihn nach Belieben, aber er hat auch keine Glanzstellen, wie man sie bei gewissen Schriftstellern findet. Er ist kein Sprachvirtuose und scheint gar nicht zu ahnen, welche lange nachhallenden und ergreifenden, fast unmerklichen und zarten Wirkungen, welche künstlerischen Reize gewisse Wortverbindungen, manche Satzverknüpfungen und einige gar nicht merkliche Silbenanklänge in der tiefsten Seele gebildeter Kunstfreunde hervorrufen, die in der Form schwelgen und für nichts weiter Sinn haben. Solche Leute sind freilich selten und Niemand versteht sie, wenn sie von ihrer Liebe für den Reiz des Wortes reden. Man hält sie für verrückt, belächelt sie, zuckt über sie die Achsel und erklärt: „Die Sprache soll klar und einfach sein, weiter verlangen wir nichts." Mit ihnen zu streiten, ist so nutzlos, als wollte man von Musik mit Leuten reden, die keine Ohren haben. Emile Zola schreibt für das große Publikum und nicht für einzelne verfeinerte Künstler. Er braucht alle diese Feinheiten deshalb nicht; er schreibt klar und in einem schönen, gut tönenden Stil. Das genügt.

Welche Verunglimpfungen hat man nicht auf diesen Mann gehäuft! Verunglimpfungen gröbster Art, die man immer wieder vorgebracht hat. Es ist eine bequeme Kritik, einen Schriftsteller immer mit einem Kothfeger zu vergleichen, seine Freunde seine Gesellen zu nennen und seine Bücher als Rinnsteine zu bezeichnen. Eine solche Frechheit macht ihm natürlich Keinen abspenstig, der seine Kraft und die Größe seines Genies ahnt.

Woher kommt nun dieser Haß? Er hat viele Gründe. Zunächst in dem Zorn Derer, die in ihrer geistigen Ruhe gestört wurden und ihrer Bewunderung

plötzlich eine andere Richtung geben sollen; dann in der Eifersucht gewisser Kollegen und in der Feindschaft Anderer, die er in seinen Polemiken verletzt hat, und schließlich in der Erbitterung der entlarvten Heuchelei. Denn er hat rücksichtlos herausgesagt, was er von den Leuten, ihrem Gebahren und ihren unter der Tugendmaske versteckten Lastern dachte. Aber die Heuchelei ist bei uns so eingewurzelt, daß man Alles eher gestattet als solche Offenheit. Zola hat ganz energisch für sich das Recht in Anspruch genommen, Alles zu sagen und zu erzählen, was Jeder thut. Er hat sich nicht durch die allgemeine Komoedie beirren lassen und hat sie niemals mitgespielt. Er rief aus: „Warum soll man denn lügen? Man betrügt ja doch Keinen. Man erkennt Euer Gesicht ja doch, welche Maske Ihr auch aufsetzen möget! Unter dem Schein, als glaubtet Ihr Alles, lächelt Ihr verschmitzt, als wolltet Ihr sagen: ‚Weiß schon Alles'! Ihr zischelt Euch Skandalgeschichten ins Ohr, die Boudoirerlebnisse und die wahren Schmutzgeschichten Eures Lebens. Aber wenn Jemand den Muth hat, Das offen zu sagen und ruhig, aber entschieden und gleichgiltig alle diese albernen Geheimnisse der Weltleute zu erzählen, dann entsteht ein Geschrei, dann spielt man den Entrüsteten, die Messalinen thun verschämt, die Robert Macaire empfindlich. Nun, ich trotze ihnen und ich werde diesen Muth beweisen." Er hat ihn bewiesen.

Niemand hat sich vielleicht in der Literatur mehr Feinde gemacht als Zola. Er hat den Ruhm, die meisten fanatischen und unversöhnlichen Feinde zu besitzen, die bei jeder Gelegenheit wüthend über ihn herfallen und ihn mit allen Waffen bekämpfen; aber er wehrt sich wie ein Eber. Seine Rüsselschläge sind berühmt. Wenn er auch selbst einige Risse abbekommen hat und verwundet wurde: er mag seinen Trost darin finden, daß er der bekannteste Schriftsteller der Erde geworden ist. In den kleinsten Städten des Auslandes findet man seine Bücher bei sämmtlichen Buchhändlern und in allen Lesehallen und das Geld, das er einst so schmerzlich entbehren mußt, fließt ihm heute in Strömen zu.

Zolas Persönlichkeit gleicht seinem Talent. Er ist von mittlerer Gestalt und sieht wie ein gutmüthiger, aber halsstarriger Mensch aus. Sein Kopf, der große Aehnlichkeit mit alten italienischen Bildern hat, ist gerade nicht schön, aber er verräth viel Geist und Charakterenergie. Seine kurzen Haare bedecken eine sehr niedrige Stirn, seine Nase ist gerade und steht, wie mit dem Meißel ausgehauen, über der von einem dichten schwarzen Schnurrbart bedeckten Oberlippe scharf hervor. Die ganze breite, aber kräftige Gestalt ist behaart. Sein Blick ist düster, kurzsichtig, scharf und durchdringend; wenn er zuweilen bösartig und ironisch lächelt, wird seine Oberlippe von einem eigenthümlich drolligen und moquanten Zug umspielt.

Sein Leben ist durchaus einfach. Er meidet die Welt, den Skandal, das pariser Leben; anfangs hat er zurückgezogen in ruhigeren Stadtvierteln gewohnt, jetzt aber lebt er als Einsiedler auf dem Lande, in Médan, das er kaum noch verläßt. Doch hat er auch eine Wohnung in Paris, die er jährlich etwa zwei Monate lang benutzt. Aber er scheint sich hier zu langweilen und ist jedesmal untröstlich, wenn er das Land verlassen muß. In Paris lebt er wie in Médan. Seine Arbeitkraft scheint ganz außergewöhnlich zu sein. Er steht früh auf und arbeitet ununterbrochen bis nach ein Uhr nachmittags fort, dann nimmt er sein Frühstück ein. Gegen drei Stunden dauert sein Diner, das sich bis acht Uhr

hinzieht, dann aber geht er oft noch einmal an seine Arbeit und widmet ihr den ganzen Abend. Sein Haus ist nur intimen Freunden geöffnet und bleibt Gleichgiltigen unerbittlich verschlossen. In Paris empfängt er gewöhnlich am Donnerstag Abend. Für die Leute, die im Leben der Menschen und in den Gegenständen, mit denen sie sich umgeben, eine geheimnißvolle Erklärung ihres Geistes sehen wollen, kann Zola einen interessanten Fall abgeben. Dieser hitzige Feind der Romantiker hat sich in Paris wie auf dem Lande romantische Einrichtungen geschaffen. In Paris ist sein Zimmer mit alten Teppichen behängt. Mitten in einem großen Zimmer, das durch alte Kirchenfenster erleuchtet wird, steht ein Bett im Stil Heinrichs des Vierten; und auf tausend phantastische Kleinigkeiten stößt man hier, die man in dieser Höhle der literarischen Verschwörung nicht erwartet hätte. Antike Stoffe, alte Seidengewebe und Kanzelverzierungen aus früheren Jahrhunderten. In Médan sieht man die selbe Einrichtung. Seine Villa gleicht einem viereckigen Thurm, zu dessen Füßen sich ein ganz kleines Häuschen hinkauert, als ob ein Zwerg neben einem Riesen stände. Zola arbeitet mitten in einem hellen, gewaltig großen und hohen Zimmer, durch dessen Fenster man ein Feld sieht. Und dieses riesige Zimmer ist auch mit riesigen Teppichen behängt und vollgestopft mit Möbeln aus allen Zeiten und allen Ländern. Da liegen Waffen aus dem Mittelalter, echte und unechte, neben merkwürdigen Waffen in japanischem Stil und zierlichen Gegenständen aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der Riesenkamin, vor dem zwei Steinfiguren stehen, könnte an einem Tage einen ganzen Eichbaum verzehren. Der Sims ist mit Gold ausgelegt und jedes Möbel mit Scharteken überfüllt.

Und doch ist Zola kein Sammler. Er scheint nur zu kaufen, um zu kaufen, Alles durcheinander, worauf sich seine Phantastie einmal geworfen hat, um blind seinem Auge, dem Reiz von Formen und Farben zu folgen, ohne sich, wie Goncourt, darum zu kümmern, ob es echte Originale oder nur Nachahmungen von zweifelhaftem Werthe seien. Flaubert haßte diese Sammelwuth und nannte solchen Hang kindisch und läppisch. Bei ihm fand man nie Kuriositäten, Antiquitäten oder Kunstgegenstände. Auf dem Lande in Croisset war das große Zimmer, in dem dieser rastlose Arbeiter schuf, nur mit Büchern ausstaffirt; es lagen wohl noch einige Reiseerinnerungen oder Andenken von Freunden umher, doch sonst nichts. Für Psychologen, die zu abstrahiren verstehen, ist hier, im Vergleich der beiden Männer, ein äußerst interessantes Beobachtungfeld.

Von seinem Fenster aus sieht Zola hinter der Wiese, die durch die Eisenbahn von seinem Garten getrennt wird, den großen Strom der Seine gegen Triel sich wälzen, dahinter eine weite Ebene und leuchtende Dörfer, die an Abhängen waldiger Berge liegen. Zuweilen geht er nach dem Frühstück durch die reizende Allee zum Fluß, fährt auf seinem Boot „Nana“ durch den nächsten Wasserarm und landet auf einer großen Insel, von der er einen Theil angekauft hat; dort, in einem Pavillon, den er bauen ließ, empfängt er im Sommer seine Freunde. Die journalistische Thätigkeit scheint er aufgegeben zu haben; aber seine Trennung vom Tageskampfe ist keine endgiltige: wir werden sehen, wie er die erste beste Gelegenheit ergreifen wird, um seine Ideen wieder in der Presse zu vertreten. Denn er ist eine Kämpfernatur und wird nie ohne Kampf leben können.

Guy de Maupassant.



Hausse und Baisse.

So starke Bewegungen wie jetzt hat die Börse schon lange nicht mehr erlebt. Freilich hat auch, nach unten wie nach oben, die Tagespresse fleißig mitgeholfen. Die Spekulanten sahen mitten im Januar einen Frühlingshimmel und meinten, trotz dem leichten Geldstand in der Baisse Einiges verdienen zu können. Monate lang waren viele Kohlenaktien gekauft worden; nun zeigte es sich, daß in dem milden Winter der Kohlenbedarf für den Hausbrand gering bleiben würde. Deshalb sprach man von Preisherabsetzungen für Hausbrandkohle; und die Zeitungleute, die nicht immer klüger als das Publikum sind, verwechselten den voraussichtlichen Ertrag der Kohlengesellschaften mit den wirklich zu fürchtenden Verlusten der Händler. Die Rechnung wurde ohne das Syndikat gemacht, seit dessen Entstehung die Lage des Marktes nicht mehr von der Preisgestaltung abhängt — denn den Preis diktirt heute eben der Produzentenring —, sondern von der besseren oder schlechteren Abnahme im Kohlenhandel. Die Zeit ist vorbei, wo die kleineren oder, wenn es schlimm herging, auch die größeren Kaufleute ihre bei den Zechen bestellten Mengen nach Belieben bezogen oder im Stich ließen; jetzt müssen die Auftraggeber ohne Unterschied der Güte zwanzig Prozent Kaution (in Avalwechseln u. s. w.) hinterlegen und ihre Hafen-, manchmal auch ihre Streckenadresse aufgeben. An diese werden die Kohlen versandt, diesmal besonders pünktlich, weil fast allseitig bedeutend früher als sonst bestellt wurde. Ob also wenig oder viel Kohle im Hause verheizt wird, Das kann den Zechen selbst ziemlich gleichgiltig sein. Anders steht es aber um Detailverkäufer und Konsumenten; bei ihnen spielt die Einbildungskraft eine ähnliche Rolle wie etwa bei den Weihnachtkunden, die sich in einem gelinden Dezember keine Wintersachen mehr anschaffen. Wird die Witterung streng, dann kaufen Alle einen großen Kohlenvorrath, bleibt sie mild, dann läßt man sich bis zum Leichtsinn gehen. Wenn es im März wieder kalt wird, kann nach alter Erfahrung dieser eine Monat für alle Ausfälle entschädigen, weil dann gewöhnlich keine Vorräthe da sind. Auch von Feierschichten sprach man und verstand nicht, daß unsere Zechen nur ihre stetig gewachsene Produktion wieder ein Bischen einschränken; das Syndikat muß ja auch mit dem stockenden Absatz nach den Häfen rechnen, den aber nicht mangelnde Nachfrage, sondern die Einstellung der Schiffahrt bewirkt. Hätten wir nicht das Syndikat, das in der Petroleumdebatte ganz ernsthaft mit dem Rockefellerring verglichen wurde, dann wären jetzt die Kohlenpreise wahrscheinlich um 30 bis 40 Prozent höher. Nur die straffe Einheit dieses ungeheuren Arbeitgebietes giebt die Möglichkeit, zwischen allzu hohen und allzu niedrigen Preisen eine annehmbare Mitte zu halten. Wenn Erfahrene glauben, der Markt werde noch einige Wochen flau bleiben, so hat Das mit der Lage des Großgewerbes nichts zu thun. Koks und Industriekohle ist noch im Preise gestiegen; die Börsenleute, die sich von trüben Berichten schrecken ließen, dachten nicht an die Thatsache, daß Koks bis vor Kurzem nicht mehr zu haben war. Der Wunsch eines Großhändlers, ihm fünf Waggons Koks — außer dem von ihm schon früher bestellten Quantum — zu senden, wurde von Essen aus abschlägig beschieden, weil die Zeche dazu nicht im Stande sei. Sicher wird jetzt auch zwischen den preußischen Staatsbahnen und dem Syndikat wegen Erneuerung des Jahresbedarfes verhandelt. Mir wird erzählt, es handle sich um 240000 Tons (statt 180000

beim vorigen Abschluß) zu einem um 6 Mark für den Waggon höheren Preis. Bekanntlich schließt das Ministerium solche Verträge immer auf zwei Jahre.

Noch wichtiger als die nahezu unverändert gute Nachfrage für Kohle ist die Lage der deutschen Hütteninduſtrie. Uebereinstimmend sagen alle Unbefangenen, es werde mit voller Kraft gearbeitet; die alten Bestellungen reichen noch auf Monate hinaus. Neue Aufträge laufen mehr für Roheisen als für Ganz- und Halbfabrikate ein, so daß zum Herbst vielleicht mit einer Abschwächung zu rechnen sein wird. Einstweilen ist deshalb auch nur bei Walzwerkfabrikaten von Preisherabsetzungen zu sprechen; wer daraus aber einen Gegensatz zwischen Hütten und Walzwerken konstruiren will, wie es jetzt oft geschieht, vergißt, daß es heute kaum eine Hütte giebt, die nicht selbst alle halb und ganz fertigen Waaren herstellt.

Die Hausse, die in Berlin und Frankfurt eintrat, ging hauptsächlich von Wien aus. Dort hatte die Presse schon seit Wochen Kurssteigerung gepredigt, und als die Gasanleihe abgeschlossen war, stürzte Wien sich nach langem Fasten gierig in einen Haussetaumel. Wie gering die Kraft der wiener Börse ist, hat man oft genug bei uns erfahren und auch diesmal wieder an dem Hinaufsetzen z. B. von Alpine Montan-Aktien gesehen; aber unsere Spekulation war früher an unaufhörliche Verstöße von dort her gewöhnt und hatte sie seit einigen Monaten sichtlich vermißt. Mit der Gasanleihe bringt man in Wien nicht nur die „Elektrisirung“ der Trambahn in Verbindung, sondern alle sonst noch möglichen Elektrizitätgeschäfte. Dabei wurde eine Depesche mißverstanden, die meldete, Siemens & Halske werde die Tramway betreiben, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft aber die Stromlieferung übernehmen. Gemeint war die Allgemeine Oesterreichische Elektrizität-Gesellschaft, also ebenfalls Siemens & Halske, und nicht etwa deren mächtigster Konkurrent, unsere A. E.-G. Mit der Trambayfrage, die ja, trotz allen Betheuerungen, erledigt ist — die Deutsche Bank zahlt vorsichtig die erste Anleiherate nicht vor dem März —, hängen noch viele einträgliche Geschäfte zusammen, die gerade die Verhandlungen erschwert hatten. Geschrieben wurde darüber nichts; unsere Blätter citiren stets nur die alten liberalen Organe der Donaustadt, die natürlich, seit die christlich-soziale Aera begonnen hat, die Fühlung verloren haben. Unsere Bankkreise glauben zwar, daß die neuen wiener Obligationen „so billig“ genommen werden, aber sie scheinen dabei mehr auf Norddeutschland als auf das in Anlagedingen hartnäckigere Süddeutschland zu zählen, besonders aber auf Oesterreich selbst, das in der That seit einiger Zeit seine Werthpapiere so kräftig aufgenommen hat, daß sich nur dadurch das Kursniveau dieser Papiere auf den deutschen Märkten bessern konnte. Die selben Bankkreise glauben aber auch, daß die Gasfrage noch keineswegs beendet sei, daß vielmehr die Bewältigung einer Arbeit bevorstehe, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind. Ein erfahrener Fachmann sagt mir, es handle sich um einen in der Geschichte der Gasindustrie noch nicht erprobten Fall; der Versuch, in einer großen Stadt und in der kürzesten Zeit die alten Röhren vollständig auszugraben und die neuen hineinzulegen, könne neben technischen auch hygienische Bedenken erregen. Zweifelhaft sei ferner, ob die österreichische Industrie das erforderliche Material in so kurzer Frist liefern könne. Nehmen wir z. B. die 63 000 Gasmesser, die ein erprobter Agitator als alter Mechaniker zu liefern hat. Wahrscheinlich werden die einzelnen Theile, um die Zollvertheuerung zu vermeiden, aus England nach Wien gesandt und dort

mit Hilfe der Arbeitmaschinen fertig gemacht werden. Solche österreichisch-englischen Fabrikabmachungen nennt man rühmend dann: einheimische Fabrikation.

Unsere Haussespekulation scheint nicht nur mit dem billigen Geldstande zu rechnen, der vielleicht von einzelnen Banken klug gekräftigt wird, sondern auch mit den Dividendenauszahlungen der schweren Banken. Sie sind binnen Monatsfrist zu erwarten, ermuthigen gewöhnlich die weiten Kreise der Aktienbesitzer und können nach alter Erfahrung bis in den April hinein den Unternehmungsgeist der Börse frisch erhalten. Kostete doch Ultimogeld diesmal nur $3^1/_2$ Prozent, während im vorigen Jahr der Januar nicht unter 4 Prozent zu liquidiren war.

Einen starken Anreiz brachten unseren Börsen die vermehrten „Aussichten" auf die Schwierigkeiten der schweizer Eisenbahnverstaatlichung. Die dortigen Großinteressenten sind in ihrer Geschicklichkeit, das Volksgemüth zu bearbeiten, offenbar unterschätzt worden. Die Hoffnung, der Bundesleitung keine größere Gewalt zu sichern und den Bahngesellschaften dennoch das Leben möglichst zu verbittern: Das ist der beste Köder für einen schweizer Wähler. Sehr schlau weisen die Herren auf das Rechnungsgesetz hin; werde dieses, so sagen sie, in seiner ganzen Schärfe in den nächsten dreißig Jahren angewandt, dann seien die Bahnen gezwungen, Alles herunterzuschreiben, und die Eidgenossenschaft könne sich so lange einer gewaltigen Ausdehnung ihrer Verwaltung- und auch Geldsorgen entschlagen. Verschwiegen wird dabei nur, daß die Eisenbahndirektoren nicht zahm genug sind, um sich das Rechnungsgesetz einfach gefallen zu lassen, und daß sie vermuthlich an das Bundesgericht appelliren und dort vielleicht Recht behalten werden. Jedenfalls ist aber der Widerstand gegen das Verstaatlichungprojekt über Erwarten gewachsen und der Optimismus Frankfurts und Berlins ist begreiflich: man hofft, fünf wichtige Eisenbahnaktien noch dreißig Jahre lang handeln zu dürfen. Interessant war, daß für Centralbahn mitten im Kampf zum Kurs von 140 immer Käufer vorhanden waren, was man doch nicht ausschließlich auf den Umstand zurückführen kann, daß zwei ehemalige Mitglieder ihrer Verwaltung jetzt im Bundesrath sitzen. Dunkel sind die Vorgänge, die das Schutzkomitee der Nordostbahn betrafen; der berliner Aufruf ist von Firmen unterzeichnet, hinter denen auch einige deutsche Kollegen des Herrn Guyer-Zeller stehen könnten, die öffentlich gegen ihren recht brüsken Präsidenten wohl kaum auftreten möchten. Wie der Bund die Opposition gegen den Verhaßten aufnehmen wird, ist leicht vorauszusehen; vielleicht weiß man sogar schon, welche Gefälligkeit die Opferung Guyer-Zellers belohnen wird.

Von den verschiedenen Anleihen, über die so viel geredet wird, ist, während ich schreibe, noch keine abgeschlossen. Was Herr von Bülow in der Reichstagskommission über Griechenland sagte — an eine europäische Garantie der gewünschten 160 Millionen sei nicht zu denken —, hat wenigstens die Hochfinanz nicht enttäuscht, die erklärt, eine griechische Anleihe werde entweder hochfein oder komme überhaupt nicht zu Stande. Ersten Ranges könnte die Anleihe nur auf Grund einer doppelten Sicherung durch die vorher sorgfältig zu berechnenden Einnahmesummen werden. Wenn dann eine internationale Verwaltung mit Griechenland vereinbart sei, dann, so glauben die Bankdirektoren, werde das Publikum die Anleihe nehmen. „Das Publikum wird geführt", hieß es, als ich an dem plötzlich erhofften Kapitalistenvertrauen zu dem alten ehrlichen Griechenland zu zweifeln wagte. Ob es sich führen läßt?

Pluto.

Hoffalender.

26. Januar.

Sehr recht, daß der Kerl vom Kladderadatsch hochgenommen wurde; also auf die Richter doch wenigstens noch einigermaßen Verlaß. Leute waren mit ihren Bildern wirklich nachgerade zu frech geworden, nichts mehr heilig, kein Respekt, konnte so nicht weitergehen. Hoffentlich fällt Ihnen nun nicht gleich das Herz in die Hosen, wäre schade, lesen das Zeug hier Alle gern; heutzutage eigentlich nur noch diese Sorte amusant, das Uebrige von einer Langeweile, um sich kropatscheckig zu ärgern. Na, der Kerl ist ja mit blauem Auge davon gekommen; kann auf Festung weiterdichten. Kleine Warnung nur wohlthätig; Zucht und Sitte so wie so in letzter Zeit gräulich verwahrlost. Ob in den Zeitungen geschimpft wird, doch Cervelat. Gestern partie fine mit der Petit vom Wintergarten, sehr nett; hat den Deibel im Leibe. Auch Sisters Hengler sollen nicht übel sein, grünes Gemüse, nicht so zerzaust und ruppig wie Barrisons... Morgen Majestät Geburtstag. Früh aufstehen, großer Zauber und heftig anstrengend bis spät abends. Hoffe, Schloßkapelle nicht wieder überheizt. S. M. hat befohlen, daß Dryander über das Bibelwort predigt: „Seid still und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden u. s. w."

* * *

27. Januar.

Gestern Abend „Burggraf". Harte Nuß, namentlich, wenn schon einmal in Wiesbaden bei Hülsen genossen, wie ich. Ist doch zu langweilig; ewiges Gebrüll, unheimliche Beredsamkeit. Wurde uns nicht gerade leicht, Verzückung zu posiren. S. M. ist zu bewundern: siehts nun zum vierten oder fünften Mal, ohne die Proben, und immer frisch und scheinbar gefesselt. Sehr schön war, wie er dem österreichischen Botschafter die Hand gab, bei der Stelle, wo der nürnberger Hohenzollern dem Habsburger die Krone verschafft. Konntens Alle sehen. Großer politischer Moment. Offenbare Verstärkung des Dreibundes. Politik im Theater neu, aber wirksam. War tief ergriffen. Ausstattung üppig. Stück soll wohl forcirt werden. Erfolg bei grausamer Langeweile freilich zweifelhaft. Allerdings: Interesse an der Geschichte des Herrscherhauses und solche Sachen. Aber heutzutage? Nachher noch einen Augenblick bei Schweif-Wedler mit kleinen Frauen. Der Bengel hat immer irgend was Rares, weiß der Henker, woher ers nimmt. Illumination diesmal recht mäßig, eigentlich nur Hoflieferanten und Reklamegeschäfte. Ist wohl ein Bischen zu viel geworden. Uebrigens: von Bayern keine Katze hier. Freue mich schon auf Sigl, der fidel sein wird.

* * *

28. Januar.

Unsere Botschafter haben sich gestern sehr wacker gehalten. Als Diplomat mag Mancher von ihnen ja sterblich sein, aber reden können sie; und es scheint, daß sie beim Kaisergeburtstag einander an Schwung überbieten wollten. Radowitz, un peu malin, erinnerte nach der Suppe daran, daß die Chineserei nur der persönlichen Initiative von S. M. zu danken sei. Für Madrid alles Mögliche. Phili natürlich sehr poetisch: „Heute hat eine frische Brise die Tabakswolken aus den langen Pfeifen der deutschen Philister verweht und wir sehen unseren Kaiser in seiner ganzen starken, freien Individualität. Die bunten Wimpel unserer jungen Flotte flattern lustig über seinem Haupt, seine hellen, klugen, blauen, deutschen Augen blicken klar

zu fernen Gestaden und seine starke Hand hält fest das Steuer umschlossen." Ganz famos und echt eulenburgisch. Hatzfeld, der noch immer nicht abgesägt werden möchte, meinte in London: „es breche sich die Ueberzeugung Bahn, daß Deutschland in Europa eine machtvolle Rolle spiele." Na, die Ueberzeugung käme ein Bischen spät; aber es ist wohl gut gemeint. Der alte Münster machts nicht so billig: „Der Name des Kaisers ist das Zauberwort, kraft dessen die Deutschen des Auslandes sich stolz und sicher als Angehörige ihres Volkes bekennen dürfen. Der Kaiser hat mir gegenüber jüngst den Ausspruch gethan, sein hauptsächliches Bestreben gehe dahin, das Nationalgefühl der Deutschen zu fördern und zu heben. Dank dem Kaiser erfreut sich Deutschland eines ungeahnten Aufschwunges. Trotz partikularistischen und sozialistischen Nebeln steigt der Stern Deutschlands immer glänzender empor." Das sage ich ja immer: es geht uns besser als je und wir sind nie so mächtig gewesen wie jetzt. Selbst der alte Bismarck kann daran nicht tippen. Von Marschalls Geburtstagsrede ist noch nichts gemeldet; bin neugierig, wie er abgeschnitten hat. Uebrigens auch der Reichstagspräsident nicht schlecht: „Die ganze Welt staunt mit uns, wie es sogar möglich war, die deutsche Souverainetät auf überseeische fremde Gebiete auszudehnen, ohne auch nur einen Schwertstreich, vielmehr lediglich im Wege freundlichen Einvernehmens durch bürgerliche Erbpacht mittels Unterschrift und Handschlag! Wer von uns hätte Solches je für möglich gehalten, trotz den allerdings seit Jahren planmäßig angebahnten und sorgfältig gepflegten friedlichen Beziehungen mit den Mächten unserer näheren und ferneren Umgebung? Darum bringen wir aber unsere Glückwünsche heute — wenn möglich — auch noch wärmer und aufrichtiger denn je dar." Mehr kann man von einem Centrumsmann und Landgerichtsdirektor doch nicht verlangen. Die Leute werden uns auch die Kähne geben. Viel bessere Konstellation als früher: werden mit allen Parteien gemüthlich fertig, ohne Krach und Konflikt. Dabei nirgends, wie immer gefaselt wird, Spur von Byzantinismus; volle Unabhängigkeit und Mannentreue. Man braucht ja nur die Geburtstagsreden zu lesen.

* * *

29. Januar.

Nochmal „Burggraf" mit théâtre paré (dolles Französisch!) schwer zu verdauen. Aber tout passe. Auch Das. „Zar und Zimmermann" mit neuer Ausstattung und großer Flottendemonstration ging schon eher. Dell'Era noch immer reizvoll und Urbanska suggestiv. Diese Frauenzimmer altern gar nicht. Viel besprochen wird Erklärung von Hammerstein-Loxten im Landtag: bei künftigen Handelsverträgen können und müssen die Interessen der Landwirthschaft besser gewahrt werden als bisher. Offene Verurtheilung der Leogeschichte. Vor fünf Jahren sagte S. M. im teltower Kreishause: „Die Handelsverträge sind geradezu eine rettende That. Der Reichstag wird sich mit der Annahme einen Mark- und Denkstein in der deutschen Geschichte gesetzt haben. Trotz Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die dem Kanzler und seinen Räthen von den verschiedensten Seiten (Friedrichsruh!) gemacht wurden, ist es uns gelungen, das Vaterland in diese neuen Bahnen zu lenken." Caprivi wurde bei dieser Gelegenheit der „große" genannt . . . Tempi passati. Heute weht Gottlob ein anderer Wind. Sehr schlau, daß noch vor dem konservativen Parteitag diese Erklärung, die für Jahre hinaus zu nichts verpflichtet, aber gut wirken wird. Ein echter Miquel. Unsere Leute sind ja froh, wenn sie

still sein können und nicht zu schimpfen brauchen. Werden jetzt leisten, was irgend verlangt wird, und Landwirthebund zum Kuschen zu bringen suchen, trotz diesem sicheren Herrn Klapper, der jetzt draußen mit seiner grünen Agrarzeitung so viel Lärm macht. Hammerstein hat sich ganz gut angeraucht und die früheren Frondeurs werden ihm alle alten Sünden schnell verzeihen. Wollen schließlich nur Worte für ihre Wähler, das Andere wird sich schon finden, wenn wir allein sind. Politik der Sammlung ist eine famose Sache. Am Ende kriegen wir mit Flotte, Kiautschau und agrarischen Reden noch leidliche Wahlen, trotz allem Geschrei. Allerdings wird Das erst die eigentliche Offenbarung Johannis werden. Gehts schief, kriegen wir Stücker sechs Dutzend Rothe, dann ist er im Wurschtkessel und auch sein treuer Alfred kann in Altona absatteln lassen. Bülow ist dann Atout. Bin immerhin neugierig, wie der Hase läuft. Denke, er wird die Wilden von Tivoli schon kirr kriegen. Sehnen sich ja doch nach der Krippe. Abends Jeu. Pech, wie immer.

*   *
*

30. Januar.

Ausgezeichnet scheinen die Geburtstagserlasse über Rangklassen der Beamten und Schülerrudern gewirkt zu haben. Ganze Seiten im Reichsanzeiger. Längst empfundenem Bedürfniß abgeholfen. Offenbar in der sogenannten Bevölkerung gehobene Stimmung. In der Reichstagskommission Militärstrafgerichtsordnung. Natürlich bleibt im Wesentlichen Alles beim Alten. Die Leute fressen ja aus der Hand. Haben sogar nicht mit den Wimpern gezuckt, als Goßler ihnen munter erzählte, S. M. sei stets für volle Oeffentlichkeit des Verfahrens gewesen, aber die Generalkommandos hätten ihr Veto eingelegt und dem Kaiser die Ausführung seiner Absicht unmöglich gemacht. Möchte Momentbild von Bronsart haben, von dem Augenblick, wo er Das las. Ich sah nur Plessen, der eine vergnügte Miene zeigte und zu Hahnke rüberzwinkerte. Mir ist Goßler übrigens lieber als Bronsart. Viel bequemer, nicht so nervös und eigensinnig. Wird seine Sache schon durchlootsen. Und dabei schrie man, als die Ernennung rauskam, der Vater der Halbbataillone sei als Kriegsminister ganz unmöglich! Blödsinn: Unmögliche Leute giebts für uns schon lange nicht mehr.

*   *
*

31. Januar.

Dumme Chose mit Kreta. Das mußte nicht kommen. Alles war so gut im Zuge, wir beim Sultan gratissima und nun diese verdrehte Geschichte. Was nur in den Russen gefahren ist? Will wohl, nachdem die Griechen gezüchtigt sind, sie wieder in Gnaden aufnehmen und Balkanvölkern zeigen, daß heutzutage in Petersburg über ihr Geschick entschieden wird. Daneben auch klarstellen, daß wir in Yildiz nicht machen können, was wir wollen. Prinz Georg zunächst offenbar Damenkandidatur: Schwiegermama von Europa, Dagmar, Madame Wales, Großmama Vicky und die ganze geschlitzte Diplomatie. Schlau gefingert. Der kleine Georg ist von Japan her bei Nicolai gut angeschrieben. Und Murawiew scheint zu wünschen, daß die Griechen schließlich, per tot discrimina, doch ihr Ziel erreichen und da unten Russenruhm verbreiten. Wir haben den Anschluß versäumt. Wo der Biebersteiner ist, passiren immer solche Sachen; keine Witterung, flair fehlt trotz Nase ganz. Schwierige Sache für uns bei prononcirtem Widerwillen gegen Griechen und namentlich Dynastie. Da aber England und Rußland einig, müssen uns wohl oder übel fügen und so thun, als ob von Anfang an einverstanden. Kleine Schlappe bleibts doch, nach tur-

kophilem Furor, und daß der olle ehrliche Abdul Hamid allein, ohne unser Putschen, Widerstand geleistet hätte, glaubt in Europa kein Mensch mit $4^1/_2$ gesunden Sinnen. Stimmung flau. Zusammen mit Anleiherummel, wo die Engländer, trotz Kiautschau, die Sahne abschöpfen, ists ja auch ärgerlich. Wenn wir uns nur gar nicht so hitzig um die Geschichte bekümmert hätten. Was ist uns Kreta? Hekuba. Nun aber sind die Griechen doch beinahe so weit, wie sie wollten, — nur eben als gehorsame Unterthanen des Weißen Zaren. Fabelhaft, wie diese Moskowiter ihre Minen legen. Heute zum ersten Mal auf Privatball mit neuem Orden. Man kommt doch vorwärts. Brillantes Kartenkunststück gelernt. Abwarten und Maul halten.

* * *

1. Februar.

Wieder'n Monat rum. Besonders amusant scheints diesmal nicht zu werden! Stoff fehlt. Schöne Zeiten, wo über Lolotka, Lotki und Lebchen reden konnten. Der Kleber und der Staatsanwalt sind auch weg, Holstein hält sich sehr still, — man weiß wirklich nicht mehr, worüber man sprechen soll. Reicht kaum für Tischdame. Yvette Guilbert? Erledigte Affaire seit mindestens sechs Jahren, singt noch dazu hier nur älteste Sachen, soularde und solche Gräßlichkeiten. Ueber das gräuliche Gemecker der alten Geistinger darf man auch nicht reden, denn die betagten Damen sind stolz auf ihre Altersgenossin und wollen nicht hören, wie sie die wackelnden Töne heraufpumpt. Mir wurde schlecht. Aber die Leute klatschen. Suggestion. Gute Lehre für Politik. Im Circus auch nichts mehr los. Viel beredet wird, daß Onkel Chlodwigs Aeltester als stellvertretender Vorsitzender in die neue Bayerische Bank eingesprungen ist. Vergnügen eigener Art, mit Eugen Landau, Bamberger, Friedländer, Cohn und ähnlichem Kaliber als Aufsichträthen. Bedeutet wohl Vermischung der Stände, Götterdämmerung mit Lawn-Tennis im Hintergrunde. Weiß der Teufel, was noch einmal daraus werden soll. Der Erbprinz war übrigens immer liberal angehaucht, aber Bankgeschäft hätte ich ihm doch nicht zugetraut. So was wird seit der Gründerzeit doch nicht mehr gern gesehen. Sollten die Schillingsfürstlichen wirklich, wie jetzt oft erzählt wird, Moneten brauchen und die Herrlichkeit nicht so weit her sein? Kaum zu glauben. Werki muß doch die schwere Menge bringen und der Alte brauchts, so lange er Kanzler ist, nicht mit Verlust loszuschlagen. Aber man kann ja nicht hineinsehen. Jedenfalls rümpft Mancher die Nase und meint, Erbprinz und Bayerische Bank gebe keinen Reim. Der Gedanke, einer von Bismarcks Jungen hätte Aehnliches gemacht, ist nicht auszudenken: der Lärm über Verbindung mit der haute finance! Chlodwig selbst soll unwohl sein, der Arme. Na, seine 46000 Mark Zulage hat er im Sack. Das Gebrüll im Reichstag, wenn Bismarck Das gefordert hätte! Jetzt außer den Rothen und Richter Alles mäuschenstill. Für Kleine sind die Kleinen immer zu Hause. Natürlich wird wieder mal von Chlodwigs bevorstehendem Rücktritt gesprochen und herumgerathen, wer wohl der vierte Kanzler sein wird. Unsinn. Paßt doch gar nicht zusammen: entweder wird Chlodwigs Stelle neu besetzt oder es wird wieder ein Kanzler ernannt.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 12. Februar 1898.

Succi oder Merlatti?

Zwei Meldungen sind während der letzten Wochen in den dreyfusfreien Bezirken der liberalen Presse, die ja noch immer dem sichtbarsten Theil unseres Volkes die Meinung macht, eifrig besprochen worden; die eine wurde mit hellen Jubelrufen, die andere mit ängstlichem Stöhnen begrüßt. Zuerst kam aus London die Botschaft, der Strike der englischen Maschinenbauer sei gescheitert, weil die Unternehmer, um der Industrie des Inselreiches die Fähigkeit zum Wettbewerb zu erhalten, die Forderung der Gewerkschaften, ihren Mitgliedern künftig eine Maximalarbeitzeit von achtundvierzig Stunden in der Woche zu gewähren, ablehnen mußten. Den großstädtischen Exportpolitikern klang diese Weise lieblich ins Ohr. Seht, sprachen sie leuchtenden Auges, so sehr sind die Briten bereits von dem viel jüngeren deutschen Konkurrenten bedrängt, daß sie nur mit äußerster Anspannung der nationalen Arbeitkraft noch den Wettbewerb wagen können; sie dürfen der Begehrlichkeit der Arbeiter nicht weiter nachgeben, dürfen besonders nicht die abenteuerlichen Wünsche erfüllen, die sich auf eine feste Begrenzung der Arbeitzeit richten, — und dennoch wird sich die Auseinandersetzung zwischen den durch die Harmonie der Interessen zur Einheit bestimmten Mächten Kapital und Arbeit, wie wir es stets vorausgesagt haben, jenseits des Kanals auch ferner in schönster Ordnung, nach dem ewigen Gesetz von Angebot und Nachfrage, vollziehen. Wo also sind nun die angeblich furchtbaren sozialen Gefahren des Industriestaates, mit deren Ausmalung Wirrköpfe uns schrecken wollten? Wir sind, da wir dem ältesten Exporteurvolk Europas nacheifern, auf dem rechten Wege und werden, weil wir für die modernsten

Industrien die besser gebildeten Techniker haben und unsere Arbeiter geringere Ansprüche stellen, in absehbarer Zeit auf den wichtigsten Märkten der Erde die Briten schlagen, ohne daß deshalb die friedliche Ruhe unseres Wirthschaftlebens ernstlich gestört wird. Wenn in Ostelbien ein paar Junkerfamilien von Haus und Hof weichen müssen, so ist dieser Verlust, den die Entwickelung nun einmal mit sich bringt, am Ende leicht zu ertragen; die Arbeiter aber wird das englische Beispiel lehren, daß sie den Bogen nicht allzu straff spannen dürfen, daß für sie die Hauptsache die Konkurrenzfähigkeit der vaterländischen Industrie ist, die sie nährt, und daß die Bedürfnisse dieser Industrie ihrer Begehrlichkeit eine Schranke setzen ... Diese Cobdenitenweisheit herrscht mit der Macht einer Zwangsvorstellung vielfach auch noch in den Hirnen demokratischer Sozialisten; sie war Marx nicht ganz fremd und ein orthodoxer Marxist, dem der Geldschleier die Einsicht in wirthschaftliche Zusammenhänge hemmt, hat im Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie neulich verkündet, die Haltung der englischen Unternehmer sei nur zu billigen, denn die Sorge für die Konkurrenzfähigkeit der Industrie müsse allen anderen Erwägungen vorangehen. Ob die Wahl dieses Standpunktes den „zielbewußten" Arbeitern gefallen wird, ob es klug war, ihnen zu sagen, vor allen Dingen müßten dem Kapital die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden: diese Frage braucht uns hier nicht zu bekümmern. Wer trotz den seit Marxens Tagen gesammelten Erfahrungen noch immer glaubt, der Kapitalismus werde sich bald selbst vernichten, bald an seiner eigenen inneren Unmöglichkeit zu Grunde gehen, mag meinen, man dürfe dem Ungethüm auf seinem Todeswege kein Hemmniß bereiten. Wer aber der marxischen Mystik den Glauben versagt, wird fragen, ob die für den Profit geschaffenen Einrichtungen denn wirklich wichtiger als die Menschen sind und ob man von der Mehrheit eines Volkes fordern darf, sie solle sich dem Bedürfniß einer wandelbaren Kulturform beugen. Wenn die englischen Unternehmer heute mit einer achtundvierzigstündigen Wochenarbeitzeit im Wettbewerb nicht bestehen können, werden sie morgen oder übermorgen durch das Erwachsen billiger arbeitender Konkurrenten gezwungen werden, die Arbeitzeit zu verlängern oder den Lohn zu verringern, — und die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wird abermals genöthigt sein, sich im Interesse der Allbeherrscherin Industrie dem neuen Gebot zu fügen. Ist auf dieser Bahn das Heil zu erreichen und ist mit der Unmöglichkeit, die Lebenshaltung der Volksmassen erheblich zu bessern, die Weltmachtstellung der Großindustrie nicht allzu theuer erkauft? Für

England ist die Wahl nicht mehr frei; es hat den Schutz seines Getreidebaues aufgegeben, hat seit einem Halbjahrhundert seine ganze Hoffnung auf den Waarenexport gesetzt und kennt jetzt nur noch die eine Sorge, sich auf den größten Märkten der Erde möglichst lange herrschend zu behaupten. Soll aber das Deutsche Reich, das unter so viel ungünstigeren Bedingungen in den Wettbewerb eintritt, eine so viel größere Konkurrentenzahl findet und die reichsten, ergiebigsten Kolonialgebiete besetzt sieht, leichten Herzens dem britischen Beispiel folgen? Gewiß, sagen die Manchesterleute; Deutschland muß und kann zu billigeren Preisen Besseres bieten als England und wird den älteren Industriestaat deshalb allgemach von den Märkten verdrängen. Das frohe Wort war ihnen kaum entfahren, als die preußische Regirung im Landtag erklären ließ, sie werde dafür eintreten, daß in künftigen Handelsverträgen die Interessen des heimischen Ackerbaues besser als bisher geschützt werden. Wenn diese Erklärung mehr ist als eine höfliche Phrase, die über die bangen Wahltage hinweghelfen soll, dann kann sie nur bedeuten, daß es mit der Exportpolitik zu Ende geht; wird der unseren Ackerbau schützende Zoll, der, als die französischen Republikaner ihren Getreidezollschutz verstärkten, unter der glorreichen Regirung des Grafen Caprivi erniedrigt wurde, wieder erhöht, dann sind für unseren industriellen Export nicht mehr so günstige Bedingungen herauszuschlagen wie vor sechs Jahren. Es ist also nicht wunderbar, daß diese zweite Meldung im liberalen Lager mit ängstlichem Stöhnen empfangen wurde.

Ein Führer der Konservativen sprach ungefähr um die selbe Zeit auf dem dresdener Parteitage gelassen das große Wort, die Landwirthe gönnten der Industrie und dem „legitimen" Handel gern jede Bewegungfreiheit und hegten den Herzenswunsch, mit diesen Berufsständen vereint die „Parteien des Umsturzes" energisch zu bekämpfen. Das wurde wohl nur zum Fenster hinaus gesagt, um den Vorwurf wüster Begehrlichkeit und demagogischer Verhetzung zu entkräften, den die selbstlos stets für die Allgemeinheit sorgende, das Leid einer Welt auf ihren Schultern tragende Händlerpartei mit nie ermattendem Eifer gegen die Agrarier schleudert. Wir wollen uns nicht erst lange bei der heiklen Frage aufhalten, wo denn die Legitimität des Handels beginne und ende, — einer Frage, der die Vertreter verschiedener Klasseninteressen wahrscheinlich recht verschiedene Antworten finden werden. Aber soll es wirklich die Aufgabe der Landwirthe sein, mit Großindustriellen und Großhändlern ein Bündniß zu schließen und im schönen Verein dann die Arbeiterbewegung zu hemmen? Den bis zum Ueberdruß wiederholten Ruf, man müsse zwischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie sorgsam unterscheiden,

brauchen ernsthafte Leute ja nicht erst zu erörtern; die Sozialdemokratie hat heute das städtische Proletariat, das rasch wächst und im Interesse der Industrie wachsen muß, in ihren Fängen und es wird sich nach menschlicher Voraussicht in den nächsten Jahrzehnten nicht aus der ehernen Umklammerung lösen lassen. Diese Entwickelung mag man beklagen; aufzuhalten ist sie nicht mehr und sie zeigt dem unbefangenen Betrachter doch nicht nur üble Seiten. Wenn die Sozialdemokratie den ohne den Besitz der Arbeitwerkzeuge dahinkümmernden Massen nicht einen neuen Glauben gebracht, sie disziplinirt, an stramme Ordnung gewöhnt, mit den Elementen moderner Bildung gerüstet und von unnützlichen Gewaltthaten abgehalten hätte, dann hätte der deutsche Fabrikant heute nicht ein so gutes, zuverlässiges, intelligentes Arbeiterpersonal und dann hätte während des schweren Ueberganges aus der Manufakturepoche in das Maschinenzeitalter der dumpfe Groll sich viel öfter in offener Empörung und blutigen Putschen Luft gemacht. Welche Gräßlichkeiten begehen denn jetzt eigentlich die Sozialdemokraten? Wer nach Thaten, nicht nach verhallenden — und schwer genug bestraften — Worten urtheilt, wird wenig Grund zur Beschwerde finden. Gewiß lästern die Sozialdemokraten die Einrichtungen, die Anderen heilig sind, aber erstens sind diesen Lästerungen vom Strafgesetz in Deutschland sehr enge Grenzen gesetzt und zweitens würde es eine radikalste Partei, eine, die rücksichtlos alle Grundlagen der Besitzrechtsordnung befehdet, auch dann geben, wenn nie ein Marx oder Engels, ein Liebknecht oder Bebel gelebt hätte; nur würde sie sich dann wohl nicht mit dem sanften Mystikerglauben an das weise Walten der Evolution abspeisen und in Ruhe und Ordnung halten lassen. Selbst die wildesten Rottenführer erfüllen in der Fabrik und im Heer, gegen den Privatunternehmer und gegen den Staat, pünktlich und sauber ihre Pflicht, sie verkünden Tag für Tag das Dogma, mit Gewalt, mit kecker Ungeberdigkeit sei nichts zu erreichen und das Heil nur von der Entwickelung zu hoffen, — und ihre Gegner sollten sich endlich gewöhnen, auf die Thaten mehr als auf die Worte zu achten... Wie im vorigen Jahrhundert die Revolution in Frankreich nicht erst im Jahre 1789 begann, das eigentlich schon den Anfang der Aufräumungarbeiten brachte, so ist auch in unserer Zeit die wirthschaftliche Revolution nicht von dem Entstehen einer politisch organisirten Arbeiterpartei zu datiren, sondern von dem ungeahnten Erstarken der Großindustrie, deren Frucht dann die Sozialdemokratie war und sein mußte. Der konservative Herr, der in Dresden sprach, sieht nur den Schein, nicht das Wesen der Dinge und vergißt, daß die Macht wirthschaftlicher In-

teressen auf dieser unheiligen Erde größer ist als die ideologische Kraft einer Gemeinschaft des Glaubens und der Gesittung. Bismarck konnte, ehe die Industrie ihren heutigen Aufschwung erlebte, mit einem Wink ein Kartell der produzirenden Kapitalistenklassen schaffen; jetzt ist es dafür zu spät. Der auf den Export eingerichteten, aus dem Export ihren Hauptgewinn ziehenden Großindustrie muß daran liegen, ihre Arbeiter möglichst billig zu ernähren, weil sie nur mit schlecht bezahlten Händen auf den Weltmärkten dauernd die Konkurrenten unterbieten kann, und die Landwirthschaft muß ihr Brotkorn zu möglichst hohen Preisen anzubringen trachten. Ein stärkerer Interessengegensatz ist kaum denkbar; und die Mühe, ihn mit Pflästerchen zu überkleben, ist nutzlos verschwendet. Kein solcher Konflikt trennt Landwirthe und Industriearbeiter; man wird im Gegentheil sagen müssen, daß nur durch eine erhöhte Lebenshaltung der Massen die deutsche Landwirthschaft auf die Dauer vor dem Untergange bewahrt werden kann. Wenn zwei Millionen Menschen einen auf den Kopf um fünf Mark erhöhten Wochenlohn erringen, wenn also die Profitrate der Industrie und des Handels um wöchentlich zehn, jährlich fünfhundert Millionen geschmälert wird, — ist dann für den Volkswohlstand und besonders für die Landwirthschaft, die ihm den festen Unterbau liefert, nicht mehr gewonnen, als durch die künstlichste Aufpäppelung der Industrie je zu gewinnen wäre? Die Rufe zur Sammlung und zum Kampf gegen den Umsturz tönen ja recht verlockend; schließlich aber wird die Gewalt der das Wirthschaftleben bestimmenden Thatsachen die Regirungen und Parteien des Deutschen Reiches doch vor die Frage stellen, ob sie lieber die leibliche und sittliche Gesundheit ihres Volksthumes fördern oder auf fremden Märkten mit billiger Waare hausiren wollen.

Das Wort klingt hart und häßlich; aber die Erfahrungen werden eines Tages vielleicht noch härter und häßlicher sein. Wir brauchen, um sie ahnend zu erkennen, nur auf England zu schauen, das nach langer seliger Ruhe jetzt genöthigt ist, die Konkurrenten der Gegenwart und der Zukunft winselnd zu umschmeicheln und ihnen Trustbündnisse anzutragen. Und England trat als Erster, mit allen Vortheilen der Priorität und ungeheuren Kolonialbesitzes, auf die Märkte, wo jetzt schon die Schaaren der anbietenden Händler einander drängen und bald noch mehr drängen werden, wenn Rußland und Nordamerika, die Jahrzehnte hindurch die meisten europäischen Waaren aufnahmen, erst ihre ganze riesige Exportproduktion in die Weite senden. Dann wird ein Anpreisen und Unterbieten, ein Feilschen und Schachern beginnen, an das man nur mit Grausen zu denken vermag und das

auf die Assoziationcentren des Menschheitempfindens die schlimmste Wirkung üben muß. Schon heute werden die laut gepriesenen Segnungen unseres industriellen Aufschwunges Manchem, der keine Dividende bezieht, recht zweifelhaft scheinen; aus der Thatsache, daß wir Frankreich und England von weiten Marktstrecken verdrängen können, ist doch nur auf das niedrigere Niveau der Lebenshaltung unserer Massen zu schließen. Wenn nun, nachdem schon Oesterreich-Ungarn zum Exportstaat geworden ist, noch Russen, Japaner, Nigger, Hindus und Kulis unsere Arbeit unterbieten, dann wird die sogenannte Kulturwelt ein herrliches Schauspiel erleben: den Kundenfang im größten Stil, mit Feuer und Schwert, im Namen des ewig währenden Rechtes, der geheiligten Sitte, des christlichen Vaterlandes. Eine lohnende Landwirthschaft wird es im Deutschen Reich dann nicht mehr geben, wir werden unser tägliches Brot von der Gnade fremder Völker erbitten müssen, die ihr Brotkorn selbst zum immer größeren Theil für die im eigenen Lande anschwellende Menschenzahl brauchen werden, und die Waarenexporteure, denen die alten Absatzgebiete schwinden, werden, um neue erobern zu können, gezwungen sein, schmiegsam sich in die Bräuche der Ramschbazare zu schicken.

Vor ein paar Jahren kam nach Deutschland die Kunde von einem Duell, das die beiden Hungerkünstler Succi und Merlatti irgendwo in Italien ausfochten; es handelte sich darum, festzustellen, welcher der beiden Virtuosen länger hungern könne. Der Vorgang wurde damals nur unter den vermischten Nachrichten der Zeitungen, in einer verborgenen Ecke, kurz erwähnt und wäre doch der Ehre würdig gewesen, von den Politikern in Leitartikeln behandelt zu werden, weil er uns an einem grotesken Beispiel die Zukunft der Exportstaaten zeigt. Diese Zukunft wird für die Völker, deren Söhne und Töchter geduldig hungern können, zunächst hell sein; aber sie wird sich schnell düster färben, wenn eine neue Kuliheerde heranmarschirt, die noch besser hungern kann, oder wenn die nicht zur Tafel der Freuden Geladenen grollend erkennen, daß sie an der Erhaltung des Staates, dessen Weltmachtstellung ihnen täglich gerühmt wird, im Grunde nicht das geringste Interesse haben. Wer dem deutschen Stamm als Lebensinhalt und Ideal die Aufgabe stellt, besser ernährte Konkurrenten auf den Weltmärkten zu unterbieten, ruft ihn nicht zu einem Kampf für die heiligsten Güter, sondern zu einem Wettfasten, dessen Ausgang die neugierig gaffenden Kulturträger lehren soll, welcher Virtuose im Hungertraining den höchsten Record erreicht hat.



Der Parlamentarismus, wie er geworden ist.

Von irgend einem geistreichen italienischen Deputirten wird erzählt, er habe einmal in der Verzweiflung ausgerufen: „Wie ist es möglich, daß wir in unserem Jahrhundert der Elektrizität nichts Besseres und Sinnreicheres erfinden konnten als diese unsäglich dumme parlamentarische Regirung!“ Damit meinte er nicht lediglich die gerade in Monte Citorio tagende Gesellschaft, sondern den Parlamentarismus überhaupt. Und ähnlich wie unser Italiener empfinden längst diesseits wie jenseits der Alpen und Vogesen zahlreiche ihrem Vaterlande treu gesinnte Männer, denen die Politik durch die öde parlamentarische Wirthschaft verleidet wird. Ein politischer Apparat, der trotz seinem verwickelten Räderwerk und seinem ungeheuren Getöse immer unproduktiver arbeitet, der die materiellen wie die idealen Bedürfnisse des Volkes immer unzureichender befriedigt, der weder Wohlstand und Besitz der Nation zu mehren noch Gemüth und Phantasie irgendwie mehr zu begeistern oder auch nur anzuregen im Stande ist, — ein solcher Apparat muß eben über kurz oder lang die populären Wurzeln seiner Existenz eintrocknen sehen. Schon der praktisch-technische Maßstab der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit verurtheilt derartige Gebilde. Ob einige politische Gimpel und Drahtzieher, die sich die Aeste, auf denen sie sitzen und sich ernähren, nicht gern unter dem Leibe zerbrechen lassen möchten, darob über Pessimismus und sterilen Unmuth schelten, ändert herzlich wenig an dem Gang der Dinge.

Den Parlamentarismus, wie er geworden ist, mißachten und doch nicht wissen, was man Besseres und Klügeres an seine Stelle setzen könnte: „Das ists, was Elend läßt zu hohen Jahren kommen.“ Denn wie männiglich bekannt, haben die festländischen Völker sich doch nicht in einer leichtfertigen Laune die parlamentarische Staatsform erfunden, sondern sie hat sich unter ihnen seit dem Beginn des revolutionären Zeitalters langsam, aber mit der stetigen Folgerichtigkeit eines historischen Gesetzes entwickelt als eine der Uebergangsformen von der geschichtlichen Monarchie zur modernen Demokratie. Darin liegt ihre Daseinsberechtigung und darin auch der ihr unvermeidlich anhaftende zweideutige, zwiespaltige, unwahrhafte Charakter begründet. Giebt man sich einmal die Mühe, in Montesquieus Esprit des lois das seltsame Kapitel nachzulesen, in dem die vermeintlich in den germanischen Urwäldern des Tacitus entstandene englische Verfassung französisch doktrinär zurechtgelegt wird, so ist man erstaunt, wie einfach im Grunde unter einer unnützen Menge wesenloser Abstraktionen von Gewaltentheilung, Balancement der Kräfte, staatlicher Exekutive u. s. w. der Gedanke demokratischer Volkssouveraineität die gesammte Ausführung trägt und verständlich macht. Dieweil es offenbar die fundamentalste Voraussetzung individueller Freiheit ist — so etwa deduzirt

Montesquieu an der Stelle, wo er anscheinend nur die beste Art der Vertheilung der Gewalten rechtfertigen will —, daß der freie Mensch sein eigener Herrscher ist, so muß ein freies Volk im Besitz der gesetzgebenden Gewalt sein. Mit dem unbegrenzten Begriff der dem peuple en corps zugewiesenen gesetzgebenden Gewalt ist aber der vollste Inbegriff staatlicher Allgewalt bereits erschöpft, und wer prinzipiell oder thatsächlich die Prärogative dieser unbeschränkten Gewalt innehat, Der ist der eigentliche Souverain des Staates. Haben ja auch die römischen Juristen der Kaiserzeit den Absolutismus ihrer Imperatoren grundsätzlich auf die Fiktion zurückgeführt, daß das Volk durch irgend eine lex regia seine legislative Vollgewalt, imperium et potestatem, auf den princeps devolvirt habe. So glatt und unverhüllt, wie es hier zum Ausdruck gelangt, hat sich in der neueren Geschichte die List der konstitutionellen Idee, die konsequente Umbildung konstitutioneller Staatsgewalt in Form einer neben der Monarchie fortbestehenden legislativen Volksrepräsentation erst zur rein demokratisch-republikanischen, schließlich zur demokratisch caesaristischen Verfassung wohl nur in dem revolutionären Frankreich der Konstitution des Jahres 1791, des Konvents und des Bonapartismus verwirklicht. Im Gebiet der anderen festländischen Nationen sind entweder die Wurzeln des historischen Fürstenthumes zu tief verzweigt oder die Elemente demokratischer Volkseinheit durch entgegenwirkende centrifugale Kräfte zu abgeschwächt, um der konstitutionellen Entwickelung gleichmäßigen Fortgang zu gewähren. Bewegung nach der demokratischen, Gegenbewegung nach der monarchischen Seite, revolutionäre und reaktionäre Strömungen lösen einander mannichfach ab und endlos sich erneuernde politische Krisen geben dem gesammten Staatsleben den Stempel des Problematischen, Ungesunden, Unbeständigen. Dabei zeitigt der Parlamentarismus dann seine faulsten Blüthen. Trügen die Zeichen der Zeit nicht allzu sehr, so gravitirt der italienische Einheitstaat der republikanischen Demokratie zu, während im republikanischen Frankreich sich bereits wiederum eine neue Periode des Caesarismus vorbereitet.

Das abgelaufene Jahr hat indessen die Geschichte dieses modernen Parlamentarismus doch noch um ein paar neue Erscheinungen zu bereichern verstanden, die auch die besten Kenner der fragwürdigen Institution nicht vorhergesehen haben und von denen Notiz zu nehmen nicht ohne Interesse ist. Da sind zunächst die merkwürdigen Vorgänge zu verzeichnen, unter denen der oesterreichische Reichsrath jüngst so recht eigentlich verkracht ist. Weil die deutsch gesinnte Minorität überzeugt war, daß ihrer Nationalität in Böhmen durch die Sprachenverordnungen des Ministeriums Badeni Unrecht geschehen sei, und weil der verfassungsgemäße Ausgleich mit Ungarn zum Abschluß drängte, versuchte man zunächst, durch Initiativanträge, Geschäftsordnungfragen und endlose Reden die parlamentarischen Verhandlungen hinzuschleppen. Derartiges

wird überall zu den erlaubten Mitteln sogenannter Obstruktion gerechnet, mit deren Hilfe eine Minderheit sich dagegen schützt, widerstandlos majorisirt zu werden. Unter normalen Verhältnissen handelt es sich um einen augenblicklichen Nothbehelf für konkrete politische Zwecke, um einige Schwierigkeiten, die der Mehrheit und ihrem Ministerium bereitet werden, die sich aber meist in legaler Weise im Rahmen der Geschäftsordnung überwinden lassen. Um jedoch auch Derartiges zu verhindern, verfiel die wiener Reichsrathsminorität auf das einfachere und brutalere Mittel, durch wüstes Getöse mit den Pultklappen, sinnloses Schreien, Singen und Brüllen jede geordnete Verhandlung unmöglich zu machen. Und als die Mehrheit auf dem Wege einer verschärften Geschäftsordnung, Gewalt gegen Gewalt anwendend, sich auch dieser Exzesse zu erwehren unternahm, entwickelte sich alsbald die kolossalste Rauferei, die je in den Annalen des Parlamentarismus erhört worden ist. Einige handfeste Gesellen der Minderheit unternahmen es, den Präsidenten der erlauchten Versammlung am Kragen zu fassen und an die Luft zu setzen, Polizeimannschaften mußten in den geheiligten Räumen des Parlamentes die Ordnung herzustellen versuchen, es gab Faustkämpfe und Messeraffairen zwischen den edlen Parlamentariern, polizeiliche Abführungen und Verhaftungen, — und was Alles sonst zum richtigen Raufhandel der ordinärsten Schnapskneipe gehört, bis endlich der Vorhang über dem abscheulichen Schauspiel fiel, die Reichsrathsbude zugeschlossen und die Reichsboten quasi re bene gesta nach Hause geschickt wurden. Ich rede an dieser Stelle nicht von den gegen das Deutschthum in Oesterreich verübten Unbillen, von den begründeten oder nicht begründeten staatsrechtlichen Ansprüchen der „Krone Böhmen", von der konstitutionellen Gesetzmäßigkeit der Sprachenverordnungen, noch auch von der dunklen Zukunft, die mit dem Untergange des Deutschthumes über das Gefüge Dessen, was sich bisher oesterreichischer Gesammtstaat nannte, hereinzubrechen droht. Eben so wenig handelt es sich hier um die Sympathien, die wir Deutschen unseren gegen die slavische Woge kämpfenden Brüdern schuldig sind, und um die Abwägung der unvermeidlichen Rückwirkungen eines slavisirten Oesterreichs auf den Dreibund. Alle deutsch-nationale Begeisterung, die man in diesen Beziehungen verständig oder unverständig aufwenden mag, ändert nichts an der nackten Thatsache, daß die Deutschen dem Parlamentarismus des oesterreichischen Reichsrathes einen Schlag versetzt haben, von dem er sich schwerlich je ganz erholen wird. Was die heute über den Sturz Badenis etwas vorlaut triumphirende Minderheit durchgesetzt hat, vermag morgen bei einer veränderten politischen Konstellation jede andere sich gekränkt fühlende Minderheit mit gleichem Rechte erfolgreich zu unternehmen. Schließlich bleibt es genau der selbe revolutionäre Bruch des Verfassungrechtes, die selbe Form einer gewaltthätigen Emeute, ob von der Straße aus tumultuarisch in das

Parlamentshaus eindringende Volksmassen dessen Ordnung niederbrüllen und niedertreten oder ob eine Schaar mit kräftigen Fäusten und guten Lungen begabter Volksvertreter ohne Hilfe des Straßenpöbels sich selbst zur Besorgung des Geschäftes hergiebt. Mit dem Parlamentarismus ist es in dem einem wie in dem anderen Falle zu Ende. Nur bleibt der Unterschied bestehen, daß gegen die erste Form gemeinen Aufruhrs und brutaler Vergewaltigung Gesetz und Recht Abhilfe zu schaffen wissen, der unbefugt eingedrungene Mob auch wieder herausgeworfen werden kann, daß aber der im Innern des Parlamentsgebäudes eingenisteten, hier kraft sakrosankter Gerechtsame konstitutioneller Volksrepräsentation hausenden parlamentarischen Rotte alles bisherige Verfassungrecht rathlos gegenübersteht. Darin gerade scheint mir das Neue und Ungeahnte der Entscheidung enthalten zu sein. Jeglicher Parlamentarismus setzt ein nothdürftiges Mindestmaß von Aristokratie voraus, mag diese nun in bevorzugter Geburt, begünstigter sozialer Lebenslage oder in ein Wenig verfeinerter geistiger Bildung wurzeln. Der Fortgang demokratischer Entwickelung hat uns belehrt, daß das allgemeine Stimmrecht allmählich der Volksvertretung Elemente zuführt, die, über die Lebensgewohnheiten der Studentenkneipe, der Bierbank und des Radaus gewöhnlichster Volksversammlungen noch nicht ganz hinausgewachsen, diese ihre Lebensformen innerhalb der parlamentarischen Verhandlungen zur Herrschaft zu bringen entschlossen sind.

Eine andere, vielleicht nicht ganz so neue, immerhin in solcher Gestalt noch nicht dagewesene Entwickelungform modernster Parlamentswirthschaft enthüllte uns in dem selben Dezembermonat des denkwürdigen Jahres 1897 der zweite Akt des pariser Panamaprozesses. Der erste Akt hatte sich bekanntlich im Jahre 1893 abgespielt und, unter erheblichster Kompromittirung der Häupter der opportunistischen Partei (Freycinet, Floquet u. s. w.), mit der Verurtheilung lediglich des Herrn Baïhaut geendigt. Dieses unglückliche erste Opfer muß noch heute in seinem Zellengefängniß dafür büßen, daß er „thöricht g'nug sein volles Herz nicht wahrte", nicht, wie seine sämmtlichen Complicen, jede Korruption kräftig ableugnete, sondern sich reumüthig zu den Sünden passiver Bestechung bekannte. Das besondere Interesse der jetzt verhandelten neuen Anklage lag wesentlich in zwei Dingen: erstens hatte man sich diesmal ein halbes Dutzend ausschließlich der äußersten Linken angehöriger Parlamentarier zu Angeklagten auserwählt und zweitens war nun endlich der vielgesuchte Herr Aron, genannt Arton, zur Stelle, um als Kronzeuge über seine travail parlementaire zu berichten. Die höchst ausführliche, mit eben so viel dreistem Witz wie schamlosem Cynismus von ihm vorgetragene Darstellung der Einzelheiten seiner umfänglichen Korruptionarbeit, seiner Verhandlungen mit den Ministern und Abgeordneten, der durch ihn bewirkten Absetzung eines ungünstig gesonnenen Berichterstatters der Kommission und

seine Angaben über die speziellen Geldbeträge, die er bei dieser und jener Gelegenheit aufwenden mußte, trugen im Großen und Ganzen durchaus den Stempel der Glaubwürdigkeit. Trotzdem sind natürlich sämmtliche Angeklagten, mit Ausnahme des flüchtig gewordenen Senators Nacquet, wiederum freigesprochen worden. Das ist nicht etwa geschehen, weil irgend ein Mensch in Paris an den von Arton für parlamentarische Korruptionzwecke thatsächlich ausgegebenen Millionen zweifelt oder von der Unschuld der sämmtlichen Angeklagten überzeugt war: nein! Der offen allerseits eingestandene Grund der Freisprechung lag darin, daß ~~die~~ auf der Geschworenenbank vertretene radikale Bourgeoisie darüber in Wuth gerieth, daß ausschließlich ihre Gesinnungsgenossen angeklagt und die eben so schuldigen Mitglieder der anderen Parteien unverfolgt geblieben waren. Das durften sich gesinnungtüchtige Republikaner nicht gefallen lassen, — und deshalb die Abweisung solcher ungerechten Anklage. Am Liebsten hätte man statt der Beschuldigten den Untersuchungrichter Poitevin, der diese parteiische Auswahl unter den korrumpirten Volksvertretern getroffen hatte, auf der Anklagebank gesehen; gerade gegen diesen Beamten stürmte die populäre Entrüstung am Heftigsten an, und wäre die ehrenwerthe Jury seiner habhaft gewesen, dann hätte sie ihn sicher zur Deportation verurtheilt. Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode.

Als Herr Arton dem Gericht auseinandersetzte, weshalb die vom Baron Reinach gebuchte Zahl von 104 für die Panamazwecke gekaufter Parlamentarier wohl zu hoch gegriffen sei, motivirte er die Unwahrscheinlichkeit dieser Zahlenangabe mit der Bemerkung, bei seiner travail parlementaire hätte er doch von vorn herein die Mitglieder der Rechten, die Ueberreste der alten monarchischen Parteien, als für ihn unzugänglich ausscheiden, sich also lediglich auf die zweifelhaften Bestandtheile der republikanischen Fraktionen beschränken müssen. Man kann sich denken, daß eine so impertinente Aeußerung Herrn Arton auf der Geschworenenbank um den letzten Rest von Reputation brachte. Mochte er immerhin nach solchen Geschäftsgrundsätzen gehandelt haben: aussprechen durfte er es nicht. Die Thatsache selbst gilt im Uebrigen im heutigen Frankreich als selbstverständlich. Daß die Larochefoucaulds und Ihresgleichen für Leute vom Schlage der Aron, Herz, Reinach nicht käuflich sind, darüber bestehen nirgends Zweifel. Aber neben ihnen wimmelt es im Senat und hauptsächlich in der Deputirtenkammer von einem Schwarm wesentlich anders zusammengekneteter Parlamentarier. Da wirft das allgemeine Stimmrecht fortgesetzt eine Menge politischer Streber aus der Provinz auf das pariser Pflaster, Advokaten ohne Praxis, Aerzte ohne Patienten, politische Vétérinaires, beschäftigunglose Journalisten und ähnliches geld- und genußgieriges ärmliches Gesindel mehr. Sind sie nicht bereits mit Schulden überlastet, so sind sie regelmäßig doch entfernt nicht in der Vermögenslage,

die ein „anständiges“ pariser Dasein voraussetzt. Mit der den Deputirten gewährten Dotation ist nicht viel Staat zu machen. Man möchte doch nicht blos das Volk, man möchte auch gesellschaftlich repräsentiren. Das erfordet nach Herkommen eine elegante Wohnung, eine Loge im Theater, mindestens eine Maitresse, eine Equipage, mit der man sich im Bois zeigen kann, und ähnliche schöne Kleinigkeiten mehr, — wer kennt nicht die tausend Versuchungen der Seinestadt, die solchen armen Volksrepräsentanten umstricken? Wie soll er ohne außerordentliche Zuschüsse all diesen sozialen Ansprüchen und Zumuthungen genügen! Die Patronage, die er nach französischer Observanz über die verschiedenartigsten Interessen seines Wahlkreises ausübt, die Vermittlung der zahlreichen Anliegen seiner Wähler bei den Ministern — um die Genehmigung von Bauten, die Gewährung gewerblicher Konzessionen, die Erzielung eines besser besoldeten Amtes, die Ersetzung eines mißliebigen Beamten durch einen anderen, die Erlangung von Titeln und Orden u. s. w. — erbringt zwar einige pekuniäre Aequivalente, aber doch nicht genug, um davon standesgemäß existiren zu können. Wie soll er in all seinen Nöthen schließlich nicht dreist zugreifen, sobald sich ihm ein mit reichen Mitteln ausgestatteter Courtier naht, ihm die nationale Nothwendigkeit oder Möglichkeit irgend eines in der parlamentarischen Schwebe befindlichen industriellen oder kommerziellen Unternehmens plausibel macht und ihm für den Fall eines günstigen legislativen Beschlusses als so eine Art parlamentarischer Konsortialbetheiligung 20000, 30000, 50000, 100000 Francs Entgelt verspricht! Mit so respektablen Summen läßt sich schon eher die pariser Existenz entsprechend gestalten. Pecunia prima quaerenda est, virtus post nummos. Dreht sich doch um diese altbewährte Maxime ohnehin schon das politische Leben des republikanischen Frankreichs fin de siècle. Ist es nicht das Geld und immer wieder das Geld, das der Tagespresse ihre Farbe, den Wahlen ihren Stempel aufdrückt? Ist es nicht in erster Reihe die Herrschaft über den Staatssäckel, die dem im Amte befindlichen Ministerium seinen legalen und illegalen Einfluß über Wähler und Gewählte, Aemter und Würden, legislative und kommunale Körperschaften verbürgt? Warum sollte der einzelne Deputirte sich mit peinlicheren Gewissensskrupeln quälen als die Gesammtheit des ihn umgebenden politischen Lebens der Nation? Korruption ist eigentlich doch ein hartes und unpassendes Wort. Im Grunde handelt es sich nur um die alte Lebensweisheit, daß auch in der Politik Hand von Hand gewaschen wird und, wer nehmen will, auch zu geben verstehen muß.

Es gehört ein mehr als ruchloser Optimismus dazu, sich einzubilden, solche Vorgänge, wie wir sie in Wien und Paris erlebt haben, seien Abnormitäten, enthielten nichts Typisches für die Entwickelungsgesetze des modernen Parlamentarismus. Von dem bunten Völkergemengsel, das zur Zeit

den österreichisch-ungarischen Reichsverband darstellt, ließe sich allenfalls behaupten, hier ermangele es noch etwas an den Kulturvoraussetzungen eines echt konstitutionellen Verfassungstaates. Hätten die Czechen Das angerichtet, was die Deutschen verbrochen haben, dann würden wir sicherlich von politischen Pharisäern ähnliche Redensarten zu hören bekommen. Da es leider gerade gebildete Germanen waren, die die sogenannte Obstruktion so glorreich durchgeführt haben, ist es schon schwieriger, die skandalösen Exzesse mit politischer Unreife entschuldigen zu wollen. Irre ich nicht, war es ein geschlossenes Häuflein deutscher Sozialdemokraten, die den Reichsrathspräsidenten herauszuwerfen unternahmen. Die Sozialdemokratie besitzt aber in allen modernen Parlamenten die besten Chancen, sich kräftig auszuwachsen, und wenn es ihr nur darauf ankommt, den Bourgeoisstaat zur Bankerotterklärung zu zwingen, sehe ich nicht ab, weshalb das wiener Muster nicht gelegentlich auch anderswo Nachahmung finden sollte. Von der pariser Panamakorruption ist es vollends gewiß, daß hier Gebrechen enthüllt worden sind, die von je her zu den habituellen Krankheiterscheinungen des neueren Parlamentarismus gehört haben. Wer die Juniusbriefe auch nur einmal flüchtig gelesen, weiß, welches Maß von Käuflichkeit und Bestechlichkeit schon damals unter dem zweiten und dritten Georg von England bei den edlen Lords und Gemeinen zu Hause war. Das Bürgerkönigthum Louis Philippes hat dann in den Formen des modernen Industriestaates das System der Ausbeutung parlamentarischer Herrschaftrechte für materielle Gewinnzwecke weiter fortgebildet. Es kann gar nicht ausbleiben, daß, je souverainer in unseren Tagen das Geld sich zu der in Staat und Gesellschaft vorherrschenden Macht erhoben hat, je ausschließlicher es der Maßstab aller sozialen Ehren und Würden geworden ist und je vordringlicher es das gesammte politische Getriebe beeinflußt, diese Plutokratie sich auch des Parlamentarismus immer widerstandloser bemächtigen muß. Die Uebergangsformen von der gewinnbringenden Patronage feinster und gröbster Art zu dem einfachen Stimmenverkauf der Panamisten sind außerordentlich mannichfaltig und für schwache Gewissen höchst verleitlich.

Die durch unsere heutige hypertrophe Gesetzesfabrikation ausgemergelte öffentliche Meinung wird all solchen unerfreulichen Perspektiven gegenüber rasch mit dem Einfall bei der Hand sein, der drohenden Verderbniß des Parlamentarismus ließe sich leicht durch einige energische Strafparagraphen vorbeugen: Verbotsnormen gegen Körperverletzungen, Gewaltthätigkeiten, Aufruhr u. s. w. sind ja in Hülle und Fülle vorhanden und vielleicht giebt es in Cisleithanien auch bereits eine unserem § 105 St. G. B. entsprechende Strafbestimmung, die Jeden mit Zuchthaus oder Festung nicht unter fünf Jahren bedroht, der „es unternimmt, . . . eine gesetzgebende Versammlung . . . auseinander zu sprengen, zur Fassung oder Unterlassung von Beschlüssen zu

nöthigen oder Mitglieder aus ihnen gewaltsam zu entfernen." Da die Immunität der Abgeordneten sich bisher auf ihre Abstimmungen und Reden beschränkt hat, auf Mord und Totschlag, Diebstahl und sonstige im Hohen Hause verübbare gemeine Delikte noch nicht ausgedehnt worden ist, ließe sich mit Hilfe des Strafkodex schon Etwas wirken. Mißlicher steht es um die gemeinrechtliche Ahndung parlamentarischer Korruption. Unsere neueren Strafgesetzbücher der konstitutionellen Aera haben offenbar darüber gedacht wie jener alte Gesetzgeber über den Vatermord, daß derartige Scheußlichkeiten einfach außerhalb des Bereiches strafrechtlicher Möglichkeiten zu bleiben hätten; deshalb schweigen sie sich darüber gewissenhaft aus. In Frankreich hat, so viel ich weiß, das Bedürfniß dahin geführt, den Begriff der öffentlichen fonctionnaires und ihrer Bestechung auf die regirenden Parlamentarier auszudehnen. In Deutschland könnte davon angesichts des die Beamtenqualität eng begrenzenden § 359 St. G. B. nicht die Rede sein. Daneben kennt unser Strafgesetzbuch im § 109 wohl für das Gebiet der öffentlichen Wahlen strafbare Kaufgeschäfte von Wahlstimmen, unterläßt es aber, ähnlichen Handel über Abstimmungen im Parlament analoger Strafbestimmung zu unterwerfen. Nach geltendem deutschen Recht würde hiernach die travail parlementaire Artons eine vollkommen unsträfliche Manipulation darstellen. Sollte der deutsche Parlamentarismus also dermaleinst auch sein Panama erleben, so müßten wir schon zur Abwehr auf neue Strafparagraphen sinnen. Sind wir aber erst so weit, was einige scharfsinnige Köpfe längst für nothwendig und nützlich erklärt haben, daß wir Gesetze gegen unsere Gesetzgeber brauchen, gegen ihre vorsätzlichen und fahrlässigen Vergehungen, gegen ihre Leichtfertigkeit, Verstocktheit, ihren Unverstand und ihren bösen Willen in Ausübung der ihnen übertragenen Mandate, — wohin soll dann der vitiöse Zirkel parlamentarischer Regirungweise noch weiter führen?

Nun wohl, wird der Optimist einwerfen, geht es nicht, durch äußere Mittel aufzuhelfen und dem Verderben vorzubeugen, so muß die Regeneration des Parlamentarismus von innen heraus kommen. Geben wir uns nur rechte Mühe, die tüchtigsten, besten, unabhängigsten Männer in die Rathsversammlung des Volkes zu schicken, werfen wir all die berüchtigten Gewerbepolitiker und Drathzieher aus den heiligen Tempelhallen hinaus, dann bedarf es keiner unnützen formalen Schutzvorkehrungen mehr: unseren herrlichen freiheitlichen Institutionen wird Kraft und Würde und die höchste sittliche Integrität für alle Zeit von selbst zurückkehren. Wie oft haben wir überall dies auf die nächsten Wahlen vertröstende Kinderlied schon singen gehört! Gerade diese immer wieder von einigen schönen Seelen erhoffte Wiederbelebung der parlamentarischen Institutionen aus dem Inneren des Volkskörpers heraus scheint mir die allerungünstigsten Aspekten darzubieten. Die Zukunft gehört „voll

und ganz" der Demokratie; und die Demokratie ist darauf angewiesen, Alles zu zerstören, was aristokratischen Geblütes ist. Nachdem sie mit dem Adel der Geburt aufgeräumt hat, ist sie heute im Zuge, Dem, was sich Adel der Bildung und Gesittung nennen möchte, den Rest zu geben. Schon vor etwa fünfundzwanzig Jahren schrieb der ältere Goncourt in sein Journal angesichts der französischen Geistesentwickelung das Aperçu: Toutes les aristocraties sont destinées à disparaitre. L'aristocratie du talent est en train d'être tuée par le petit journal, qui dispose de la gloire et n'en débite que pour les siens. Il organise . . une espèce de démocratie, où les premiers rôles sont exclusivement tenus par des reporters ou des cuisiniers de journaux. Frankreich ist uns darin um Einiges voraus, aber wir eifern ihm hastig nach, so viel es das deutsche Naturell irgend verträgt. Wo sind die Zeiten hin, da es noch als besonders bitteres Epigramm galt, unsere Journalisten als Leute zu kennzeichnen, die in der Mehrzahl nur deshalb in die Presse verschlagen wären, weil sie ihren ordentlichen Beruf verfehlt hätten! Damals setzte man doch noch voraus, daß sie einmal einen anständigen Lebensberuf gehabt, mindestens ihn angestrebt hatten. Heute erfreuen wir uns auch in deutschen Landen schon einer Mehrzahl von Tagesschriftstellern, die sich ohne irgend welche Schule noch Bildung vom Straßenreporter, Ausläufer oder Küchenjungen einer Zeitung zum politischen Journalisten in die Höhe gearbeitet haben. Auf der Gasse, in Kneipen, allenfalls in den Lesezimmern der Konditoreien haben sie sich ihr Bischen Wissen zusammengelesen und sich ihre Lebensformen gebildet. Grenzenlos frech und verwegen im Betrieb ihres marktschreierischen Gewerbes, hassen sie Alles, was nicht ihrer Schicht angehört, was durch Charakter oder Intelligenz über das ihnen kongeniale Niveau hinauszuragen wagt. Und dieses unsäglich gemeine Literatenvölkchen beherrscht die kleine, beeinflußt die große Presse, macht öffentliche Meinung in der Literatur wie in der Politik, waltet über Popularität und Unpopularität, regelt Erfolg und Mißerfolg von Theaterstücken, Schauspielern, Staatsaktionen und Staatsakteurs auf der Bühne der Theatersäle wie auf der anderen Bühne, die die Welt bedeuten soll. Sie sind es auch, die die Wahlen zurechtmachen, ohne deren und gegen deren Willen es unmöglich ist, die dumpfe, trübe Masse der Wähler auf einen Namen zu vereinigen. Naturgemäß müssen sie es sich angelegen sein lassen, daß die Gewählten thunlichst ihres Fleisches und ihres Geistes Kinder sind, mit ihnen in politischer Wechselbeziehung und in Abhängigkeit von ihnen bleiben. Ich wüßte nicht, wie unter solchen Voraussetzungen der deutsche Reichsparlamentarismus noch irgend welche aristokratische Farbe zurückzugewinnen bestimmt sein könnte, wie er es ermöglichen sollte, sich nicht „unentwegt" weiter in den demokratischen Gleisen fortzuentwickeln, mit denen wir uns hier beschäftigt haben.

Nizza. Otto Mittelstaedt.

❦

Deutschland in China.

Die deutsche Politik hat in Ostasien einen schnellen und glatten Erfolg erzielt. Die Begründung der Besetzung von Kiautschau mit der Ermordung der beiden Missionare war zwar ein Wenig gewaltsam; doch in solchen Fällen, wo die Interessen eines Volkes auf dem Spiel stehen, kommt es niemals so sehr auf die objektive Motivirung wie auf die diplomatische Basirung eines Vorgehens an, das sich im Grunde doch nur auf das Recht der Waffen stützt.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß das Vorgehen der deutschen Regirung für Jeden, der nicht in den Zusammenhang der zu Grunde liegenden internationalen Vereinbarungen blicken konnte, in einem Augenblick ziemlich gewagt aussah. Die Chinesen haben zwar als Soldaten, wie der letzte Krieg bewiesen hat, nicht viel zu bedeuten. Aber es handelt sich um eine Bevölkerung, die mehr als vierhundert Millionen Menschen zählt, und auf einen ernstlichen Krieg im „fernen Osten" ist die deutsche Armeeleitung denn doch wohl kaum eingerichtet. Besonders dann nicht, wenn sie gleichzeitig auch mit Großbritannien als Gegner zu rechnen hätte. England hat es jeden Augenblick in seiner Hand, den Suez-Kanal und das Rothe Meer zu verschließen und damit Deutschland vom Reich der Mitte abzuschneiden. Zunächst würden dann unsere Schiffe in den östlichen Gewässern einfach verloren sein, wenn es bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen zu einem großen Kriege käme, in dem Großbritannien unser Gegner wäre. Daß aber England unter keinen Umständen einen Krieg mit Deutschland wagen würde: Das ist eine Anschauung, die ich bei meiner Kenntniß der hiesigen Stimmungen für durchaus irrig halte. „Der britische Löwe brüllt, aber er beißt nicht": diese Ansicht, die man in allen Variationen in den deutschen Zeitungen lesen konnte, ist eben so lächerlich, wie es die patriotischen Renommistereien der londoner music halls sind, in denen mit Vorliebe ausgeführt wird, daß der englische Löwe nur zu brüllen brauche, um den Kontinent, insbesondere Deutschland, einzuschüchtern. Ich verkehre hier in den verschiedensten Kreisen des gebildeten Engländerthums, vom Westend bis zur City, und habe aus vielen Unterhaltungen den Eindruck gewonnen, daß man sich mehr und mehr daran gewöhnt, mit der Möglichkeit eines Entscheidungskampfes gegen Deutschland praktisch zu rechnen. Selbst sehr ruhige Leute, die durchaus nicht von Deutschenhaß beseelt sind, fangen an, durch das Anschwellen des deutschen Wettbewerbes beunruhigt zu werden, und man kann hier sehr oft hören, das nächste Jahrzehnt müsse den Krieg mit Deutschland bringen. In einen solchen Krieg wird England nicht so leichtfertig hineingehen wie Frankreich im Jahre 1870. Wie Deutschland seine Flotte, wird England seine Landmacht stärken. Auch dürfte die britische Diplomatie, bevor sie das ungeheure Wagniß eines großen

europäischen Krieges auf sich nimmt, wieder zu dem alten System ihrer nationalen Politik zurückkehren: dem System der europäischen Balance, wie William der Dritte es eingeführt hat und die Pitts es festgehalten haben. Ich meine, England wird seine Isolirung aufzugeben und zu einer Politik der Koalition zurückzukehren suchen. Es ist kaum zu berechnen, wie ein solcher Kampf enden würde. Wenn heute ein Krieg zwischen Deutschland und England immer noch dem Kampf zwischen Elephant und Walfisch entspricht, so wird später der Elephant schwimmen und der Walfisch aufs feste Land steigen gelernt haben. Jedenfalls wäre es sehr unklug von uns, daran zu zweifeln, daß Großbritannien für die realen Grundlagen seiner Weltstellung, falls es nöthig werden sollte, bis zum letzten Mann und zum letzten Groschen fechten wird, genau wie im selben Fall Deutschland.

Die chinesische Frage hat zum Glück einstweilen zu einem solchen Konflikt nicht geführt. Ich habe diese Betrachtung auch nur eingeflochten, um klar zu machen, wie patriotische und nüchterne deutsche Männer gegenüber dem Wagniß einer chinesischen Eroberungpolitik besorgt werden mochten. Ich selbst finde, daß der Erfolg das Wagniß völlig gerechtfertigt hat. Ein großer Staat muß solches Risiko im Interesse seiner wirthschaftlichen Ausdehnung auf sich nehmen und Deutschland ist auf eine energische überseeische Politik, wie ich nicht noch einmal hier begründen will, angewiesen, um sich auch nur die Stellung in Europa zu bewahren, die es heute einnimmt.

Die Erwägung des wirthschaftlichen Bedürfnisses giebt uns auch den Standpunkt, von dem aus wir den Werth der neuesten deutschen Erwerbung nüchtern abschätzen können. Daß China für die Erschließung durch europäisches Kapital reif ist, kann nicht mehr bezweifelt werden. Der Einzug des Kapitalismus in dieses Reich der ungeheuren menschlichen Arbeitkraft muß zur Schaffung neuer Werthe für die Volkswirthschaft führen, deren Umfang heute noch ganz unberechenbar ist. Industrielle Unternehmungen und Handelsbeziehungen werden ins Riesenhafte wachsen und die Nationen, die diese Aufschließung vornehmen, werden dort in großem Stil verdienen. Deutschland hat durch die Erwerbung eines chinesischen Hafens deutlich gezeigt, daß es energisch mit an dieser Arbeit theilnehmen will und daß es sich gewissermaßen häuslich auf dem Schauplatz der bevorstehenden Entwickelung niedergelassen hat. Es hat eine verstärkte Garantie dafür gewonnen, daß es bei der Auftheilung nicht zu kurz kommen wird, und das dort interessirte deutsche Kapital ist seines unmittelbaren Schutzes, wenn ein solcher nöthig werden sollte, sicher. Solcher Schutz deutscher Interessen erstreckt sich aber von Kiautschau über das eigentliche China hinaus. Der ganze „ferne Osten“ bis über die Südsee hin kann von einer festen Flottenstation aus besser überwacht werden als früher, da unsere Schiffe überall auf englische Häfen und englische Kohlenstationen angewiesen waren. Darin sehe ich den eigent-

lichen Gewinn für Deutschland. Es ist ein weiterer Schritt auf einer durchaus richtigen Bahn; und daß dieser Schritt mit kluger Berechnung und Energie gethan ist, wird zugleich unserem nationalen Ansehen im Ganzen nützen.

Ob direkte wirthschaftliche Vortheile mit der Erwerbung verbunden sind, ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich. Daß China kein Platz für deutsche Kolonisation ist, liegt auf der Hand. Es wäre genau so, wie wenn man Weizen in ein Riedgras-Feld säen wollte. China kann seine eigene Bevölkerung längst nicht mehr ernähren und jede deutsche Einwanderung würde von der viel billiger arbeitenden chinesischen Konkurrenz erstickt werden wie der Weizen im Riedgras. Auch handelspolitisch scheint die Erwerbung von Kiautschau keine direkten Vortheile zu bieten. Schon deshalb nicht, weil das von Großbritannien vorgeschlagene Prinzip, daß keine Nation Handelsprivilegien in einem Hafen Chinas haben dürfe, anerkannt zu sein scheint. Vor Allem aber, weil Kiautschau kein Handelshafen ist, sondern in einem ruhigen agrarischen Bezirk liegt, also keinen Thorweg für die handelspolitische Aufschließung des Reiches der Mitte bietet. Der Handel wird denn wohl auch nach wie vor seine alten Wege gehen. Wie weit Bergbau und sonstige industrielle Unternehmungen in dem abgetretenen Gebiet zu betreiben sind, ob insbesondere die Bearbeitung der Kohlenfelder des Hinterlandes lohnenden Gewinn verspricht, wird die weitere Entwickelung lehren müssen.

Die deutschen Handelsinteressen in China sind ja überhaupt heute noch verhältnißmäßig gering. Der ganze Außenhandel Chinas beträgt etwa 12000 Pfund im Jahr; davon kommen 10000 Pfund oder 80 Prozent auf England. An den übrig bleibenden 2000 Pfund ist Deutschland, so viel ich weiß, erst in zweiter Linie betheiligt, da es hinter Amerika zurückbleibt. Die Pachtung von Kiautschau dürfte die mittelbare Folge haben, daß sich die deutsche Unternehmunglust mit mehr Eifer als bisher dem Riesenreich zuwendet. Den Haupteinfluß dort wird freilich auch in Zukunft England behaupten, besonders dann, wenn es in der That die Garantie für die chinesische Anleihe allein übernimmt und damit eine unmittelbare Kontrole über einen Theil der chinesischen Finanzverwaltungen erhält.

Mein Endurtheil ist, daß Deutschland durch sein jüngstes Vorgehen im „fernen Osten" sich zwar kein märchenhaftes Dorado gesichert, wohl aber durch eine kecke und dabei maßvolle Politik den Ausgangspunkt geschaffen hat, von dem aus deutscher Fleiß und deutscher Geschäftssinn gewinnbringend vordringen kann. Das Beste muß auch hier die an die Eroberung sich anschließende wirthschaftliche Arbeit thun; und sie allein kann erweisen, ob und in welchem Umfange die Erwerbung ein Gewinn für unser Vaterland war. Nur den Wunsch will ich noch aussprechen, daß die Exekutoren dieser eben so richtigen wie erfolgreichen Politik an Ort und Stelle nicht etwa nach sechs

Jahren Leuten wie den Herren Hellwig und Drenckmann in die Hände fallen. Denn mir scheint: wenn man von den äußeren Formen absieht, sind die Rechte der Eingeborenen in Ostasien nicht zarter behandelt worden als einst in Ostafrika; und sollten sich kriegerische Verwickelungen ergeben, so dürften auch in China die Kommandanten auf vorgeschobenen Posten nicht immer mit den Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuches auszukommen im Stande sein.

London. Dr. Karl Peters.



Aus einem Puppenspiel.

(Fragment.)

Die Bühne stellt den Längsschnitt einer Brücke dar, so daß die Mitte höher liegt als links und rechts. Den Hintergrund bildet das steinerne Geländer der Brücke, dahinter der dunkle Himmel. Die Puppen sind nicht viel kleiner als gewöhnliche Menschen.

Es ist völlig Nacht geworden. Der Wahnsinnige tritt auf, jung, schön und sanft, vor ihm sein Diener mit einem Licht, hinter ihm der Arzt. Der Wahnsinnige lehnt sich mit unbeschreiblicher Anmuth an den Brückenrand und freut sich am Anblick der Nacht.

Der Diener:

Schicksal ist das Schicksal meiner Herrschaft,
von dem eignen sei mir nicht die Rede!
Dieser ist der Letzte von den Reichen,
von den Mächtigen der Letzte, hilflos.
Aufgethürmten Schatz an Macht und Schönheit
zehrte er im Tanz wie eine Flamme.
Von den Händen flossen ihm die Schätze,
von den Lippen Trunkenheit des Siegers,
laufend auf des Lebens bunten Hügeln!
Wo beginn' ich sein Geschick zu sagen?
Trug er doch gekrönt von wildem Feuer
schon in knabenhafter Zeit die Stirne:
und der Vater, der die Flüsse nöthigt,
auszuweichen den Citronengärten,
der die Berge aushöhlt, sich ein Lusthaus
hinzubau'n in ihre kühle Flanke,
nicht vermag er seinen Sohn zu bändigen.
Dieser dünkt sich Prinz und braucht Gefolge:
Mit den Pferden, mit den schönen Kleidern,
mit dem wundervollen tiefen Lächeln
lockt er alle Söhne edler Häuser.
Alles läuft mit ihm; den Papageien,
den er fliegen läßt, ihm einzufangen,

laufen aus den Häusern, aus den Gärten
Alle, Jeder läßt sein Handwerk liegen
und der lahme Bettler seine Krücke.
Und so wirft er denn aus seinem Fenster
seines Vaters Gold mit beiden Händen:
wenn das Gold nicht reicht, die goldnen Schüsseln,
edle Steine, Waffen, Prunkgewebe,
was Ihr wollt! Wie eine von den Schwestern
liebesblind, mit Fieberhänden schöpfend,
von den aufgehäuften Hügeln Goldes
Alles giebt, die Wege des Geliebten
mit endloser Huldigung zu schmücken
— fremd ist ihr die Scheu wie einer Göttin —;
wie die andre Fürstengüter hingiebt,
sich mit wundervollen Einsamkeiten
zu umgeben, Park und Blüthenlaube
einer starren Insel aufzulegen,
mitten in den öden Riesenbergen
eigensinnig solchen Prunk zu gründen:
er vereinigt in den süßen Lippen,
in der strengen, himmelhellen Stirne
Beider Schönheit, — in der einen Seele
trägt er Beides: ungeheure Sehnsucht,
sich für ein Geliebtes zu vergeuden —
wieder königliche Einsamkeit.
Beides kennend, überfliegt er Beides,
wie er mit den Füßen viele Länder
mit dem Sinn die Freundschaft vieler Menschen
und unendliches Gespräch hindurch fliegt
und der vielen Frauen Liebesnetze
lächelnd kaum berührt und weiterrauscht.
Auf dem Wege blieben wie die Schalen,
leere Schalen von genossnen Früchten,
herrliche Gesichter schöner Frauen,
lockig, mit Geheimnissen beladen,
Purpurmäntel, die um seine Schultern
kühnerworbne Freunde ihm geschlagen.
Alles Dieses ließ er hinter sich!
Aber funkelnde Erfahrung legte
sich um seiner Augen innre Kerne.
Wo er auftritt, bringen kluge Künstler
ihm herbei ihr lieblichstes Gebilde;
mit den Augen, den beseelten Fingern
rührt ers an und nimmt sich ein Geheimniß,
das der Künstler selbst nur dunkel ahnte,
nimmt es athmend mit auf seinem Wege.

. . . .

Manchesmal an seinem Wege schlafend
oder sitzend an den dunklen Brunnen,
findet er die Söhne oder Töchter
jener fremden Länder; neben ihnen
ruht er aus und mit dem bloßen Athmen,
mit dem Heben seiner langen Wimpern
sind sie schon bezaubert und er küßt sie
auf die Stirn und freut sich ihres Lebens.
Denn er sieht ihr sanftes, stilles Leben,
mit dem stillen Wehen grüner Wipfel
sieht er es in ihren großen Augen.
Sie umklammern seine Handgelenke,
wenn er gehen will, und wie die Rehe
schauen sie voll Angst, warum er forteilt.
Doch er lächelt; und auf viele Fragen
hat er eine Antwort: mit den Augen,
die sich dunkler färben, nach der Ferne
winkend, sagt er mit dem strengen Lächeln:
„Wißt Ihr nicht? Dies Alles ist nur Schale!
Hab' so viele Schalen fortgeworfen,
soll ich an der letzten haften bleiben?
Und er treibt sein Pferd schon vorwärts wieder,
wie ihn selbst die räthselvolle Gottheit.
Seine Augen ruhen auf der Landschaft,
die noch nie ein solcher Blick getroffen:
zu den schönsten Hügeln, die mit Reben
an die dunklen, walderfüllten Berge
angebunden sind, zu schönen Bäumen,
hochgewipfelt seligen Platanen
redet er: er will von ihnen Lächeln,
von den Felsen will sein starker Wille
eine athmend wärmere Verkündung,
alle stummen Wesen will er, flehend,
reden machen, in die trunkne Seele
ihren großen Gang verschwiegnen Lebens,
wie der Knaben und der Mädchen Leben,
wie der Statuen Geheimniß haben!
Und er weint, weil sie ihm widerstehen.
Diese letzte Schale wegzureißen,
einen unerhörten Weg zu suchen
in den Kern des Lebens, dahin kommt er.
In das einsamste von den Kastellen,
nur ein Viereck von uralten Quadern,
rings ein tiefer Graben dunklen Wassers,
nistet er sich ein. Das ganze Leben
läßt er draußen, alle bunte Beute

eines grenzenlos erobernden
jungen Siegerlebens vor dem Thore!
Nur die zaubermächtigen Geräthe
und die tief geheimnißvollen Bücher,
die Gebildetes in seine Theile
zu zerlegen lehren, bleiben da.
Unbegreiflich ungeheure Worte
fängt er an zu reden und den Abgrund
sich hinabzulassen, dessen obrer
äußrer Rand an einer kleinen Stelle
von des Paracelsus tiefsten Büchern
angeleuchtet wird mit schwacher Flamme.
Und es kommen wundervolle Tage:
in der kahlen Kammer, kaum der Nahrung,
die ein zahmer Vogel nimmt, bedürftig,
wirft sich seine Seele mit den Flügeln,
mit den Krallen kühner als ein Greife,
wilder als ein Greife, auf die neue
schattengleiche, körperlose Beute.
Mit dem ungeheuren Gemenge,
das er selbst im Innern trägt, beginnt er
nach dem ungeheuren Gemenge
äußern Daseins gleichnißhaft zu haschen.
Tausend Flammen schlagen ihm entgegen
da und da! in Leben eingekapselt,
und vor ihm beginnt der brüderliche
dumpfe Reigen der verschlungnen Kräfte
in der tiefsten Nacht mit glühndem Munde
unter sich zu reden: Wunderliches,
aus dem Herzblut eines Kindes quellend,
findet Antwort in der Gegenrede
eines Riesenblocks von dunklem Porphyr!

. . . .

Welcher Wahnsinn treibt mich, diesen Wahnsinn
zu erneuern! Ja, daß ich es sage:
Wahnsinn war das wundervolle Fieber,
das im Leibe meines Herrn brannte! . . .
Nichts hat sich seit jenem Tag verändert,
mit den süßen hochgezognen Lippen
tauscht er unaufhörlich hohe Rede
mit dem Kern und Wesen aller Dinge.
Er ist sanft und einem Spiel zu Liebe,
meint er, bleibt er noch in seinem Leibe,
den er lassen könnte, wenn er wollte —,
wie vom Rande einer leichten Barke
in den Strom hinab, und wenn er wollte,

in das Innre eines Ahornstammes,
in den Halm von einem Schilf zu steigen.
Nie von selber denkt er sich zu nähren
und er bleibt uns nicht an einem Orte:
Denn er will die vielen seiner Brüder
oft besuchen und zu Gast bei ihnen
sitzen, bei den Flüssen, bei den Bäumen,
bei den schönen Steinen, seinen Brüdern.
Also führen wir ihn durch die Landschaft
flußhinab und hügelan, wir Beide,
dieser Arzt und ich, wie nicht ein Kind ist
sanft und hilflos, Diesen, dem die Schönen
und die Mächtigen sich dienend bückten,
wenn er hinlief auf des Lebens Hügeln,
Trunkenheit des Siegers um die Stirne.

Der Arzt:

Ich sehe einen solchen Lauf der Welt:
Das Uebel tritt einher aus allen Klüften;
im Innern eines jeden Menschen hält
es Haus und schwingt sich nieder aus den Lüften.
Auf Jeden lauert eigene Gefahr
und nicht die Bäume mit den starken Düften
und nicht die Luft der Berge, kühl und klar,
verscheuchen Das, auch nicht der Rand der See.

— — — — — — — — — —

Denn eingeboren ist ihr eignes Weh
den Menschen: ja, indem ich so es nenne,
verschleir' ich schon die volle Zwillingsnäh,
mit ders dem Sein verwachsen ist, und trenne,
was nur ein Ding: denn lebend sterben wir
für Leib und Seele; wie ich sie erkenne,
gilt dieses Wort, für Baum und Mensch und Thier.
Und hier . . . .

Der Wahnsinnige, indem er sich beim Schein der Fackel in einem silbernen Handspiegel betrachtet:

Nicht mehr für lange hält dieser Schein,
es mehren sich schon die Stimmen,
die mich nach außen rufen,
so wie die Nacht mit tausend Lippen
die Fackel hin und wider zerrt:
ein Wesen immer gelüstet es nach dem andern!
Düstern Wegen und funkelnden nachzugehen,
drängts mich auseinander, Namen umschwirren mich
und mehr als Namen: sie könnten meine sein!
Ich bin schon kaum mehr hier!
Ich fühle schon auf der eigenen Stirn die Spur

der eignen Sohle, von mir selber fort
mich schwingend wie ein Dieb aus einem Fenster.
Hierhin und dorthin darf ich, ich bin hergeschickt,
zu ordnen, meines ist ein Amt,
des Namen über alle Namen ist.
Es haben aber die Dichter schon
und die Erbauer der königlichen Paläste
Etwas geahnt vom Ordnen der Dinge,
der ungeheuren dumpfen Kräfte
vielfachen Mund, umhangen von Geheimniß,
ließen sie in Chorgesängen erschallen, wiesen ihm
gemessne Räume an, mit Wucht zu lasten,
empor zu drängen, Meere abzuhalten,
selbst urgewaltig, wie die alten Meere.
Schicksal aber hat nur der Einzelne:
er tritt hervor, die ungewissen Meere,
die Riesenberge mit grünem Haar von Bäumen,
dies Alles hinter ihm, nur so wie ein Gewebe,
sein Schicksal trägt er in sich, er ist kühn,
verfängt sich in Fallstricke und schlägt hin
und Vieles mehr, sein Schicksal ist zehntausendmal
das Schicksal von zehntausend hohen Bergen:
der wilden Thiere Dreistigkeit und Stolz,
sehnsüchtige Bäche, der Fall von hohen Bäumen,
dies Alles ist darin verkocht zehntausendmal.
(Hier tritt der Mond vor die Wolken und erleuchtet das Flußbett.)
Was aber sind Paläste und die Gedichte:
Traumhaftes Abbild des Wirklichen!
Das Wirkliche fängt kein Gewebe ein:
den ganzen Reigen anzuführen,
den wirklichen, begreift Ihr dieses Amt?
Hier ist ein Weg, er trägt mich leichter als der Traum.
Ich gleite bis ans Meer, gelagert sind die Mächte dort
und kreisen dröhnend, Wasserfälle spiegeln
den Schein ergossnen Feuers, Jeder findet
den Weg und rührt die andern Alle an —
mit trunknen Gliedern, ich, im Wirbel mitten,
reiß' Alles hinter mir, doch Alles bleibt
und Alles schwebt, so wie es muß und darf!
Hinab, hinein, es verlangt sie Alle nach mir!

Er will über das Geländer in den Fluß hinab. Die Beiden halten ihn mit sanfter Gewalt. Er blickt, an sie gelehnt, und ruft heiter, mit leisem Spott:

Bacchus, Bacchus, auch Dich fing Einer ein
und band Dich fest, doch nicht für lange!

Wien. Hugo von Hofmannsthal.

♣

Majestätbeleidigung.

Die nachstehenden begrifflichen Unterscheidungen möchte ich als kleinen Beitrag zu einer prinzipiellen Beantwortung der auf dem Gebiet der Majestätbeleidigung neuerdings wiederum vielfach ventilirten Streitfragen angesehen wissen. Es scheint mir, daß an die Stelle der Majestätbeleidigung, eines an sich widerspruchsvollen und unhaltbaren Begriffes, der als Erbstück einer vergangenen Zeit für die Gegenwart unbrauchbar geworden ist, die Majestät kränkung, die sich füglich auch als Autoritätkränkung bezeichnen ließe, treten sollte. Die hier zur Geltung kommenden Gesichtspunkte würden dann folgender Auffassung einzufügen sein. Eine Kritik, d. h. eine beurtheilende und also billigende oder mißbilligende Meinungäußerung, stellt sich als unstatthaft dar in Bezug auf das Verhalten einer Person oder in Bezug auf diese selbst (so weit sie nicht rein als Privatperson handelt), die durch ihre Stellung unbedingte Befolgung der von ihr ausgehenden Anordnungen beanspruchen darf. Die diesen Anordnungen unterstellten und also zum Gehorsam verpflichteten Personen haben sich jeder Kritik zu enthalten. Zwar könnte man sagen, die Gehorsamspflicht beziehe sich doch immer nur auf Handlungen, nicht auf Meinungen über anbefohlene Handlungen, und eine rebellische Kritik könne bestehen neben einem thatsächlich im Handeln sich bewährenden Gehorsam. Aber da Eins das Andere hier sehr leicht vermittelt, so wird die Folgeleistung der Möglichkeit nach allerdings durch die tadelnde Kritik in Frage gestellt und eben diese nicht abzuleugnende Möglichkeit, die einer Erschütterung der Autorität gleichkommt, macht ihre Unstatthaftigkeit aus. Prinzipiell ist im Grunde die Kritik überhaupt, die sich ihrem Wesen nach frei zwischen Anerkennung und Mißbilligung bewegen dürfen muß, der Autoritätstellung gegenüber unstatthaft. Die Kritik raisonnirt, — und Das ist ein genügender Grund für die Autorität, sie zurückzuweisen, aus dem einfachen Grunde, den ein gekröntes Haupt einmal drastisch so formulirte: „Maßen ich keine Raisonneurs zu Unterthanen haben will." Praktisch gestaltet sich die Sache nun allerdings meistens so, daß eine lobende und zustimmende Kritik niemals beanstandet wird. Das Lob hat von je her gewissermaßen die Rolle des Honigs gespielt, der die sonst bittere und widerwärtige Kost der Kritik den Gewalthabern schmackhaft erscheinen ließ.

Die Autorität oder Majestät ist dem Wesen nach in jedem Verhältniß enthalten, wo unbedingte Folgeleistung beansprucht werden kann, sei der diesen Anspruch erhebende Faktor nun ein absoluter Herrscher oder ein militärischer Vorgesetzter oder eine in letzter Instanz entscheidende staatliche Gewalt oder ein Schulmonarch oder die elterliche Autorität. Nur gradweise, durch die Wichtigkeit der Stellung, bedingte Unterschiede in der Ahndung der Majestät- oder Autoritätkränkung können hier angebracht erscheinen, während die zu

Grunde liegende Erwägung auf alle Autoritäten oder Majestäten gleichmäßig anwendbar erscheint.

Außer in dem bisher betrachteten Fall, als Autoritätkränkung, ist die Kritik unstatthaft und also ebenfalls strafbar als Beleidigung, also da, wo entweder die Absicht der Beleidigung vorliegt oder eine beleidigende Form der Kritik — auch wenn keine Absicht der Beleidigung damit verbunden war — gewählt worden ist. Sonst überall darf der Kritik keine Einschränkung zugemuthet werden und ein den Kritisirten verunglimpfender oder unangenehm berührender Inhalt der Kritik giebt an sich noch keinen Grund zu einer strafrechtlichen Verfolgung. Wenn ich von einem Menschen, dessen Autorität ich nicht unmittelbar unterstellt bin, mich auf beigebrachte Thatsachen stützend, sage, daß er bei irgend einer Gelegenheit einen absoluten Mangel an Verstandeskraft und Urtheil an den Tag gelegt habe, so ist Das für den also Kritisirten natürlich wenig schmeichelhaft, es ist auch geeignet, ihn in der Schätzung Anderer herabzusetzen, aber weder eine Beleidigung noch eine (Autorität-) Kränkung ist in dem Urtheil enthalten, schon deshalb nicht, weil eine solche Kränkung nur von einer dem Autoritätzwang unterliegenden Person begangen werden kann.

Daraus ergiebt sich nun, daß die Möglichkeit einer Majestätkränkung nur bei dem absoluten Herrscher besteht, der von seinen Unterthanen unbedingte Folgeleistung beanspruchen und sich deshalb jede Kritik, die nicht bloße Zustimmung ausdrückt, verbitten kann. Bei dem persönlichen Herrscher schränkt die Unstatthaftigkeit der Kritik sich auf die Personen ein, die in Folge ihrer dienstlichen Stellung zur unbedingten Folgeleistung verpflichtet sind, — ein Verhältniß, das bei uns in der Stellung des Militärs zu dem obersten Kriegsherrn seinen schärfsten Ausdruck findet. Der aus dem Unterthanenverhältniß herausgetretene und im Uebrigen unabhängige Staatsbürger dagegen kann einer Einschränkung in der Kritik des Verhaltens des Staatsoberhauptes nicht unterliegen. Ihm eine solche aus dem Gesichtspunkt einer dem Staatsoberhaupt schuldigen Ehrfurcht auferlegen wollen, hieße, die Kritik im Prinzip ihrer Unantastbarkeit vernichten. Denn diese ist nur vorhanden und gewährleistet, wenn die Kritik überall Hand anlegen darf. Die Unantastbarkeit der Kritik bedeutet aber die Unantastbarkeit der Wahrheit und Gerechtigkeit, die durch die Kritik vermittelt und zur Anerkennung gebracht werden soll. Mag sie dabei vielfach auf Irrwege gerathen: ihre von ihrem Wesen unzertrennliche Tendenz ist doch auf Wahrheit gerichtet, von der Lessing sagt: „Wahrheit ist der Seele nothwendig und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun."

Durch die Einschränkung der Kritik zu Gunsten einer angeblichen Wahrung der Ehrfurcht wird aber auch dieses Gefühl selbst gefälscht. Die

Aufrichtigkeit allein verleiht solchen Regungen Werth und Bedeutung; diese Aufrichtigkeit wird aber durch jede Maßregel, die den Schein zu erzwingen sucht, auch wenn das Wesen nicht vorhanden ist, in Frage gestellt. Eine Ordonanz-Ehrfurcht ist nur noch das Gespenst der Ehrfurcht, nicht diese selbst.

Nur der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß eine Kritik der Regirungakte eines streng konstitutionellen Monarchen, der als Solcher für die Regirungakte nicht verantwortlich gemacht werden kann, sich als widersinnig und deshalb unzulässig darstellt. In der That spitzt sich der hier festzuhaltende Unterschied schließlich dahin zu, daß eine Kritik unstatthaft ist, wo Niemand dem Monarchen Etwas dreinzureden hat — im absoluten Staat —, und widersinnig, wo er nichts dreinzureden hat — im konstitutionellen Staat.

Dresden. Dr. Julius Duboc.



Mein Scheiden aus dem Pfarramt.

Wenn wir die heutige Kirche mit der Kirche der ersten Jahrhunderte vergleichen und wenn wir da besonders das Verhältniß der Kirche zum Staat und zur Welt ins Auge fassen, so fällt uns auf, wie ungemein ruhig und gemessen das Schiff der Kirche heute dahin steuert, während es im Anfang unaufhörlich vom Sturm gepeitscht wurde. Ehedem ein munteres, kampffrohes Gebirgswasser, das über Felsen springt und Steine zernagt, das, seiner Kraft bewußt, hurtige Sprünge wagt, gleicht heute die Kirche einem breiten Strome, der langsam dahin schleicht und viel Sand duldet, keinem raschen Fluß.

An den Verfolgungen soll man erkennen, ob die Kirche auf dem rechten Wege ist. Die Wahrheit ist scharf wie ein zweischneidiges Schwert, sie ruft in den Menschen einen Widerspruch hervor. Scharf ist der Gegensatz zwischen dem Reichthum und dem Gottesreiche. Kampf ist das Lebenselement des Christen; und wer verfolgt wird, darf sich selig fühlen. Das sind die alten christlichen Gedanken der Bibel. In der heutigen Welt würden sie nicht geprägt werden. Sie klingen uns fremd, übertrieben. Sie bescheinen eine Welt, in der sie heute keinen Schatten werfen. Es ist bezeichnend, daß selbst ein Generalsuperintendent es kürzlich nicht glauben wollte, daß die Worte „Ihr müßt gehaßt werden“ in der Bibel stehen. Und dieser Generalsuperintendent war kein Hofprediger. Kämpfe auf dem Gebiete des Glaubens sind zur Seltenheit geworden. Der Glaube ist ein Stück Sitte, Herkommen, Gewohnheit geworden. Gewiß ringt auch heute noch die einzelne Seele um ihre Seligkeit. Viele junge Theologen machen schwere innere Kämpfe durch, ehe sie sich in dem Wirrwarr religiöser Dogmen zurecht finden lernen, ehe ihr Gewissen mit ihrer Einsicht übereinstimmen will. Seit die klassische Philosophie ihren Einfluß auf die Theologie geübt hat, muß

jeder aufrichtige Theologe durch ein Feuer hindurch, muß er sich eine Einigung zwischen Glauben und Vernunft auf steinigen Pfaden erkämpfen. Viele sind in dieser Entwickelung gestrandet, ehe sie nach den geistigen Stürmen den ruhigen Hafen einer geläuterten theologischen Erkenntniß erreicht haben. Viele haben die Theologie mit einem anderen Berufe vertauscht.

In der Bewegung der „Lichtfreunde“ wurden in den vierziger Jahren aufrichtige Seelen in Schaaren aus den Mauern der Landeskirche gedrängt. Und in den sechziger Jahren und später zog mit mächtigem Windesrauschen der Liberalismus auch in die Kirchenhallen ein und legte die an den exakten Naturwissenschaften geschärfte Sonde auch an die überlieferten kirchlichen Satzungen. Ein scharfer Kampf entbrannte und die freier gerichteten Geistlichen hatten zu zeigen, ob sie mit ihrer Person ihre Ueberzeugung deckten. Der Beweis ist nicht sehr glänzend ausgefallen. Der religiöse Liberalismus hat nicht viele Märtyrer gefunden und deshalb auch keine Volksbewegung geschaffen. Sein schärfster Gegner, der Ultramontanismus, hat ihn in diesem Stück weit überflügelt. Heute sind die dogmatischen Fragen zurückgedrängt. Die Behörden sind gegen liberale Geistliche ziemlich tolerant. Wenn sich Geistliche nur den Ordnungen der Kirche unterwerfen, so können sie frei denken, predigen und schreiben. Ja, man erzählt sich von Württemberg, daß dort die examinirende Behörde den Kandidaten die Gewissensskrupel ziemlich leicht vom Herzen nimmt: sie brauchten es mit den Bekenntnißschriften nicht so genau zu nehmen, sie sollten nur ruhig ins Amt gehen, über die Bedenken würden sie schon hinweg kommen. Heute betrachtet sich auch die evangelische Kirche vor Allem als eine Anstalt, in der Ordnung herrschen soll.

Auch im öffentlichen Leben überwiegt heute die ethisch-soziale Seite des Christenthumes. Mit dieser Wendung kommt das Christenthum seiner ursprünglichen Tendenz wieder näher als mit der Betonung seines geistig-philosophischen Inhaltes. Bei Christus selbst finden wir von dogmatischen Erörterungen so gut wie nichts. Seine Thätigkeit bestand in der Sammlung Mühsäliger und Beladener. Sie wollte er frei machen von jedwedem Druck und zu einer idealen Gemeinde vereinigen. Die dogmatische Färbung hat das Christenthum erst durch griechische Einflüsse, die allerdings schon bei Paulus und später in der johanneischen Schule vorhanden waren, erhalten. Heute gilt es wieder, wie zur Zeit Christi, die breite Masse des Volkes vom Druck falscher Machtfaktoren zu befreien, die unteren Volksschichten geistig, sittlich und sozial zu heben. Das gerade ist aber eine Arbeit, die am Meisten Widerspruch und Kampf hervorruft. Werden die Träger des Christenthumes die Kraft haben, davor nicht zurückzuscheuen und Verfolgungen muthig zu ertragen? Diese Frage scheint mir für die Zukunft der Kirche entscheidend.

Zunächst begegnen wir der sehr erfreulichen Erscheinung, daß die Geistlichen früh die Bedeutung der sozialen Bewegung erkannt haben, die katholischen allerdings noch früher als die evangelischen. Die soziale Bewegung hat die Geistlichen ihre Aufgabe klarer erfassen gelehrt. Es ist eine charakteristische Erscheinung alter Einrichtungen, daß sie leicht verknöchern, die Ziele einschränken, die Ideale verdünnen und so im Sande versickern. Wir waren nahe daran, die Religion als einen geistigen Festtagsgenuß zu betrachten, als ein Herbeten priesterlicher

Formeln, als dekorativen Schmuck bei gewissen Familienereignissen. Da hat die soziale Bewegung wieder an die gemeinschaftbildende, ausgleichende, niederreißende und erhebende Macht der Religion erinnert, daran erinnert, daß die soziale Bewegung etwas Aehnliches will wie das ursprüngliche Christenthum, das die Gewaltigen demüthigen, die Niedrigen erheben, die Letzten zu den Ersten machen wollte. Die Geistlichen wurden gezwungen, Volksmänner zu werden, durch das Herz der Religion den ganzen Menschen zu erfassen, an der Geistesbildung und an der wirthschaftlichen Hebung der unteren Stände sich zu betheiligen. Eine gewaltige Perspektive öffnete sich den Geistlichen. Die Kirche konnte wieder eine Macht werden wie in früheren Zeiten, die Geistlichen wirkliche Führer im Volk. Und das Volk verhielt sich nicht ablehnend. Es hatte ja eine umfassende Thätigkeit der Geistlichen vermißt. Allerdings: Eins verlangte das Volk. Die Geistlichen mußten wirklich ins irdische Leben und Treiben hinabsteigen, mußten ihre vermeintliche pastorale Würde ablegen und nicht mehr bedeuten wollen als jeder Andere. In früheren Zeiten war der geistliche Stand der Träger nicht nur der theologischen, sondern der allgemeinen Bildung. Heute nimmt das Volk von den Geistlichen nicht einmal die religiöse Belehrung ohne Kritik an. Heute hört das Volk den Kanzelpredigten zu in der Stimmung: Was gut ist und Du mit Deinen Anschauungen vereinbaren kannst, willst Du annehmen; Anderes weist Du ab. Und das Andere ist oft recht viel, denn die verschiedenen Interessen und Gedankenkreise bedingen eine sehr verschiedene Auffassung auch Dessen, was die Kanzelredner bieten. Die Kanzelwirksamkeit aber genügt für den Geistlichen nicht mehr: er muß Schulter an Schulter mit seinen Gemeindegliedern um die religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Ideale kämpfen. Da muß der Geistliche Rede stehen und seine Ueberzeugung rechtfertigen. Vielleicht geht die Brandung auch einmal hoch und ein Bischen Schlamm kommt an die Oberfläche; vor Schmutz darf man sich nicht fürchten. Es kann vorkommen, daß der Geistliche einmal auf Gebiete geführt wird, wo er unsicher ist, und daß er dabei schlecht abschneidet. Aber Das kann jedem Anderen, der sich um das öffentliche Leben kümmert, auch passiren. Solche Fehler werden verbessert und von einer Schädigung des geistlichen Amtes kann dabei nur Der reden, der die Geistlichen zu Päpsten stempeln will und der obendrein noch die Päpste für unfehlbar hält.

Es ist merkwürdig: trotzdem die katholische Lehre einen breiten Graben zwischen Klerus und Laien zieht und die Geistlichen mit ihrer Priesterweihe hoch über die Gemeinden hebt, so wurzelt doch die katholische Geistlichkeit zum Theil fester im Volksleben und hat zahlreicher eine soziale Thätigkeit entfaltet, in stärkerem Maße Arbeiter- und Volksvereine gegründet als die evangelische, die nach der Lehre vom allgemeinen Priesterthum einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien gar nicht kennen soll. Theorie und Praxis decken sich eben nicht immer. In der evangelischen Kirche haben die sozialen Thalwässer die Spitzen leider nicht erreicht. Die evangelischen Kirchenbehörden stehen vollständig im Banne einer veralteten Staatsraison. Es ist mir bei meiner Disziplinaruntersuchung namentlich Dreierlei aufgefallen.

Zunächst verwässern die evangelischen Kirchenbehörden die Bibel. Von einer sozialreformerischen Thätigkeit der Propheten, die für deren Stellung geradezu ausschlaggebend ist, wissen sie nichts. Daß Christus zwar religiöser Held, Messias,

daß er aber als Solcher auch Volksanwalt, Schützer des Volkes gegen die Reichen und Herrschenden war und daß man ihn deshalb anklagte, er rege das Volk auf: Das zu sehen, sind ihre Augen nicht hell genug. Sie verdünnen Christus zu einem Weisheitlehrer und zu einem Märtyrer, der durch sein Martyrium die Welt erlöst hat, und nennen die weitere Auffassung fast eine Lästerung. Ferner: ein fruchtbares allgemeines Priesterthum kennen sie nicht. Nach biblischer Auffassung soll die Behörde nur die Stelle sein, die die Gedanken und Bestrebungen der Gemeinden auszuführen hat. Unsere Behörden wollen die Kirche regiren; auch der Pastor soll seine Gemeinde regiren, er soll über der Gemeinde stehen und sie nach seinem Willen lenken, eine Art unterer Verwaltungbehörde in kirchlichen Angelegenheiten sein, aber nicht im Auftrag der Gemeinde sein Amt führen. Er soll sich mehr nach den Wünschen der Behörde richten als nach denen der Gemeinde, soll Konsistorialbeamter und nicht Gemeindebeamter sein. Mehr als neunzig Prozent der Mitglieder meiner Gemeinde hatten wiederholt zu meinen Gunsten petitionirt, keine einzige Stimme aus meiner Gemeinde hatte sich gegen mich erklärt. Und die Behörde hatte kein Verständniß dafür, daß es auch nach Luthers Auffassung eins der Grundrechte der evangelischen Gemeinde ist, den Pfarrer selbst zu wählen und selbst zu entfernen. Gerade in der Kirche sind gewisse absolutistische Reste noch immer nicht ausgefegt worden. Die Behörde hat die Petitionen zum Theil nicht einmal beantwortet. Sie betrachtete bei mir kleine Polizeistrafen als Vorstrafen. Mir hatte ein Herr einen kleinen Beitrag zu den Kosten meines Prozesses mit dem Freiherrn von Stumm gegeben. Die Behörde rechnete mir die Annahme als Vergehen an. Die Selbständigkeit der Gemeinden in der Verwaltung ist außerordentlich eingeschränkt. Und dabei ist der Verkehr mit den kirchlichen Behörden heute noch eben so schwerfällig und wenig entgegenkommend wie früher bei den staatlichen Behörden; es ist zum Beispiel sehr schwer, eine größere Hypothek bei den Kirchen aufzunehmen.

Als das Schlimmste erscheint mir aber, daß die Kirchenbehörden viel zu sehr Staatsbehörden sind. Sie sind vorwiegend aus Juristen zusammengesetzt; und die Kirche, die auf ewigem Fundament ruhen und gewissermaßen nur mit den Augen Gottes die Welt betrachten soll, wird dem Einfluß wechselnder politischer Strömungen ausgesetzt, muß sich dazu hergeben, sogenannte staatliche Interessen zu vertreten. Ruhe und Gehorsam, die Pflichten jedes „guten“ Staatsbürgers, gehören deshalb auch zu den wichtigsten Pflichten, die der Geistliche für sich selbst beobachten und Anderen einschärfen soll. Nur keine Aufregung, keine Bewegung, kein Neues, keine Geburtwehen verjüngten Lebens: Das erschwert den geregelten Gang der Staatsmaschine. Dabei auch hier wieder sozialpolitisch rückständige Anschauungen. Die Sozialdemokratie gilt schon vor den Gerichten als eine rechtmäßig bestehende politische Partei; der Geistliche aber soll sie noch nicht als solche ansehen. Er soll eigentlich überhaupt in keine sozialdemokratische Versammlung gehen. Wenn er aber dorthin geht, dann soll er gegen das Bestehen der Partei auftreten. Das Wählen ist ein staatsbürgerliches Grundrecht und eine Art moralischer Pflicht. Wenn aber der Geistliche die Sozialdemokratie auffordert, sich an den Landtagswahlen zu betheiligen, so stärkt er damit die Sozialdemokratie; denn es wäre am Besten, diese Partei wählte überhaupt nicht. Mit solchen Gedanken wagen sich die Kirchenbehörden heute noch hervor. Sie betonen in der Regel, daß der Geist-

liche sich durch den Anschluß an eine politische Partei diejenigen seiner Gemeindeglieder entfremde, die einer anderen politischen Partei angehören. Das ist wenigstens dann möglich, wenn der Geistliche eine Art Führerstellung im politischen Parteileben einnehmen will, denn die Führer laden leicht den Groll des politischen Gegners auf sich. In meiner Gemeinde war von einer Verstimmung gegen mich keine Rede — ich war ja auch vor meiner Maßregelung noch gar nicht als Politiker aufgetreten — und dennoch wurde mir, als ich bereits aus dem Amt geschieden war, protokollarisch angedroht, eine Fortsetzung meiner politischen Thätigkeit, namentlich ein Besuch sozialdemokratischer Versammlungen würde meine Ausschließung aus dem geistlichen Stande bewirken.

Die Folgen dieser Stellung der Kirchenbehörden reichen außerordentlich weit. Wenn Staatsbeamte lediglich die Gedanken der Behörden auszuführen haben, so ist Das in mancher Beziehung noch zu verstehen. Aber die Geistlichen sind die berufenen Vertreter der Gewissensfreiheit und der selbständigen Ueberzeugung. Wenn man sie nach einer bestimmten Richtung lenken will, so leidet darunter das geistige Leben des gesammten Volkes.

Leider sind die Geistlichen gegen den Druck nicht widerstandsfähig genug. Keiner weiß, wie weit ihm die Behörde in sozialen und politischen Dingen Freiheit gestattet. Die Behörde weiß es ja selbst nicht. Denn sie urtheilt nur von Fall zu Fall, je nachdem eine Angelegenheit in gewissen Kreisen peinliches Aufsehen erregt. Es wäre besser, wenn die Geistlichen in größerem Umfange Märtyrer ihrer sozialen Ueberzeugung würden. Das Märtyrerthum ist ja gewiß auch heute nicht angenehm. Heute giebt es keine Folter mehr und keine Scheiterhaufen. Aber die Vernichtung der wirthschaftlichen Existenz ist bei dem heutigen erschwerten Kampf ums Dasein für Viele ein nicht minder bedenkliches Schreckbild. Das rechte Gottvertrauen aber und die sieghafte Hingebung an die gute Sache wird auch die Schwierigkeit der zeitweiligen Existenzlosigkeit überwinden. Carlyle hat einmal gesagt: Zum Erobern gehört weiter nichts als der Glaube an sich selbst. Eine Persönlichkeit setzt sich durch und findet ihren Weg, wenn sie ein festes Ziel vor Augen hat und alle Kräfte an seine Erreichung setzt. Sie macht Schule, findet Anhänger und Unterstützung.

Es sieht fast so aus, als sollte der Hauptkampf der Geister zunächst auf politischem Gebiete geführt werden. Auch die Geistlichen treibt es heutzutage in die politische Arena. Durch die politische Bewegung muß auch für die Kirche größere Freiheit erkämpft werden. Jetzt können die Behörden durchaus nicht frei entscheiden; sie stehen selbst unter dem Druck. Ihn zu beseitigen, der Kirche größere Selbständigkeit zu verleihen, auf daß sie ihre Gaben und Kräfte bethätigen könne, dazu sollen uns die Stimmen der unteren Volksklassen, die christlich und sozial denken, dienen. Sind die unteren Volksschichten gehoben und in ihrer wirthschaftlichen Existenz mehr gesichert, stehen sie freier in materieller Hinsicht, haben sie sich den höheren Kreisen mehr genähert und verläuft unser ganzer Produktionprozeß in geregelteren Bahnen, dann wird die Menschheit auch wieder mehr Muße gewinnen, den großen Fragen des Zusammenhanges der Welt und des geistigen Grundes aller Dinge nachzudenken, und mehr Werth auf den Faktor religiösen Gemeinschaftlebens legen, — dann wird die Zeit auch für eine neue religiöse Bewegung heranreifen.

Sangerhausen. Hermann Kötzschke.

Erwartung.

In der reinen, klaren Nacht leuchtete der Vollmond. Von der Terrasse des Gasthauses sah ich zur Rechten und zur Linken die gepflügten Felder, die in dem ruhigen Mondlicht schliefen; unten, am Ende der schmalen, von kleinen Eichen eingefaßten Straße, etwa fünfzig Schritte vom Gasthause, schlief das kleine Stationgebäude, ganz weiß, mit zwei kleinen schwarzen Fenstern; in der Ferne, jenseits eines öden Küstenstriches, schlief, einem glänzenden Streifen gleich, das Meer. Hinten, an den Bergrücken angeklammert, schlief das kleine Dorf. Rings um mich war der tiefe Friede der Straße. Ich allein wachte und ging auf und ab, rastlos, fiebernd, überreizt. Ich sah meinen Schatten in ewigem Einerlei wachsen, zusammenschrumpfen und verschwinden... Nichts ließ mich zur Ruhe kommen. Ich erwartete sie. Seit drei Tagen erwartete ich sie in diesem einzigen Gasthause des kleinen, unbekannten Ortes. Sie sollte kommen, einen Tag mit mir verbringen und wieder gehen. Und ich wartete.

Seit zwei Monaten zitterte ich und entfärbte mich beim Gedanken an diesen Tag: ich arbeitete, lachte, lebte unter der Herrschaft der einen fixen Idee. Seit zwei Monaten zuckte es in ihr wie der Flügelschlag eines sterbenden Vogels beim Gedenken an diesen Tag; ich sah es durch die Abgerissenheit und Verworrenheit ihrer Briefe. Seit zwei Monaten belogen wir Alle um uns herum, auch Die, die uns einst am Theuersten waren. Jede Handlung, jeder Gedanke, jede Hoffnung war nur auf diesen einen lichten, glühenden Tag gerichtet. Um kommen zu können, hatte ich eine andere Frau betrogen, hatte ich meine Mutter, meine Schwestern, meine Freunde getäuscht, war ich zwanzig Stunden gereist, war ich sechs Tage hindurch im Gasthause dieses weltfremden Dorfes geblieben; um kommen zu können, betrog sie einen Mann, log ihrem Vater, ihren Brüdern, ihrem Schwager, ihrer Schwiegermutter, ihren Dienstboten, ihren Freunden, wagte allein eine dreißigstündige Fahrt, setzte sich allen Gefahren aus, um zu einer Todesgefahr zu gelangen. Aber was lag daran? Ich liebte sie und wartete auf sie; sie kam zu mir, weil sie mich liebte. In der letzten Woche, die uns von diesem Tage trennte, waren wir wie von einem Wirbel erfaßt; aber in all der Unordnung und all dem Wirrsal leuchtete klar, mathematisch deutlich, der Plan dieser Reise. Ich kannte meine und ihre Reiseroute auswendig und sagte sie von Zeit zu Zeit leise vor mich hin, als könne ich sie vergessen. Mechanisch kamen mir die Namen der Stationen, die Stunden und Minuten immer wieder auf die Lippe. Und doch verfolgte mich eine furchtbare Angst, einen Zug zu verfehlen, nicht zur Stelle zu sein, den Kopf zu verlieren, — und zwei Stunden zu früh war ich auf der Station, that, als ob ich läse, ganz unbefangen, während ich ein Glas Wasser nach dem anderen trank, um mein Fieber zu kühlen. Wer ist mit mir gereist? Ich weiß es nicht. Ich sah den Menschen ins Gesicht, ohne Etwas zu sehen. Vor den Ohren schwirrte mir ein Geräusch von Stimmen, das Rasseln von Eisen, das schrille Getön der Signalglocken, das Pfeifen

der Maschine, — aber ich verstand nichts. Geschlafen habe ich nicht, keinen Augenblick. Manchmal dämmerte ich ein Bischen, in momentaner Erschlaffung und Mattigkeit der übermäßig gespannten Nerven, aber die Seele wachte, ich schreckte zusammen. Wie viele Zeitungen ich überflogen, wie viele Bücher durchblättert habe? Ich erinnere mich nicht. Ich weiß nur, daß mir bei meiner Ankunft in dem Dorfe, wohin sie kommen sollte, das Herz sich zusammenschnürte. Wer weiß: vielleicht würde sie nicht kommen.

Was wußte ich davon? Wir hatten uns auf so seltsame Art lieben gelernt, wir liebten uns auf so seltsame Art! Sie kannte mich, ich kannte sie nicht. Von einem Augenblick zum anderen war sie, die mir nichts war, mir Alles geworden. Was für ein Mensch war sie? Vielleicht würde sie nicht kommen. Vielleicht hatte man sie zurückgehalten. Vergeblich suchte ich dieser unüberwindlichen Beängstigung Herr zu werden. Der Besitzer des Gasthauses, ein zuvorkommender und freundlicher Mann, der nie einen Fremden sah, bemerkte nichts. Zwar war ich sehr blaß, mein Augen irrten zerstreut und meine Hände brannten im Fieber, aber ich lächelte, scherzte sogar. In den drei Tagen hatte ich den kleinen Ort besehen, seine gothische Kirche, seine Wollfabrik am nahen Flüßchen; aber die Einwohner, die sich nach dem stillen und aufmerksamen Reisenden umsahen, wußten nichts von dem furchtbaren Kampfe, der ihn innerlich verzehrte. Ich machte lange Spazirfahrten und ließ mir vom Kutscher seine Mißgeschicke, die ganze Geschichte seines Lebens erzählen. Auch das Zimmermädchen des Gasthauses und der Hausknecht hatten mir ihr Herz ausgeschüttet. Sie fanden einen still geduldigen Zuhörer, der mit einem Kopfnicken zustimmte, ohne zu verstehen, zernagt, untergraben, gemartert von einem einzigen Gedanken. Ich fing an, stumpfsinnig zu werden. Nachts löschte ich das Licht in meinem Zimmer, ging auf der Terasse auf und ab und sah auf die Schienen. Von da wird sie kommen, sagte ich mir. Und dann unterlag ich einer Art Sinnestäuschung: ich sah den Zug puffend und rasselnd ankommen, mit seinem rothen und seinem grünen Auge, die mich ansahen, während eine böse Macht mich auf der Terasse festnagelte, und ich sah die Geliebte aus dem Wagenfenster blicken, sah sie suchen, ohne mich zu finden, sah sie verzweifelt zurücksinken, sah sie weiterfahren, ohne daß ich, von einem furchtbaren Krampf befallen, auch nur einen Schritt thun, einen Schrei ausstoßen konnte . . . Wie ein Alb lastete es auf meiner Brust.

Die Stunden in diesen drei Tagen waren lang, waren ewig gewesen, faul und langsam hatte ich sie dahinschleichen sehen, aber die Stunden der letzten Nacht, die ersehnten, erflehten Stunden kamen nicht. Sie sollte um sechs Uhr morgens ankommen. Am Abend vorher, von acht Uhr an, zerfraß mich die Ungeduld. Kein Brief, kein Telegramm. Sie konnte weder schreiben noch telegraphiren, wir hatten es so verabredet. War sie auf der Reise zu mir? Wo war sie in diesem Augenblick? Wenn ich nachrechnete, konnte ich es wohl wissen. Und wenn sie nicht kam? Die strengsten, unabweisbarsten mechanischen Deduktionen werden durch eine Kleinigkeit schnell vernichtet. Ich ging auf und ab, ich rauchte, zerbiß meine Cigarette, ließ sie ausgehen und warf sie weg, um eine andere anzustecken. Nach und nach erloschen die Lichter im Dorf. Um neun Uhr kam ein Zug; es war ein Schnellzug, der nicht hielt. Um zehn ein anderer, mit zwei Minuten Aufenthalt. Das war der letzte. Der kleine Bahnhof war mein Leuchtthurm,

meine Gesellschaft. Seine Laternen wärmten mir das Herz wie ein Sonnenstrahl. Die beiden Angestellten, die Gepäckträger, der Stationvorsteher mußten sehr müde sein, denn sie löschten die Laternen und gingen sofort ins Bett. Es kam mir vor, als bliebe ich in einer Einöde zurück, ohne Licht, ohne Wasser. Ich ging wieder in mein Zimmer, von Angst gequält.

Bei einem Stearinlicht las ich im Stehen ihre Briefe, diese unruhigen, nervösen, fieberhaften Briefe, die mich toll machten. Sie würde kommen. Ich werde sie empfangen, die Königin von Saba, in den azurnen Hallen meiner Phantasie. Ich streckte ihr die Arme entgegen und sie kam... Nun fiel mir ein, daß diese Gasthauszimmer nicht würdig seien, sie aufzunehmen. Kleine Räume, mit einem halb bäuerischen, halb kleinstädtischen Luxus ausgestattet. Aber an der Wand hingen außer einem Christusbild auch die Leidensstationen. Die würde ich ihr zeigen: Sieh, hier habe ich geweint bei dem Gedanken, Du kämest nicht. Hier habe ich gehofft, daß dieser Kelch an mir vorübergehe. Hier habe ich im Todeskampf gerungen in dem Gethsemane des Zweifels. Hier habe ich geschluchzt, weil ich mich von Dir verrathen glaubte. Hier bin ich verzweifelt, weil ich meinte, Du würdest nicht kommen. Dies ist drei Tage lang mein Grab gewesen. Und hier, Geliebte, bin ich auferstanden. Und von überschäumender Erregung ergriffen, trat ich auf die Terrasse hinaus und gestikulirte wie ein dem Tollhaus Entsprungener... Vielleicht kam sie nicht. Ich setzte mich in eine Ecke, stützte die Arme auf die Mauer und den Kopf auf die Arme. Aber ich schlief nicht. Auf dem Tisch war das Fläschchen Chloral halb leer. Ich leerte es ganz. Dann legte ich mich aufs Bett zum Schlafen. Aber ich schlief nicht. Ich griff nach einem Buch: den Maximen von Larochefoucauld. Traurige Maximen, bittere Maximen voll Lebensweisheit. Aber die Leidenschaft steht außerhalb des wirklichen Lebens. Sie waren mir lästig. Ich fing wieder zu rauchen an. Meine Kehle war trocken, mein Schlund wie verdorrt, meine Wangen brannten. Ich nahm ihre Briefe, ihre duftigen, frischen Briefe, und legte sie mir auf das Gesicht, als könnten sie mich kühlen.

Von der Terrasse aus sah ich — fertig angezogen und bereit — im Dämmerlicht des untergehenden Mondes und des anbrechenden Tages, die Uhr in der Hand, ein Bauernhaus nach dem anderen sich öffnen. Im Gasthause war noch Alles still. Doch wußte man, daß ich mit dem Halbsiebenuhr-Zug meine Frau erwartete, und die Leute fingen allmählich an, aufzustehen. Ich versteckte mich, weil ich mich schämte, meine Ungeduld sehen zu lassen. Aber vom Fenster aus sah ich immer die Station, die nun auch erwacht war. An der Thür stand ein Gepäckträger und streckte sich. Ich ging hinunter, — ich konnte nicht anders. Im Morgendämmer fegte die Magd das Eßzimmer und ich sagte ihr, daß ich spaziren ginge. Sie lächelte. Ich verstand das Lächeln nicht, ich war wie blödsinnig. Je näher die Stunde kam, um so sicherer wußte ich, daß sie nicht kommen würde. Sie kommt nicht, sie kommt nicht, sagte ich vor mich hin. So ging ich die Landstraße entlang, in der Richtung der Bahnstrecke. Ich ging dem Zug entgegen, wie ein Geisteskranker, wie ein Kind. Die Landstraße bog ab und ich kehrte zur Station zurück. In dem kleinen Bahnhofsrestaurant trank ich eine Tasse Kaffee, dann ein Glas Wermuth und sprach mit dem Besitzer. Der Tag dämmerte, — ein grauer Tag. Vielleicht würde die Sonne nicht aufgehen, vielleicht würde sie nicht kommen. Ich war sicher, daß sie nicht kam. Wenn ich auf sie wartete,

that ich es aus Gewissenhaftigkeit, fast aus Pflichtgefühl. Ich hätte ruhig weggehen können, denn sie kam ja doch nicht. Plötzlich hörte ich einen schwachen Pfiff, den Ton einer Glocke, und stürzte heraus, — gerade zur rechten Zeit, um einen schwarzen, von Feuchtigkeit triefenden Zug zu erblicken. Alles Blut fließt mir zum Herzen, aber ich wage, zu fragen:

„Ist es der Schnellzug?"

„Nein, ein Güterzug; der Schnellzug kommt erst in vierzig Minuten."

„Ist Verspätung gemeldet?"

„Bis jetzt nicht."

Sie wird nicht kommen. Ich gehe in den kleinen Garten der Station, wo Monatsrosen und verspäteter Jasmin blühen. Eine Eidechse sieht mich mit ihren schlauen Aeugelchen an, eine gute, sympathische, nervöse Eidechse. Ich möchte ihr sagen, wie verzweifelt ich bin, weil sie nicht kommt. In der Thür steht ein Polizist. Ich möchte ihm erzählen, wie verzweifelt ich bin, weil sie nicht kommt. Die letzten Minuten vor der Ankunft des Zuges lebe ich dreifach; jede Empfindung ist auf den äußersten Höhepunkt geschraubt. Der Zug kommt, die Glocke schrillt, es summt und surrt mir vor dem Ohr. Siegreich bricht die Sonne durch und vergoldet den weißen Dampf der Maschine. Sie ist nicht da. Ich rühre mich nicht von der Stelle, mache keinen Schritt, — im Todeskampfe, ohne zu zucken. Aus der dritten Klasse steigen Landleute; ein paar Herren, eine alte Dame, ein Kind aus der zweiten. Sie ist nicht da . . .

Plötzlich sehe ich in dem vorletzten Coupé erster Klasse ein totenblasses Gesichtchen aufleuchten und schnell verschwinden.

Ich finde die Kraft, die Wagenthür zu öffnen. In meine eiskalte Hand legt sich ein zitterndes Händchen. Wir sagen kein Wort, aber sehen einander an und gehen neben einander her. Und diese beiden blassen Geschöpfe, die keinen Ton hervorbringen können, die zittern wie Kinder, sind: ein starker und tapferer Mann von dreißig Jahren und eine kluge und tapfere Frau. An der Thür richte ich eine nichtige, unnütze Frage an sie:

„Hast Du Dein Billet?"

Sie hat es und zeigt es mir. Wir gehen weiter. Auf dem staubigen Weg schreiten wir neben einander her; ich reiche ihr nicht einmal den Arm.

Der Wirth des Gasthauses lächelt uns von der Schwelle zu. Sie lächelt und in ihren Augen sind Thränen. Ich fühle nichts als den scharfen Duft ihrer Handschuhe . . ihren Duft. . . .

* * *

Du hast vergessen können, ich habe vergessen können. Da dies Unfaßbare, Furchtbare möglich war, so wollen wir spöttisch lachen und es ruhig weiter sagen, daß das Leben in seiner erhabensten Form, in der Liebe, nichts ist als ein eitler, erbärmlicher Traum.

Neapel. Mathilde Serao.



Zwei Erfinder.

Fachleute sprechen jetzt viel von wichtigen Erfindungen in der elektrischen Beleuchtungtechnik. Was auf diesem Gebiet noch zu thun bleibt, erkennt man am Besten, wenn man betrachtet, welche eigenthümliche Haltung unsere Kommunen annehmen, sobald es sich um ihr Straßenlicht handelt. Wir haben Großstädte, die eifersüchtig für eine gehörige Ausnützung der städtischen elektrischen Centrale eintreten, trotzdem aber gar nicht daran denken, in ihren Laternen etwas Anderes als Gas zu brennen. Ich will ein Beispiel anführen. Eine sehr vermögende Stadt wird von einem bedeutenden Unternehmen — keinem Erwerbsunternehmen — unter sicheren Bedingungen um ein finanzielles Entgegenkommen ersucht. Die Petentin will aber, weil sie dabei 20000 Mark jährlich erspart, eine eigene Blockstation errichten, statt ihre elektrische Kraft vom städtischen Werk zu beziehen. Darob allseitige Entrüstung und entschiedene Weigerung des Magistrates, einem Etablissement irgendwie gefällig zu sein, das nicht lieber die kostspieligere Energie von der Stadt nehmen will. Die selbe Kommunalverwaltung führt jetzt aber für fast sämmtliche Straßenlaternen Auers Glühlicht ein, zeigt also damit, daß sie an elektrische Beleuchtung einstweilen überhaupt nicht denkt. Die Ursache ist sehr leicht zu entdecken: nach den bestehenden Verträgen mit der Gasgesellschaft kostet jede Laterne im Jahr 19 Mark, bei elektrischem Glühlicht würde sie 72 Mark kosten. Da ferner die Auerstrümpfe die Beleuchtung noch mehr verbilligen und beim Ablauf der alten Gasverträge sicher noch niedrigere Bedingungen erzielt werden können, so berücksichtigt die Stadt ihr eigenes und den Privaten so dringend empfohlenes Elektrizitätwerk bei diesem wichtigsten Konsum eben nicht.

Es scheint nun, daß wir auf eine Verbilligung des elektrischen Lichtes hoffen dürfen. In einer Zeitungnotiz war die Rede von einem Patent, das Dr. Auer von Welsbach in Wien — der Erfinder des berühmten Gasglühlichtes — auf ein elektrisches Glühlicht genommen habe. Ich habe versucht, mich bei Elektrikern über das Wesen dieser Erfindung zu unterrichten, die ja durch den Namen eines so ungewöhnlich erfolgreichen Chemikers von vorn herein in den Brennpunkt der Erwartung gerückt wird. Wie man mir sagt, wäre ein neues Patent von besonderem Werth, wenn es gelungen wäre, eine elektrische Glühlampe zu bauen, die bei wesentlich geringerem Verbrauch an elektrischer Energie die selbe Lichtmenge liefert wie die jetzt gebräuchliche 3½-Watt-Glühlampe. Die sparsameren Käufer von 2- bis 2½-Wattlampen merken bekanntlich bald den Nachtheil der Billigkeit: geringere Lebensdauer, leichteres Durchbrennen der Lampe u. s. w. Die gewöhnliche sechzehnkerzige Glühlampe verbraucht etwa den zwölften Theil einer elektrischen Pferdekraft; dieser relativ hohe Stromverbrauch erklärt den theuren Preis bei fast allen Centralen. Die Energie hat dort nicht etwa einen so bedeutenden Werth — das Brennmaterial (Kohle) spielt in den Ausgaben nur eine geringe Rolle —, aber zur Fortleitung dieser großen Energiemengen sind vor Allem ja die sehr theuren Kabel erforderlich. So sind z. B. in Berlin, wo man in den Straßen auch zum Auer-

licht übergeht, für viele Millionen Mark Kabel vergraben; man kann ohne Uebertreibung von einem ganzen Kupferbergwerk sprechen, mit dem vereint dort vielleicht eine jährliche Weltproduktion an Gummi ruht. Sollte es nun gelingen, eine elektrische Glühlampe zu bauen, die annähernd die Lebensdauer der besten vorhandenen hat — es giebt da sehr viele Unterschiede — und nur die Hälfte der jetzt nöthigen Energie verbraucht, dann könnten die Kabel viel dünner und billiger sein. Dann wäre natürlich auch die Amortisationquote, die heute in den Bilanzen mindestens 10 Prozent ausmacht, wesentlich niedriger zu beziffern, der Strom könnte also bedeutend billiger abgegeben werden und den Centralen wäre eine weitere Ausdehnung ihrer Kundschaft sicher. Auch bei den schon bestehenden Werken, wo man doch die Kabel so dick verbrauchen muß, wie man sie einmal besitzt, würden die selben Vortheile hervortreten, weil künftig doppelt so viele Glühlampen angeschlossen werden dürften. Ich muß hier noch daran erinnern, welche wichtige Rolle besonders bei Gleichstromanlagen die Kabel spielen. Auf meinen bescheidenen Einwand, daß die Centralen doch nicht nur Licht, sondern auch Kraft abgeben und daß für die Motoren starke Kabel nöthig blieben, wurde mir erwidert, die vorhandenen Lichtkabel reichten noch für die fünffache Motorenzahl aus, ohne das Licht zu schwächen, da die Motoren doch meist nur am Tage gebraucht werden.

Verbesserungen der elektrischen Glühlampe wurden schon vielfach versucht. Zunächst mit niedrigerer Wattzahl (736 Watt = 1 Pferdekraft), wobei aber immer noch Kohle für die Fäden angewandt wurde. Dann griff man zu anderem Material, sogar zum Kalcium-Karbid, das neuerdings einer Fülle zweifelhafter Gründungen zum Vorwande dient. Auch wurde es mit den sogenannten seltenen Erden versucht, wie sie z. B. beim Auerstrumpf zur Imprägnirung benutzt werden, um dadurch höhere Leuchtkraft zu erzielen. Erst vor Kurzem soll die Unnützlichkeit dieser Experimente erkannt worden sein; jetzt scheint es sicher, daß die starke Lichtausgabe der Auerstrümpfe auf einer „vermittelnden Wirkung" beruht", die das in den Strümpfen enthaltene Cer — das übrigens vor einigen Jahren tausendmal theurer als heute war — bei der Verbrennung des Leuchtgases übt.

Nun ist doch auch uns Laien verständlich, daß in einer leergepumpten, also luftleeren elektrischen Glühlampe kein Verbrennen mehr, sondern nur ein Glühen des Kohlenfadens stattfindet, also auch der eben erwähnte vermittelnde Prozeß hinfällig werden muß. Einzelne Chemiker glauben, die neue Erfindung Auers bestehe darin, daß ihm die Konstruktion einer elektrischen Glühlampe gelungen sei, bei der das Auspumpen nicht mehr nöthig wäre. Bisher hatte man hierdurch bekanntlich dem Verbrennen des Kohlenfadens am Sauerstoff vorgebeugt. Die neue Glühlampe müßte sich demnach, wie der Auerstrumpf, in freier Luft verwenden lassen; vielleicht wird diese Vermuthung nur aufgestellt, weil andere Lösungen den nicht direkt dabei betheiligten Fachmännern ferner liegen. Vorläufig ist man eben noch auf Vermuthungen angewiesen, da es in Oesterreich auch cachirte Patente giebt und selbst bei uns angemeldete Patente weder publizirt noch nachgedruckt werden dürfen; man kann sich höchstens eine Abschrift kommen lassen. Unter allen Umständen würde aber Herr Dr. von Auer nicht mit einer elektrischen Erfindung herauskommen, die seinen berühmten Gasstrümpfen schaden könnte; man kann auch von allen Kennern dieser Dinge hören, in absehbarer Zeit werde keine elektrische Glühlampe so geringe Ausgaben wie das Auerlicht er-

fordern. Etwas Anderes wäre es mit Bogenlampen, die aber nicht ins Zimmer passen und deren Verwendung zur Straßenbeleuchtung noch vielfachen Bedenken begegnet.

Merkwürdig ist, daß in der selben Zeit wie Auers neues Patent noch eine andere Erfindung in Fachkreisen besprochen wurde. Was mir darüber von Gelehrten erzählt wird, betrifft einen bekannten deutschen Elektrochemiker; ihm soll ein neues Verfahren zur Erzeugung von Elektrizität gelungen sein, das im Vergleich mit den schon bekannten Methoden große Vorzüge besitzen soll. Beweis: eins unserer berühmtesten Elektrizitätwerke soll, so sagt man, dem glücklichen Erfinder nicht weniger als fünf Millionen dafür geboten haben. Ich will annehmen, daß die Professoren mit großen Summen nicht recht umzugehen gewöhnt sind und daß sich deshalb das Gebot nur auf 500000 Mark beziffert, — natürlich außer den üblichen Jahresantheilen; von der Sache selbst aber werden zu viele persönliche Details erzählt, als daß ich sie für ganz aus der Luft gegriffen halten dürfte.

Vorhin erwähnte ich, die bloße Erzeugung von elektrischer Energie durch Kohle koste nicht viel. Dennoch ist der Wunsch entstanden, die Energie der Kohle, die praktisch nur mit Hilfe von Dampfmaschinen zur Erzeugung von Elektrizität verwendet wird, ohne solche mechanische Vermittelung überführen zu können. Dies schien lange so schwierig, daß nur wenige Erfinder sich damit befaßten. Eifrig experimentirt wurde an der Sache erst wieder, als auf dem letzten münchener Kongreß ein jetzt von Duisburg nach Aachen berufener Elektrochemiker einen Aufsehen erregenden Vortrag darüber gehalten hatte. Seine Arbeiten sollen nun im göttinger elektrochemischen Laboratorium fortgesetzt werden; außer diesem giebt es bei uns nur noch in München, Charlottenburg, Darmstadt und Aachen solche Laboratorien. Als der Erfinder des neuen Verfahrens wird der Direktor der göttinger Anstalt bezeichnet, der aber selbst noch nichts davon bekannt gemacht hat. Manche Fachmänner weisen nun auf die chemischen Vorgänge in jedem galvanischen Element, z. B. im Haustelegraphen; in Verbindung mit diesen chemischen Vorgängen wird bekanntlich Elektrizität erzeugt. Man meint, daß sich analog auch durch andere chemische Prozesse, z. B. durch indirekte Verbrennung der Kohle, elektrische Energie ohne Dampfmaschine vielleicht herstellen lasse. Bisher soll dieses Problem als ein rein wissenschaftliches behandelt worden sein; schon vor fünfzig Jahren wurden solche Versuche angestellt, die aber mißlangen. Erst seit dem Entstehen der Elektrochemie schöpfen die Fachleute wieder neue Hoffnung. Wenn wirklich ein brauchbares Verfahren erfunden wird, dann könnten über kurz oder lang die Dampfmaschinen und Wärmemotoren an Bedeutung für die Elektrotechnik beträchtlich verlieren. Ich füge aber hinzu, daß bisher die Laboratoriumsversuche keineswegs als aussichtvoll bezeichnet wurden; der Göttinger müßte also ganz besonders von Glück und Geist begünstigt worden sein, wenn er Erfolg hätte.

So viel vorläufig über die beiden neuesten Erfindungen, von denen nächstens wohl viel gesprochen werden wird. Beide gehen von erprobten Männern aus, bleiben also interessant, auch wenn die Praxis, wie schon früher oft, nicht sofort und völlig die theoretischen Versuche bestätigen sollte. Pluto.



Notizbuch.

Die taktische Geschicklichkeit, die dem Freiherrn von Manteuffel von Freunden und Feinden nachgerühmt wird, hat sich auch auf dem dresdener Parteitage bewährt. Nach dem Zusammenbruch Hammersteins, der Ausstoßung Stoeckers, den Glossen Bismarcks und den Versuchen, zwischen den Konservativen und dem Bunde der Landwirthe Unfrieden zu stiften, waren allerlei unangenehme Erörterungen immerhin möglich. Nun haben die Verhandlungen ein Bild friedlichster Ruhe geboten und die Hoffnungen der Gegner getäuscht. Artig und fein waren, nicht nur im Gegensatz zu der unklugen Plumpheit eines anderen Herrn, besonders die Wendungen, in denen Herr von Manteuffel sich mit Bismarcks Glossen abfand, die er genau so beurtheilt, wie sie hier mehr als einmal erläutert worden sind. Weniger erfreulich ist die geistige Ausbeute, die der Betrachter aus den Verhandlungen gewinnt; eine sorgsam vorbereitete, lehrreiche und interessante Rede des Grafen Kanitz kann über die allgemeine Dürre nicht hinwegtäuschen, nicht den Eindruck verwischen, daß die konservative Partei von Jahr zu Jahr mehr den Zusammenhang mit der modernen Bildung, mit den unser Denken und Empfinden bestimmenden Mächten, verliert. Es genügt wirklich nicht, der Welt mitzutheilen, daß die konservativen Herren treue Monarchisten sind, den bundesstaatlichen Charakter des Reiches erhalten, christliche Tugend und nationale Sitte pflegen, gegen den noch immer sogenannten Umsturz kämpfen, keine Reichstagsdiäten bewilligen und höhe Getreidepreise erzielen wollen; das Alles war auch vor dem Parteitage nicht ganz unbekannt. Er verräth einen bedenklichen Mangel an werthvollen Kräften, wenn Herr Dr. Klasing, der ein ausgezeichneter Gerichtsredner und als Politiker ein starkes Temperament ist, sich aber selbst sicher nicht für einen sachkundigen Nationalökonomen hält, mit dem Referat über die Sozialpolitik, den wichtigsten Theil jeder Parteierörterung, betraut werden muß. Jetzt schon rächt sichs eben, daß die konservative Partei sich alle berufenen Vertreter der Wissenschaft entfremdet, Stoecker, ihren thätigsten Förderer und besten Kenner städtischer Zustände, auf höheren Wunsch aus ihren Reihen gedrängt und die Freundschaft des Freiherrn von Stumm der kaum überschätzbaren Hilfe vorgezogen hat, die Adolph Wagner ihr Jahre lang leistete. Mit einer Weltanschauung, die sie öffentlich zwar bekennt, an die ihr im Innersten aber der Glaube fehlt und die den hellsten Köpfen heute nur noch als Gespensterspuk erscheint, und mit einem in veralteten Formeln erstarrten Programm kann keine Partei hoffen, neue Schichten um ihre Fahne zu sammeln; eine solche Partei muß froh sein, wenn sie sich im alten Besitz halten kann, — und Resignation ist die tugendhafte, aber kraftlose Trösterin der Altersschwäche. Die selben Herren, die, wo es sich um ihre Grundbesitzerinteressen handelt, sehr wirksam gegen das Manchesterthum wettern, zeigen sich, sobald das Gebiet der Arbeiterfrage betreten wird, vom unverfälschten Manchestergeist erfüllt und könnten sich in jedem Augenblick mit den Herren Bamberger und Richter verständigen. Weshalb erklären sie, statt die langweiligen Umsturzreden zu wiederholen, nicht, daß sie jedes gesetzliche Streben, die Lage der Arbeitermassen zu bessern, kräftig unterstützen wollen, weil der Erfolg dieses Strebens auch den von ihnen vertretenen Schichten die einzige Möglichkeit stetigen und ausreichenden Erwerbes bieten könnte? Man muß beinahe glauben, daß sie nie ein ernsthaftes Buch über soziale Kämpfe gelesen haben, nicht einmal Rodbertus und Lange kennen und die Mühe scheuen, dem Programm

der englischen Konservativen brauchbare Gedanken zu entlehnen. Die leider noch immer fast ausschließlich preußische Partei der Grundbesitzer ist nicht nur von der Gefahr bedroht, durch ihre Familienbeziehungen, ihre Traditionen und strebsamen Wünsche in eine Abhängigkeit von der Regirung gedrängt und verhindert zu werden, Das auszusprechen, was im Deutschen Reich täglich lauter in allen Klassen beseufzt und geflüstert wird; sie muß, wenn sie auf dem beschrittenen Wege weitergeht, über ein Kleines sich auch den Unwillen und vielleicht bald den Haß aller modern Empfindenden zuziehen. Und wer wird ihre Macht vor dem Verfall schützen, wenn die Schaar der Vorhutgeister, in denen doch gerade Aristokraten die eigentlichen Gestalter der Völkergeschicke erblicken müssen, sie eines Tages der längst schon mißtrauischen Masse als ein Hinderniß auf dem Kulturpfade bezeichnet?

* * *

Im vorigen Heft wurden aus den Kaisergeburtstagsreden unserer Botschafter ein paar anmuthige Proben mitgetheilt. Viel Erklecklicheres aber als die Diplomaten pflegen bei solchen Gelegenheiten die Herren Kommunaltyrannen zu leisten, die meist ja aus den Reihen der liberalen Mannesseelen erkürt werden. Auch davon sei hier wenigstens eine Probe vorgeführt. Da waltet und wirkt in dem Städtchen Rheydt der Oberbürgermeister Dr. Strauß, der sich am siebenundzwanzigsten Januar beim städtischen Festmahl also vernehmen ließ: „Der Kaiser ist hervorragend durch seinen Geist, durch die Kraft seiner Persönlichkeit, durch sein blitzendes Auge, durch sein feuriges Temperament, durch seinen Fleiß und seine großartige Arbeitkraft, nicht weniger aber durch sein allumfassendes Wissen und seine Kenntniß und sein Eindringen in alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Noch gestern haben wir hier Gelegenheit gehabt, Dies zu erfahren, da meinem Nachbarn zur Rechten, Herrn Stadtverordneten Wilhelm Junkers, durch Verleihung des Rothen Adlerordens eine verdiente Anerkennung von Seiner Majestät geworden ist. So, in dem Bestreben, Alles kennen zu lernen und in Alles einzudringen, ist unser Kaiser wohl der hervorragendste unter allen lebenden Herrschern. Unsere Feinde würden sich glücklich schätzen, einen solchen Mann an der Spitze ihres Staatswesens zu haben. Und doch ist bei uns mitunter die Frage aufgeworfen worden, ob an dem Steuer unseres Staatsschiffes die erprobte Hand des alten, bewährten Steuermannes nicht zu vermissen und ob der Kurs auch wohl der richtige sei. Diese Befürchtung ist durch die Ereignisse der letzten Wochen glänzend widerlegt worden. (Folgt natürlich Kiautschau und Umgegend.) In diesem Sinn fährt Prinz Heinrich jetzt übers Meer in ferne Lande, um überall das Evangelium, die frohe Botschaft von der heiligen, unversieglichen und unüberwindlichen Kraft und Fülle des Deutschen Volkes und seines Kaisers zu predigen. In diesem Sinne rüstet sich der Kaiser in dem beginnenden neuen Lebensjahr selbst zu einem Kreuzzug in jenes Heilige Land, von dem aus vor zweitausend Jahren der Welt das Licht aufging und in das die Sage das Paradies versetzt. Auch diese uralten Stätten der Kultur deutscher Art und deutscher Flagge zu erschließen, gilt der Kreuzzug des Kaisers. Wünschen wir dem kühnen kaiserlichen Kreuzritter glückliche Fahrt!" Und wünschen wir, darf man wohl hinzufügen, dem Tyrannen von Rheydt eine eben so glückliche Fahrt nach Byzanz, der ältesten, heiligsten Stätte neudeutscher Kultur, wo er sicher nicht einsam sein, sondern so manchem Kommunalkollegen begegnen wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 19. Februar 1898.

Die Zukunft der Sozialdemokratie.

Nach jedem Kongreß der internationalen, völkerbefreienden und welterlösenden Sozialdemokratie klingt bald leise, bald lauter ein seltsames Lied durch den deutschen Zeitungwald. Sie sind mürbe geworden, die alten Knaben, die sich vor Jahrzehnten um das nun halb zerfetzte Banner der großen Bewegung von Marxens Gnaden geschaart haben, heißt es da. Es ist keine markige Kraft mehr in ihren Reden; die elementare Leidenschaft ist zum Theaterdonner geworden und vorsichtiger, nur sacht zugreifender Opportunismus hat sich in die Reihen der einst so wilden Kämpen geschlichen. Die Soldaten sind müde geworden wie die Führer, — die Sozialdemokratie ist nicht mehr revolutionär! Dies Lied singt man uns nun schon seit Jahren und neuerdings blasen es zur Abwechselung auch die gelehrten Herren Nationalökonomen. Selbst ein Professor, der so ganz außerhalb der Zunft steht wie Julius Platter, hat jüngst in der „Zukunft" das alte Leitmotiv wieder hervorgeholt. Ich für mein Theil glaube nicht an den unrevolutionären Philistersozialdemokraten, der uns neuerdings gezeigt wird. Es steckt zu viel vom freisinnigen und nationalliberalen Zeitungmenschen in diesem Bilde, als daß es glaubhaft wirken könnte. Die Sozialdemokratie ist und bleibt eine revolutionäre Partei.

Am Anfang unseres Jahrhunderts, als der Sozialismus noch tief im Utopismus steckte, war er bereits revolutionär im eigentlichen Sinne. Saint-Simons „Industrial"-System skizzirte nicht allein einen bereits vorhandenen volkswirthschaftlichen Zustand, sondern verkündete zu gleicher Zeit eine vollkommene Umwälzung der Gesellschaftordnung. Saint-Simon, der in kirchlichen und geistigen Dingen nicht frei von autoritärem Glauben war, ein Symmetriker und fast im selben Umfange wie sein Schüler Comte ein Anbeter des Begriffes der Hierarchie, wollte mit seiner Reform, trotz aller An-

knüpfung an die wirthschaftliche Gegenwart, Prinzipien brechen, Werthe ändern, soziale Thatsachen umstoßen, den gesellschaftlichen Zustand der Dinge von Grund aus umformen, — und Das heißt doch wohl: revolutioniren. Der Begriff der Revolution war im Sozialismus vor dem Grundsatz der Evolution vorhanden und verlor durch dessen Hinzutreten durchaus nichts von seiner ursprünglichen Gewalt. Der ganze Marxismus ist, als spezifische sozialistische Erscheinungform aufgefaßt, eigentlich nichts Anderes als die geschickt konstruirte Synthese des revolutionären Prinzips und der modernen Entwickelungtheorie. Nicht in den neuen Elementen des Werthbegriffes, nicht in der Lehre von der industriellen Reservearmee, nicht in den deskriptiven Schilderungen des „Kapitals" und auch nicht im Begriff der Expropriation der Expropriateure liegt das Spezifische des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus. Der Marxismus ist, rein wissenschaftlich ausgedrückt, zur herrschenden Doktrin innerhalb des Sozialismus geworden, weil er den Revolutionbegriff mit dem Evolutionprinzip durchtränkt hat. Diese beiden Grundsätze schließen einander nun keineswegs aus, wie man vielleicht auf den ersten Blick vermuthen dürfte. In jeder historischen Periode setzen sich in allmählicher, oft Jahrhunderte dauernder Entwickelung wirthschaftliche Triebkräfte durch, die zuletzt die gesammte Epoche beherrschen. Wenn diese Entwickelung ihren Gipfelpunkt erreicht hat, entspringen aus dem Innersten der alten, gesättigten ökonomischen Machtfaktoren ganz andere Triebkräfte, — und eine neue Maulwurfsarbeit des Produktivmechanismus beginnt. Nie kann eine wirkliche, erfolgreich über den Tag hinausgreifende Revolution eintreten, bevor nicht die wirthschaftlichen Triebkräfte mit heimlicher, aber elementarer Gewalt ihre Minirarbeit verrichtet haben. Sobald Das aber geschehen ist, kann und mußte bis jetzt in den meisten Fällen die Revolution ausbrechen, — als Abschluß eines ganzen Prozesses, als letztes Glied in der Kette einer bestimmten Anzahl sozialer Entwickelungmomente. Die Revolution ist im Klassenkampf nur das konzentrirte Produkt der heimlichen und unheimlichen, fast nach mechanischen Gesetzen sich vollziehenden wirthschaftlichen Evolution selbst. Sicherlich verdankt der Marxismus einer ganzen Anzahl anderer Umstände seinen überaus großen Erfolg. Aber der besondere Zauber, der er auf die sozial Gebildeten in immer erhöhtem Maße übt, wird, glaube ich, zur Genüge durch diese glückliche Synthese der beiden Begriffe erklärt. Der Marxismus ist zum wissenschaftlichen Sozialismus par excellence, zur Bibel der Sozialisten, geworden durch das stete Kokettiren mit der Entwickelungtheorie und durch das Hinschielen nach der sozialen Revolution.

In der wissenschaftlichen Grundlage hätte sich also seit Anbeginn nichts geändert. Die Sozialdemokratie mag ihre Geschichte in diesem Jahrhundert noch so weit zurückverfolgen: sie wird überall auf die auch innerhalb des

Marximus mit glänzendem Pathos vorgetragene stolze Verkündung der Revolution stoßen. Sehr richtig, wird man einwenden: die Sozialdemokraten haben eben auch erst in allerjüngster Zeit ihr Grundprinzip aufgegeben. Fragt man, worin sich denn eigentlich dieser Umschwung äußere, so erhält man die folgende Antwort: Die Sozialdemokraten betheiligen sich immer mehr an gesetzgeberischen Einzelarbeiten, betheiligen sich z. B. an den Wahlen zum preußischen Landtag, paktiren mit Eugen Richter u. s. w. In Frankreich werden sie zu einer halb agrarischen Partei. Sie sitzen auf internationalen Kongressen mit den schweizer katholischen Soziologen und mit belgischen Sozialpolitikern temperirter Art zusammen. Wer nicht blind ist, muß diese Anzeichen als Symptome zunehmenden Paktirens mit anderen sozialen Gruppen, stetigen Ueberganges in eine rein wirthschaftliche Reformpartei und allmählichen Aufgebens aller revolutionären Prinzipien ansehen. Auch ich sehe diese Anzeichen, aber ich deute sie anders. Ich finde, diese Daten zeigen nur, daß die Sozialdemokratie jetzt ernhafter und konsequenter denn je, allerdings mit falschen Mitteln, dem Ziele der Revolution bestehender Zustände zustrebt. Entweder man versteht unter Revolution den politischen Zusammenbruch wirthschaftlicher Verhältnisse, die längst durch die Minirarbeit des ökonomischen Prozesses angebohrt wurden, oder man versteht darunter eine augenblickliche Katastrophe, einen „Putschismus". (Ich bin nicht für das häßliche Wort verantwortlich, das Herr Sombart, glaube ich, in diesen Blättern zuerst angewandt hat.) Nimmt man das Zweite an, so war die Sozialdemokratie nie revolutionär, denn selbst 48 wollte Marx nur die politische Zertrümmerung von Zuständen, die er wirthschaftlich bereits für verfault hielt. Ob er sich hierin geirrt hat oder nicht, ist für die theoretische Erörterung des Falles gleichgiltig. Bakunin und Marx wollten die Revolution, aber für Bakunin war sie überall angebracht, ob die vorhergehende wirthschaftliche Maulwurfsarbeit vorhanden war oder nicht, für Marx war sie von Anbeginn als ein Produkt der vorhergehenden ökonomischen Minirarbeit aufzufassen; in seinen Augen war eine politische Revolution nur da erfolgreich, wo sie ökonomisch nothwendig war. In der ersten Periode seines Schaffens zweifelte Marx noch nicht, wie vielleicht in der zweiten, daß — um mit seinen eigenen Worten zu reden — für die neue, eben beginnende Geschichtperiode die Gewalt die Geburthelferin wirthschaftlicher Zustände sein würde. Die Sozialdemokratie zweifelt jetzt — mit dem Marx der zweiten Periode — an der Opportunität der Gewalt, aber sie wird sicher nicht davor zurückschrecken, sie anzuwenden, wenn die ökonomischen Bedingungen es erlauben. Um diese gütige und allerhöchste Erlaubniß der ökonomischen Bedingungen allein aber handelt es sich; sie unterscheidet Marx von Bakunin, Sozialdemokraten von Anarchisten, Revolutionäre von Barrikadenhelden. Kann man nicht Gewalt anwenden, wenn es sein muß, nachdem man mit Hilfe der Liberalen vorher die Macht

des Feudalismus in Preußen zerbröckelt hat? Ich glaube: erst recht. Kann man nicht, wenn es sein muß, noch besser Gewalt anwenden, wenn man durch klug gehandhabten Arbeiterschutz den Proletarier gestärkt hat? Satte Soldaten kämpfen besser als hungrige. Entweder die Sozialdemokratie war nie revolutionär oder sie ist es noch. Sicher ist die Revolution, die Anwendung der Gewalt, eine Sache des Temperamentes; und es ist wohl möglich, daß manche Führer zu alt dazu geworden sind. Aber nicht darum handelt es sich; man hat zu konstatiren, daß durch ihre gesammte Taktik, ob sie nun falsch oder richtig ist, die Sozialdemokratie nicht gehindert wird, eine revolutionäre Partei zu bleiben. Sie glaubt, jetzt mehr paktiren zu müssen, um ihrem Ziel rascher näher zu kommen. Sie wird sich ihrem Ziel nicht nähern, aber sie hat ihr Prinzip nicht aufgegeben. Die Praxis deckt sich in dieser Beziehung mit der Theorie: die Sozialdemokratie ist revolutionär wie ihre wissenschaftliche Grundlage, der Marxismus. Uebrigens stehen in dem bereits im Februar 1848 erschienenen „Kommunistischen Manifest“ verschiedene Anweisungen über das Zusammengehen der Kommunisten mit anderen Parteien. „In Frankreich“, heißt es wörtlich, „schließen sich die Kommunisten an die sozialistisch-demokratische Partei an gegen die konservative und radikale Bourgeoisie ... In der Schweiz unterstützen sie die Radikalen. Unter den Polen unterstützen die Kommunisten die Partei, die eine agrarische Revolution zur Bedingung der nationalen Befreiung macht ... In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigenthum und die Kleinbürgerei.“ Man kann Marx doch wirklich nicht Mangel an revolutionärem Sinn vorwerfen. Er will die Bourgeoisie im Kampf gegen die Monarchie unterstützen. Das verlangen auch die Herren Bebel und Auer, nur mit ein Bischen anderen Worten. Warum sollte Bebel nicht gestattet sein, was Marx erlaubt war?

Es hat deshalb wenig zu bedeuten, wenn man, wie auch Platter neuerdings that, den sozialdemokratischen Parteiführern und selbst den großen Theoretikern des wissenschaftlichen Sozialismus einzelne Widersprüche nachweist. Politik und Nationalökonomie werden nie so exakte Wissenschaften wie die Astronomie werden und man wird ein politisches Ereigniß nie so genau vorhersagen können wie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß. Marx und vor Allem Engels — in der „Lage der arbeitenden Klassen“ — haben viele wirthschaftliche Zustände mit geradezu prophetischem Blick vorausgesehen, wenn sie auch in dieser Beziehung von den Utopisten und besonders von Fourier übertroffen worden sind. Dazu kommt, daß selbst der kühlste Theoretiker oft Herzenswünsche nicht unterdrücken kann. Marx hat häufig die Revolution falsch vorausgesagt, weil er sie sehnsüchtig herbeiwünschte. Was aber die Liebknecht, Bebel, Singer und Auer betrifft, so sind sie in erster Linie Agita-

toren und ihre taktischen Kontroversen haben keineswegs so dauernde Bedeutung, daß man mit Ernst und Gründlichkeit die Sonde wissenschaftlicher Kritik an sie legen sollte.

So ist denn die Zukunft der Sozialdemokratie durchaus nicht durch den minder revolutionären Charakter bestimmt, den schon jetzt die Bewegung zeigt, und so ist keineswegs zu gewärtigen, daß sich diese Partei nächstens in die große Fraktion der Sozialreformer und wirthschaftlich Unzufriedenen verwandeln wird. Die Aussichten der Sozialdemokratie hängen von ganz anderen politischen Faktoren und sozialen Triebkräften ab.

Die auffallendste Erscheinung in der neueren Politik der Partei ist, daß sie mit einer ganzen Anzahl volkswirthschaftlicher Fragen nicht fertig wird, daß sie für die Lösung von gewaltigen sozialen Aufgaben, die in ihrem Rahmen liegen sollten, keinen Platz hat, daß sie verschiedenen ökonomischen Erscheinungen rathlos gegenübersteht, statt sie zu beherrschen. Das ist aber kein Fehler der Taktik, kein Mangel an praktischem Sinn bei einzelnen Führern: hier zeigt sich vielmehr das Mangelhafte der marxischen Doktrin selbst. Jetzt erst rächt es sich, daß der Marxismus von Anbeginn an nur Bruchstücke der sozialen Wirklichkeit erfaßt und neben einer Reihe anschaulicher Schilderungen eine ganz Anzahl nur metaphysischer Hypothesen gegeben hat. Der Marxismus hat, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt, den Gang der industriellen Entwickelung richtig erfaßt und richtig geschildert. Hatte Saint-Simon ganz im Allgemeinen, in undeutlichen Umrissen, den Welteroberungzug der modernen Industrie in seiner ganzen umwälzenden Bedeutung für alle sozialen Einrichtungen geschildert, so hat Marx bis auf die Details in scharfen Formeln und knappen Analysen den gesammten, schon bisher zurückgelegten Weg des Industrialismus in voller Breite anschaulich gemacht. Aber damit begnügte er sich nicht. Er verewigte gleichsam diesen Entwickelungsgang, mechanisirte ihn in seiner ganzen Ausdehnung und stellte die Zukunft des Industrialismus mit einer Sicherheit dar, als ob es sich um angewandte Mathematik und nicht um Nationalökonomie und Politik handelte. Diese Verewigung des bisherigen Weltganges des Industriesystemes brachte es mit sich, daß manche neuen Ansätze und Keime nicht bemerkt, manche Abweichungen, ökonomische Zickzackbewegungen und Unregelmäßigkeiten gar nicht verzeichnet wurden. So erklärt es sich z. B., daß Marx die große Ueberlegenheit, die rein technisch der maschinelle Großbetrieb über den mittleren Betrieb hatte und noch hat, auch für alle Zweige der volkswirthschaftlichen Thätigkeit annahm. Damit war ihm und seinen Schülern jeder Weg zur wahren Erkenntniß der Agrarfrage versperrt, weil hier die Wirklichkeit ein anderes Bild zeigt: hier ist nämlich die Ueberlegenheit des mittleren Betriebes gerade eine Folge der gesammten landwirthschaftlichen Technik selbst. Die Thatsachen mußten gegen

die Theorie rebelliren, bis endlich auch der größte Theil der widerspenstigsten Marxisten einsah, daß man in der Agrarfrage nur schwer mit dem „Kommunistischen Manifest“ und dem „Kapital“ auskomme. So hat auch Marx, verführt durch seine ganze Theorie vom Entwickelungsgange der modernen Industrie, in seinem System keinen Platz für die Versuche des modernen Großkapitals, aus sich selbst, gleichsam von innen heraus, dem beständig anwachsenden anarchischen Zustande des Kapitals siegreich zu begegnen und, gleich festen Wällen, mehr oder minder dauerhafte Organisationen zu errichten, von denen ja die Kartelle das bekannteste Beispiel sind.

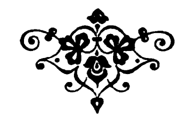
Daß der Marxismus nur Bruchstücke der sozialen Wirklichkeit umklammert, ist sehr verhängnißvoll für die Sozialdemokratie geworden. Es handelt sich hier um keine bloße Doktorfrage: diese halb erkenntnißtheoretische Untersuchung der metaphysischen Hypothese von der Verewigungtendenz der industriellen Entwickelung ist eng mit den Erscheinungen des Tages verknüpft. Wir wissen ja Alle — um nur das sichtbarste Beispiel zu nehmen —, wie sehr die Agrarfrage in Frankreich und Deutschland der Sozialdemokratie zu schaffen macht. Nur scheinbar handelt es sich dabei um taktische Fragen. Hier ist eine Revision der theoretischen Grundsätze selbst nöthig. Ich möchte also meine Ansicht dahin zusammenfassen, daß die Zukunft der Sozialdemokratie nicht von dem größeren oder geringeren Grade revolutionären Geistes abhängt, sondern von der Geschicklichkeit, Kraft und Intensität, mit der es ihr in der nächsten Zeit gelingen wird, die gesammte Fülle der sozialen Erscheinungen zu erfassen.

Ich glaube aus verschiedenen Gründen nicht, daß es die Sozialdemokratie fertig bringen dürfte, sich in der nächsten Zukunft vom Marxismus zu emanzipiren und, ohne seine großen Vortheile aufzugeben, wie es die Anarchisten und die meisten Genossenschaftsozialisten verlangen, durch eine Ueberwindung der ganzen Metaphysik, die in der Theorie vom ökonomischen Materialismus und in der Werthhypothese steckt, sich zu neuen sozialen Erkenntnissen durchzuringen. Trotzdem steht es nicht so schlecht mit der Sozialdemokratie, wie die Gesellschaftretter von Beruf wähnen. Sie wird sogar, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bei den nächsten Wahlen große Erfolge erringen.

Bis die Partei die wissenschaftliche Krisis überwinden wird, in die sie der Marxismus versetzt hat, kommen für ihre nächste Zukunft folgende Momente in Betracht. Man muß fragen, ob es der Sozialdemokratie in den Hauptländern des Kontinentes gelingen wird, alle Massen der Unzufriedenen, bis auf die noch besitzenden Kleinbauern, zu einem festen Körper zusammenzuballen. Man muß ferner fragen, ob die Sozialdemokratie, außerhalb Englands und der Schweiz, die für diesen Fall nicht in Betracht kommen, alle rein politischen Hindernisse, alle Ueberreste des Feudalismus, zu beseitigen im Stande ist. Ich glaube: so lange die herrschenden Klassen, in Deutschland und Frankreich be-

sonders, sich nicht zu einer verständigeren, konsequenteren, gerechteren und deshalb im wahren Sinne des Wortes nationaleren Politik aufschwingen, kann das Zusammenballen aller unzufriedenen Elemente, mit Ausnahme der Kleinbauern, zu einer einzigen großen Armee der Besitzlosen gelingen. Es müßten Zeichen und Wunder geschehen, die politischen Parteien, die Ansichten der leitenden Männer müßten sich völlig ändern, wenn dieser natürliche Prozeß des Zusammenschlusses aller Unzufriedenen verhindert werden sollte. Viel schwerer ist die zweite Frage zu beantworten. Unzählige Faktoren kommen hier in Betracht. Man sollte allerdings meinen, daß, wenn es der Sozialdemokratie wirklich gelänge, den Zusammenschluß aller Unzufriedenen in eine einzige Partei zu vollziehen, sie dann auch ein leichtes Spiel mit dem Hinwegräumen sämmtlicher Ueberreste aus vergangenen Perioden hätte. Aber darin liegt gerade die Schwierigkeit, daß es verhältnißmäßig leicht ist, alle ökonomisch Unzufriedenen in einer einzigen politischen Partei zu organisiren, aber schwer, die geringste wirkliche Macht zu erlangen. Die herrschenden Klassen sind politisch ungebildet, ungeschickt, sie sehen nicht über ihre Nasenspitze hinaus; aber ihre wirthschaftliche Macht ist trotzdem eine überaus große und in stetem Wachsen begriffen. Das Genie des Kapitalismus hat über die Kapitalisten selbst triumphirt und es ist sehr zu befürchten, daß die wirthschaftlichen Einrichtungen des Kapitalismus viel stärker sein werden, als es die politische Ungeschicklichkeit der Kapitalisten ist. Deshalb kann man die zweite Frage gar nicht erledigen, bevor man sich nicht eine neue stellt: die, ob die Sozialdemokratie überhaupt den Staat erobern kann, ohne die wirthschaftlichen Machtverhältnisse selbst zu ändern. Ich werde diese Frage hier später zu beantworten suchen. Einstweilen begnüge ich mich mit der Behauptung, daß die Zukunft der Sozialdemokratie, trotz ihren bisher großen und noch zu erwartenden größeren Erfolgen, nicht rosig genannt werden kann. Schwere Gefahren ziehen für sie herauf und der Marxismus kann sie nicht bannen.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.



Reiseerinnerungen aus Frankreich.

In einem der reizenden Villenorte im Norden von London, saß ich bei einem Diner neben der mehr durch ihre Diamanten als durch Jugend strahlenden Frau eines Bankmannes. Ich erzählte ihr von Wien; sie kannte Baden-Baden und den Rhein, war sonst aber nicht weiter nach dem Osten gekommen. „Wo liegt Wien?“ „In Austria.“ „Is that the same like Australia?“ Ich sprach lachend später über die Unterredung mit meinen deutschen Freunden. Einer meinte, die geographische Unwissenheit sei eine der größten Tugenden des englischen Volkes. „Wollen Sie ein Dienstmädchen für einen Freund am Kap miethen, so fährt sie ruhig drauf los, wenn man ihr die Kosten für die Rückfahrt sicherstellt. Sie ist vollkommen gewiß, daß es nirgends in der Welt wesentlich anders aussieht als in der Heimath, ihr kommt der Gedanke nicht, daß es auf dieser Erde einen Fleck gebe, der nicht englisch sei, wo ein ‚britisches Subjekt‘ nicht ruhig seiner Arbeit leben könnte“.

Als ich 1871 mit einem Bürger des normannischen Städtchens Pont Audemer Freundschaft geschlossen hatte, so weit ein preußischer Musketier von einem Manne, in dessen Bett er sich nächtens breit machte, Freundschaft erwarten kann, fragte er mich, ob es in Deutschland schon Eisenbahnen gebe. Und wenn uns Französen nach dem Schicksal ihrer gefangenen Söhne fragten, war ihre größte Sorge, ob es diesen möglich sein werde, in dem wilden, rauhen Lande das Leben zu fristen. Man hatte den Eindruck, als sei Tacitus der Berichterstatter, der zuletzt über Germanien geschrieben habe. Der Franzose ist eben der Meinung, daß er und seine Art außerhalb seines Vaterlandes kein menschenwürdiges Dasein führen könne. Er ist ganz erstaunt, wenn man ihm erzählt, daß wir außer Schinken und Sauerkraut, Würsten und Bier noch allerlei Anderes genießen, so erstaunt, wie es der biedere Deutsche ist, wenn man ihm berichtet, daß es sich in Rußland auch für ihn ganz gut leben lasse. Das ist ja in den letzten Jahren etwas anders geworden. Es ist jetzt Mode bei den französischen Journalisten, zu reisen und von ihren Reisen zu erzählen, ja, man kann sagen: heute erfahren die Franzosen mehr in ihrer Presse von unserem Leben als wir in unserer von dem bei ihnen, — wenn man von Paris absieht. Es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, einmal Etwas über die „Provinz“ zu berichten, von der ich in den letzten Jahren einer wissenschaftlichen Arbeit wegen so ziemlich alle Winkel durchstöberte.

Eines Tages saß ich in Avignon im Hotel de l'Europe, einem der ausgezeichneten alten Gasthäuser, an denen Frankreich reich ist, einem, das für das Wohlbehagen des Gastes und nicht nur des Wirthes berechnet scheint. Freilich: an der Tafel wars so langweilig wie überall in der Welt. Links ein schweigsames amerikanisches Paar mit zwei müden Töchtern, rechts ein

Herr mit dem rothen Bändchen im Knopfloch, der wohl den Deutschen in mir witterte. Ueber ein höfliches Grinsen beim Reichen der Sauce kamen wir nicht hinaus. Aber in der Hausflur, wo für Leute von minderem Gefühl für ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen eine Bank gegenüber dem Verschlag des weiblichen Portiers — er ist in Frankreich immer weiblich — aufgestellt ist, wurde die Unterredung bald lebhaft. Eine gemischte Gesellschaft: der Herr Oberkellner, der, nachdem er sein Werk bei Tisch gethan und seine Cigarette angesteckt hatte, sich als Mann von Würde fühlte; der Reisecourier der Amerikaner, ein Italiener, der von seinem Geschäft sprach: die Couriere bilden — sämmtlich Italiener — eine Gesellschaft mit dem Sitz in Paris und übernehmen Reisen meist für Engländer und Amerikaner nach alter Weise, im vierspännigen Reisewagen, den Tag zu 200 Francs. Der Reiseplan wird nach New-York geschickt, der Wagen steht in Southampton und Calais am Hafendamm, durch schöne Landstrecken wird kutschirt, langweilige werden mit der Eisenbahn zurückgelegt, der Amerikaner braucht unterwegs nie die Tasche aufzumachen, außer wenn er sich ein Andenken kaufen will, der Marschall zahlt überall, sorgt für Alles, er kennt und erklärt die ganze Welt, ist in allen Hotels Europas zu Hause, spricht alle Sprachen, wird überall mit großer Hochachtung von Wirthen und Geschäftsleuten aufgenommen, denn er und seine Gesellschaft sind nutzbringende Leute; er kann dafür sorgen, daß seine Heerde gut gefüttert und gepflegt wird. Er packt die Koffer aus und ein und überläßt seinen Opfern fast nur das Sehen, Essen und Schlafen als selbständige Reiseleistung. Die Vierte in unserem Kreise war das hübsche, nicht mehr ganz junge Mädchen in ihrem Verschlag, Elsässerin, Straßburgerin, die aber nur noch ein paar deutsche Brocken, genug zum Hotelverkehr mit den wenigen durchkommenden Deutschen, sich bewahrt hatte.

Der Italiener hatte das Wort. Er mochte dem Franzosen und mir seine Gewichtigkeit dadurch zeigen wollen, daß er von Deutschland erzählte. Dort sehe es anders aus als in der Republik: die Bahnhöfe, die Hotels, die Geschäfte, — welche Pracht. Frankreich bleibt stehen: Frankreich merkt nicht, daß es überall überflügelt wird. Die Elsässerin hatte ihre Heimathstadt besucht und berichtete staunend vom neuen Straßburg, das sie gar nicht wiedererkannt habe. Der Oberkellner vertheidigte dagegen die Heimath, mit ihrem großen Ehrenschilde Paris, die Elsässerin half ihm schließlich dabei. Aber die Kampfweise der Beiden war unsicher, der Italiener, dem sie freilich nicht entschieden die Wahrheit zu sagen sich trauten, ging als Sieger fort und Jene entschädigten Frankreichs Niederlage in der Erklärung gegen mich, daß ihnen die Deutschen doch noch viel lieber seien als die Nation, die eben vor den Abessiniern ausgerissen sei. Wie Das nur möglich sei, ein Heer, das sich achtet, zu fliehen, sich gefangen zu geben! Ich dachte im Stillen: „Na, na!“

Aber Recht hatte der Italiener. Ich war im Frühjahr 1884 in Bordeaux, wo vierzehn Tage vorher eine große Ausstellung eröffnet worden war. Bordeaux ist eine Stadt von etwas mehr Einwohnern als Hannover, etwas weniger als Köln, reich durch seinen Wein, seinen Handel, seinen Hafen. reich durch seine alte Baukunst, die ansehnliche römische Reste aufweist. Die Ausstellung war geschmackvoll angelegt, überragte aber keineswegs die deutschen Landesausstellungen. Die Place de Quinconces, auf dem sie stand, bietet überhaupt nur etwa 100000 Quadratmeter Grundfläche. Sie war auch jetzt noch in einer Weise unfertig, wie wir es bei uns doch nicht gewöhnt sind. Was mich interessirte, das Kunstgewerbe, bot fast nur die bekannten, freilich meisterhaft vorgeführten pariser Paradepferde aus den Weltausstellungen. Von örtlicher Eigenart war wenig zu spüren. Vor Allem überraschte mich aber der Mangel an „Toilette“ in der Stadt selbst. Bordeaux erlebte zwei große Zeiten der Neugestaltung: unter Ludwig dem Fünfzehnten und Sechzehnten, wo die Stadt zu einer modernen gemacht wurde, und unter der dritten Republik. Ein großer Park, die Kirche St. Marie, die Synagoge, die Universitätbauten, die Erweiterung der Gemäldegalerie u. s. w. sind jüngster Herkunft. Aber den Grundzug hat die Stadt noch von der großen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, die vornehmsten Straßen und Bauten gehören der Epoche der Könige an. Das, was dem Reisenden zunächst ins Auge fällt, die eigentlich modernen Anlagen aber, die Verkehrsmittel und die ihnen dienenden Bauten, sind nach deutscher Auffassung geradezu kümmerlich. Das Empfangsgebäude der pariser Linie kann man wohl dreimal in das hannoversche oder gar kölnische hineinstecken, das der Südlinie ist zwar größer, aber doch eine Anlage, deren sich eine deutsche Großstadt beinahe schämen würde. Pferdebahnen und andere Verkehrsmittel sind in einem schier kindlichen Entwickelungstande. Die beiden großen Theater waren trotz der Ausstellung geschlossen, das Théâtre Français zwar offen aber zum Tingeltangel benutzt; auch das Théâtre des Folies Bordelaises diente als café concert. Man konnte trotz der mit viel Reklame ins Werk gesetzten Ausstellung in ganz Bordeaux nicht ein anständiges Stück sehen, wie ich denn in einem zweimonatigen Frühlingsaufenthalt in Südfrankreich nur in Toulouse ein Theater offen fand; das alltäglich wiederholte Stück war: Le Royaume des Femmes, eine pariser Farce, gegeben von einer pariser Truppe zum Entzücken des jungen Mannes, der mich begleitete und der gar nicht empfand, wie knotig sich das Publikum während des ganzen Stückes benahm. Weit schlimmer als ein italienisches. Es ist geradezu kläglich, zu sehen, in welcher Verfassung das französische Theater sich befindet. Das englische mit seinen auf Ausschlachtung eines Stückes wandernden Truppen ist noch gut dagegen. Hier giebt es fast nur eine pariser Bühne und nur der Abfall von dort wird in die Provinz gesendet; und wenn auch in der Saison hier und da eine Bühne sich

zu besseren Leistungen aufthäte — in den Bädern und größeren Städten —, so starrt uns an das kleine Hof- und Stadttheater Gewöhnten doch eine geistige Leere in Frankreich entgegen, die schier unerträglich scheint, selbst mir, der ich in Deutschland ein fauler Theatergänger bin.

Und wie in Bordeaux, geht es von Stadt zu Stadt. Die kleinen, schmutzigen Bahnhöfe sind ein Beweis, daß der Wettbewerb der großen Gesellschaften, die das französische Bahnwesen beherrschen, keinen Segen bringt, daß er thatsächlich wohl nur in der Durchführung einiger Eilzüge für die internationale, nach Paris und in die Bäder eilende Gesellschaft sich wohlthätig äußert und ferner in der Höhe der erzielten Dividenden. Ich habe wenigstens in Frankreich keinen Bahnhof gesehen, der sich mit den neueren deutschen und englischen Anlagen auch nur einigermaßen messen kann, auch nicht in Paris.

Eine andere auffallende Verschiedenheit zwischen den französischen und den deutschen Städten ist, daß dort jener Kranz neuer Straßen fehlt, der bei uns zum Gesammtbilde gehört. Die Städte sehen älter, ehrwürdiger aus als unsere, auch ins Innere erstreckt sich nicht das Umgestaltungwesen. Vielfach täuscht die langweilige Geradlinigkeit den Besucher. Die wichtigsten Straßen von Nanzig, Rouen, Löwen (Lyon), Angoulême, Dijon, Nantes, Chartres, Rennes, Amiens und anderen Städten gehören, wie jene von Bordeaux, in die Zeit des fünfzehnten und sechzehnten Ludwigs und jener Zeit an, in der die Städte zum Ruhm des unrühmlichsten der französischen Könige mehr oder minder gezwungen Parlamentshäuser und Denkmäler auf großartigen neuen Plätzen und Straßen errichteten. Man darf sich durch die in ganz Frankreich herrschende Leidenschaft der Umtaufungen nicht irr machen lassen: an diesen Boulevards de la République, de Thiers, de Gambetta, de Carnot ist nur der Name aus der nachnapoleonischen Zeit. Jene Provinzialtyrannen, die unter Ludwig dem Fünfzehnten die Neuregelung der Städte erzwangen, sind jetzt Gegenstand der städtischen Dankbarkeit geworden. Vielen hat man Statuen gesetzt. Ihre Gedanken leben noch fort, denn immer noch geht das Ideal des Städtebaues auf das Erschließen des Stadtinnern durch breite Verkehrslinien aus, deren Bauten im Stil der pariser, also ziemlich eintönig, ausgeführt werden. So beweisen z. B. die großartige Rue d'Alsace-Lorraine in Toulouse, die Rue Pétrarque, jetzt de la République in Avignon und noch manche andere, daß es den Städtern nicht an den Mitteln fehlt, im Sinne Haußmanns eine große Linie in die wirren alten Centren hineinzuführen. Dabei fallen denn viele Häuser, entsteht das Bedürfniß der Ansiedelung an anderer Stätte, der Stadterweiterung. Aber diese vollzieht sich keineswegs in der Raschheit wie in Deutschland. Die Bevölkerung wächst nur langsam, die Industrie nimmt nicht so gewaltsam zu, der Franzose ist konservativer in seinen Lebensgewohnheiten. Er bleibt so lange wie möglich

in seinem bequemen alten Haus mit stillem Hof und weitem Garten, wie es in den Vorstädten des achtzehnten Jahrhunderts entstand, in seinem städtischen Hotel, das er im Frühjahr mit dem Landsitz vertauscht. Den Anforderungen an Bequemlichkeit ist in den alten Häusern schon vielfach genügt. Man fragt nicht viel nach Centralheizung, da der Kamin noch in Ehren steht. Man begnügt sich mit den alten Formen der Beleuchtung und der häuslichen Bequemlichkeiten, weil in Frankreich der Begriff eines Hauses aus der Zeit von 1750 bis 1870 mit dem eines ärmlichen Heims nicht gleichbedeutend ist, wie bei uns. So lebt man auch in den alten Gasthäusern, die in den kleinen Städten zumeist auch dem Eisenbahnverkehr noch genügen. Freilich giebt es auch neue Häuser, wie das vorzüglich gepflegte Hotel Tivollier in Toulouse, das Grand Hotel in Lyon, das Hotel de la Cloche in Dijon — um davon nur einige zu nennen —, Prachtbauten pariser Stiles. Lieber waren mir freilich die alten Häuser der Mittelstädte. Man bekommt da ein gutes Bett und ein gutes Diner. Ein Bett mit Himmel und hübschen, sauberen Tüllvorhängen, in dem Einem ganz jungferlich zu Muth wird. Im Kamin, wenns kalt ist, ein tüchtiger Holzklotz, Teppiche und Möbel oft verbraucht, aber vornehm. Man hat ganz und gar den Eindruck, in einer guten Familie Hausgast zu sein. Die Bedienung meist durch Männer, die in ihren weißen langen Schürzen schnell zur Hand sind. Kein lächelndes Stubenmädchen, — wer auf Eroberungen ausgeht, wird in der französischen Provinz seine Rechnung überhaupt nicht finden.

Es geht zu Tisch. Die französische Kleinstadt kennt die „Kneipe“ nicht, auch nicht die „Restauration“. Wenn man nach deutscher Art vormittags um zehn Uhr oder nachts um zwölf Uhr ein Beafsteak mit gerösteten Kartoffeln haben will, so kann man ganze Städte ablaufen: man bekommt es nicht. Die Art, wie bei uns in den Bierstuben, auf schmutzigem Tisch, etwa mit einer Papierserviette, das Essen vorgerückt wird, auf dem Teller, der als Wappen den Abdruck des fettigen Kellnerdaumens am Rande trägt, ist selbst in einer französischen Bauernkneipe nicht denkbar. Wie vor ihrem Schlafen, so haben die Franzosen vor ihrem Essen mehr Achtung. Wie das Schlafsofa, das in Deutschland noch umgeht, mir ein Merkmal der Unkultur scheint, so auch die Sitte, an einer Tischecke formlos sein Mahl einzunehmen. Man dinirt und soupirt in Frankreich. Bei uns gelten beide Worte für den Ausdruck erhöhter Anbietungen; in Frankreich dinirt auch der kleine Mann. Er ißt, wenn irgend möglich, ein paar Gerichte, er bekommt sie sicher im Gasthause. Und wenn man zwei Franken anwendet, so kann man in ganz Frankreich auf ein gutes, sauber aufgetragenes Essen rechnen, nebst einer halben Flasche guten Weines. Wendet man drei Franken an, so kommt man schon in jene Regionen, wo das Essen anfängt, aus dem Ge-

schäft ins Vergnügen hinüber zu spielen. Dann wird der Kellner mit mütterlicher Sorgfalt den Salat herrichten und mit Rath zur Seite stehen, um eine Speisenfolge nach den Regeln der Kunst zusammenzustellen, wenn man es nicht vorzieht, an der großen Gasttafel mitzuessen.

Diese ist meist gut besucht, da die Junggesellen der Stadt hier ihre Mahlzeiten nehmen, wie es vor Zeiten auch in Deutschland geschah. Dann gehts laut und lustig bei Tische zu, namentlich im Süden, wo ein Bischen Lärmen einmal zum Dasein gehört. Der Kellner muß doch der Welt zeigen, wie er sich plackt, daß es nicht an ihm liegt, wenn nicht Alle zugleich bedient werden. „Passez la suite!“ klingt es mir noch im Ohr, wie der Kellner zu Carcassonne mit dröhnender Baßstimme in das Ausgabefenster zur Küche hineinbrüllte. Er schwitzte redlich. Und als der Strom sich verlaufen hatte, zog er seinen Rock aus, steckte sich eine Cigarette an und setzte sich zu mir, als dem zuletzt Gekommenen und zuletzt Zufriedengestellten. Wir waren am Morgen Freunde geworden. Ich hatte ihn nach einem Arzt gefragt, weil ich das Gesicht voll Ausschlag hatte, der sich selbst auf die Netzhaut des Auges erstreckte. Er hatte mich auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt, den Wirth, die Wirthin und die Gestrenge aus der Küche hinzugerufen. Nach allseitiger Untersuchung erklärte das kostenfreie ärztliche Konzil: „Es ist nichts, — es ist die Sonne!“ Und sie hatten Recht: die Frühlingssonne am Mittelmeer, die köstliche Fahrt nach einem der stillsten Winkel der Welt, der verlassenen Stadt Maguelone bei Cette, hatte mir den bald geheilten Schaden zugefügt.

Carcassonne, — unvergeßliche Stadt. Ich will hier nicht von ihrer Schönheit berichten, von ihrem feierlichen Ernst und der Gewalt ihrer Baumassen. Aber man empfindet dort unten wie kaum in einem anderen Landstrich der Welt den Hauch der Geschichte. In Südfrankreich fast mehr als in Italien. Eine der großen Unwahrheiten, die durch Paris in die Welt gesetzt werden, ist die der Einheit der französischen Kultur. Dort unten, wie ganz im Norden in der Bretagne und westlichen Normandie, im alten Flandern und im alten Burgund, begegnet man den Sonderwelten, die auf dem jetzt französischen Boden entstanden, ehe Paris sich erhob, ehe die klugen Rechner der Isle de France Herren am Mittelmeer und am Kanal, am Ozean und den Vogesen wurden. Wer mit den Sinnen des Architekten dort reist, Dem reden die Bauten eine Geschichte, die mit der von Paris aus verkündeten nicht übereinstimmt.

Zwei gewaltige Geistesmächte treten uns in ihren zerschlagenen Rechten entgegen: das stolze Mönchthum der Burgunder: Cluny, Citeaux mit ihren weltbeherrschenden Kongregationen; und das Albigensenthum des Südens, Das heißt jene erste Zeit des Humanismus, die im Süden Frankreichs in Religion, Wissenschaft, Dichtung, Kunst sich äußerte und wie überall zum Kampf mit Rom führte. Die Wunden, die damals die Nordfranzosen den Provençalen

beibrachten sind furchtbarer als jene, die Deutschland aus seinem Religionkriege heimtrug. Mit einem Schlage endet das Sonderleben eines blühenden Volkes, des fortgeschrittensten seiner Zeit. Man muß gesehen haben, wie die prunkend vornehmen gothischen Chorbauten der nordfranzösischen Kleriker sich an die alten schlichten und weiträumigen Kirchen des Südens anlegen, wie schreiend der Widerspruch in der Bauweise beider Völker ist, um zu erkennen, daß der Glaubenskrieg mit dem geistigen Morde des Unterlegenen endete.

Wenn man dann den Norden durchwandert und sieht die Reihe mittelalterlicher Dome durch, die das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert aufführte, so erkennt man deutlich, daß dieser Sieg nicht Zufall war, sondern daß dort eine geradezu einzige Kraft und Größe der Auffassung herrscht. Die Gothik ist, daran zweifelt ja Niemand mehr, in ihrem ganzen Wesen französisch. Wir in Deutschland, wie die Engländer und Italiener, waren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert Schüler erst der Burgunder, dann der eigentlichen Franzosen. Die Gothik wird erst deutsch in der nordischen Tiefebene im vierzehnten, in Oberdeutschland im fünfzehnten Jahrhundert, in der sogenannten „schlechten Zeit". Aber wenn mir Das auch klar war, ehe ich in Frankreich von Dom zu Dom wanderte, so überkam es mich mit Riesengewalt, als ich vor diesen herrlichen Offenbarungen nationaler Kraft stand. Dort erst lernte ich Gobineaus Theorie von Langköpfen und Rundköpfen unter den Franzosen verstehen. Diese Dome sind fränkisch, erbaut von jenem Herrenvolk, das Frankreich Kraft und kriegerische Tüchtigkeit gab. In jedem alten Bildwerk treten uns die schlanken, schmalgesichtigen Männer und Frauen entgegen, aus denen eigentlich der Gesammtadel Europas besteht, die Söhne der germanischen Welteroberer. Und wie die Itzenplitze und Strudelwitze die echtesten Germanen sind, trotz ihren nach slavischem Grundbesitz entstandenen Namen, so steckt diesem nordischen Bauwesen des alten Franzien und Burgunds der germanische Kern tief im Geblüt, im Gegensatz zu dem gallisch-griechisch-romanischen Süden. Die Deutschen, die Normannen, die Langobarden konnten der fränkischen Anregung, deren Kunstideal folgen, weil es dem ihrigen verwandt war, der Süden Frankreichs konnte es nicht. Dort blieb die Gothik stets ein Fremdes, dort starb überhaupt die Kunst aus, seit es kein eigenes Volksthum mehr gab, sie neu zu gebären.

Man geht im Süden und in gewissem Sinne auch in den kleinen Städten der Normandie durch tiefen Verfall. Die Städte füllen nicht mehr ihre alte Größe. Wie arm erscheinen Coutances, Bayeux, Lisieux neben den Resten ihrer alten Kunst! Hätten Städte wie Laon, Soissons, Sens je Kathedralen bauen können, wären sie früher gewesen wie heute? Und wie liegt Alles im Süden in Trümmern, — die Klöster, die Burgen, die Städte! Wohl blühten neue Gemeinwesen auf, aber man hat überall den Eindruck,

als sei das Alte größer als das Neue, als überrage die Leere hier die Fülle dort. Ich mag mich darin täuschen. Aber wer Städte wie Aigues-Mortes, Villeneuve bei Avignon, Carcassonne und andere sah, wird die Rieseneindrücke nicht los, daß hier die französische Einheit auf Vernichtung des Südens aufgebaut wurde und daß dieser auch heute noch sich nicht erholt habe, obgleich die Stunde der Rache kam, obgleich die kleinen schwarzen Gallier dem durch die Kriege Ludwigs des Vierzehnten geschwächten Frankenadel in der Revolution die Köpfe vollends abschlugen und nun statt seiner herrschen.

Obwohl nun die unbedingte künstlerische Vorherrschaft Frankreichs im Mittelalter seit dem zwölften Jahrhundert, seit dem Niedergang unseres Staatswesens, auch für Deutschland unleugbar ist, so haben wir doch seit dem fünfzehnten Jahrhundert keinen Grund, uns vor französischer Kunst zu verneigen. Eins der großen Taschenspielerkunststücke der französischen Kulturgeschichtschreibung ist, daß sie die Kunst Flanderns, so weit es seit dem siebenzehnten, achtzehnten und theilweise erst neunzehnten Jahrhundert zu Frankreich gehört, der französischen zuschreiben. Wie bei dem kunstgeschichtlichen Betrieb, den Lübke, Schnaase, Springer und Andere in die Welt setzten, der gothische Dom zu Metz vor 1870 zur französischen, nach 1870 zur deutschen Kunst gehört, so ist in den Lehrbüchern von Goese, Viollet le Duc und anderen der Dom zu Doornijk (Tournai) und Bergen (Mons) niederländisch, der von Kemmerich (Cambrai) und Atrecht (Arras) französisch. Wer den Dingen auf den Grund geht, wird finden, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert im Grunde nur eine niederländisch-burgundische Kunst in Frankreich und gar keine französische Kunst kennt, bis auf wenige Ausnahmen, daß diese erst mit der Renaissance erwachte und daß sie bald im Klassizismus erstarrte. Neben der Ueberraschung über Frankreichs Größe und Vielgestaltigkeit im Mittelalter überkommt Einen bald das Gefühl der Armuth in den späteren Zeiten. Da ist freilich noch eine sehr hoch stehende, echt künstlerische Renaissance. Aber sie wird schon abgelöst durch die Hofkunst von Paris. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erscheint diese fertig. Und von diesem Augenblick an giebt es keine französische Kunst mehr, sondern nur noch eine pariser. Von außen, auch aus dem Auslande, wandern viele tüchtige Leute nach Paris, Paris sendet viele in die Provinz. Aber die geistige Verarmung des Landes schreitet rasch fort. Wir Deutschen haben uns gewöhnt, vom Paris der beiden vorigen Jahrhunderte geblendet, sie zu übersehen und nicht zu erkennen, wie namentlich das deutsche Bauwesen das französische in jener Zeit überragte und wie viel am Glanz der Kunst des Sonnenkönigs nicht französisch, sondern niederländisch ist, — so zum Beispiel fast die ganze Bildnerei. Watteau stammt aus dem Hennegau seiner Geburt und aus Flandern seiner Kunst nach. Er hat gewiß mit seinen Schulfreunden in Valenciennes „dietsch“ geredet, wie man es heute noch dort hört.

Diese geistige Armuth in der Kunst dauert an. Es giebt keine Leistung als die in Paris. Man hat deshalb nur zu oft den Eindruck, als sei die Kunst in den Provinzstädten nur zu Gast. In ihren Ausstellungen mit Paris wetteifern zu wollen, wäre lächerlich. Ihre Museen sind zum Theil sehr gut, erhalten von der Regirung moderne Bilder zugewiesen, kaufen selbst. Das Museum zu Amiens mit seinen herrlichen Treppenhausbildern von Puvis de Chavannes wird mir unvergeßlich sein. Die Museen können sich gar nicht annähernd mit den deutschen an altem Besitz messen. Wie wir, wollten wir aus München, Dresden, Berlin, Kassel, Wien und zahlreichen anderen Sammlungen zusammentragen, was wir auf deutscher Erde, aus deutschem Fürstenbesitz unser nennen, Frankreichs Eigenthum weit hinter uns lassen würden, so übertrifft uns Frankreich auch nicht an Werth der neuen Erwerbungen. Wohl kaufen unsere Kunstvereine und Provinzsammlungen öfter einmal ein „hübsches" Bild, das sich dann nach zehn Jahren als Schund erweist, aber ich glaube nicht, daß es in Frankreich wesentlich anders ist, ich glaube auch nicht, daß die verwendbaren Summen größer sind. Nur auf Paris kommt dort mehr als auf irgend eine deutsche Stadt. In Einem übertrifft uns Frankreich aber sicher: in seinen Denkmälern, namentlich in jenen für den letzten großen Krieg. Was da auch außerhalb von Paris aufgestellt ist — geschaffen sind sie alle in der Hauptstadt —, zeigt die volle Lebendigkeit, die frischere, leidenschaftlichere Art des Erfassens der Gedanken. Vielfach sind es die Feldherrn, die gefeiert werden: so Chanzy in Le Mans. Er hat mir einen besonderen Eindruck gemacht, da das Denkmal für die von ihm geleitete Schlacht indirekt auch mir gilt. Dort, vor den Thoren der Stadt, nach denen er mit weit vorgestreckter Rechte weist, zu denen hinaus die Nationalgarden am Sockel zu schießen scheinen, habe auch ich im Schnee gelegen, voll Erstaunen darüber, daß die Franzosen nicht den Muth fanden, unsere dünnen Schützenlinien über den Haufen zu rennen und sich davon zu überzeugen, daß hinter uns kein Mann mehr stehe, — damals, als ich zum ersten Male die „Provinz" Frankreichs sah, als ich viele hundert Kilometer in sehr großer Gesellschaft zu Fuß durchwanderte.

Ich war bald nach dem Kriege wieder hinüber gefahren. Als ich 1876 in Luneville, der ersten Grenzstation, die ich machte, um das dortige Schloß zu sehen, in den Schloßplatz einbog und vor Gruppen von plaudernden Kürassieren stand, den Feind von früher plötzlich so nah vor mir sah, da gab es mir innerlich einen Ruck. Ich glaube, ich habe eine Bewegung gemacht, als risse ich das Gewehr von der Schulter. Das gab sich ja später, aber es erging mir vor dem Denkmal Chanzys doch fast eben so; ganz gemüthlich ist mir nie in Frankreich geworden.

Ich kann mich nicht beklagen, daß mir je etwas Unangenehmes widerfahren wäre. Da ich die Absicht hatte, viel auf den Straßen und Plätzen zu zeichnen, also

Bauwerke zu skizziren, erbat ich hierzu die Erlaubniß von der französischen Regirung. Ich habe ein ganzes Aktenbündel mit durch Frankreich geschleppt, da das Kriegsministerium mir diejenigen in seiner Verwaltung befindlichen historischen Bauten ausdrücklich benannte, die ich zeichnen und photographiren dürfe. Im Allgemeinen befleißigte ich mich aber trotzdem der größten Zurückhaltung und habe den von meiner Reise benachrichtigten Polizeibehörden keinen Grund zum Eingreifen gegeben. Um alles Militärische machte ich vorsichtig einen großen Bogen. Aber wenn auch sonst in Gasthäusern und auf der Bahn mir kein Mensch zu nah trat, selbst wenn meine Herkunft bekannt war, so konnte ich mich doch einer Bemerkung nicht verschließen: der Rachekrieg, den Frankreich plant, ist nicht ein Zeitungphantom, er wurzelt tief im Volk, es ist der eigentlich letzte und tiefste politische Gedanke des Volkes. Während ich im Süden reiste, spielte sich die kieler Affaire ab. Da stand ja freilich in der Provinzpresse sehr viel dummes Zeug. Eine große marseiller Zeitung warf alles Ernstes die Frage auf, ob die französischen Offiziere „avec ces Gretchen“ tanzen sollten, und kam in einem anderthalb Spalten langen Leitartikel dazu, ihnen würdige Zurückhaltung zu empfehlen. Aber die Erregung war da, saß tief im Volk und war nicht von den Zeitungen gemacht.

Meist habe ich es in Frankreich für gut gehalten, so viel wie möglich zu schweigen, namentlich politischen Gesprächen mich zu entziehen. Aber oft geht Das nicht, namentlich französischer Liebenswürdigkeit und vor Allem französischer Naivetät gegenüber. Da war ein alter südfranzösischer Advokat, dessen Sammlungen ich besehen mußte. Das Unglückswurm sammelte Photographien nicht um der dargestellten Gegenstände, sondern um der photographischen Schönheit willen. Er liebte unter den Deutschen „Amstangle“ (Hanfstängl in München) und ich mußte das ganze dresdener Galeriewerk durchsehen, obgleich ich eigentlich nicht nach Béziers gekommen war, um den Zinsgroschen von Tizian oder die Sixtinische Madonna in Photographie zu sehen. Aber es war reizend in dem Hause, in der Provinzstimmung, die es durchzog. Die immer in Schwarz gekleideten Frauen und Mädchen, sittsam zurückhaltend wie überall in den Kleinstädten Frankreichs, die großäugigen Kinder, wieder stets in Schwarz gekleidet, das saubere, trauliche Haus, der etwas geschwätzige Eifer des Alten, dem Fremden zu dienen. Und dann kams also doch auf Politik. Das erste Wort ist immer das selbe: Warum giebt Deutschland nicht Elsaß-Lothringen heraus? Was will es, daß es uns mit neuen Kriegen bedroht? Denn bei jedem Franzosen steht die Ueberzeugung fest, daß Deutschland die Absicht habe, wieder über Frankreich herzufallen, und daß es nur dessen „würdiger Haltung“ gegenüber unseren Anzettelungen zu danken sei, wenn der neue Krieg bisher vermieden wurde. Der ganze Russentaumel ist ein Ergebniß der Kriegsangst und dabei eine Hoffnung auf end-

liche Wiedererstattung der verlorenen Provinzen. Daß Elsaß einst deutsch war, ist bis heute dem französischen Volk noch nicht klar geworden. Sie staunen Einen an, der von einem Recht Deutschlands auf Rückerstattung spricht, das besser sei als jenes Frankreichs. Als mein Advokat Wiederherstellung der alten Grenzen als Vorbedingung eines dauerhaften Friedens mit Europa erklärte, gab ich ihm Dies zu, nur mit dem Wunsch, daß als „alt“ die Zeit vor den Eroberungzügen Ludwigs des Vierzehnten, vor dem Dreißigjährigen Kriege gewählt werde, wo Bisanz (Besançon) noch freie Reichsstadt, Toul und Verdun deutsche Bisthümer, Utrecht habsburger Besitz war. Er war sprachlos und es kam ihm plötzlich der Gedanke: Mein Gott, sollte Deutschland einen Krieg anzetteln wollen, um die Grenzen Ludwigs des Dreizehnten wieder herzustellen? Es gelang nicht, ihn zu beruhigen, ihm zu betonen, daß wir so wenig Nichtdeutsche wie möglich in unserem Reich haben wollten und daß wir nicht daran dächten, die Burgunder wieder zu germanisiren und uns auf die „Dietsche“ im Departement du Nord zu berufen. Meine Unvorsichtigkeit hinterließ eine dunkle Ahnung von furchtbaren Absichten in seiner Seele.

Eben so wars später im Nordosten, wo mich der Zufall auf der Bahn mit einem Major zusammenbrachte und ein zweiter Zufall mich zu seinem Nachbar an der sonst leeren Wirthstafel machte. Er hatte mich gefragt, ob ich — der Sprache nach — aus den annektirten Ländern sei, und ich hatte ihm geantwortet: „Nein, von ein Wenig weiter dahinter!“ Und nun ließ er mich nicht los, zwang mich, bei Tisch sitzen zu bleiben und von dem vortrefflichen Landwein — es war in der Champagne — ein paar Flaschen trinken zu helfen. Ich war neugierig, wie die Bezahlung geregelt werden würde, da er immer einschenkte, ich mich aber doch nicht freihalten lassen wollte. Die Sache löste sich sehr einfach: Wein, sagte er, wird vom Hotel nach Belieben zum Diner geliefert. A discrétion. Und wirklich, die Diskretion des Wirthes machte keinerlei Umstände, selbst als wir mit sehr gerötheten Köpfen aufstanden, um draußen etwas Luft zu schnappen. Für, wenn ich nicht irre, drei Franken hatte ich gut gegessen und schon fast überreichlich getrunken. Mein Partner, der ein alter Troupier und sichtlich kein großer Geist war, trug die Ehrenlegion und ich fragte ihn, wo er sie sich geholt habe: Bei Sedan, bei Orléans, bei Le Mans. Nach Sedan war er nach Belgien übergetreten und an der Loire wieder ins Feuer gekommen. Er erzählte mancherlei Interessantes. Ich fragte ihn: Warum seid Ihr denn am zehnten November, nach der Schlacht bei Coulmiers, nicht vorgegangen? Ihr hättet uns sicher nach Paris zurückgeworfen. „Waren Sie denn dabei?“ „Natürlich, und wenn mich nicht Alles täuscht, hat mein Regiment, die Fünfundneunziger, dreimal Ihnen gerade gegenübergestanden!“ Und nun war die Freundschaft erst recht geschlossen. Es machte ihm Vergnügen,

daß ich ihn mon cher ennemi nannte, daß wir so manche Erinnerung austauschen konnten. „Also warum gingen Sie gegen Artenay nicht vor, wo wir, eine geschwächte Division, die zurückweichenden Bayern aufgenommen hatten?" „Ja, mein Gott, es schneite, es war ein Hundewetter, wir hatten gefochten" ... „Bei uns schneite es auch und wir sind doch noch in der Nacht rückwärts marschirt, Stunden lang, weil wir uns nicht denken konnten, daß Ihr nicht angreifen würdet." „Allerdings, es fehlte der Elan..." „Aber wozu," fragte er weiter, „die Grausamkeiten, die Eure Leute an Unschuldigen vollführten!"

Und nun erzählte ich ihm von unserem Feldzug an der Loire, von Gambettas Aufrufen, uns wie tolle Hunde zu behandeln, die wir an jeder Straßenecke fanden, von den Blousenmännern, die unsere Leute niederknallten und uns dann, wenn wir ihr Dorf gestürmt hatten, erklärten, nicht die Thäter zu sein, die seien fort, mit der kurzen Pfeife im Mund lachend auf die rauchenden Flinten wiesen, die von den angeblich Geflohenen zurückgelassen seien, die dann ein großes Geschrei erhoben, wenn man ihnen nicht glauben wollte und sie unsanft anpackte. Und er erzählte mir wieder von Algier und Tonkin, wo sie es noch ganz anders gemacht hätten, er erzählte nicht als Franzose dem Deutschen, sondern als Soldat dem Soldaten, so daß ich mir seiner offenherzigen Lebhaftigkeit gegenüber ganz hinterhältig vorkam.

Und dann fragte er: „Wozu die riesigen Rüstungen, die die Länder nicht zu ertragen vermögen? Deutschland hat damit angefangen." Ich sagte ihm: Uns bekommen sie ganz gut. Deutschland geht nicht zu Grunde an ihnen, sondern blüht auf wie seit dem fünfzehnten Jahrhundert noch nicht, Handel, Gewerbe, Wissenschaft, Künste blühen bei uns trotz den Rüstungen. Wir werden alle Tage stärker, kampftüchtiger. Und nun kam bei ihm die Wuth über französische Mißverhältnisse zum Durchbruch: „Diese Advokaten, die uns beherrschen, und diese Juden, die uns ausbeuten!" Später brachte er mich mit ein paar Kameraden in einem Kaffeehaus zusammen, wo die Offiziere eine Art Kasino, wenigstens einen Raum für sich, hatten. Diese Juden! war dort das Stichwort. Ich habe kaum jemals in Deutschland einen so verbissenen Judenhaß gefunden wie unter diesen jungen Männern. Dreyfus war ihnen der Typus des jüdischen Offiziers: „Und wir haben viele jüdische Generale. Welche Erfahrungen werden wir im Kriege gegen einen zahlungsfähigen Feind machen!" Wie man neben dem Petit Journal das Blatt des Antisemiten Drumont, La Libre Parole, am Meisten den kleinen Mann auf den Straßen der Provinzstädte lesen sieht, so glimmt überall der Judenhaß in der französischen Nation neben dem Deutschenhaß, oft mit diesem vermischt, weil die Juden sämmtlich aus Deutschland kämen, um Frankreich zu vernichten.

Endlich kamen die französischen Offiziere auf den Deutschen Kaiser zu sprechen. „Das ist ein Mann!! Der versteht die französische Nation, einen

solchen brauchen wir." „Wenn er damals", rief mein Major — wir waren wieder beim Weine —, „als er die beiden als Spione verurtheilten Marineoffiziere freigab und bei Carnots Ermordung so schöne Worte telegraphirte, nach Paris gekommen wäre und sich an die Spitze der französischen Armee gestellt hätte, wir hätten Alle gerufen: Vive l'Empereur!" Und der ganze Chorus der jungen Offiziere stimmte laut jubelnd ein: Vive l'Empereur!

Die Uhr der alten Kathedrale schlug Zwei. Ich dachte, es wird Zeit, wieder ins Hotel heimzugehen. Unterwegs brummte ich mir die Verse vor, die ich als Junge mit Begeisterung deklamirt hatte:

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab —
Viel Schwerter klirren und blitzen —
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab
Um den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

Auch wir hatten einst für fremde Kaiser geschwärmt. Vorüber, vorüber! Bismarck hat unserer Nation das Kinderthum genommen, — die Franzosen hatten noch keinen Bismarck... Und am anderen Tage richtete ich es so ein, daß ich meinen lieben Feind nicht wieder sah. Ich fürchtete, ihn könnte die Erinnerung an seine Begeisterung etwas katzenjämmerlich stimmen.

Bald fuhr ich heim nach Deutschland. Auf dem Bahnhof zu Bisanz keine Möglichkeit, sich über die Anschlüsse nach dem Elsaß zu unterrichten. Selbst für das offizielle Kursbuch ist jenseits der Grenze das Nichts. Ich mußte in Belfort lange auf dem Bahnhof liegen und hatte Zeit, die Fahrpläne zu studiren. Die deutschen Anschlüsse waren wenigstens auf den Karten verzeichnet. Groß stand auf dem Gebiet der Reichslande Alsace-Lorraine. Von der großen Schrift Allemagne stand das A bei Kehl. Kein Pünktchen seiner Linien berührte den Rhein. Die Bahnverwaltung hat zwar anerkannt, daß Elsaß-Lothringen nicht mehr französisch ist, sie erkennt nicht an, daß es zu Deutschland gehört. Und wenn man nach Montbéliard kommt, dem alten württembergischen Mömpelgard, dann fährt man an Bauernhäusern mit hohem Dach und allemannischer Anordnung vorbei. Lange ehe man Belfort erreicht, zeigen sich dem Volkskundigen deutsche Spuren, deutsche Erscheinungformen. Aber der elsässische Schaffner jenseits Petit Croix, der letzten französischen Station, fragte mich noch französisch nach der Fahrkarte. Ich habe mir Das entschieden verbeten. Die Mitreisenden sahen mit Ingrimm den bisher schweigsamen Fahrgenossen an. „Voilà un patriote allemand!" sagte Einer halblaut höhnend zum Anderen. Es schien ihm sehr sonderbar, ja wohl gar als eine beleidigende Roheit, daß man von einem deutschen Beamten auf deutschem Boden deutsche Anrede forderte.

Dresden. Cornelius Gurlitt.



Rudolf Hildebrand.

Als Rudolf Hildebrand, der Fortsetzer des grimmschen Wörterbuches, am achtundzwanzigsten Oktober 1894 das Zeitliche segnete, hinterließ er eine große Zahl von Freunden, die den liebenswerthen Menschen beweinten, und eine zahlreiche Schaar von begeisterten Schülern, die den geliebten Lehrer und Meister betrauerten. Ich selbst habe ihn nicht persönlich gekannt und kenne auch sein Lebenswerk nicht. Wenn trotzdem der Anreiz, von dem Verfasser der „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" zu sprechen, die natürliche Scheu vor den vielen Freunden des Mannes und Kennern des Gelehrten überwindet, so gilt Das vielleicht als ein rechtfertigendes Zeichen von der Tiefe des Eindruckes, den die nach dem Tode ihres Urhebers gesammelten Tagebuchblätter auszuüben vermögen.

Daß Jeder, der die Feder zur Hand nimmt, sich schreibt und sonst nichts — und gerade Derjenige am Sichtbarsten, der es am Eifrigsten zu vermeiden sucht —, ist die Ursache aller Freude und allen Mißbehagens an der Lecture auch da, wo der Inhalt der Darstellung alles Persönliche auszuschließen scheint. In der trockensten Abhandlung wie in dem schwungvollsten Gedicht ist es die Persönlichkeit des Autors, die wir suchen und finden, deren Duft uns behagt oder widerstrebt, uns stärkt oder schwächt, und wir lieben unsere Schriftsteller nicht, weil wir sie genießen, sondern sie gewähren uns Genuß, weil wir sie lieben. Wir empfinden es mit Vergnügen, das Wesen unseres Autors in Uebereinstimmung mit dem unserigen zu sehen, uns selbst von außen bestätigt zu finden. Den eigentlichen Genuß des Lesens aber gewährt es uns, die Ueberlegenheit der fremden Persönlichkeit anzuerkennen, giebt die Einsicht in deren Vorzüge, daß sie uns unser Ideal vorzeigt, dem wir selbst bewußt oder unbewußt zustreben und das wir so sicher zu erreichen hoffen wie unsere ewige Seligkeit. Der Genuß des aufrichtigen Lesers ist denn auch dem des aufrichtigen Beters wohl vergleichbar und die Bezeichnung des Bücherzimmers als eines Heiligthumes seines Besitzers, als eines Raumes der Sammlung und Erbauung, ist gut begründet. Dabei ist es nicht nöthig, daß der Autor unser Wesen in seinem ganzen Umfange erfasse und errege. Oft genügt es, wenn er uns aus einer Stimmung, die, an sich uns fremd, vom Strom unserer Zeit unwiderstehlich in uns hineingetragen wird, sanft herausführt, oft, wenn er uns einen Ausblick eröffnet, den nur die einfache Mechanik unserer geistigen Vergangenheit bisher verschlossen hielt. Den größten, den

mit der heißesten Sehnsucht verlangten Genuß aber bereitet er doch, wenn er sich an irgend einen dunklen und dichten Theil unserer Seele, den wir wie ein Fremdes immer schmerzend gegenwärtig fühlen, ohne aus eigener Kraft ihn zum Einklang mit dem Ganzen bringen zu können, hilfreich wendet, das Dichte löst, das Dunkle klärt, das Stumme und Unbewegliche schwingen und tönen macht, — kurz, wenn er uns ein Stück weiter führt auf unserer Bahn der Selbstbefreiung. Freilich kann Das kein Buch leisten, das nicht diesen Dienst seinem Urheber vorher geleistet hätte.

In seinem einundsechzigsten Jahre unterbrach Hildebrand seine Lebensarbeit, um diese Aufsätze zu schreiben: an sich eine ziemlich räthselhafte Sache auf den ersten Blick. Doch erleben wir es nicht selten, daß gerade dem hingebungvollsten Arbeiter im Leben ein Augenblick kommt, da er an dem Werthe seiner Arbeit irr wird, dem Zweifel verfällt, ob nicht doch für den eigentlichen Lebenszweck der Erfolg in anderem Berufe größer gewesen wäre. Dann entlädt sich dieser Zweifel wohl manchmal wirklich in einer That oder in einem Werke auf scheinbar fremdem Felde mit einer ursprünglichen Kraft, die alle vorhergehende wohlgeordnete Leistung in Schatten stellt. Den nebenbei errungenen Gewinn festzuhalten oder von irgend einer Last des Irrthumes zu befreien, ist dann meist der Sinn solcher Werke und das Gleiche für den Leser zu leisten, ihr unvergänglicher Werth.

Die Tagebuchblätter sind eine Flucht aus der Gelehrtenstube ins Leben. Sie sind eine Flucht aus dem Amt, dem Erwerb, der Gesellschaft, aus der Großstadt, aus der modernen Kultur überhaupt, wie sie heute mit fast körperhaft handgreiflichen und zudringlichen Phantomen den Menschen so drückend umsteht, daß ihm fast der Athem auszugehen droht. Unser Flüchtling flüchtet, aber er verirrt sich nicht. Seine bisherige Lebensarbeit läßt er ja liegen, fast völlig liegen, gleichgiltig, beinahe feindsälig gestimmt. Aber die Werthschätzung der Dinge, wie sie uns eine vieltausendjährige Vergangenheit des Menschengeschlechtes im Ganzen doch ziemlich unzweideutig hinterlassen hat, aus dem eigenen kleinen Mißbehagen heraus, von Grund aus in Frage und zur Untersuchung zu stellen, fällt ihm nicht ein. Von einer Umwerthung aller Werthe ist er himmelweit entfernt. Keinen Augenblick denkt er daran, ihn habe das Leben eine neue, unerhörte Lehre gelehrt und zu deren Propheten berufen. Vielmehr ist er ein unerschütterlicher und tief ergriffener Verehrer der Vergangenheit; und was sie in unendlichen Zeiträumen vor unserem winzigen Dasein und ohne dieses Dasein geleistet, erscheint ihm so groß, daß er gegen die flüchtige Form von heute von tiefem Mißtrauen erfüllt ist. Nicht in dem Leben, sondern in uns sieht er den Mangel und seine Flucht strebt nur aus einem Schein- und Wahnleben in jenes Leben der Wirklichkeit, in dem alle Dinge einen so ganz anderen Anblick gewähren, in dem sie selbst ohne

Vermittelung, frei von den Verhüllungen ersonnener und verabredeter Schätzung, mit ihrem eigentlichen und wahren Sinn an uns heran und in uns hineintreten als die Aeußerungen eines höheren Geistes, nicht, um unsere Nerven zu zerrütten, sondern, um unser Wesen zu nähren und zu bilden. In die ruhige, stärkende Tiefe dieses Lebens niederzutauchen, strebt er mit einer Sehnsucht, die ahnen läßt, wie schwer er unter dem verwirrenden Treiben des Werktages gelitten haben mag. So klingt denn seine Stimme auch im Anfange ganz wie die eines von schwerer Krankheit Genesenden. Mit gedämpfter Redseligkeit, halb im Selbstgespräch, halb an die Umgebung gewendet, wie im Spiel die neu erwachte Kraft versuchend, plaudert er in den ersten Abschnitten leise vor sich hin und findet an den kleinen Gegenständen seiner Betrachtung ein inniges Behagen. Auch der Ton vergnügter Selbstironie, wie er in dieser liebenswürdigen Harmlosigkeit nur aus dem Gefühl des Geborgenseins nach überstandener Gefahr hervorzugehen pflegt, fehlt nicht. Daß er aber auch da schon, der Tiefe seines Gemüthes und der Reichhaltigkeit seines Geistes entsprechend, manche ernste und wichtige Frage berührt und mit manchem überraschenden Geistesblitz beleuchtet, manches vielversprechende Thema anschlägt, wobei der Leser sofort empfindet, daß es nicht beim Versprechen bleiben wird: das Alles giebt auf den ersten Seiten schon die angenehmste Gewähr für das Kommende. Dann wird er ernst und immer ernster. Die überstandene Gefahr erscheint größer, der Bericht des Wiedergekehrten wichtiger. Seine überwundene Krankheit scheint unsere gegenwärtige, seine geheilte unsere unheilbare, er zeigt uns, daß er doch Etwas mitgebracht, das nur er mitbringen konnte, das uns ohne ihn für immer verborgen geblieben wäre. Er zeigt uns, daß die Lebensarbeit jedes Menschen eine Blüthe trägt, die, für die andere Menschheit absolut unentbehrlich, unersetzlich, unnachahmlich, die Arbeit jedes Einzelnen zu einer Belehrung für Alle macht und deshalb allein uns zur Erfüllung jener hohen Gebote verpflichten kann, auf der das Zusammenleben der Menschen beruht. Ziemlich lange hält er diesen höchsten Schwung, dessen seine Seele fähig ist, fest, um dann langsam herabzusteigen. Bereichert zwar, aber doch resignirt, mit überzeugterer Ehrfurcht vor dem gewöhnlichen Tagewerk ist er mittlerweile, noch ehe er die Feder für diese Aeußerungen seines Denkens niederlegt, zur stillen, altgeübten Gelehrten- und Forscherthätigkeit zurückgekehrt. So sind die Tagebuchblätter ein echtes Lebensbuch geworden, eins jener Bücher, die als das unaufhaltsame Erzeugniß einer wirklichen Persönlichkeit für Mit- und Nachwelt einen hohen Werth haben, weil sie für die Verfasser einen unschätzbaren Werth gehabt haben, weil sie jener einzigen höchsten Kraft entsprossen, in deren unbegrenzter Bewunderung das arabische Sprichwort mahnt, daß jeder Mann in seinem Leben einen Baum pflanzen, ein Kind zeugen und ein Buch schreiben soll.

Mit anspruchslosem Behagen präludiren die Aufsätze: „Das Leibniz-Denkmal in Leipzig“, „Ein Knopf von Goethe“, „Die Tonleiter im Musikunterricht“, „Richard Wagner und Aufregung“, „Etwas zur Geschichte des Kunstblickes.“ Tiefe Fragen spielen mit, theils gewollt, theils ungewollt, manchmal wirklich unter der Bewußtseinsschwelle, bald leise anregend, bald ergreifend, immer aber auf der Grundstimmung sanfter, nie verletzender Abwehr, bescheidener und doch bestimmter Selbstbehauptung. Daß Hähnels Leibniz vor der alten Thomasschule unter den Aepfelhaufen der Obstweiber keinen rechten Philosopheneindruck machen will, daß man über die heutige Goetheforschung, wenn man wollte, eine sehr boshafte Satire schreiben könnte, daß die Musik weder zur Qual der Kinder noch zur Exaltation der Erwachsenen bestimmt scheint: Das sind Proteste, deren feinsinnigem Humor man sich leicht und gern anschließt. Die Anregung, nachzudenken, wie hoch heutzutage die Wogen eines mißverstandenen Realismus in der Kunst gestiegen sein müssen, daß sie beunruhigend bis in die Stube eines solchen Gelehrten gedrungen sind, erhält man obendrein. Und die Ablehnung des Aberglaubens von dem Selbstzweck des Kunstwerkes, der Kunst an sich, unter dessen Schutz und Schirm heute Unglaubliches in unserem ganzen Kunstleben verbrochen wird, könnte unausgesprochen nicht deutlicher ausgesprochen werden. Die tiefste aller ästhetischen Fragen, was von der Wahrnehmung der Außenwelt dieser und was uns angehört, ob ein Holbein und Dürer oder ein Millet und Thoma, ein Raphael und Michel Angelo oder ein Klinger und Boecklin mehr von der Welt oder nur Anderes von der Welt gesehen, wird zwar nicht beantwortet, aber doch schweigend gestellt. Man glaubt, ihn klagen zu hören, wie in dem Mangel an Maecenen, in der ungenügenden Mitarbeiterschaft der Kunstgenießenden die schwere Krankheit unseres heutigen Kunstlebens besteht. Die geborenen Großen und die gewordenen Großen von heute sind vor Allem Geldgrößen, die Alles haben und zu geben haben, Eins ausgenommen, — Zeit. Mit dem Telephon giebt der Kunstfreund unserer Zeit dem ersten, dem berühmtesten Baumeister den Auftrag zu einem Palast, zu einer Villa, mit der Weisung, nur den besten und berühmtesten Maler, Bildhauer, Goldschmied, Dekorateur, Gartenkünstler beizuziehen und das Beste, Modernste, Kostbarste in der „besten Sportzeit“ zu liefern. Der Check des Bauherrn und der Schlüssel des Palastes in der Hand des berühmten Architekten wechseln die Plätze, und indem der Auftraggeber über die Schwelle seines Kunstwerkes geht, erfährt er zum ersten Male, was eigentlich das Neueste, Beste, Kostbarste auf allen Gebieten der Kunst ist und wie schnell es gemacht werden kann. Daß dann dem Millionenaufwand eine Sache entsprungen, die künstlerisch nicht der Rede werth ist, davon reden die Villenviertel der Städte aller Größenordnungen eine verzweifelte Sprache. Welchen Genuß aber diese Kunstwerke ihren Besitzern gewähren,

davon schweigen sie, wenn auch laut. Als „das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht blos das Schaffen des Künstlers, sondern auch die Mitarbeit der Genießenden gehört", bezeichnet Hildebrand in seiner Sprache die Forderung, deren Unerfüllbarkeit eine Blüthe der Kunst in der Gegenwart ausschließt. Mit der immer bereiten und nie befolgten Mahnung zur Rückkehr zur alten Zeit schließt die Betrachtung von der Geschichte des Kunstblickes. Hieran reihen sich die sechs Perlen der Sammlung: „Wie man von Thieren lernen kann", „Wie Lachen schön macht, Etwas zum Begriffe der Schönheit", „Etwas vom Sterben", „Ein nicht anerkannter Vers von Goethe", „Etwas vom Leben", „Wie Wahr und Gut zusammenhängen". Es giebt wenig Gedrucktes in Deutschland, das diesen sechs Aufsätzen an die Seite gestellt werden könnte. Es giebt aber auch wenig, das dem Versuch, eine Vorstellung davon zu geben, einen größeren Widerstand entgegenstellte. Nicht die Vielgestalt, sondern die Tiefe des Lebens ist Hildebrands Sache. Es sind nur wenige Gegenstände des Lebens, die er ins Auge faßt. Auf diesen aber verweilt sein Blick mit unvergleichlicher Ruhe, Festigkeit, Geduld und Ausdauer, mit der ernsten, innigen, warmen Theilnahme, vor der allein die Dinge die letzte Hülle abstreifen, vor der die Wahrheit wirklich nackt geht, nicht die Wahrheit an sich, das Gespenst, sondern die wirkliche, lebendige Wahrheit, das Ding, gesehen von einer Persönlichkeit. Diese Theilnahme und die Erkenntniß, als Bedingung und Ergebniß, fließen aus seinem felsenfesten Glauben an die Vernünftigkeit alles Weltgeschehens, einem Glauben, über den er kein Wort verliert, den er bei dem Leser voraussetzt wie das Lesenkönnen. Dieser Glaube, dessen Wesen Hingabe zwar, aber auch Selbstbescheidung ist, läßt den Blick nicht weiter vordringen, als dieser selbst trägt. Kein Nachrücken mit dem Leib, keine zudringliche Frage. Nur was das Ding selbst offenbaren will, nimmt er in Empfang, er geht nur den halben Weg zu einer Sache, die andere Hälfte muß sie selbst gehen. Seine Achtung vor den Dingen ist unbegrenzt. Das moderne Belauern der Erscheinung und diebische Abkratzen von Eigenschaften ist ihm unbekannt, unfaßbar. Dieser Frömmigkeit verdankt er seine Funde. Sie ist im Grunde nichts Anderes als eine Abkehr von der Ueberschätzung des begrifflichen Denkens, die heute alles Kulturleben unheilvoll genug durchdringt. Daß Beobachtung und Begriff, das bewußte und willkürliche Hantiren mit jenen abgegriffenen Dominosteinen, die uns die Vorwelt in der Gestalt der Begriffe hinterlassen zum Zwecke der rohen Verständigung, daß wir wenigstens nicht mit den Köpfen an einander und an die Gegenstände der Welt rennen, nicht besonders weit in und an die Wirklichkeit führen, ist seine feste Ueberzeugung. Ihm stellt sich das Weltbild immer noch als Sternenhimmel dar, der zwar mit Lichtpünktchen besät ist, mit seiner dunklen Unendlichkeit aber den Lichttheil unfaßbar übertrifft. Daß

nicht aus den Nachrichten dieser Lichtpünktchen, sondern aus der Lehre der Unendlichkeit mehr Aufklärung unseres eigenen seelischen Dunkels zu erwarten ist, ist ihm zweifellos. Die breite und tiefe Unendlichkeit, die zwischen der dürftigen, zerhackten, chaotischen Welt der Begriffe in zusammenhängendem, ungebrochenem, einigem Strom dahinfließt, scheint ihm in ihrem unerschöpflichen Reichthum und ihrer stets bereiten Freigebigkeit mehr zu versprechen als die angestrengteste und beste Gehirnarbeit. Daß wir mehr zum Empfangen als zum Geben, mehr zum Lernen als zum Lehren organisirt sind, verpflichte uns mehr zum Stillhalten als zum Vorwärtsdrängen.

Hier berührt sich sein Denken und Fühlen mit jenem Goethes in wunderbarer Uebereinstimmung so sehr, daß es ihm selbst um die eigene geistige Selbständigkeit diesem Meister der Weltbetrachtung gegenüber bang wird. Insofern der Aufsatz „Ein nicht anerkannter Vers von Goethe" hiervon Kunde giebt und durch sein Schicksal doch von der Grundlosigkeit jener Befürchtung Zeugniß ablegt, mag es erlaubt sein, kurz darauf einzugehen.

Die Massenmühle im Kürnbachthale bei Ilmenau soll Goethe im Jahre 1831, nachdem er am Tage vorher auf dem Gickelhahn gewesen, besucht und in das Fremdenbuch der Mühle die folgenden Verse eingetragen haben:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt
Wird der neue wach.
Und so lang Du Das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist Du nur ein müder Gast
Auf der dunklen Erde.

Das ursprüngliche Blatt mit der Handschrift des Dichters sei einmal gestohlen und durch eine Abschrift ersetzt worden. Diese fand Hildebrand in dem Buch, und während er sich der zweiten Strophe als des Schlusses des Gedichtes „Selige Sehnsucht" aus dem Divan wohl erinnerte, glaubte er, auch in der ersten eine bisher unbekannte Leistung Goethes zu sehen. Mit Feuereifer sucht er diese Vermuthung durch eine Reihe für sein Fühlen und Denken außerordentlich charakteristischer Gründe zu stützen. Bei den Goethegelehrten findet er keinen Anklang. Auch die Ereignisse geben ihm Unrecht. Noch zu seinen Lebzeiten wird der Verfasser in der Person des Anthropologen und Irrenarztes, des Zeitgenossen und Bewunderers Goethes, in Johann Christian August Heinroth entdeckt, dem selben Heinroth, dem Goethe im Jahre 1823 in den naturwissenschaftlichen Schriften den Abschnitt „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" gewidmet hat. Und merkwürdig: diesem selben Aufsatz und dem selben geistreichen Wort Heinroths von Goethes gegenständlicher Art, zu denken, hatte Hildebrand ein paar Seiten

vorher, den wirklichen Autor des Verses beinahe mit dem Aermel streifend, in tiefster Uebereinstimmung mit seiner eigenen Auffassung goethischen Wesens die Bestätigung seiner Unterscheidung zwischen Wort- und Sachdenken, wie er es nennt, entnommen. Welch reizendes Finden im Verfehlen und Verfehlen im Finden, — welch ein Irrthum, der beinahe den Genuß der Entdeckung enthält!

Hat in diesen sechs Aufsätzen der Seher zu uns gesprochen, der nur berichtet, dem Glaube und Unglaube, Verständniß oder Unzugänglichkeit der Zuhörer und die Wirkung des eigenen Wortes gleichgiltig sind, so hören wir in „Trauer nnd Treue“, „Prophezeiungen“, „Gute alte Zeit und Fortschritt“, „Die Rede des Prinzen Ludwig“ die rein weltliche Sprache eines Wollenden. Es sind politische Aufsätze, in denen es sich nicht mehr um das Sein, sondern um das Mein und Dein handelt, so sehr der Verfasser selbst, tief befangen in einem zeitgemäßen Massenidealismus, darüber im Unklaren ist. Dem einfachen, anspruchslosen Schulmann, für den die irdischen Schätze und die Kräfte, unter denen sie ihren Platz wechseln, schon in sehr bescheidener Größe die Vorstellbarkeit verlieren, dämmert auch nicht ein Gedanke daran, daß die Großpolitik einfach Großerwerb wie die Kleinpolitik Kleinerwerb ist, daß jener so wenig Ideales anhängt wie dieser und daß seine Helden der ersten Art, die großen Einnehmer, von dem Heerdengefühl des landläufigen Patriotismus eben so weit entfernt sind wie der große Ausgeber Goethe, daß ihr Wesen eben darin ruht, daß sie Individualisten und weder Kommunisten der Empfindung noch des Besitzes sind. Von dem Standpunkt Goethes, der von sich bekennt, daß er für seine Bildung eine Million Ererbtes und eine andere Erworbenes ausgegeben, daß ihm jedes Bonmot einen Beutel Goldes gekostet, zu jenem Yorks, der aus der Bettelarmuth des Söldners als Grandseigneur sich zur Ruhe setzt, ungebildet bis auf die Knochen, den Dank im Munde: „Da hat mich der König in die Provinz geschmissen und hat mir da ein paar Güter wie einem alten Hund einen Knochen hingeworfen, aber ich kann noch balfen und beißen“, führt ihm keine Brücke. Doch eben diese Unklarheit giebt seinem Vortrag auch in diesen Abschnitten einen liebenswürdig milden, versöhnlichen und erträglichen Ton, der sonst jeder Harangue ja so unerbittlich versagt ist. Aber auch die Wirkung einer solchen ist ihm versagt, da ihr der Lebensnerv, die bewußte oder unbewußte, auf das Materielle gerichtete Absicht, fehlt. Sein kindliches Gemüth, auf das er gelegentlich selbst stolz ist, und sein Thema schließen einander eben aus. Daß er es überhaupt anschlägt, Das macht — alle Fülle und Aufrichtigkeit der Empfindung in Ehren — der kleine Tyrann, der im Herzen des besten und edelsten Schulmannes, wenn auch noch so heimlich und wohl bewacht, in der Ecke kauert; daß er es mit entschuldigendem Wortreichthum, mit steter Ableitung aus der Historie, mit

unvermeidlichem Aufblick nach oben thut, kommt daher, daß neben jeder Regung zum Herrschen immer untrennbar, unfehlbar eine solche zum Dienen sich rührt, wie es ja auch kein Zufall ist, daß der Lehrer, der in der Schule den Bakel schwingt, in der Sakristei dem Pfarrer dienend das Meßgewand umlegt und daß der mächtigste Hofmann die tiefsten Bücklinge nicht nur machen muß, sondern gewissermaßen gern macht.

Mit den beiden schönen und lehrreichen, tiefen und geistvollen Aufsätzen „Aus der Geschichte unserer Sitte, zugleich zur Fortschrittsfrage" und „Ein Wunschzettel an den Zeitgeist" schließt das Buch in wundervoller Harmonie.

Als ich die Tagebuchblätter zum ersten Male durchflogen hatte, war mir schon in Vortrag und Gedankenzug ein eigenthümlicher Rhythmus aufgefallen. Es war, als hätte ich eben eine schöne Symphonie gehört: der tändelnde Anfang, wie um Muth zu machen, der ernste, tiefe Mittelsatz mit dem anschließenden Pathos — auch der tiefste Symphoniker verbeugt sich an hervorragender Stelle vor dem größeren Theil seines Publikums —, der glockenklare Ausklang, der die Größe des Gewinnes des Autors ahnen läßt, das Ganze getragen von einer durchgehenden Einheit der Stimmung, die sich rein und wohlthuend, belehrend und erfrischend zugleich auch auf den Zuhörer übertrug. Alles schien so sehr an seinem Orte, die Anordnung des Stoffes, die Vertheilung der Wirkungen einem tiefen und überlegenen Kunstverstande entsprungen. Da sich das ganze als posthume Sammlung darbot, blieb der Zweifel, ob der Verfasser oder der Herausgeber mehr zu bewundern sei. Wie groß aber war das Erstaunen bei der Entdeckung, daß Beide gewissermaßen unschuldig sind, daß die Aufsätze genau in der Reihenfolge dastanden, in der sie entstanden waren, daß die scheinbare Kunstleistung eine Leistung des Zufalles war. Mit einem Schlage war die Vorstellung von Konzert und Publikum verschwunden. Wie ein einziger, lange gehaltener Ton schien nun der Inhalt einem unzeitlichen, unräumlichen Instrument zu entströmen, ein schönes Beispiel dafür, daß jede Seele wenigstens einmal, sei es im Erleben, sei es im Schaffen, voll und rein mit dem Grundton ihres Wesens erklingt. Ein wahrhaft klingendes Buch sind diese Betrachtungen des Sonntagsphilosophen und man braucht nicht chauvinistischen Regungen unterworfen zu sein, um es mit wohligem Behagen, wie eine Gewähr des eigenen Daseins, zu empfinden, daß Bücher von dieser Art bei anderen Völkern nicht geschrieben werden.

Paul Garin.



Entwischt!

Natürlich! Schon wieder dieses Tuscheln und Wispern. So oft er ins Bureau kam, ging es los. Sie merkten Etwas, Das stand fest. Aber was merkten sie? Sie würden es ihm nicht sagen, selbst wenn er fragte. Alle seine Kollegen waren seine Feinde. Alle. Es war einfach nicht mehr zum Aushalten, wie sie ihn anblickten und, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, einander Zeichen machten. Und immer schoben sie ihm die langweiligsten Arbeiten zu. Uff! Da lag schon wieder ein ganzer Stoß von Akten bereit für ihn. Das öde, unnütze Zeug! Und es machte ihm obendrein so viel Mühe. Er mußte jeden Satz dreimal lesen, bis er ihn verstand. Und auch dann verstand er ihn noch nicht. Es war Alles wie verhext.

„Herr Henneberg zum Chef befohlen!"

Auch Das noch! Was wollte der Chef denn schon wieder von ihm? Und wie Alle sich freuten, daß er zum Chef befohlen war! Selbstverständlich wußten sie, um was es sich handelte. Um etwas Unangenehmes natürlich. Der Chef hatte ihm noch niemals etwas Angenehmes zu sagen gehabt. Und er that doch gewiß, was er konnte. War pünktlich, gewissenhaft, fleißig. Daß er mitunter ein Bischen zerstreut war, ... mein Gott, die Anderen warens ja auch! Aber ihm sah man nichts nach. Nichts sah man ihm nach. Alle seine Feinde.

Er ging zum Chef. Der Chef war übler Laune. „Sie haben wieder Dummheiten gemacht, Herr Henneberg," sagte er und wies ihm Akten vor. „Das Alles ist nicht zu brauchen und muß noch einmal geschrieben werden. Ich möchte nur wissen, wo Sie Ihre Gedanken haben. Sie treiben es von Tag zu Tag ärger. Und dann wundern Sie sich noch, wenn man Sie beim Avancement übergeht."

Ach Gott! Nein: er wunderte sich über nichts mehr. Wenn man nur Feinde hat, Feinde über sich, neben sich und unter sich, konnte man natürlich nicht avanciren. Und es war nichts als Bosheit vom Chef, wenn er dreist behauptete, er, Henneberg, habe Dummheiten gemacht. Der Chef machte wahrscheinlich nichts als Klugheiten? Die alte Geschichte vom Splitter und Balken. Aber er sagte nichts. Nicht eine Silbe. Es war ja so unnütz. Die Sache war abgekartet. Man wollte ihn los sein. Und deshalb dichtete man ihm jeden Tag einen neuen Fehler an ...

„Sie sind auch nicht pünktlich," fuhr der Chef fort. „Verspäten sich beinahe täglich. Wohin soll Das führen?"

Er lächelte nur. „Sie wollen mich los sein," dachte er wieder. Uebrigens langweilte ihn der Chef ganz entsetzlich. Das ganze Bureau war ihm ja so gleichgiltig. Er hatte ganz andere Dinge im Kopf als das Bureau.

„Sind Sie etwa krank?" fragte der Chef unvermittelt.

Aha! schon wieder eine Falle. Nun wollen sie ihm einreden, er sei krank, um einen Vorwand zu haben, ihn zu pensioniren. Aber so dumm war er nicht. Er ging nicht in die Falle. „Nein," sagte er. „Ich bin kerngesund."

„Aber Sie sehen miserabel aus," sprach der Chef weiter. „Und was ist denn Das für eine Gewohnheit, die Sie angenommen haben? Im ganzen Bureau redet man davon."

Noch etwas Neues. Nun hatte er gar eine „Gewohnheit." Was nur Das wieder war? Der Chef erklärte sich näher. „Sie scheinen beständig auf Etwas zu lauern. Schielen nach rechts und nach links und wenden sich plötzlich um, als

ob Sie glaubten, Jemanden im Rücken zu haben. Sind Sie denn nervös? Oder was ist es sonst?"

Er war bleich geworden. Der Chef wußte mehr, als er gedacht hatte. Alle im Bureau wußten mehr. Und Das war fürchterlich. Sie waren seinem Geheimniß auf der Spur. Und nun wollte man es ihm entlocken. Und wenn man es ihm entlockt hatte, war er einfach verloren.

„Ich bin nervös, ein Wenig ...", stammelte er mit blassen Lippen. „Es ist nicht der Rede werth."

Der Chef sah ihn aufmerksam an. Peinigend aufmerksam. „Sie sind nicht verheirathet?" fragte er.

Was den Chef nur Das wieder anging, ob er verheirathet war oder nicht! Dahinter steckte eine neue Falle, die man ihm legte. Er hätte schreien mögen vor Angst. „Nein," brachte er mit Anstrengung hervor.

„Sie wohnen ganz allein? Haben weder Schwester noch Mutter noch sonst Jemanden im Hause?" fragte der Chef aufs Neue.

„Ganz allein," sagte er. Er begann den Kopf zu verlieren. Dieses Verhör, dessen Zweck ihm unverständlich war, verwirrte ihn mehr und mehr. Dahinter mußte eine neue Falle verborgen sein. Das war klar. Aber wo lag sie nur?

„Warum geben Sie sich nicht lieber in Pension bei einer anständigen Familie?" Und noch immer behielt der Chef ihn im Auge. „Es ist doch ungemüthlich, ganz allein zu wohnen. Man kann, zum Beispiel, plötzlich krank werden. Sie sind wirklich nervös. Sie sollten eine Frau haben, die auf Sie achtet und Sie pflegt, Henneberg."

Er grinste. Furchtbar lächerlich, diese plötzliche Sorge um sein Wohl und Weh. Er glaubte aber nicht daran. Sie wollten ihm einen Spion ins Haus schmuggeln, ein schwatzhaftes Weib, damit es Alles ausplaudere und ihn an den Chef verrathe. Sein einziges Glück, seine Freiheit, wollten sie ihm jetzt auch noch nehmen. Waren sie ihm vielleicht neidisch? Alle im Bureau hatten eine Frau. Und er sollte es nicht besser haben als sie. Nach keiner Richtung hin. O! er kannte sie zur Genüge, diese Sucht der Verheiratheten, die Unverheiratheten ins Ehejoch zu treiben. Zogen sie an dem Karren, mochten es die Anderen ebenfalls thun. Und die Heuchler thaten, als wenn es ein Glück wäre, Frau und Kinder zu haben, ... weil es sie ärgerte, daß es die Anderen besser hatten als sie. Und so sollte auch er sich in das Joch spannen lassen. Aber so dumm war er nicht. Gegen die Spione im Bureau konnte er sich nicht schützen. Doch den Hausspion konnte und wollte er sich vom Leibe halten. In diese Falle gehe ich nicht, meine Theuren! Gebt Euch keine Mühe.

Der Chef entließ ihn. Gott sei Dank. „Schonen Sie sich," sagte er noch beim Abschied, als Henneberg bereits die Thürklinke in der Hand hatte. Merkwürdig, verdächtig gütig sprach der Chef diese Worte. Mitleidig gleichsam. Es lag am Tage: man wollte ihm und der ganzen Welt weismachen, daß er ein kranker Mann sei, daß er eine Frau, eine Krankenwärterin, im Hause brauche. Und wenn alle Welt an das Märchen glaubt, werden sie ihn pensioniren. Es war so zwecklos, gegen diese Kabalen anzukämpfen. Besser, sich gleich ergeben, von selbst den Abschied nehmen: sonst sprengen sie am Ende noch aus, er sei ein Narr und gehöre ins Irrenhaus. Da hinein sperrt man die vernünftigsten

Leute, wenn sie Einem im Wege sind. Und besticht die Aerzte und macht die Thür zu: Jetzt schrei, so viel Du magst, Du bleibst drinnen. Und ein Anderer, ein Schoßkind des Chefs natürlich, setzt sich auf seinen Platz . . .

Es hieß sich zusammennehmen, sonst ist man mit einem Male im Narrenhause und weiß nicht, wie und warum . . . Wie sie ihn ansahen! Alle beobachteten ihn. Und diese Akten! Heute verstand er nun einmal absolut nicht, was er mit ihnen beginnen sollte. Das war eine neue Bosheit seiner Feinde: sie gaben ihm konfuses Zeug, das keinen Sinn hatte, und Das sollte er entwirren. Kein Gott brächte es zu Wege. Und wenn er nicht kann, was Niemand könnte, werden sie sagen, daß er untauglich, unbrauchbar und unfähig sei, den Bureaudienst zu versehen. Ja, ja, sie waren schlau. Und das perfide Gerede von seiner „Gewohnheit"! Nicht einmal eine Gewohnheit durfte man haben. Und Alles spricht sich herum, wird aufgebauscht, nimmt ungeheuerliche Dimensionen an, sobald es sich um ihn handelt. Hui! da hatte er schon wieder nach hinten geschaut, ganz heimlich, ganz verstohlen. Ob Jemand es gesehen hatte? Ganz sicher. Statt zu arbeiten, achteten sie auf ihn. Keinen Moment ließen sie ihn aus den Augen. Und nun winken sie einander zu und tauschen Blicke aus . . . Es war entsetzlich. Die Schlinge um seinen Hals zog sich enger zusammen, immer enger. Bald werden sie ihn erdrosselt haben. Als wenn er dafür könnte! Aber er mußte ja hinter sich blicken. Sie thätens ja auch, wenn sie an seiner Stelle wären.

Bureauschluß. Endlich! Ruhe bis morgen. Man sagt einander guten Tag, Manche gehen zusammen fort und sprechen mit halblauter Stimme. Natürlich von ihm. Er beeilt sich, fortzukommen. Er ist überzeugt, daß Alle ihm nachsehen. Sogar fremde Leute wenden die Köpfe nach ihm um. Die Straße ist ihm so verhaßt, so beängstigend. Wenn man sich nur unsichtbar machen könnte. Nun soll er in ein Restaurant, um da sein Mittagmahl einzunehmen. Aber er mag nicht. Er besucht fast jeden Tag ein anderes Gasthaus, damit weder Kellner noch Gäste sich sein Gesicht merken können. Er will von Niemandem gekannt, von Niemandem beobachtet sein. Und ihn, gerade ihn beobachten Alle, auch die Kellner. Lieber hungern, lieber nach Hause. Grauenhaft ists zu Hause, aber man ist da wenigstens allein. Das heißt . . .

Nun war er daheim, in seiner immer dunklen Stube. Er besaß nur das eine Zimmer; außer diesem hatte er noch eine kleine, stockfinstere Küche, die man passiren mußte, um ins Zimmer zu gelangen. Zögernd schloß er die Thür ab. Wenn er sicher sein könnte, eine gute Frau zu bekommen, er nähme doch noch eine, um nicht so allein zu sein. Aber eine gute Frau gab es nicht, nicht für ihn. Seine Frau würde ein Werkzeug seiner Feinde sein und ihn an diese Feinde verrathen und verkaufen. So einsam sein! Nichts haben als Feinde! Er stand hilflos da und rieb fröstelnd die Hände an einander. Kalt war es auch; und er hatte Hunger. Das war nun schon der dritte Tag, an dem er kein richtiges Mittagessen zu sich nahm. Auf diese Weise würde er am Ende verhungern. Hatte er denn gar nichts Eßbares zu Hause? Thee, Brot und Butter waren da. Es war wenig, aber schließlich besser als nichts. Er wollte sich Thee bereiten und ein großes Stück Butterbrot dazu essen. Gott! So elend sein! Seine Aufwärterin kam nur am Morgen, um ihn zu bedienen. Wenn er sie

nur herbeizaubern könnte! Sie war, alt, mürrisch und häßlich, aber doch ein Mensch! Und stocktaub war sie obendrein. Man brauchte von ihr keinen Verrath zu befürchten. Wenn er die Alte heirathete? Eine furchtbar komische Vorstellung. Sie war gewiß um zwanzig Jahre älter als er. Aber was lag daran? Er wäre dann wenigstens nicht so allein. Und nun begann es schon wieder zu dunkeln. Im November wird es so zeitig finster, — und er fürchtete sich im Finstern. So schlimm wie er war Keiner daran. Manche fürchten sich vor den Menschen, die suchen eben die Einsamkeit auf. Anderen graut vor dem Alleinsein, nun, die flüchten zu den Menschen. Er aber fürchtete sich vor Beidem, vor der Einsamkeit und vor den Menschen. Immer ein ausgesuchter Pechvogel, in Allem.

Sie hatten also Etwas gemerkt. Seine „Gewohnheit" war ihnen nicht verborgen geblieben. Er hatte sie schon als Kind, diese Gewohnheit. Immer sah er nach hinten, als wenn er sein Schicksal geahnt hätte, sein grauenvolles Schicksal. Natürlich stand „es" auch in diesem Augenblick hinter ihm, knapp hinter ihm. Er spürte es ganz genau, immer war „es" da. Und er wollte wissen, wie „es" aussah. Eine menschliche Gestalt wars, Das fühlte er. Er fühlte ja die Augen auf sich ruhen. Und das Gesicht mußte entsetzlich sein. Wenn er allein war, pflegte er sich die schauderhaftesten Fratzen vorzustellen. Und in Schaaren zogen sie an ihm vorüber, ein Gesicht abschreckender als das andere. Aber „es" mußte noch viel schrecklicher sein, — und doch begehrte ers zu sehen, besonders bei Nacht. Wenn er den Kopf auf die Kissen legte und die Augen schloß, stand „es" am Kopfende seines Bettes, beugte sich leise, leise auf ihn herab und sah ihn an. Er fühlte die Nähe, die auf ihm ruhenden Augen. Wenn er jählings emporfuhr, mußte er an das auf ihn herabgebeugte Haupt stoßen. Wenn er plötzlich zum Schlage ausholte, mußte er es mitten ins Gesicht treffen. Er lag da mit klopfendem Herzen und laut hämmernden Pulsen. Wenn er nur den Muth hätte, zuzuschlagen. Aber ihm graute so unsagbar vor einer Berührung des Gesichtes, das sich da auf ihn herabneigte. Und „es" hatte die Gabe, sich im Handumdrehen unsichtbar zu machen. Wie oft hatte er am Tage, wo er mehr Muth besaß als bei Nacht, versucht, das Gespenst, oder was es sonst war, zu überlisten. Plötzlich, ganz plötzlich drehte er sich um: „Hab ich Dich, mein Engel?". . . Keine Spur. „Es" war längst unsichtbar geworden. Er saß vor einem Spiegel Stunden lang und starrte auf das Glas. Endlich mußte er doch Etwas sehen. „Es" würde die Geduld verlieren und sich zeigen. Fehlgeschossen, — wie immer. „Es" zeigte sich nicht, dachte gar nicht daran, machte sich über ihn lustig und blieb unsichtbar.

Schlafen mit solchem Zimmergenossen! Das bringe ein Anderer fertig. Die Nächte waren endlos. Was that das Gespenst, wenn er, von Müdigkeit überwältigt, endlich doch in Schlummer sank? Er war überzeugt, daß es sich dann zu ihm ins Bett legte: er fühlte im Schlaf Etwas auf sich, neben sich. Und am Morgen stand es hinter ihm, es folgte ihm auf die Straße, ins Restaurant, ins Bureau, überallhin. Vielleicht war es das Gespenst, das Verwirrung in seine Akten brachte. Oft war ihm zu Muth, als ob eine fremde, unsichtbare Hand ihm die Feder führte. Aus Bosheit oder aus Dummheit zwang es ihn, den größten Unsinn zu schreiben. Die Kollegen waren daran vielleicht vollkommen unschuldig. Das Gespenst war es wohl, das alle diese Dummheiten machte. Und

er konnte es nicht fassen. Die Richter hätten ihn einfach ausgelacht, wenn er gekommen wäre und gebeten hätte, das Gespenst zu verhaften. Was denn verhaften? Wo denn? Wie denn? Ins Irrenhaus hätten sie ihn gesteckt. Er durfte ja nicht einmal sagen, wer sich zu ihm gesellt hatte. . .

So lange dauerte es nun schon. Bald drei Jahre. In früherer Zeit hatte er nur manchmal Etwas hinter sich zu fühlen geglaubt. Aber seit drei Jahren war es immer da. Tag und Nacht. Ununterbrochen. Und so heimtückisch wars, so feig. Ihn immer nur zu ängstigen, unsichtbar, ungreifbar. Er hätte mit ihm ringen mögen auf Leben und Tod: Du oder ich! Aber ein Ende, ein Ende! . . . Ja wohl! Das fiel ihm gerade ein, dem Gespenst. Es wollte ihn ängstigen, fort und fort. Das machte ihm Spaß. Bis er zu Grunde gegangen. Bis er zu Grunde gegangen! Darauf arbeiteten ja Alle hin. Sie standen mit dem Gespenst im Bunde. Der Chef, die Kollegen, die Kellner. Jeder wildfremde Mensch auf der Straße. Wahrscheinlich sahen sie, wer hinter ihm ging und stand. Er merkte es an den Kindern, die bei seinem Anblick erschraken, und an den Hunden, die den Schwanz einklemmten, wenn er an ihnen vorbeikam. Er war anders als die Anderen. Und darum haßten sie ihn. . .

Er hatte Thee getrunken und sein Butterbrot verzehrt. Die Zeit verging unheimlich schnell. Ehe man sichs versah, würde die Nacht da sein, die schreckliche Nacht. Wenn er versuchte, mit dem Gespenst zu paktiren? Es sah ihm ja beständig über die Schulter. Es anzureden, getraute er sich nicht. Zu fürchterlich wäre es, wenn es ihm Antwort gäbe. Aber schreiben wollte er ihm. Es sah ihm dabei zu und konnte, wenn es wollte, ihm die Antwort diktiren, seine Hand lenken. Und mit zitternden Fingern fing er zu schreiben an: „Werde ich heute Nacht Ruhe haben vor Dir?“ Er hielt die Feder, bereit zum Weiterschreiben, und blickte nach hinten. Nichts erfolgte. Seine Hand lag schwer und unbeweglich auf dem Papier. Er wurde zornig. „Thu nicht so, als wenn Du nicht schreiben könntest,“ kritzelte er auf das Blatt. „Wenn es gilt, mir einen Unsinn in die Feder zu diktiren, bist Du flink genug. Du bringst mich um meine Stellung, mein Lieber. Du verstehst nichts davon, wie Akten zu behandeln sind. Das laß gefälligst in Zukunft sein. Gieb mir jetzt Antwort. Wirst Du mich heute Nacht ruhig schlafen lassen? Anderswo als am Kopfende meines Bettes Dein Unwesen treiben? Ich bitte um Antwort. Führe meine Hand. Ich muß Antwort haben.“ Aufs Neue wartete er. Lange Zeit. Seine Hand, die auf dem Papier ruhte, begann unruhig zu werden. Aha. „Nur zu!“ sagte er sehr laut. Richtig: er fing an zu schreiben. Langsam, ganz langsam gings. Schwerfällig. Aber die Worte kamen, reihten sich an einander, gaben einen vollkommen klaren Sinn:

„Heute Nacht werde ich mich Dir zeigen.“

Da stand seine Hand still. Er starrte nieder auf das Blatt. Entsetzlich! Es wollte sich ihm zeigen. Das hatte gerade noch gefehlt. Und Das nannte es etwa gar „Ruhe vor ihm haben“? Zeigen wollte es sich. Wer hatte Das denn begehrt? Wer verlangte denn, es zu sehen? Er gewiß nicht! Und er sollte hier sitzen, in seiner einsamen Stube, und auf diesen Besuch warten? Wer weiß, wie Du aussiehst, mein Bester! Und wenn ich über Deinen holden Anblick verrückt werde? „Schurke! Schuft! Teufel!“

Er schrie die Worte überlaut in die Luft. Fort! fort! fort! Hier konnte er nicht bleiben. Er würde ja beim bloßen Warten den Verstand verlieren.

Bald stand er auf der Straße. Es war kalt draußen, neblig, unbehaglich, ein richtiges Novemberwetter. Wohin sollte er gehen? Er hatte nur Feinde. Er mußte allein bleiben. Und mußte darauf achten, daß Niemand ihn sehe. Er kroch am Fluß hin. Da war es einsam. Weiter kam er, immer weiter. Die Häuser verschwanden im Nebel. Kein Mensch begegnete ihm. Und „es" war hinter ihm, wie immer. Was thun? Was thun? Zu wem fliehen? Wenn er nur einem Menschen trauen könnte! Der Chef hatte es am Ende doch gut mit ihm gemeint. Er sollte vielleicht wirklich heirathen. Aber wen? Wer würde ihn wohl nehmen, mit ... mit ... dem Anderen? Und wenn Der etwa den Einfall hätte, sich in der Brautnacht zu zeigen? Das sähe der Bestie ähnlich! Und überhaupt ... jede Frau würde ihn hassen. Ihn ausliefern und verrathen. Oder davon laufen. Es war ja auch von Keiner zu verlangen, es bei ihm auszuhalten. Er hielt es ja selbst nicht mehr aus...

Wenn er in ein Wirthshaus ginge? Aber sie würden ihn hinausweisen. Mit dieser Begleitung, denkt einmal! Eine solche Begleitung wird nirgends geduldet. Andere Gäste kamen allein oder mit ... mit einem Menschen. Aber nicht mit so Etwas. Das kann unmöglich geduldet werden. Wird auch nicht geduldet. Und obendrein wollte es sich zeigen. Nein! Er durfte sich nicht unter Menschen begeben. Das war unmöglich. Und es wurde später und später. „Warum habe ich es herausfordern müssen! Was ist mir denn eingefallen? Und gereizt habe ich es obendrein. Solcher Wahnsinn!" Er rannte weiter. Mein Gott, schon so spät. Jeden Augenblick kann es sich zeigen. Schon ein Uhr. Es würde Wort halten! Natürlich würde es Wort halten. Aus Niederträchtigkeit. Und wenn er zu Menschen flüchtete, würden sie ihn festnehmen und ins Irrenhaus schleppen. Ihn und ... das Andere. Es würde auch dort hinter ihm stehen. Keine Möglichkeit, es los zu werden. Und so dumm, so bodenlos dumm sind die Menschen, daß sie Einen ins Narrenhaus werfen, nur, weil ihn ein solches Unglück betroffen hat. Vielleicht hat ein Jeder so Etwas hinter sich stehen und gehen und weiß es nur nicht. Er weiß es eben. Aber darum ist er doch vernünftig. Und die Dummheiten in den Akten, die macht ja nicht er! Die macht ... der Andere! Aber was hilfts, Das zu behaupten? Wer glaubt es ihm? Und sie sind ja so froh, ihn über Bord werfen zu können. Sie lauern auf seinen Posten. Seit zehn Jahren sitzt er auf dem selben Fleck. Keine Beförderung für ihn. Alles seinen Feinden. Gewiß wirft man ihn bald hinaus. Und dann mag er zusehen, wie er es anstellt, um nicht zu verhungern.

Jetzt! Jetzt wird es sich zeigen. Er spürts. Rasch entschlossen steigt er in den Fluß. Das Wasser ist kalt. Er steht bis an die Brust im Wasser.

„Ei, mein Lieber! Ich bin doch noch schlauer als Du. Komm nur mit. Zeigen willst Du Dich mir? Aber ich mag Dich nicht sehen. Komm nur, da Du mich so lieb hast und nicht lassen kannst von mir. Ich will Dir eine Ueberraschung bereiten. Ersaufen sollst Du mir wie eine junge Katze. Hier ists tief. Hier kannst Du nicht stehen. Ersaufen sollst Du, ersau..."

Die Wellen erfaßten ihn, schlugen über seinem Kopfe zusammen und rissen ihn mit sich fort, — hinab in die Tiefe.

Emil Marriot.



Das dunkle Mittelalter.

Wir haben neuerdings mancherlei wichtige Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte erhalten, vor Allem die bedeutenden Arbeiten Lamprechts. Solche Werke bleiben aber für den kleinen Kreis höher Gebildeter berechnet und es scheint deshalb nicht unberechtigt, wenn man sich die Aufgabe stellt, einen populären Leitfaden für breitere Schichten zu bieten. Dies hat Dr. Reinhold Günther in seiner „Deutschen Kulturgeschichte“ (Sammlung Göschen) unternommen. Geschickt benutzte er größere Werke und sonst zugängliche Quellen, um ein klares Bild zu entrollen. Freilich wird sich über Manches streiten lassen, je nach verschiedener Anschauung. So, wenn Günther gleich anfangs sein Büchlein mit dem Satz eröffnet: „Ist das Reich Karls des Großen ein nationales Deutschland gewesen?“ Das hat wohl noch Niemand behauptet; und daß Karl sich „als Franken, nicht als Deutschen“ fühlte, versteht sich von selbst, da vom Begriff eines Deutschthumes doch damals noch nicht die Rede sein konnte. Aber daß er sich eben als Franken fühlte, schließt den Gegensatz in sich, daß der „Charlemagne“ nicht als Franzose, d. h. romanisirter Gallier, aufgefaßt werden darf; auch steckt genug Deutsches in seiner Lebenshaltung und seinem Staatswesen. Richtig ist, daß die Anfänge unserer Kultur ausschließlich von den Klöstern ausgingen, nicht von der Kirche im Allgemeinen, die nur sehr indirekt diese unsterblichen Verdienste des Mönchthumes sich gutschreiben darf. Günther zeigt, wie von Stufe zu Stufe der Wirkungskreis dieser einzigen Kulturträger wuchs, wie sie immer reger ins öffentliche Leben eingriffen. Prächtig hat einmal Carlyle das Leben eines solchen englischen Abtes geschildert, in dem Bestreben, dem suffisanten Dünkel der Modernen die hohe sittliche Arbeitkraft des sogenannten dunklen Mittelalters vorzuhalten. In der That muß man fragen, ob denn wirklich ein echter Fortschritt, von äußerlicher Drapirung abgesehen, in der Kulturentwickelung erkennbar sei. Denn man täusche sich nicht darüber, daß jede Abmessung von Werthen nur eine relative sein kann. Was uns verweichlichten Decadenten als grausame Härte erscheint, wußten jene starkknochigen Geschlechter im Kampf ums Dasein leichter zu tragen. Was hingegen uns als satten Erben tausendjähriger Mühen schon in die Wiege gelegt ward, mußten Jene erst mit rauher Urwüchsigkeit aus sich selbst erringen und widrigen Verhältnissen abtrotzen. Weshalb sollte die großartige Leistung der Klöster bis zum zwölften Jahrhundert, relativ gemessen, hinter dem genialen Kulturzauber des alten Hellas zurückstehen, wenn wir das unvergleichlich günstige Milieu des Apollolandes mit der freudlosen Urwaldöde des nebeligen und sumpfigen Nordens vergleichen, aus dessen düsterer Stimmung dennoch eine gedankentiefe und sogar lebensheitere Civilisation kunst- und wissenschafteifriger Glaubensstätten erblühte? Der „Glaube“ — eine Verknüpfung des Erdenlebens mit dem Unendlichen, von der das Alterthum nichts ahnte — besaß noch eine schöne Innerlichkeit und der kirchliche Aberglaube, von dem doch auch das gauklerische Priesterthum der Antike nicht frei war, zeigte noch nicht seine Krallen. Wohl ging es mit der altgermanischen Freiheit des Individuums abwärts, wohl verminderte sich die Zahl der freien Bauern und minder begüterten Freisassen mehr und mehr und die großen

Herren schufen ein weitverstricktes Vasallennetz. Aber dies Lehnswesen war doch nach dem Grade damaliger Rechts- und Freiheitbegriffe unendlich dem sozialen Zustande des Alterthumes vorzuziehen, wo die Herrlichkeit einer Minorität auf der absoluten Sklaverei der Masse sich aufbaute, und der Druck des Erbadels und der modernen Staatshierarchie lastete und lastet schwerer. Freilich gab es auch damals schon als Steuer den sogenannten Reiterschilling, aber nur für Kriegszeiten, und die Leibeigenen wurden bei den verwüstenden Fehden oft gräßlich behandelt. Wurde Das später in Europa anders — bis zur französischen Revolution — und wird nicht heute noch der moderne Leibeigene, der Tagelöhner und Industriearbeiter, bei aller angeblichen Rechtsgleichheit oft genug geschunden? Wenigstens konnte man sich damals an die sänftigende Macht der Kirche wenden und die Kaiser versuchten redlich, einen Land- und Gottesfrieden durchzusetzen. Von dem geschöpften Urtheil der Vögte, Grafen und freien Schöffen durfte die Volksstimme an den König selbst appelliren. Wenn auch Fehden und Frohndienste die Bevölkerung verarmen ließen, herrschte doch öffentliche Mildthätigkeit der Klöster und frommen Spender in einem Umfang, wie er höchstens heute, in einer sozialistisch angehauchten Epoche — zum Theil aus berechnendem Angstgefühl —, geübt wird. Ich kann deshalb nicht in das Klagelied freisinniger Historiker über den Tiefstand der damaligen Epoche, des eigentlichen Mittelalters, einstimmen. Denn daß sie trotz manchen Unzuträglichkeiten im Allgemeinen der Kultur förderlich war, beweist das großartige Aufblühen der Städte. Schon entschieden die rheinischen Bürger in den Kämpfen Heinrichs des Vierten und ihre ganze Haltung flößt uns Respekt vor ihrer Charakterstärke und überlegenen Intelligenz ein. Allerdings ging jetzt in den von Rom geschürten Bürgerkriegen der wohlhabende Bauernstand zu Grunde. Der Zehnte und erhöhter Zinsfuß wurden von Freien und Unfreien auf den adligen Höfen erbarmunglos eingetrieben; daß dem Hörigen die gepriesene Freizügigkeit des neunzehnten Jahrhunderts fehlte, mochte er leichter verschmerzen, denn wohin sollte er, wehrlos, wandern in dem unsicheren Lande? Gerade der Niedergang des Bauernthumes, bald auch des kleineren Adels, begünstigte das Emporkommen des städtischen Bürgerthumes. Der, den der Ritter plagte, floh in die Städte und es mag sogar die Wechselwirkung stattgefunden haben, die Günther andeutet: „Der Adel ward gezwungen, wollte er nicht aller Arbeithände verlustig gehen, die Unterthanen besser zu behandeln.“ Also ein ähnliches Gesetz, wie es sich heute beim Zuströmen der Landarbeiter in die Industriestädte wiederholt. Es war ein Verdienst Heinrichs des Vierten, aber ein unfreiwilliges, daß er durch massenhafte Freibriefe an Stadtgemeinden den Bürgerstand hob, natürlich nur aus egoistischem Haß gegen die hohe Geistlichkeit, der die Bürger im Namen des Kaisers rücksichtlos Trotz boten. Ihre höhnische Gleichgiltigkeit gegen Bannflüche der Kirche, ihr Austreiben widerhariger Bischöfe (siehe Köln, Mainz, Worms) verräth wenig von jenem frömmelnden Aberglauben, den man gern einem rauhen, aber realistisch klarblickenden Zeitalter andichten möchte und den man vielmehr in recht modernen Zeiten findet. Das kräftige nationale Selbstgefühl, wie es aus des Historikers Otto von Sankt Blasien Lobpreisung des furchtbaren Barbarossasohnes Heinrichs des Sechsten heraustönt, bemühte sich damals, urdeutsches Gesetzesrecht im „Sachsenspiegel“ zusammenzufassen, und 1235 erließ Friedrich der Zweite sogar ein Landfriedens-

gesetz in deutscher Sprache. Dieser geistig stärkste unter allen deutschen Kaisern kämpfte lange vor Luther und Friedrich dem Großen für Aufklärung und Gedankenfreiheit. Ich hätte gewünscht, daß Günther dieser einsam hehren Gestalt einige Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Der große Hohenstaufe, ob auch heute als Sohn des verachteten Mittelalters vergessen, steht an geistiger Bedeutung durchaus ebenbürtig neben dem preußischen Friedrich, dem modernen Aufklärungdespoten, den er obendrein durch die Großartigkeit seines Milieus weit überragt. Ihn, den gekrönten Giordano Bruno, schützte nur sein Diadem vor dem Flammentod. Freilich darf man auch an diese bedeutendste Erscheinung des Mittelalters nicht kleinliche ethische Maßstäbe legen, im Sinne der fälschenden Romantik. Denn ein gesunder Realismus beseelte auch die anscheinend idealsten Regungen der Zeit, wie die Kreuzzüge, und auch der aufgeklärte staufische Despotismus schuf nur Vorläufer der Renaissance. Friedrich der Zweite wirthschaftete wie später die Borgia und Este, die Visconti und Medici, nur in unvergleichlich größerem Stil. Wenn er in seiner „Konstitution von Melfi" die weisesten Gesetze gab und sich hoch über sein Zeitalter stellte, da er die Parole ausgab, daß Jeder nach seiner Façon selig werden könne; wenn er die Ausübung der Jurisprudenz und Medizin regelte bis auf die Taxen der Advokaten und Aerzte; wenn er eine tüchtige Gesundheitpolizei einsetzte, so ließ er freilich auch der sonstigen Polizei, als deren Gründer wir ihn leider betrachten müssen, bösen Spielraum. Er schuf erst das moderne Steuer- und Zollsystem und untergrub völlig die bisherige Unabhängigkeit des mittelalterlichen Individuums von der Staatsbevormundung. Das that er nicht aus persönlicher Habgier, sondern, um für stete Unterdrückung der lombardischen Städtefreiheit, zur Aufrechthaltung caesarischen Größenwahnes, ergiebige Mittel flüssig zu machen. So weise er sonst für das leibliche Wohl seiner Völker und die Wohlfahrt von Handel und Industrie sorgte, hielt er, wie der Hohenzollernkönig, die Freiheit für ein fürstliches Gut, das er unumschränkt nur für sich selbst beanspruchte. Er glich also in seiner äußeren Politik völlig seinem Großvater Barbarossa, dessen feudaler Absolutismus so fälschlich mit einer romantischen Glorie umwoben wurde. Erst gegen Ende seiner Regirung kam Friedrich der Zweite zur Besinnung und bevorzugte die deutschen Städte, wie denn z. B. Frankfurt von ihm besondere Freiheitrechte erhielt.

Bei dem großen Kulturkampf zwischen Kaiser und Papst fällt es eben so schwer wie bei dem einstigen Kampf des caesarischen Römerreiches mit dem anarchischen Christenthum, eine entschiedene Stellung für oder wider zu nehmen. Nach gewissenhafter Prüfung wird man theoretisch auf der Seite der Kirche stehen müssen, zumal beim Beginn des Ringens, wenn wir den sittenlosen Tyrannen Heinrich den Vierten mit dem fanatischen Idealisten Gregor vergleichen. Gregor irrte allerdings in zelotischen Dünkel und echt pfäffische Herrschgier ab und überspannte aus reiner Ideologie, wie etwa Robespierre, den Bogen. Jedenfalls vertrat damals die Kirche noch allein gegen das Feudalsystem den demokratischen Begriff der Geistesherrschaft, wodurch jeder Bauernsohn — wie Gregor selbst — durch Hoheit der Bildung und des Charakters sich dem rohen Geburtrecht gleich, ja überlegen dünkte. Logisch bildete sich daher das politische System der Guelfen gegen die Caesareaner (Ghibellinen) aus einer Mischung christlicher Theokratie mit republikanischen Grundsätzen. Später, besonders unter Innozenz

dem Dritten, verschoben sich die politischen Konstellationen so lustig, daß der Ketzer Friedrich, wie sein feudaler Ahn Barbarossa den Reformator Arnold von Brescia dem Papste überlieferte, gegen Ketzersekten grausam einschritt, weil sie dem monarchischen Absolutismus widerstrebten, die Päpste aber diese republikanischen Ketzer der lombardischen Bürgerfreiheit schonten und unterstützten, — aus Haß gegen ihren gemeinsamen kaiserlichen Bedränger, während umgekehrt im Albigenserkrieg die Kirche sich mit den Feudalen verband, um religiöse und politische Freiheit gleichzeitig zu vertilgen. Uns kann heute an diesem Zweikampf zweier Herrschgewalten, die Beide mit gewissenlosen Mitteln eigensüchtige Zwecke und ein in solcher Ausbeutung jedenfalls zweifelhaftes welthistorisches Recht verfochten, nur noch der kulturhistorische Erfolg kümmern, daß hierdurch das alte Feudalsystem völlig in Trümmer ging und der Bürgerstand zur thatsächlich leitenden Macht wurde, durch dessen kluge Benutzung in England und Frankreich die Einheitmonarchie gegründet, in Deutschland und Italien dagegen die souveraine Kleinstaaterei einzelner großen Herren angebahnt wurde. Ob Das für die Kulturentwickelung ein Uebel gewesen sei, mag man auch die politischen Folgen für beide Gesammtländer beklagen, darf wohl bezweifelt werden. Wie in Italien die kleinen Höfe zu Florenz, Ferrara u. s. w. Unvergängliches für Kunst und Wissenschaft leisteten, so hat in Deutschland das Beispiel jenes mächtigen Landgrafen von Thüringen, der den Wartburg-Sängerkrieg veranstaltete, sich fortgesetzt zum glänzenden Humanisten-Hofe des hohenzollernschen Fürstbischofs Albrecht von Mainz oder zu jenem Julius von Braunschweig, der das erste deutsche Theater aus der Taufe hob, bis zu den Tagen Karl Augusts von Weimar und Ludwigs von Bayern. Die Nachtheile zu straffer Centralisirung lassen sich in Frankreich und England klar genug erkennen, wo das Kulturniveau der Provinzen stets tief unter dem der Hauptstadt liegt. Zu dieser erfreulichen Decentralisirung der Bildung in Deutschland trug auch wesentlich das beispiellose Erstarken der Städte bei, die bis zum Dreißigjährigen Krieg allein den Ton angaben. Etwas Aehnliches von absoluter Herrschaft des Bürgerthumes, Dessen, was man heute „Bourgeoisie“ nennt, hat die Welt nie gesehen und gar lehrreiche Erfahrungen knüpfen sich daran.

Daß die wahren, entscheidenden Grundbedingungen für das beispiellose Uebergewicht der deutschen Städte nicht mit der Schwächung und Zerklüftung des Reiches, dessen äußeres Ansehen unaufhaltsam sank, sondern umgekehrt mit dem Milieu unserer Kaiserherrlichkeit zusammenhingen, bedarf der Betonung. Schon unter Heinrich dem Dritten von England besaß die Hansa Gildehäuser in London. Erfurt, Breslau, Lübeck, Wien, also ursprünglich Grenzstädte, entfalteten sich, kaum gegründet, zu blendendem Glanz. Sehr natürlich, weil die Heranziehung Polens, Ungarns und Dänemarks ans Lehnsvasallennetz und das unaufhaltsame Vordringen Heinrichs des Löwen und des Deutschen Ordens durch die slavischen Lande auf allen Seiten neue Handelsgebiete erschloß. Basel gewann ähnlich durch Einverleibung Burgunds in den Reichsverband. Die Bestrebungen mächtiger Herzoge, wie Heinrichs des Löwen, nützten der Ausbreitung deutscher Herrschaft und Gesittung mehr, als vielbeschäftigte zersplitterte Kaiser es vermochten: wohin er seine Tatze legte, da pflegte er aus egoistischen Gründen das Städtewesen, wie in Goslar mit seinen damals sehr wichtigen Bergwerken und in Lübeck. Als Barbarossa aber das Nordreich des gefallenen Löwen auflöste, erhob er Lübeck

zur freien Reichsstadt, eben so Goslar: ein Beweis, daß selbst der Bürgerfeind Barbarossa sehr wohl die unabänderlich wachsende Bedeutung der Städte begriff. Daß in ihnen ein stark demokratisches Prinzip lebte, steht außer Frage. So finden wir in Zürich 1336 die Verfassungrevolution, in Köln, der mächtigsten Stadt des früheren Mittelalters, 1396 den „Verbundbrief", der einen Sieg der demokratischen Zünfte über die geldstolzen Patriziergeschlechter bedeutete, die zur Zeit der Reformation (die Overstolze in Köln, die Welser in Augsburg und die Fugger) Finanzgrößen erzeugten und mit dem Bankhaus der Medici und venezianischen Handelsmagnaten wetteiferten. Mit dieser Ansammlung kolossaler Reichthümer (auch in fernen Oststädten wie Danzig mit seinem ungeheuren Getreidehandel, wozu wiederum die Schwertbrüder in Livland vorarbeiteten) ging aber alsbald, wie in der Neuzeit, eine Massenverarmung Hand in Hand und Günther erwähnt gelegentlich mit Recht, daß sogar unsere heutigen Arbeiterbewegungen, Strikes und Boykotts durch das Zunftwesen gezeitigt wurden. Und wenn wir aufmerksam die Verhältnisse prüfen, so werden wir in der großen Epoche von 1300 bis 1600, die im Zeichen der städtischen Bourgeoisie stand, nur eine äußere Zunahme der Kultur entdecken, nicht ein inneres gesundes Reifen wie in der vorhergehenden des „dunklen" Mittelalters. Wenn damals Albertus Magnus mit ernsten Geheimnissen der Naturforschung rang, so haben wir jetzt nur Leute wie Faust, statt der Chemie die Alchemie, statt der Astronomie die Astrologie. Und wenn am Schluß der Reformationepoche ein Keppler und Comenius erstanden, so gingen sie unerkannt und einflußlos ihre Bahn, während die Gesellschaft in decadenter Mystik oder cynischer Verderbtheit hinfaulte, und wir werden uns erinnern, daß Genies wohl aus den Wirbeln einer Umwälzung aufblitzen, keineswegs aber an sich einen kraftvollen Geisteszustand der umgebenden Gesellschaft verbürgen, sondern sich oft gerade aus stickigem Milieu entladen. Die Sittenlosigkeit und Verweichlichung fraß immer weiter um sich in diesen üppigen Städten, deren unerhörte Pracht der verwöhnte Italiener Aeneas Silvius bestaunte. Die Kunst (überall architektonische Zierbrunnen, Fresken in allen Häusern) war eine Dienerin des Luxus geworden, daher die nie wieder erreichte Blüthe des Kunsthandwerks. Die Wissenschaft ging theils auf gefällige schönrednerische Sophistik (Humanismus), theils aufs Nützliche technischer Erfindungen aus. So kannte man in Nürnberg zuerst die Taschenuhr, freilich auch das erste Scheibenschießen (1429) mit Büchsen, das erste Radschloß (1517) und den ersten Schnapphahn (1625) am Gewehr, während die gezogenen Läufe zuerst in Wien im Jahr der Entdeckung Amerikas (1498) ihre Aufwartung machten. Daß die Anwendung des Schießpulvers, das anfangs nur den reichen und gebildeten Städten zu Gebote stand, ihr Uebergewicht über die Ritterschaft und ihre allgemeine Sicherheit erhöhte, ist klar. Dabei schwand freilich immer mehr der alte ernste Mannessinn, der einst in der Kaiserzeit mit Gut und Blut für das Gemeinwohl oder eine allgemeine große Sache sich zu opfern bereit war. Im Bauernkriege, noch mehr im Dreißigjährigen Kriege, spielen die Städte eine klägliche Rolle und suchen sich durch Kontributionen vom Feinde loszukaufen, den sie früher trotzig von ihren Mauern abgewehrt hätten. Wohl bemächtigte das Bürgerthum sich auch der Buchdruckerkunst mit Eifer. Schon 1609 finden wir Wochenzeitungen in Straßburg, Frankfurt, Magdeburg. Wie groß der Einfluß dieses jungen deutschen Buchhandels, den übrigens der

englische wohl relativ übertraf, und überhaupt die Geltung Deutschlands in Europa war, beweist der Umstand, daß der Name „Amerika“ nur deshalb sich einbürgerte, weil er in einer Kosmographie von Waldseemüller angewendet wurde.

Der allgemeine Eindruck vom Zustand der Renaissance-Bourgeoisie ist dennoch kein erfreulicher. Eine barbarische Rechtspflege, durch Karls des Fünften Strafgesetzbuch „Karolina“ 1532 verschlimmert, vermehrt nur die Unsicherheit einer lasterhaften und durch Verderbtheit zu Gewohnheitverbrechen verlockten Gesellschaft. Von ihrer spielerischen Frivolität zeugt schon der wahnsinnige Kleiderpomp, wovon Jakob Falke in seiner „Trachten- und Modenwelt“ Erbauliches zu berichten weiß. Daß die Reformation als Gegendruck sittlichen Ernst einzusetzen suchte, ist wieder nur eine naturgesetzliche Reaktion. Daß der Katholizismus, der damals äußerlich ein goldenes Zeitalter der Kunst zeitigte, auch innerlich der Lebenskraft nicht entbehrte, beweist der sofortige siegreiche Rückschlag durch den Jesuitismus, der selbst mit dem Rüstzeug der Bildung arbeitete, und der Umfang der von ihm zurückeroberten Gebiete beweist die innere Schwäche der Religionneuerung. Auch 1793 redete man viel von einer „Contre-Revolution“, aber bald hörte man nichts mehr davon. Die Revolution siegte nicht nur für ihre Zeit, sondern in ihren gesunderen Prinzipien für alle Zukunft. Die Gegenreformation hingegen warf die eigentlichen Grundgedanken der lutherischen Bewegung derartig nieder, daß der Protestantismus nur einen Kompromiß zwischen Altem und Neuem ergab und von der nothwendigen „Reformation an Haupt und Gliedern“ (Hutten) nur die „Zwölf Artikel“ der Bauernrebellion Zeugniß ablegten. Hätte man nicht „säkularisiren“ können, so würden die deutschen Landesherren sich klüglich von der Reformation ferngehalten haben; und der städtischen Bourgeoisie handelte es sich wahrlich nicht um sittliche Neuerung, sondern um Freiwerden von materiellen Lasten. Man vertrieb den Teufel durch Belzebub. Diese Rebellion egoistischer Fürsten und eben so genußsüchtiger habgieriger Plutokraten gehört keineswegs zu den erhebenden Völkerfrühlingen. Als positive Frucht erhielt Deutschland statt der Spanier nun auch die Franzosen und Schweden als Vormünder, die mit der gleichen scheinheiligen Verlogenheit lediglich praktische Zwecke verfolgten. Bezeichnend genug, daß der einzige wahre Vertreter des neugegründeten Protestantismus, der Große Kurfürst, zuerst die schwedischen Glaubensbrüder aus deutschen Landen jagen mußte! Man hat behauptet, daß die freie Wissenschaft nur durch die Reformation möglich geworden sei: welch ein Trugschluß! Wo die Reformirte Kirche herrschte, wie in Schottland, hat sie auf zwei Jahrhunderte jede freiere Kultur grausam verfolgt und erstickt. Der erstaunliche dokumentäre Nachweis dieser Thatsache bildet das überzeugendste Kapitel in Buckles berühmter „History of civilisation“. Der Puritanismus, sonst ideal angehaucht, suchte nach Kräften die Bildung auszuroden, wie denn Shakespeare nur von den Kavalieren gelesen wurde; und daß der Protestantismus in England und Frankreich nicht die gleiche politische Ohnmacht bewirkte wie in Deutschland, hatte man nur dem Umstand zu verdanken, daß der Begriff der Einheitmonarchie dort schon in Fleisch und Blut überging. Unter der Herrschaft des Bürgerthumes hatte man aber in Deutschland jeden Sinn für das Einheitband des Kaiserthumes verloren, ein flacher Opportunismus paktirte mit jedem benachbarten Grandseigneur, um Sondervortheile einzuheimsen, und wenn die großen Herren das Landvolk zu Hörigen herab-

drückten, so war Das den Städten gerade willkommen. Als einst die norddeutschen Fürsten an Weser und Eider die freien Stedinger, ein letztes Bollwerk alter Volksfreiheit, ausrotteten, sahen die mächtigen Bremer und Hamburger schadenfroh zu und das stolze Lübeck hat sich nie um seine natürlichen Verbündeten, die Dithmarschen, bekümmert.

Wenn auch in Günthers Büchlein, das zu diesen Betrachtungen Anlaß gab, naturgemäß für solche Ideen kein Raum war, so finden wir doch eine Ahnung davon in seiner trefflichen Beleuchtung des „Deutschthumes im Osten“: „Die Urbarisirung der preußischen Lande gelang, weil sie von Rittern, Bürgern und Bauern zusammen bewirkt wurde.“ Hier steckt das Geheimniß. Als in unserem glorreichen Mittelalter alle Stände unverkümmert sich gemeinsam regten, da reckte Deutschland sich himmelan, wie die steinernen Psalmen seiner Münster einen Triumphgesang deutschen Geistes und Fleißes anstimmten. Als aber Kaiser, Ritter und Bauern sanken und nur die Bürger das Feld behaupteten, da schloß sich der Nationalgeist engherzig in seine Zelle ein, wie ein goldsuchender Faust, und stierte durch die gothischen Schildereien seiner bemalten Fenster nur auf den Handelsmarkt, in isolirter Selbstsucht. Abwärts ging der Weg, trotz dem üppigen Goldregen, bis auch die Bourgeoisie unterging — 1630 löste die Hansa sich auf — und nur die souveraine Kleinstaaterei übrig blieb. Mag man dem katholischen Kirchenlicht Janssen auch nicht in Allem beipflichten, so bestreitet doch kein Vernünftiger mehr, daß die Reformation uns politisch zu Grunde richtete und ihre äußeren Folgen erst 1870 getilgt wurden. Einsichtige aber werden noch weiter gehen in der Doppelerkenntniß: daß erstens die ganze Bewegung kein kulturförderndes, sondern ein rein destruktives Element bildete und daß zweitens ihr auch nichts Besseres zukam, da sie in sich selbst nur den Zerstörungjubel einer Decadence bedeutete. Unser großes Unglück konnte ein Glück für Andere sein. Ohne Deutschlands und Italiens Sturz und den späteren Niedergang des so glänzend veranlagten Spanien wären Frankreich und England, die bis auf Franz den Ersten und Eduard den Vierten relativ arme barbarische Länder blieben, nicht zu ihrer wohlthätigen Kulturhegemonie gelangt. Damit müssen wir uns trösten; hebt Das aber unser Urtheil über den konkreten Fall auf, so weit er uns selbst betrifft? Vielleicht wäre auch ohne die Zertrümmerung des Reiches das hohenzollernsche Preußen nicht obenauf gekommen. Vielleicht, — doch versagt hier schon der Wahrscheinlichkeitbeweis. Denn lange vorher, unter den Askaniern, zur Zeit unseres wahren Nationalglanzes unter den Saliern und Staufern, blühte die Mark reicher als heute, lange vor der Reformation stand der Markgraf und Kurfürst von Brandenburg als ein Allererster da. Auch wäre ja an das Emporsteigen der Hohenzollernmonarchie nie zu denken gewesen, wenn nicht zufällig zwei Regenten höchsten Ranges aus ihr hervorgegangen wären. Etwas übertrieben sagt Günther: „Ohne den Großen Kurfürsten und die Tüchtigkeit seines aus verschiedensten Grundstoffen gemischten Landes wäre der deutsche Name sicher untergegangen.“ Immerhin bleibt es auffallend, daß die Wiederaufrichtung des Deutschthumes von jenem Osten ausging, wo es einst von Rittern, Bürgern und Bauern in gemeinsamem Volksbund aufgebaut worden war. Diese Gemeinsamkeit dauerte trotz scheinbarer Zerrissenheit fort. Der Deutsche Orden hatte ein freies, reiches Land beherrscht, das neben dem stärksten Militärstaat der Welt zugleich eine Handelsblüthe ohne Gleichen genoß, bis die allgemeine

Decadence des Spätmittelalters und der Renaissance („Wiedergeburt" der Antike, aber nicht der inneren Gesundheit!) auch sie in Verderbtheit hinabriß. Aber in der harten polnischen Noth erwachte wieder alte Tugend des Gemeinsamkeitgefühles, patriotischer Nationalstolz. Im Kampf des Großen Kurfürsten mit seinen preußischen Ständen schmecken wir mit Behagen den altgermanischen Rechts- und Freiheittrotz. Auch den hartknochigen märkischen Raubritteradel möchten wir nicht missen; noch nicht zum feilen Höflingthum des oberdeutschen Vasallenadels entnervt, bot er noch genügenden Stoff, um zu höherer, echter Adelsbedeutung als kriegerischer Staatsdiener sich erziehen zu lassen. So wurde es denn möglich, daß dieser einheitlich zusammengeschweißte Staat, dessen kernhafte Bauern sich schon selbständig gegen die Schweden erhoben und von da an als treue Rekruten die Schlachten Hohenzollerns schlugen, unter Friedrich dem Großen ein Kulturfaktor wurde, dessen Einfluß ganz Europa empfand. Wenn die Noth diesen König auch zwang, den Despoten herauszukehren, so würde er sich um die leidende Menschheit schon dadurch unsterblich verdient gemacht haben, daß er 1784 in den verdrehten, recht- und geistlosen Formelkram das „Preußische Landrecht" hineinpflanzte und einen ehrenfesten Justizstand schuf. Nicht dem Protestantismus, sondern der aus Frankreich stammenden Aufklärung verdankt man den kleinen Wandel zum Besseren am Ende des vorigen Jahrhunderts, wenn sie auch von wahrer Gedankenfreiheit so fern war wie unsere eigene Zeit. Kant gestand: „Ich denke Vieles, was ich nicht den Muth habe, zu sagen" und Günther glossirt „diesen selbstbekannten Mangel an Muth" als Merkmal der ganzen Aufklärung: „Man mag ihn sogar bei Goethe entdecken!" Es war noch ein langer Weg bis zu der Stunde, wo 1835 Ludwig von Bayern die erste Bahnstrecke Nürnberg-Fürth befahren ließ, wo 1837 die Linie Leipzig-Dresden eröffnet wurde und im folgenden Jahre die Linien Berlin-Potsdam und Düsseldorf-Erkrath. Dieser neue industrielle Aufschwung des Bürgerthumes fiel zusammen mit reiferer politischer Erkenntniß, dem Sehnen nach nationaler Einheit. Das wirthschaftliche Erstarken bot dann den festen Untergrund, in dem das preußische Volksheer mit seinen Triumphen wurzelte. Für das deutsche Volksthum aber war die ganze verflossene Spanne 1250 bis 1850, in der andere Länder sich langsam zur Höhe rangen, nur ein ununterbrochener Niedergang, auch in sittlicher Beziehung. Die theologische Reformation hatte von der verderbten, aber wenigstens eleganten und geistreichen Renaissance nur die rohste Unflätherei hinübergerettet und die protestantischen Städte Berlin, Kassel, Dresden boten davon ein wohlgefälliges Zeugniß.

Man entwöhne sich doch der frommen Täuschung, in der Weltgeschichte dauernden Fortschritt erkennen zu wollen. Was bedeuten die Fortschritte im Naturerkennen, — die einzigen, von denen überhaupt redlich geredet werden kann, da auf allen anderen Geistesgebieten eine Steigerung nirgends obwaltet! Auch diese Fortschritte sind ja nur relativ, besonders an den Schöpfern selbst gemessen, da wahrlich ein Aristoteles und Giordano Bruno an universaler Genialität jeden Modernen überragt. Und diese relativen Erkenntnisse bringen uns keinen Schritt weiter, da mit jeder Erweiterung sich neue Fernsichten und Räthsel aufthun. Die Entwickelung ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, so wie z. B. die heutige Mehrproduktion an Gütern und Lebensmitteln einer gleichmäßig konsumbedürftigen Uebervölkerung gegenübersteht, so daß der Kampf ums Dasein gegen

früher nicht im Geringsten erleichtert, eher sogar verschärft wurde. Die Kausalität, die man heute so gern geheimnißvoll ins Feld führt, ist ein bloßer truism, eine Selbstverständlichkeit, aus der sich nichts lernen läßt, und schließt absolut nicht eine kausale Evolution zum Besseren ein. Auf die Antike seit Augustus folgten acht Jahrhunderte der Korruption und Barbarei, bis der christliche Germanenstaat seine Kulturmission erfüllen konnte. Und auch er sank in sein Kyffhäusergrab, um langer, verworrener Decadence Platz zu machen. Daß diese Periode mit dem Auftreten des Recken Bismarck, den ich am Liebsten mit Hermann von Salza, dem weisen Gründer des Deutschen Ordens, vergleichen möchte, ihr Ende und eine Wendung zum Aufstieg fand, wollen wir gläubig hoffen. Drollig aber berührt es und verräth nur Unwissenheit, wenn man das Jahr 1870 als größten Geschichtmoment unserer Rasse feiert und sich stellt, als hebe die wahre, gesunde Herrlichkeit des Deutschthumes erst mit den Hohenzollern an. Ihre Verdienste wollen wir nicht verkleinern, aber man gebe auch unseren alten Kaisern, was des Kaisers ist. Politische und militärische Erfolge allein entscheiden nicht, doch auch an ihnen war unser Mittelalter überreich und die gebietende Centralstellung des Deutschen Reiches von Rhone und Schelde bis Weichsel, Donau und Po eine ungleich stärkere als heute.

Reaktionäre Romantiker haben uns denn auch ein läppisches Mittelalter mit tugendboldigen Rittern und frommen, keuschen Burgfräulein geschaffen, und wenn der Halbgebildete nun die Wahrheit erfährt, bekreuzigt er sich vor so grauslicher, rauher Zeit und dankt seinem Schöpfer, daß er ein glückseliger Sprößling des wundervollen neunzehnten Jahrhunderts sei. Nun, dazu hat er freilich das gute Recht, wenn wir die ganze Epoche seit dem Tode Friedrichs des Zweiten von Staufen bis zum Tode Friedrich Wilhelms des Dritten vorurtheillos mustern, worin prunkende Brutalität und ärmliche Polizeistuben-Stickluft abwechseln. Ganz und gar leugnen wir aber das Vorrecht der Modernen, auf jenes eigentliche Mittelalter hochmüthig herabzuschauen, dessen heldischer Glaube in Wahrheit Berge versetzte, in wilde Einöden das Kreuz der Gesittung trug, mit Schwert und Spaten, Hammer und Pflug ein festgefügtes Gebäude deutscher Herrlichkeit schuf. Eisenbahnen und Dampfer, Trainfuhrwerke und Konservenbüchsen besaßen sie nicht, aber unverzagt unternahmen sie Kreuzzüge ins Morgenland, deren Ausführung mit solchen Menschenmassen uns heute räthselhaft erscheint. Wie jämmerlich nehmen sich daneben die Eldorado-Fahrten der Renaissance-Konquistadoren aus und wie kulturfeindlich wirkten sie! Die Kreuzzüge haben Errungenschaften für die europäische Bildung gebracht, wie kein anderes welthistorisches Geschehniß alter und neuer Zeit. Wenn man sie und die Römerzüge der Kaiser phantastische Narrheiten schilt, so vergißt man, daß ohne sie niemals jene hohe Civilisation auf rauhen nordischen Boden verpflanzt worden wäre, die wir in der Stauferzeit bewundern. Eine opportunistisch und nüchtern denkende Zeit, wie die moderne, hat den Maßstab verloren, um den hochfliegenden, gedankenvollen Idealismus einer Epoche zu würdigen, die, zwar arm an technischen Erfindungen und ödem Schulwissen, aber reich an Geist und Herz, dem Geheimniß des Daseins zu Leibe ging.

Karl Bleibtreu.



Finanzpläne.

Eine neue Mode: sobald jetzt ein Papier steigt, beeilen sich die interessirten Banken, alle darauf bezüglichen Börsengerüchte als unbegründet bezeichnen zu lassen, und die Zeitungleute fühlen sich noch geschmeichelt, zu solchen Dementis „ermächtigt“ zu werden. Dann aber folgt gewöhnlich die Ueberraschung. Welche Kombinationen knüpfte man z. B. an die Kursbewegung in den Werthen der Nationalbank für Deutschland! Schließlich konnte zwar die Absicht der Kapitalsvermehrung nicht länger verborgen bleiben, aber der Kernpunkt, die Erwerbung der Firma Jakob Landau, brauchte keine Minute früher enthüllt zu werden, als es den gebietenden Herren paßte. Auch dann wußte man noch immer nicht, wofür diese Bankfirma eigentlich $2^1/_2$ Millionen bekommen sollte. Ihr regelmäßiges Geschäft ist kaum groß genug, um diesen Preis zu rechtfertigen; man muß schon an die Betheiligungen der Landaus denken, besonders bei Elektrizität- und Gasunternehmungen. Wenn aber die Firma Landau, wie erzählt wird, das Beste für sich behalten will, weiß man wieder nicht, welche Vortheile sie eigentlich abtreten soll. Schon vor Monaten habe ich auf den Bankenring hingewiesen, in dem sich die Landaus den entscheidenden Einfluß verschafft haben und auch künftig wohl erhalten werden. Natürlich blieben zunächst auch die Schlappen nicht aus. So hatten die Landaus zusammen mit der ihnen damals sehr nah stehenden Firma Bleichröder die Laurahütte gegründet, mußten aber schon nach wenigen Jahren dem weiteren Vordringen Bleichröders weichen. Die Landaus hatten auch den Reorganisationplan für die rumänischen Finanzen ausgearbeitet und eingereicht, — drei Jahre nach der großen rumänischen Krisis. Aber die Diskontogesellschaft und Bleichröder, die auch in Bukarest die erste Geige spielen, führten den von Landau ersonnenen Plan aus und ihr Verdienst um die deutschen Gläubiger wurde in manchen Kreisen sogar als Hauptgrund der Nobilitirung Hansemanns und Bleichröders angegeben.

Ein paar Tage sprach man an der Börse viel von der Fusion der Hannoverschen mit der Deutschen Bank. Die Hannoversche Bank hat, recht naiv, erklärt, sie denke gar nicht daran, ihre Selbständigkeit aufzugeben; als ob sie, nach dem modernen abgekürzten Verfahren, überhaupt gefragt zu werden brauchte! Entscheidend ist nur die Ansicht des Herrn Dr. Georg Siemens: wenn er glaubt, die Deutsche Bank müsse künftig auch Hannover zu ihren Provinzen zählen, dann wird er sich die nöthigen Aktien schon verschaffen. Das ehemalige Königreich Hannover hat in seinem Publikum zwei von einander völlig verschiedene Elemente: das eine ist von sehr alter, solider Wohlhabenheit und in seinen Anlageprinzipien konservativ, das andere hat sich seit dreißig Jahren sehr unternehmunglustig gezeigt und die Welt schon manchmal mit sensationellen Zusammenbrüchen überrascht. Uebrigens hat Hannover große Bankgeschäfte; die Norddeutsche Bank ist, Bleichröder war dort stark betheiligt. Es ist fraglich, ob dieses Gebiet spekulativer Thätigkeit nicht schon zum größten Theil abgegrast ist. Darüber wird, wie gesagt, der Leiter der Deutschen Bank zu entscheiden haben, von dem jetzt ja auch in Wien so viel gesprochen wird; eine Reihe von Papieren führt dort den Namen „Siemenswerthe“. Die österreichischen Banken hätten vielleicht alle Ursache, sich mit der Emittentin der Gasanleihe gut zu stellen. Weigern sie sich, bei der Zeichnung mitzuwirken, weil die Deutsche Bank den Rahm allein abschöpft, so ist Herr Siemens auch fähig, in Wien eine neue Bank zu gründen. Die Konzession wird er schon zu erlangen wissen.

Der Schaaffhausensche Bankverein sollte die Firma Wiener & Levy angekauft haben. Das ist ein sehr vermögendes Haus in Köln und Berlin; sein Kommissiongeschäft gilt als recht ausgebreitet, durch seine feinen rheinischen Verbindungen ist es in die Köln-Rottweiler Pulverfabriken hineingekommen und in einem berliner Terraingeschäft konnte es sogar schon mit der Diskontogesellschaft zusammengehen. Immerhin darf man dem Schaaffhausenschen Bankverein einstweilen noch glauben, daß er den Ankauf nicht plant. Vermittler, die rasch vierzig- oder fünfzigtausend Mark verdienen wollen, reisen in solchen Angelegenheiten jetzt oft geschäftig hin und her, die Zeiten sind günstig und die Umwandlungen großer Häuser, wie Dreyfus und Landau, locken zur Nachahmung. Aber der Bankverein macht auch heute schon am Rhein das größte Geschäft, und geht es in den Bergwerksgebieten abwärts, so kann selbst eine Fusion mit Wiener & Levy ihm nicht helfen.

Ueber neue Anleihen wird still verhandelt. Besonders muß Mexiko interessiren, weil es uns nicht gleichgiltig sein kann, ob wir gegen ein 6 prozentiges Papier ein $4^1/_2$- oder 5 prozentiges eintauschen. Die alte Uebernahmegruppe, zu der sich noch Morgan und die Banque de Paris gesellt haben, soll angeblich für ein $4^1/_2$ prozentiges Papier 92 bieten, Mexiko fordert aber den Parikurs. Nun verdient zwar die Ehrlichkeit eines Staates, dem diese Ehrlichkeit nicht immer leicht gemacht wurde, alle Anerkennung, aber es ist zweifelhaft, ob unser Anlagepublikum ein nicht einmal 5 prozentiges Papier nimmt. Wir haben gesehen, wie die Hessische Rente zur Ablösung der Ludwigsbahn liegen blieb und die Aktionäre lieber zum Industriemarkt übergingen, wir sehen, daß fast alle amerikanischen Konversionen von Eisenbahnbonds meist nur in New-York selbst genommen werden, und die Deutschen werden deshalb wohl auch Bedenken haben, wenn ihnen Mexiko mit einem $4^1/_2$ prozentigen Typus kommt. Wahrscheinlich werden die Besitzer von Mexikanern dann meinen, das Mexiko des Porfirio Diaz könne auch einmal einen minder energischen Präsidenten haben und das jetzt so feste Vertrauen werde dann schnell schwinden. Vielleicht führen die Verhandlungen zu dem Ergebniß, daß die Konversion in 5 prozentige und zum Kurs von etwa 95 abgeschlossen wird. Die Nachricht von einem höheren Gebot der Seligmann-Gruppe ist zwar formell richtig, aber diese Gruppe glaubt wohl selbst nicht, daß sie die alten Emissionhäuser besiegen kann. Auch haben die amerikanischen Seligmanns nicht das geringste Interesse daran, mit einem Hause von der Macht Morgans in ein gespanntes Verhältniß zu gerathen, — mit einem Hause, dessen Hilfe bekanntlich für die Deutsche Bank unbedingt nöthig war, ehe an die Reorganisation der Northern-Pacific-Bahn ernstlich gedacht werden konnte. Uebrigens sind jetzt auch 5 prozentige Silbermexikaner bei uns eingeführt und eine Zeit lang lebhaft gehandelt worden; bisher war London und besonders Amsterdam der Markt. Dieses Staatspapier steht in seinem Heimathlande circa 80 und bei uns, wo man doch die Zahlung in Gold umrechnen muß, circa 38. Die Bonds werden für umfangreiche Bauten, wie Häfen, Kaianlagen u. s. w., ausgegeben. Die Unternehmer erhalten die Hälfte baar, die Hälfte in diesem Papier. Je mehr Bauten also fertig werden, desto mehr 5 prozentige Mexikaner kommen in Umlauf. Mit diesem Umstand hätte sich der Markt abzufinden. An sich ist eine Zinszahlung, die nur in Silber erfolgt, natürlich ganz sicher, da Mexiko ja Ueberfluß an weißem Metall hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch der Einführung der 6 prozentigen Papierargentinier gedenken, die bisher meist in Ant-

werpen gehandelt wurden. Durch die Ausbreitung des Marktes ist der Kurs von 26 auf circa 31 gestiegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei den beiden eben genannten Papieren eine Bank im Stillen mit thätig war.

Die Verhandlungen über die griechische Anleihe interessiren uns nur indirekt; da sich Deutschland an einer Garantie nicht betheiligt, müßte eine Abmachung der alten Gläubiger in etwas milderem Licht erscheinen. Als gleich nach dem Ende des Krieges, allerdings nicht aus ganz reinen Händen, eine Anleihe für Griechenland zu haben war, traten die Mächte hindernd dazwischen, deshalb, sagt man, seien sie jetzt moralisch verpflichtet, selbst Griechenland zu helfen. Es scheint, daß der von Rußland ausgehende Druck Erfolg gehabt hat. Allzu bald aber wird der Prospekt nicht veröffentlicht werden, denn die Finanzkontrole ist nicht zu sichern, bevor man Griechenlands Einnahmen und Ausgaben genau kennt.

In China handelt es sich, wie es scheint, kaum noch um die so viel besprochene Anleihe, sondern um allerlei Finanzirungen von Eisenbahnkonzessionen und Bergwerksgerechtsamen. Das erfordert zwar viel Geld, aber dieses Geld würde über kurz oder lang wieder zu uns zurückkehren. Nicht recht verständlich ist mir, woher bei dieser Transaktion der Segen für unsere Montanindustrie kommen soll. Weshalb sollen wir uns bemühen, in China Roheisen zu erzeugen und Fabrikate herzustellen, die Deutschland dorthin exportiren könnte? Die Furcht vor der Konkurrenz der Chinesen mag einstweilen übertrieben sein, aber die Sorge vor der eigenen Konkurrenz tritt doch jetzt nah genug an uns heran. Man sollte darüber einmal unsere Montanleute hören, deren Meinung am Ende eben so schwer wiegt wie die wohlgesetzte Rede eines geschickten Staatsmannes. Selbst Herr von Stumm, der doch sein Geschäft versteht, hat bisher geschwiegen; es wäre interessant, zu erfahren, ob er diese chinesischen Unternehmungen wirklich für vortheilhaft hält.

Sehr beachtet wurden die Reisen portugiesischer Diplomaten, unter denen es auch geriebene Finanzmänner giebt. Es handelt sich bekanntlich um die Konversion; doch auch hierbei sind noch kaum die ersten Stadien einer vernünftigen Verhandlung durchlaufen. Im Gegensatz zu der in die Presse glissirten Meinung sei hier betont, daß man sich über die Unfähigkeit Portugals, noch lange die bisherige Zinsenlast zu tragen, keiner Illusion hingeben darf. Es ist eine Phrase, wenn immer wieder von der Heiligkeit eines Anleihevertrages gesprochen wird, trotzdem Jeder ausrechnen kann, daß in absehbarer Zeit die regelmäßigen Eingänge für die Zinsen nicht mehr reichen werden. So lange Portugal seine heutige Verwaltung, mit ihrem fast doppelten Beamtenapparat und ihren Mißbräuchen, behält, ist an eine durchgreifende Hebung der Einnahmen nicht zu denken; und eine nützliche Reform der Verwaltung wäre, selbst wenn der gute Wille vorhanden sein sollte, erst nach Jahren wirksam durchzuführen. Wenn also Portugal eine Reduktion auf vier Prozent vorschlägt, gegen eine starke Erhöhung der bisher gewährten Sicherheiten, so sollte man solche Vorschläge nicht gleich als unannehmbar bezeichnen. Es fehlt den europäischen Gläubigern jetzt ein Führer, der den Muth und auch die Autorität besitzt, über diese Thatsachen offen die Wahrheit zu sagen. Eine Thorheit aber war es, Portugal im Voraus als Bankerotteur zu beschimpfen und dieses Vergnügen so lange à la baisse fortzusetzen, bis man es in Lissabon schließlich selbst gar nicht mehr als eine Schande ansah, sich bankerott zu erklären. Pluto.

Plato an Bülow.

Eurer Excellenz muntere Rede vom achten Februar habe ich mit lebhaftem Interesse vor ein paar Stunden gelesen. Sie hat mich sehr überrascht. In meiner Heimath pflegten Archonten, pflegten Beamte jeder Art in öffentlichen Reden nicht wortwitzig zu sein; und wer im Areopag, in der Bule oder Ekklesia über eine ernste Sache heitere Späße vorgebracht hätte, Der wäre von den Bürgern wohl recht hart getadelt worden. Bei Ihnen ist es anders; mit der Zeit wechseln auch die politischen Moden und ich habe kein Recht, Ihre heitere Laune zu schelten, die gewiß der Ausdruck innigen Behagens an den überaus glücklichen Zuständen Ihres Vaterlandes ist. Ich muß mich also mit der Thatsache abfinden, daß in der höchsten Rathsversammlung Ihres Reiches der lauteste Beifall Dem gilt, der seine Worte zierlich zu setzen und die Lachlust der Hörer zu kitzeln weiß, — mag es sich auch um so traurige Dinge handeln, wie nach meinem beschränkten Philosophengefühl Kriege nun einmal sind. Von mir aber dürfen Sie eine eben so heitere Antwort auf Ihre vergnügte Rede nicht erwarten, denn meinen Geist haben die Sätze, die Sie über Ihr Verhältniß zu meinen Landsleuten sprachen, in tiefe Betrübniß getaucht. Sie werden fragen, weshalb ich längst pensionirter Professor mich um die neuen Hellenen bekümmere, von denen gesagt worden ist, sie hätten mit den alten Bewohnern Griechenlands keinen einzigen Zug gemein. Diese thörichte Behauptung ist schon von Fauriel, mit dem ich hier oben oft über Hellas plaudere, zurückgewiesen worden; mögen die neuen Griechen viel brachykephaler als die alten sein, mag die Vermischung mit Türken, Slaven, Italern und ähnlichem Gesindel die Reinheit der Rasse verdorben haben: wir fühlen uns den Hellenen von heute nah verwandt, wir erkennen in ihnen, in ihrer Gestalt und ihrem Thun, die deutlich wahrnehmbare Spur unserer Wesensart und sie selbst haben gezeigt, wie mächtig in ihnen die Empfindung ist, die Enkel des Stammes zu sein, der vom Pindus einst zum Peneios vordrang und der Menschheit einen neuen Kriegeradel gab. Wohl ist mir bekannt, daß die Enkel den Ahnenruhm der Tapferkeit nicht erneut haben; doch darf ich sie deshalb verdammen? Sie kamen von ihren Heerden, waren schlecht ausgerüstet, wurden unklug geführt und konnten den fanatisirten, Jahre lang für den Krieg gedrillten und nur im Krieg heimischen Türkenschaaren keinen Widerstand leisten. Feig waren sie nicht; ein begeisterter Führer hätte sie, ohne einen Klagelaut von ihnen zu hören, auf die Schlachtbank geschleppt. Euer Excellenz müssen mir also gestatten, für meine unglücklichen Stammesgenossen ein paar Worte zu sprechen.

Bei Ihrer Angabe, die Griechen seien im letzten Kriege die Angreifer, die Türken die Angegriffenen gewesen, will ich nicht lange verweilen. Wir kennen Beide politische Händel zu gut, um uns über die formale Frage erhitzen zu können, auf welcher Seite der erste Schuß gefallen ist. Vielleicht erinnern Sie sich lächelnd des noch immer nicht beendeten Streites darüber, ob vor bald dreißig Jahren Deutschland oder Frankreich der Angreifer war. Des furchtbaren Verbrechens, die Kriegsfurie frevelnd entfesselt zu haben, scheint mir Der stets schuldig, der dem Anderen unmöglich macht, in einem ehrenvollen Frieden weiterzuleben. Das haben, wie Eurer Excellenz nicht entgangen sein kann, in unserem Fall die Türken gethan; die Griechen hätten die Verachtung aller Erdensöhne verdient, wenn sie wortlos und wehrlos geduldet hätten, daß ihre Brüder auf der von Ihnen interessant genannten Insel Kreta bedrückt, mißhandelt, gemordet wurden. Der Staat, der den Druck, die Mißhandlung, den Mord gern duldete — vielleicht sogar befahl —, hat ein friedliches Volk zum Kampfe gezwungen.

Wirksamer ist der andere Grund, den Sie zur Rechtfertigung Ihrer Parteinahme gegen die Hellenen anführen. Sie sagen: Die Griechen haben ihre Schulden nicht bezahlt, haben die deutschen Gläubiger, „kleine Rentner, Leute, die zum Theil ihre ganzen Ersparnisse in griechischen Werthen angelegt hatten,“ geschädigt, also hatten sie auf unsere Sympathie keinen Anspruch. Diesen Gedanken verstehe ich. Schon im achten Buch meines Ihnen vielleicht nicht unbekannten Werkes über den Staat habe ich den Hunger nach Gold die allgewaltige Triebfeder des Handelns in kapitalistischen Zeiten genannt und gesagt, in solchen Zeiten sei die Sucht, den Geldschrank zu füllen, stets unendlich stärker als die Sorge um die Erhaltung idealer Güter; und ich habe in den „Gesetzen“ hinzugefügt, Alles hänge hienieden am Golde, und während alles Andere lächerlich scheine, seien nur die Geldinteressen den Kapitalisten werthvoll und heilig. Sie sehen also, daß es mir nicht allzu schwer fallen kann, mich in Ihre Gedankengänge hineinzufinden. Nur, verzeihen Sie mir, hatte ich nicht geglaubt, die Grundsätze, deren Entstehen ich seufzend voraussah, könnten das Handeln des glorreichen Staates bestimmen, an dessen Regirung Sie mitzuwirken berufen sind. Man hört hier viel Schönes von den milden Sitten und christlichen Tugenden der neuen Germanen, hört, sie seien ein edler Stamm, dem das erste Pflichtgebot vorschreibe, selbst dem Feinde nichts Uebles zu thun, und der sich mit Recht rühmen dürfe, der idealen Menschheitgüter beherztester Hüter zu sein. Begreifen Sie, daß mich nach solcher herrlichen Kunde Ihre Worte mit Staunen erfüllen mußten? Wie?! Dieses edlen Stammes Söhne legen ihr kummervoll Erspartes in fremden Papieren an, um einen Spielergewinn einzustreichen, und wenn dieser Gewinn ausbleibt, wenn der Werth der Papiere sich etwa gar mindert, dann hält der christliche Staat es für seine Pflicht, den Spielern zu ihrem Gelde zu helfen?... Ich will nicht erst fragen, ob die Griechen nicht leichter in den Stand gesetzt worden wären, ihre Schulden zu tilgen, wenn sie bei Ihnen und Ihren großmächtigen Freunden Hilfe gefunden hätten, und ob es klug war, einem Lande, von dem man selbst Geld haben will, neue Tributlasten aufzubürden. Aber gestattet in Ihrer Heimath, wo, wie mir erzählt wird, doch Etwas wie eine solonische Seisachtheia versucht werden soll, die Sittenlehre wirklich eine Strenge, die über das Schuldgesetz Drakons noch weit hinausgehen würde? Zeigt der Edelsinn eines Volkes sich darin, daß es die Bedrängniß der Nachbarn ausnützt und, wenn es ein anderes Volk am Boden liegen sieht, ihm, statt eines Trostwortes, den Satz zuherrscht: „Du bist der Hilfe unwürdig, denn Du hast Deine Zinsen nicht pünktlich bezahlt?“ Fast muß ichs glauben; und doch wäre es nicht schwer, eine Rechnung aufzustellen, die zeigen würde, daß Sie unsere, nicht wir Ihre Schuldner sind. Muß ich Sie mahnen, wie viel der beste Geistesbesitz Ihres Vaterlandes unserer Kultur verdankt und wie arm Sie ohne die Griechen wären, die jetzt ein paar Papierfetzen nicht rechtzeitig einlösen konnten?

Unsere Geschichte erzählt von der Niederlage, die im Jahre 368 Argiver und Arkader bei Midea erlitten. Die Spartaner siegten damals und nannten das Treffen, in dem sie keinen einzigen Mann verloren, die thränenlose Schlacht. Diesmal hat das Unheil alle griechischen Stämme ereilt; aber Ihrer spitzen Rede Gewalt, Herr Bülow von Midea, hat uns nicht mehr Wunden geschlagen als die Pfeile und Schleudern der Gegner einst den Spartanern. Ich bin und bleibe Eurer Excellenz ergebener

Olymp. Plato.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 26. Februar 1898.

Dreyfus in Deutschland.

Freitag, am achtzehnten Februar, wurde im pariser Justizgebäude den Generalen de Boisdeffre und de Pellieux, die vor dem Schwurgericht der Seine als Zeugen vernommen worden waren, von der erregten Menge stürmisch gehuldigt. Es war, so berichten unbefangene Zuschauer, ein Jubel, wie er in den alten Mauern des Rechtspalastes nie vorher gehört ward. Advokaten, Künstler, Kaufleute, Greise und Jünglinge, entblößten das Haupt, reihten sich zum Spalier und riefen in tausendstimmigem Chor: Vive l'armée! Und der Jubelruf tönte weiter, über die Neue Brücke, tönte brausend durch die Straßen der Riesenstadt, in die, trotz dem Regenwetter, das Volk nun in Schaaren strömte, die Mienen erhellten sich, als habe nach langer Qual sich ein Alb von der Brust gelöst, und Aller Augen flammten auf, Aller Kehlen schmetterten froh zum grauen Wolkenhimmel empor: Vive l'armée!... Was war geschehen? Eine Anschuldigung, die seit Monaten die Führer des Heeres zu belasten schien und die ein großer Dichter im Januar mit leidenschaftlichem Ungestüm durch die Gassen geheult hatte, war, nach der Meinung der Menge, als falsch erwiesen worden und das Volk jauchzte in wonnigem Rausch den unschuldig Verdächtigten zu. Elf Tage schon hatte die Verhandlung gewährt, die für das schwere Verschulden der Heeresleitung den bündigen Beweis bringen sollte, elf Tage lang waren in öffentlicher Sitzung nur die Zeugen vernommen worden, die der Ankläger der Armee selbst vor die Schranken des von ihm gewählten Forums geladen hatte; nun entschied die Masse und ihr Spruch kündete den Führern des Volksheeres zärtliches Vertrauen. Wer die Demokratisirung des Strafrechtes wünscht,

konnte mit dem Ertrag dieses finsteren Februartages zufrieden sein: das Volk hatte beide Parteien gehört, das Volk sprach das Urtheil. Emile Zola hatte den Generalstabschef de Boisdeffre beschuldigt, er habe, bewußt und in rechtswidriger Absicht, an einem Verbrechen mitgewirkt, und den General de Pellieux eines niederträchtigen Schurkenstreiches bezichtigt. Nach elftägiger Verhandlung schritten die von ihm vor der Nation Angeklagten durch die Reihen der Jubelnden und hunderttausend Stimmen riefen ihnen zu: Ihr habt gehandelt, wie es die Pflicht, wie es die Wohlfahrt des Vaterlandes gebot! Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, der Verleumdungprozeß gegen Zola und Genossen nicht beendet, noch kennen wir nicht den Inhalt der Plaidoyers, nicht den Wahrspruch der Geschworenen der Seine; aber der Eindruck des elften Verhandlungtages kann kaum wieder verwischt werden. Wenn Zola, allen legalen Forderungen des Strafrechtes zum Trotz, freigesprochen werden sollte, würde auch dadurch seine Niederlage nicht in einen Triumph verwandelt: er wollte beweisen, der frühere Hauptmann Alfred Dreyfus sei unschuldig als Hochverräther verurtheilt worden, und die Zahl der Leute, die an die Unschuld des Verurtheilten glaubten, hat sich während des Prozesses nicht vermehrt, sondern vermindert; er hat die höchsten Offiziere der schimpflichsten Verbrechen angeklagt und das Volk, dem der Sohn des Italieners angehören möchte, hat ihnen jauchzend gehuldigt; seine Anklageschrift sollte die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Verfahrens näher rücken, das Dreyfus im Jahre 1894 auf die Teufelsinsel verbannte, und diese Möglichkeit ist fast völlig geschwunden. Frankreich ist ein auf demokratische Einrichtungen gegründeter Staat, dem der Massenwille die Richtung weist; in dem Augenblick, wo in einem solchen Staat die ungeheure Mehrheit der Bürger erklärt, daß sie die Thaten der Männer billigt, denen sie freiwillig die Leitung der Geschäfte übertragen hat, muß nach konstitutioneller Sitte jeder Hader über das Verhalten dieser Männer verstummen. Zola hat in Artikeln und Brochuren Frankreich zur Entscheidung aufgerufen: Frankreich hat entschieden; er hat gesagt, die Führer des Heeres seien des Vertrauens unwürdig geworden, und Republikaner, Ralliirte und Monarchisten haben sich in einer Huldigung für die Geschmähten vereint. Prinz Heinrich von Orleans und der Sozialist Vaillant, der Bonapartist Cassagnac und der ewig junge Temperamentsrevolutionär Rochefort, der für Ruhe und Ordnung begeisterte Legitimist Cornély und der wilde Antisemit Drumont: Alle erklären, das Dreyfus-Syndikat sei kläglich zusammengebrochen; liberale und radikale Republikaner rufen frohlockend,

die Generale seien nach dem Prozeß so populär wie nach einem großen Sieg, und die Feinde der Jobber und Panamisten fügen höhnisch hinzu, ein Sieg sei wirklich errungen worden, — ein Sieg der Armee über die scheinbar schon allmächtig im Lande der Gallier schaltende Plutokratie. So sieht das Ende der geräuschvoll begonnenen Schlacht aus, deren Verlauf in Deutschland mit einem Eifer beschwatzt worden ist, als handelte sichs um einen für Allgermaniens Lebensinteressen unendlich wichtigen Gegenstand.

Dieses Ausganges darf auch der Deutsche sich freuen. Ein Volksheer, dessen Führer in den Straßen bejubelt werden, braucht nicht unzufrieden nach frischem Lorber umherzuspähen, nicht mit rasch errafften Flittern den bleichenden Glanz seines Ansehens zu erhellen; es kann ruhig seinen Dienst thun, denn das Vertrauen der Volksgenossen ist ihm auch in der Friedensarbeit gewiß. Ein Sieg des Millionensyndikates hätte nach menschlicher Voraussicht zum Kriege geführt, der letzten Zuflucht der Könige nicht nur, sondern auch der in ihrem Ansehen, in ihrer privilegirten Vertrauensstellung bedrohten Heere. Wenn der Beweis erbracht worden wäre, den Zola erbringen wollte, wenn die Zeugenvernehmung ergeben hätte, daß an der Spitze der französischen Armee elende Schurken stehen, die bewußt das Recht beugen, Unschuldige verurtheilen lassen, Schuldige der Strafe entziehen, Dokumente fälschen und, ohne die Wimper zu bewegen, Meineide schwören, dann hätte die Volkswuth nicht dieses Gesindel allein, nein, das ganze Regirungsystem hinweggefegt, das solche schmählichen Zustände ermöglichen konnte, und nach einer kurzen Pöbeldiktatur, deren aus dem Schlamm der Gosse emportauchende Organe wahrscheinlich schlimmer gehaust hätten als einst die Communards, wäre die Gewalt, die Tyrannis, einem starken oder stark scheinenden Abenteurer zugefallen, einem Bonaparte oder einem Boulanger, dessen erste Sorge gewesen wäre, den im Volkskörper krampfhaft zuckenden Zorn schnell nach außen zu lenken. Napoléon hat, als er schon im Besitzrecht wohnte, lachend einmal gesagt, in unruhig gährender Zeit müsse ein kluger Regent es machen wie ein schlauer Taschendieb, der sein Opfer durch Straßenlärm an das Fenster lockt und dem hinaus Starrenden die Börse stiehlt: er müsse den Thatendrang des Volkes auf Schlachtfelder schleppen und heimlich inzwischen den mit dem blutigen Handwerk Beschäftigten den letzten, gefährlichen Rest erworbener Rechte entwinden. Das war, vor und nach den Tagen des korsischen Parvenus, immer der Weg, auf dem der Wille zur Macht den Ehrgeiz ans Ziel seiner Wünsche führte. Und hätte der neue Diktator in der entscheidenden Stunde den Franzosen gefehlt, hätte kein Lied

eines beliebten Volkssängers rechtzeitig einen beredten Krieger in die Gunst der Massen geschmeichelt, dann wäre das Wagestück von den keckſten, gewissenlosesten Demagogen der bürgerlichen Republik unternommen worden. Sie hätten über die Ostgrenze gewiesen und gerufen: Hört, wie uns der Feind höhnt, dem das Kaiserreich vor bald dreißig Jahren uns mit gebundenen Händen überlieferte; laßt Alles uns an die Ehre setzen und der Welt zeigen, daß ein paar faule Glieder die Kraft unseres Körpers nicht lähmen können! Jauchzend, trunken von der frohen Hoffnung, im Augenblick der äußersten Gefahr nicht allein zu sein, wären Alle willig der schmetternden Fanfare gefolgt, bis weit in die Reihen des revolutionären Proletariates hinein hätte der Ruf zündend fortgewirkt und Europa hätte einen der zoologischen Kriege erlebt, deren Ziel die Vernichtung ganzer Rassen ist. Die von den chronischen Leiden jeder Demokratie und von den Ausschweifungen des Kapitalismus zerrüttete französische Republik hat nur noch eine feste Stütze: das Heer; sie kann nicht eine Stunde länger leben, wenn ihr diese Stütze genommen wird. Das wissen die Sozialdemokraten, die nicht, wie Bakunin, die Revolution an sich lieben und an blutrünstigen Gräueln ein Fleischerknechtvergnügen finden, sondern, ehe sie losschlagen, die Möglichkeiten des Erfolges nüchtern berechnen; deshalb haben sie wohlgefällig dem Geheul der Dreyfusmeute gelauscht, das ihren Wünschen Gewährung zu künden schien. Das sollten aber auch die Leute wissen, die in Deutschland öffentlich über französische Zustände zu urtheilen wagen; sie sollten bedenken, daß ein um sein Ansehen gebrachtes Heer sich nur durch neuen Kriegsruhm retten kann und daß wir, wenn wir unser Interesse richtig verstehen, hoffen müssen, im Nachbarlande möge sich zwischen Volk und Heer nicht eine unüberbrückbare Kluft aufthun. Die Lage des Deutschen Reiches ist in dem von der Slavenfluth überschwemmten, von den Wehen eines neuen politischen Glaubens geschwächten Erdtheil nicht mehr so, daß wir uns den Luxus launischer Sympathien und Antipathien ungestraft gestatten können. Was aber ist der angeblich deutschen Syndikatswache Ruhe und Friede des Deutschen Reiches? Sie rast, weil in Frankreich der Versuch, den Generalstab und die Regirung niederzuwerfen, nicht gelungen ist, sie feiert die Brüder Dreyfus und den Obersten Picquart als untadelige Ehrenmänner, den früher von ihr rastlos verlästerten Zola als den Helden des Jahrhunderts und brüllt die Mär von dem ungeheuren, unerhörten Rechtsbruch über die Dächer. Wäre ihrem Willen die Macht gesellt, dann müßte Deutschland schnell ein Panzergeschwader rüsten und den Märtyrer von der Teufelsinsel befreien; um

diesen Preis wäre sie vielleicht sogar für eine Verstärkung der Flotte nebst Septennat zu gewinnen. Warum nicht? Die höchsten, edelsten Menschenrechte stehen ja auf dem Spiel... Herrn Jean Jaurès, den Heldentenor der französischen Sozialdemokratie, mag der blinde Eifer der ihm Verbündeten ergötzen; er glaubt gewiß nicht an die Unschuld Alfreds Dreyfus und unterstützt den Feldzug der Miethlingschaar sicher nicht, um Leuten vom Schlage der Reinach und Clemenceau gefällig zu sein. Aber er ist ein gebildeter Mann, der seinen Plutarch gelesen und unter den politischen Lehren des Chaeroneers eines Tages vielleicht den Satz gefunden hat: „Große Feuersbrünste entstehen selten in heiligen oder öffentlichen Gebäuden; Brände, die ganze Städte in Asche verwandeln, wurden fast immer durch ein in einem Privathause schlecht bewachtes Licht oder durch einen muthwillig angesteckten Kehrichthaufen entfacht." Der vom Panamistensyndikat zusammengefegte und angezündete Kehrichthaufe darf nicht nutzlos verglimmen: er kann zum Herde des ersehnten Weltbrandes werden; der neue Jakobiner bläst mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft in die Flammen und freut sich, daß über den Rhein ein günstiger Wind herweht.

Wir wissen, welche Kräfte diesen Wind entfesselt haben. Wir haben erlebt, wie langsam, in Jahre lang währender Arbeit, von dem größten Theil der deutschen Presse die Phantasie der Leser mit einem Lügengewebe umsponnen wurde, dessen dichtes Gesträhn jetzt kaum mehr zu entwirren ist, und wundern uns deshalb nicht über die Erscheinungen, deren Anblick den Betrachter während der letzten Wochen zwischen Trauer und Heiterkeit schwanken ließ. Wir dürfen auch die Armen nicht verdammen, die nicht die Zeit, die Lust oder die Mittel haben, sich durch ernste Prüfung des zugänglichen Materials über die Vorgänge selbst eine Meinung zu bilden, und gläubig die Schwindelbotschaften einschlürfen, die ihnen von scheinbar uninteressirten Sachkennern gespendet werden. Was sollen die Leute thun, die französische Bücher und Zeitungen nicht lesen, die Stenogramme französischer Gerichtsverhandlungen nicht den gesetzlichen Vorschriften vergleichen können? Sie sind auf das fertige Gedankenfabrikat angewiesen, das ihnen das funktionirende Gehirn der Masse täglich zweimal zu billigem Preis liefert. Wenn dieses Fabrikat das Werk feiler Fälscher ist, wenn dem alten, nicht grundlosen Mißtrauen des Deutschen gegen franzmännische Machenschaften ein jüdisches Ressentiment sich gesellt, dann können Stimmungen entstehen, wie die letzten Wochen sie uns gebracht haben. Der gläubige Leser fragt nicht, wer die netten Berichte schreibt, die seine Neugier speisen,

in wessen Auftrag der Berichterstatter sein unsauberes Handwerk treibt und welchen Winken die Depeschenbureaux gehorchen, die den Zeitungen Nachrichten verhökern; er wird staunend und zunächst vielleicht zweifelnd hören, daß man ein dickes Buch schreiben müßte, um alle Künste der Lügenküche zu enthüllen, deren Kost er seit Monaten gierig verschlungen hat. Gelehrte, Künstler, Fabrikanten, Kaufleute und Handarbeiter haben heutzutage gar nicht die Musse, sich mit den zahllosen Vorgängen, deren Echo an ihrem müden Hirn vorüberhallt, aufmerkend und verweilend zu beschäftigen; sie horchen, wenn die Arbeit ruht, zerstreut wohl ein paar Minuten dem gewohnten Geräusch, blinzeln ein Bischen in die besonders fett gedruckten Artikel und Notizen ihres Blättchens hinein und kehren dann, von nicht allzu nahen Sensationen angenehm erregt, an ihr Tagwerk zurück. Ausführliche Berichte über das Unglück, das im westfälischen Kohlenrevier mehr als hundert Bergleuten in einer Stunde das freudlose Leben raubte, könnten sie aus wohliger Verdauungstimmung scheuchen, könnten den sanften Schlaf ihrer Nächte vielleicht mit der aufrüttelnden Frage stören, ob der gerühmte Aufschwung der Industrie und der befruchtende Dividendensegen mit solchen Hekatomben nicht am Ende allzu theuer erkauft wird; auch andere ernste, nicht kunstvoll ins Rosenrothe gemalte Schilderungen der im eigenen Lande sichtbaren Zustände könnten verstimmend wirken. Nie oft genug aber kann der behaglich Gebettete hören, wie furchtbar es in fremden Ländern zugeht, wie frevelnd da das Recht gebrochen, das Band frommer Scheu gelockert, gelöst und die wüsteste Leidenschaft entfesselt wird; die Weise klingt süß, der Lauscher legt sich auf die andere Seite, zieht die weiche Decke bis an den Hals hinauf und denkt, vergnügt schmunzelnd, im Entschlummern, wie gut ers doch eigentlich in der Heimath hat. Deshalb wird das Grubenunglück in ein paar kargen Zeilen kurz abgethan und kein Reporter, kein Kenner der Zechenzustände wird ausgesandt, der großstädtischen Lesern von dem Leben und Leiden des Bergmannes und den Einrichtungen großer Hüttenbetriebe selbst vernommene Kunde bringen könnte; in theuren, ganze Seiten füllenden Telegrammen aber wird früh und spät der Hintertreppenroman von dem Edlen erzählt, den pfäffische Krieger von ihren verthierten Bütteln und Schergen schmählich erwürgen ließen. Solche bequeme und amusante Sitte mag harmlos sein, so lange es sich um Dinge handelt, die den Rand unseres Interessenkreises nicht berühren; sie wird gefährlich, wenn sie die Funken schürt, die in dem Grenzgelände zwischen zwei großen Völkern noch nicht verloschen sind und die jeder Gewissenhafte mit vorsichtig tastendem Fuß auszutreten versuchen sollte.

Ist die unselige Feindschaft, die Frankreich seit Jahrzehnten von Deutschland trennt und dem erwachsenden Slaventhum eine verfrühte Uebermacht sichert, nicht schon schlimm genug und muß sie durch ungebührliche Einmischungen verschärft werden, die kein mündiges, selbstbewußtes Volk ohne Widerspruch dulden würde? Ist die Mahnung echolos verhallt, die der amerikanische Rabbi Moses während des Prozesses von Tisza-Eslar über den Ozean rief, die Juden möchten endlich dem unheilvollen Wahn entsagen, es sei ihre Pflicht, für die Unschuld jedes irgendwo angeklagten Glaubensgenossen, ohne den Sachverhalt erst genau zu prüfen, mit einer lärmenden Kollektivbegeisterung einzutreten, als bildeten Israels verstreute Stämme heute noch eine zu einem Gesammtwillen geeinte Nation? Und kann es die Aufgabe eines Reiches der Deutschen sein, den jüdischen Groll über die von einem Sohne Sems angeblich oder wirklich erlittene Unbill zu adoptiren und wenigstens scheinbar dem lächelnden Philosophen Forain Recht zu geben, der in einer allerliebsten Zeichnung neulich gezeigt hat, wie in Deutschland für die Kasse des gallo-jüdischen Dreyfus-Syndikates gesammelt wird?

Das Märchen, die Heimath der Menschenrechte sei zu einem wilden Lande geworden, wo unter dem trügenden Schein der Gesetzlichkeit gräßliche Gräuelthaten begangen werden, wäre nicht so eifrig, mit so fiebernder Lust, angehört und geglaubt worden, wenn unsere innere Politik nicht einen toten Punkt erreicht hätte. Ein mit nützlicher, der Gesammtheit dienender Arbeit ernst beschäftigtes Volk findet nicht Zeit, in die Suppentöpfe der Nachbarn zu gucken und Anderer Händel Wochen lang zu beschwatzen. Am Anfang dieses Jahrhunderts, als in schwüler Stille dem Preußenstaat das Schicksal bereitet wurde, das sich am Tage von Jena dann den entsetzten Blicken entschleiern sollte, hörte man über französische Zustände in Deutschland Urtheile, die den jetzt an allen Stammtischen gefällten sehr ähnlich waren. Dem Deutschen fehlte der werthvolle Lebensinhalt und er suchte Trost in dem Gedanken, daß es anderen Nationen noch schlechter gehe. Es war die Zeit, die Kant, dem Allzermalmer, das Wort von den Luftfechtern auf die Lippe legte, die sich mit ihren Schatten herumbalgen: „sie haben gut kämpfen; die Schatten, die sie zerhauen, wachsen, wie die Helden in Walhalla, in einem Augenblick wiederum zusammen, um sich aufs Neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können." Solche Luftfechterspieler erleben wir heute wieder; seit Jahren schleicht die politische Erörterung zaghaft um die selben, tausendmal beschnüffelten Fragen und nirgends ist der Muth zu erblicken, der ihnen entschlossen die Antwort findet. Nicht ein einziger schöpferischer

Gedanke, der die trägen, von leerem Phrasenlärm angeekelten Massen in Bewegung zu bringen vermöchte, nicht der schüchternste Versuch, das Empfinden der Volkheit für ein neues, dem Bedürfniß des neuen Tages entsprechendes Ideal zu erwärmen; eine Seldwylerpolitik, die in den buntesten Feiertagsgewändern noch kümmerlich erscheint. Da bringt die über den Berg herschallende Kolportagekunde von schnödem Mord und argen Ränken immerhin doch eine willkommene Abwechselung und bietet einer unfruchtbar geschäftigen Regirung zugleich die erwünschte Gelegenheit, der gelangweilten und verärgerten Menge zuzurufen: Dorthin wendet den Blick, seht, wie der Edelsinn wehrlos da von der Tücke erdrosselt wird, und lernt aus dem bösen Beispiel, wie herrlich Ihrs in der Heimath habt! Nutzen hat solche Politik der Ueberhebung noch nie einem Volk gebracht. Die Sucht, sich eitel stets im eigenen Glanze zu spiegeln und zu wähnen, ringsum herrsche die schwärzeste Nacht, galt bei uns bisher als ein unrühmliches Merkmal des gallischen Stammes; wir wollen wünschen, daß sie nie ein Wesenszug der Deutschen genannt werden kann. Franzenbrauch war es immer, vom hohen Roß herab, mit spöttisch verzogenem Munde, über Ereignisse zu reden, die sich in fremden Kulturen abspielen und deren innerste Zusammenhänge der ferne Betrachter sich nicht einmal zu erkennen bemüht; und der feine Moralist Vauvenargues wußte wohl, weshalb er den Landsleuten nachdrücklich rieth: Où vous ne voyez pas le fond des choses, ne parlez jamais qu'en doutant et en proposant vos idées. Jetzt klagen die Franzosen nicht ohne Grund darüber, daß ihre Einrichtungen und die Träger ihres Vertrauens von Deutschen geschmäht werden, die ihre Kenntniß französischer Institutionen und Sitten aus absichtlich entstellten, lückenhaften oder verzerrten Schilderungen geschöpft haben. Wer von Allen, die pharisäisch die Augen gen Himmel heben und Gott danken, daß sie nicht in dem von den Henkersknechten Boisdeffres und Merciers beherrschten Lande leben, weiß denn, ob der Verrath Alfreds Dreyfus nicht unzweideutig bewiesen ist und ob der als Hintertreppenbösewicht vorgeführte Spitzelmajor Walsin-Esterhazy, weil die Empfindlichkeit einer Großmacht geschont werden mußte, bei der Ergänzung des nicht im vollen Umfange produzirbaren Beweismaterials nicht nur Handlangerdienste geleistet hat? Wer hat mit kühlem Kopf bedacht, ob es irgendwo möglich wäre, schmutzige Spionagegeschichten, deren Behandlung überall sehr weit von der Rechtsnorm und dem Gebot reiner Sittlichkeit abweicht, im grellen Tageslicht vor den Schranken eines bürgerlichen Gerichtes zu erörtern und Minister und Generale zu zwingen, als eidlich zu strengster Wahr-

haftigkeit verpflichtete Zeugen von der dunkelsten Minirarbeit den Schleier zu ziehen? Wer hat überlegt, wer die Erfahrung gefragt, wie sich in Deutschland das Schicksal eines Schriftstellers gestalten würde, der sich erdreistet hätte, die Leiter des Staates und des Heeres vor dem Lande der gemeinsten Schurkerei anzuklagen, und der dann zu fordern wagte, man sollte die geheimsten Aktenbündel aus dem Großen Generalstab und dem Kriegsministerium in den Gerichtssaal schleppen? Und wem ist die Erinnerung gedämmert, daß schon von heimischen Gerichtsvorgängen in knappen Raum zusammengedrängte oder gar tendenziös zugeschnittene Berichte kein klares Bild geben, daß die Unklarheit wachsen muß, wenn es sich um fremde, dem Betrachter unbekannte Rechtsvorschriften und forensische Regeln handelt, und daß nur die genaue Kenntniß des Thatbestandes zu einem Urtheil über die politische Moral eines in andere Lebensbedingungen gewöhnten Volkes berechtigen kann? ... Es ist nicht unsere Sache, die angeblich in ekler Ruchlosigkeit verkommenden und höchstens noch durch die panamistische Dreyfusgarde aus dem Schlamm zu rettenden Franzosen bessere Sitte zu lehren; wir haben im eigenen Hause genug zu thun, genug Kehricht von der eigenen Thür wegzufegen. Auch in Deutschland wird es vielleicht Leute geben, die, wie einst der Freiherr von der Trenck, die „allerdurchlauchtigste, großmüthigste, ehemals, in den Zeiten der Götzenlehre, geglaubte Frau Justitia vergebens suchen." In Deutschland ist es, trotz Jahre lang von bekannten Männern fortgesetztem Mühen, nicht gelungen, in den Fällen Ziethen und Schröder die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen, das Unbescholtene ins Zuchthaus gebracht hatte. In Deutschland ist der frühere Ceremonienmeister Lebrecht von Kotze ohne den Beschluß einer gerichtlichen Instanz verhaftet und öffentlich der erbärmlichsten Handlungen beschuldigt worden und ihm blieb die Erfüllung des Wunsches versagt, seine Ankläger vor den Richter zu stellen und mit fester Junkerfaust in ihr feines Spinnengewebe zu greifen. In Deutschland haben neun Minister sich als Gerichtshof konstituirt, den Versicherungen ihres angeschuldigten Kollegen blind geglaubt, keinen anderen Zeugen oder gar die Ankläger auch nur gehört und dann ein Reinigungattest angefertigt, dessen „thatsächliche Feststellungen" heiteren Ruhm errungen haben. In keinem dieser Fälle hat die jetzt für die heilige Sache des Dreyfusvolkes erglühende Presse Monate lang schrille Alarmrufe ins deutsche Land geschickt; freilich war unter den Opfern dieser legalen Thaten kein Millionär, dessen Schicksal sich in Luftgefechten gegen Klerikalismus, Militarismus, Antisemitismus, den zahlungsfähigsten Abonnenten und Inserenten zur Wonne, lohnend ausbeuten ließ.

... Wenn der Wahrspruch bekannt ist, den die Geschworenen der Seine nach ihrer conviction intime über Emile Zola gefällt haben, und wenn die Stenogramme der letzten Gerichtssitzungen nach Deutschland gelangt sein werden, wird ein Urtheil über die Vorgeschichte und den Verlauf des rastlos beredeten Prozesses möglich sein. Dann wird man, mag die politische Weisheit, die über dem Ganzen waltete, auch manchen Tadel verdienen, leicht, dem Gebrüll des interessirten Klüngels zum Trotz, nachweisen können, daß Zola im Verfahren ein Maß von Bewegungfreiheit gewährt worden ist, wie es ein deutscher Ankläger hoher Würdenträger als Beschuldigter nie erlangt, nie auch nur zu hoffen oder gar zu fordern gewagt hat. Einstweilen haben wir es mit der politischen Seite der Sache zu thun, — mit der sehr beträchtlichen Frage, ob die lärmende Einmischung in die Angelegenheiten eines Landes, mit dem wir, so lange die Ehre es erlaubt, gern in Frieden leben möchten, auf die Länge ohne üble Folgen bleiben kann. Da wir nicht wünschen, daß taktlose Nachbarn uns grobe Worte und Schimpfreden über die Grenze rufen, müssen wir auch dafür sorgen, daß wenigstens in den von Fremden für ernst gehaltenen Blättern die Verkehrsformen der internationalen Höflichkeit gewahrt werden und nicht täglich der unkritischen Masse verkündet wird, jenseits der Vogesen hause von tückischen Pfaffen und uniformirten Räubern schamlos regirtes Lumpengesindel. Mag der französische Preßpöbel Geschmack daran finden, alberne Märchen über Deutschland und seine Staatseinrichtungen zu verbreiten: der Sieger sollte dem schlechten Beispiel des Besiegten nicht folgen, sondern sich erinnern, daß der Mann, der ihm einst den schweren Weg zur Höhe bahnte, einmal gesagt hat, jedes Volk müsse früher oder später schließlich die Fensterscheiben bezahlen, die seine Zeitungschreiber muthwillig in den Nachbarhäusern eingeworfen haben. Es ist nicht wunderbar, daß die Trompetenstöße der vossischen und mossischen Syndikatstruppen im schnell erregten Sinn der Franzosen den Verdacht entstehen ließen, den Landsleuten des bösen Herrn von Bismarck müsse die Rettung Alfreds Dreyfus aus Ketten und Banden ein Ziel innigster Wünsche sein oder ein finsteres Planen treibe sie, die Republik der Herren Faure und Méline gerade jetzt, vor den Augen der erstaunt zuschauenden russischen Freunde, herabzusetzen. Die Mißtrauischen irren: wir wünschen aufrichtig, daß die Herren Faure und Méline noch lange in Amt und Würden weilen mögen, wir sind sehr zufrieden, wenn die Zustände in Frankreich stabil bleiben und keine faulige Gährung des Volksgeistes die Regirenden zu Abenteuern drängt, und wir werden für die Befreiung des auf die Teufelsinsel verbannten Unglücklichen keinen Krieg füh-

ren. Sollten einige tapfere Männer das unwiderstehliche Bedürfniß fühlen, mit Waffengewalt für die Rettung des nach ihrer Ueberzeugung Unschuldigen zu kämpfen, dann können sie nach berühmtem Muster ja unter dem Kommando der Herren Clemenceau, Lazare, Nordau und Wolff eine Freischaar bilden und brauchen für dieses gefährliche Gebiet der Weltmachtpolitik das Reich nicht zu engagiren. Wir haben nicht den geringsten Grund, an dem Wort der legitimen Vertreter der französischen Republik zu zweifeln, die erklären, Dreyfus sei nach Recht und Gesetz als Landesverräther gerichtet worden, und wir sehnen uns durchaus nicht nach den bürdereichen Funktionen eines Sittenpolizisten, dem die heikle Aufgabe gestellt ist, wachsam die reine Tugend europäischer Staatsmänner vor jeder Spur einer Befleckung zu hüten.

Die Krisis, die Frankreich durchlebt und die bald vielleicht zu neuen Erschütterungen führen wird, ist noch keiner Demokratie erspart geblieben, die alte Reste des wehrhaften Feudalismus bourgeoisen Lebensbedürfnissen anzupassen versuchte. Wer, ohne nach Sensationen zu haschen, aufmerksam die unter dem Namen der affaire Dreyfus vereinten Vorgänge und Unterlassungen prüft, wird leicht merken, daß es sich dabei nur um das an einer besonders empfindlichen Stelle fühlbar gewordene Symptom eines Zwiespaltes handelt, dessen Wurzeln bis auf den Grund der wichtigsten Institutionen reichen. Die Wortführer der Plutokratie haben die von einer Herrschaft der Krieger und Kuttenträger zu fürchtenden Folgen in den düstersten Farben gemalt und das Land der Encyklopädisten und Jakobiner vor die Frage gestellt, ob es von glücklichen Spekulanten oder von frommen Soldaten regirt werden will, und die Erben der großen Grundsätze von 1789 haben im Jubeljahr der Februarrevolution die Antwort gegeben: Vive l'armée! Die Hoffnungen, deren Bereich dieser Ruf entstammt, sind uns nicht unbekannt; wir wissen, weshalb die Franzosen heute lieber die Errungenschaften der Rousseauzeit opfern als das Ansehen des Heeres geschmälert sehen möchten, das sie, wenn die Stunde schlägt, ans ersehnte Ziel ihrer Wünsche führen soll, — und wir sind, weil wir es wissen, zu besonderer Vorsicht verpflichtet. Im Feldlager gilt manche Handlung schon als Verrath, die in Friedenszeiten nicht allzu bedenklich erschiene; und zwischen Völkern, denen der nächste Tag blutige Verwickelungen bringen kann, sollte immer die strengste Vorschrift des Kriegsrechtes beachtet werden. Der Deutsche hat nicht zu entscheiden, ob Dreyfus ein Verräther oder ein Märtyrer ist; aber er hat darüber zu wachen, daß nicht in sentimentaler Wallung oder in fremdem Interesse die vortheilhafte Stellung seines Vaterlandes leichtfertig geschädigt wird.

Rechtseinheit und Reichsgericht.

Die Streitfragen der Juristen pflegen von den Laien mit einem eigenartigen Gefühl betrachtet zu werden, das aus einer gewissen heiligen Scheu und einer Dosis Ironie gemischt ist; jedenfalls pflegen sie im großen Publikum wenig Interesse zu finden. Wenn ich es trotzdem wage, über eine juristische Frage, die in dieser Zeitschrift*) schon behandelt wurde, noch einmal das Wort zu ergreifen, so muß ich dazu wohl zwingende Gründe haben. Aber mein Vorgänger hat bereits auf die große Bedeutung hingewiesen, die die Einrichtung des Reichsgerichtes für unser praktisches Rechtsleben hat, und da ich glaube, einen Vorschlag machen zu sollen, der nach meiner Kenntniß bisher noch nicht öffentlich erörtert ist und die Schwierigkeit von einer ganz neuen Seite zu lösen sucht, so hoffe ich, auf Nachsicht rechnen zu dürfen.

Das Reichsgericht wurde bei seiner Entstehung am ersten Oktober 1879 mit einem Präsidenten, 7 Senatspräsidenten und 60 Räthen besetzt. Aus diesem Personale wurden 5 Civil- und 3 Straffenate gebildet. Am ersten April 1884 mußte jedoch bereits ein vierter Straffenat und am ersten Mai bereits ein sechster Civilsenat geschaffen werden, so daß heute die Zahl der Senatspräsidenten 7 und die Zahl der Räthe 74 beträgt. Auch die Geschäftsführung hat sich in der Zwischenzeit verändert. Um zu verhindern, daß die einzelnen Senate die an sie gelangenden Rechtsfragen in verschiedenem Sinne entschieden und so die Rechtseinheit durchbrochen würde, war schon anfangs die Vorschrift gegeben worden, daß, falls in einer Rechtsfrage ein Senat von der Entscheidung eines anderen abweichen sollte, der Rechtsfall den vereinigten Civil- bezw. Straffenaten vorgelegt werden muß und daß die so herbeigeführte Entscheidung so lange bindend bleibt, bis sie auf dem selben Wege aufgehoben wird. Da es nun aber auch vorkommt, daß Straffenate civilrechtliche Fragen zu entscheiden haben, und umgekehrt, so war es eine Lücke, daß für solche Fälle keine Vorsorge gegen abweichende Rechtsprechung getroffen war. Ferner erwies es sich als unzweckmäßig, daß, um die autoritative Entscheidung einer einzelnen Rechtsfrage zu erlangen, der ganze Rechtsfall zur Entscheidung vor den schwerfälligen Berathungskörper der vereinigten Civil- bezw. Straffenate gebracht werden mußte.

In beiden Beziehungen wurde durch die Novelle vom siebenzehnten März 1886 Abhilfe geschaffen; es wurde vorgeschrieben, daß erstens da, wo

---

*) S. Benedicts Aufsatz in der „Zukunft“ vom 29. Januar 1898.

ein Strafsenat von der Entscheidung eines Civilsenates abweichen will, oder umgekehrt, das Plenum des ganzen Reichsgerichtes einzutreten habe und daß zweitens nicht der ganze Rechtsfall vor den vereinigten Senaten zur Aburtheilung gelangt, sondern nur die aus dem konkreten Falle zu lösende abstrakte Rechtsfrage. Obgleich diese Maßregel eine gewisse Entlastung des Plenums herbeiführte, steigerten sich doch immer mehr die mit den Plenarentscheidungen verbundenen Unzuträglichkeiten. Das aber hat eine Abneigung der Senate gegen sie zur Folge gehabt, die man in Erinnerung an den horror vacui des Galilei scherzhaft als horror pleni bezeichnet hat und die bewirkt, daß man die an sich gegebene Nothwendigkeit eines Zusammentrittes des Plenums auf jede Weise, insbesondere durch künstliche Konstruktionen und bedenkliche Auslegungen, zu vermeiden sucht. Hierdurch aber wird die Gefahr begründet, daß der Zweck, den man mit der Einrichtung erreichen will, nämlich: die Einheit der Rechtsprechung zu sichern, verloren geht und Deutschland in eben so viele Rechtsgebiete auseinanderfällt, wie es Senate des Reichsgerichtes giebt. Bedenkt man nun, daß die Geschäftslast des Reichsgerichtes mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in ganz außerordentlichem Umfange gesteigert wird, weil künftig alle die Sachen aus Bayern und Sachsen, die bisher wegen des dort geltenden besonderen Rechtes nicht an das Reichsgericht gelangten, von diesem zu entscheiden sein werden, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß unsere Rechtseinheit ernstlich gefährdet ist, wenn es nicht gelingt, helfend einzugreifen.

Das von der Regirung vorgeschlagene Mittel, die Revisionsumme, d. h. den Werth, den der Streitgegenstand haben muß, um überhaupt an das Reichsgericht gebracht werden zu können, von 1500, wie heute, auf 3000 Mark zu erhöhen, ist von allen Parteien des Reichstages ausnahmelos zurückgewiesen worden, und zwar aus einem Grunde, dessen Anführung insofern erfreulich ist, als sie zeigt, daß das soziale Empfinden doch noch nicht völlig erloschen ist, nämlich wegen seines plutokratischen Charakters, d. h. weil er die Rechtsgarantie einer dritten Instanz nur den Parteien gewähre, die um hohe Vermögenswerthe streiten, also zu den wohlhabenden Klassen gehören. Die Regirung hält aber an ihrem Vorschlage entschieden fest, und obgleich sie erklärt hat, das Gesetzgebungwerk der neuen Civilprozeßordnung an diesem Punkt nicht scheitern lassen zu wollen, handelt es sich doch um eine sehr ernsthafte Schwierigkeit, zumal der Regirung darin Recht gegeben werden muß, daß ohne irgend eine Entlastung des Reichsgerichtes die Sache einfach nicht weitergehen kann.

Nun sind zwar unter den bisher gemachten Vorschlägen einige, die volle Beachtung verdienen: insbesondere rechne ich dazu, außer der vom Herrn Benedict angeregten Schaffung einer Vorprüfunginstanz, auch die von dem

Abgeordneten von Cuny befürwortete Ausschließung der bisher geltenden Rechtssätze aus dem Rahmen der Revision. Aber alle diese Vorschläge treffen, wie mir scheint, doch nicht den Kern der Sache, den wahren Sitz des Uebels; um Das zu beweisen, muß ich zunächst zeigen, worin denn eigentlich die Schwierigkeit besteht. Wenn eine Sache dreimal geprüft werden soll, so ist dazu natürlich ein größeres Richterpersonal nöthig, als wenn man sich mit einer zweimaligen Verhandlung begnügt. Aber von diesem Gesichtspunkt aus könnte man auch noch mehr als drei Instanzen verlangen; und muß man sich einmal auf das praktisch Durchführbare beschränken, so ist die Frage berechtigt, ob nicht der Staat seiner Pflicht des Rechtsschutzes bereits durch Gewährung von zwei Instanzen genügt. Die Gesetzgebung von 1879 stellte sich grundsätzlich auf diesen Standpunkt und gelangte zu der Schaffung einer dritten Instanz nur durch die Erwägung, daß ohne sie — wenn also die verschiedenen Oberlandesgerichte in letzter Instanz Recht sprächen — von einer Rechtseinheit in Deutschland keine Rede sein könnte. Stellt man sich auf diesen Boden, so kann man dem jetzigen Vorschlag der Regirung keinen grundsätzlichen Widerspruch entgegensetzen. Der Grund, weshalb man überhaupt eine dritte Instanz gewährt, ist dann eben nicht die Rücksicht auf die Recht suchenden Parteien, sondern nur die Garantie der Rechtseinheit; diese aber wird nicht dadurch in Frage gestellt, daß Sachen im Werthe von 1500 bis 3000 Mark von der Revision ausgeschlossen werden, denn die Rechtsfragen, deren einheitliche Entscheidung man sichern will, sind von dem Werthe des Streitgegenstandes unabhängig und werden auch bei einer Beschränkung auf 3000 Mark in ausreichendem Maß an das Reichsgericht gelangen.

Aber ist denn auch wirklich der Ausgangspunkt richtig, daß die Schaffung des Reichsgerichtes überhaupt nur durch das öffentliche Interesse an der Rechtseinheit geboten gewesen sei und der private Anspruch der Parteien auf Rechtsschutz sich mit zwei Instanzen begnügen müsse? Die Entscheidung läßt sich nicht absolut treffen, sondern ist abhängig von dem Verhältniß zwischen Mittel und Zweck. Die größere Rechtsgarantie, wie sie in der Schaffung einer dritten Instanz gegeben wird, erfordert größere Geldaufwendungen: ob das Steuern zahlende Volk sie sich auferlegen will, ist eine rein praktische Frage. Ist die überwiegende Meinung, wie im vorliegenden Falle, für deren Bejahung, so ist es ja nur erfreulich, wenn ein Volk für das ideelle Interesse einer möglichst guten Rechtspflege Opfer zu bringen geneigt ist. Man darf also davon ausgehen, daß bei der Frage der Einrichtung des Reichsgerichtes die Schwierigkeiten, die sich durch Anstellung einer größeren Anzahl von Reichsgerichtsräthen heben lassen, nicht in Betracht kommen. Ist aber hiernach grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden, die mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches steigende Arbeitlast dadurch zu bewältigen, daß die Zahl der Civilsenate von

sechs auf sieben, acht oder neun erhöht wird, so stellt sich Dem doch das schwere Bedenken entgegen, daß dadurch die schon jetzt mit der Herbeiführung von Plenarentscheidungen verknüpften Schwierigkeiten sich in unerträglicher Weise steigern müssen. Dann aber wird man logisch zu der weiteren Frage geführt: läßt sich nicht die Aufgabe, die jetzt den vereinigten Civil- bezw. Straffenaten und dem Plenum des Reichsgerichtes zugewiesen ist, auf einem anderen Wege erfüllen, der den erstrebten Zweck erreicht, aber die Unzuträglichkeiten der bisherigen Einrichtung vermeidet?

Die größte Schwierigkeit bietet die Unhandlichkeit des Berathungskörpers, der zu viele Mitglieder hat. In einem Kollegium von 50 oder, wie es künftig sein müßte, 60 bis 70 Mitgliedern ist eine Berathung, die den Zweck jeder Berathung verfolgt, durch ausgiebige Erörterung der verschiedenen Gründe und Gegengründe einander zu überzeugen, einfach nicht möglich. Man darf sich auch nicht etwa darauf berufen, daß in den parlamentarischen Körperschaften noch mehr Mitglieder berathen, denn thatsächlich pflegt sich deren Verhandlung darauf zu beschränken, daß von jeder der dort vertretenen Parteien ein oder höchstens zwei Redner das Wort nehmen, und selbst dann dauert die Debatte über wichtige Prinzipienfragen oft Tage oder Wochen lang. In der That sind denn auch nach dem Zeugniß der Betheiligten die Plenarberathungen auf das Niveau bloßer Abstimmungen herabgesunken; damit aber ist der eigentliche Zweck verfehlt.

Ist die Schwierigkeit in der zu großen Mitgliederzahl zu sehen, so muß die Abhilfe in deren Verminderung bestehen, d. h. die zur Entscheidung berufene Instanz muß nicht aus allen Mitgliedern der Civil- bezw. Strafsenate oder gar des ganzen Reichsgerichtes gebildet werden, sondern es ist ein kleineres Kollegium zu schaffen. Eine Analogie bietet die schon jetzt bestehende Einrichtung, daß in den Strafsachen, in denen das Reichsgericht in erster und letzter Instanz Recht spricht (Hochverrath gegen Kaiser und Reich), der zweite und dritte Strafsenat, also ein Kollegium von 14 Mitgliedern, zur Entscheidung berufen ist. Nun würde es freilich nicht angängig sein, in derselben Weise die Wahrung der Rechtseinheit durch das Gesetz bestimmten Senaten zuzuweisen; denn erstens müssen in der zu schaffenden Instanz alle Rechtsgebiete vertreten sein und zweitens wird man in sie nur diejenigen Mitglieder entsenden, die unter ihren Kollegen selbst als die besonders hervorragenden und tüchtigen gelten. Deshalb wird es richtiger sein, die Auswahl dem Organ zu übertragen, das schon jetzt die Vertheilung der Mitglieder und der Geschäfte bestimmt, nämlich dem aus dem Präsidenten, den Senatspräsidenten und den vier ältesten Räthen bestehenden Präsidium. Dieses hat zu Beginn jedes Jahres die Mitglieder des Kollegiums zu bestimmen. Daß dieser Vorschlag die mit der zu großen Mitgliederzahl verbundene Schwierig-

keit vermeidet, wird kaum bestritten werden, wohl aber bleibt noch zu prüfen, ob sich ihm nicht prinzipielle Bedenken entgegenstellen; insbesondere wird man es vielleicht bedenklich finden, daß dadurch gewissermaßen eine Art Oberreichsgericht geschaffen werde. Ich glaube, nachweisen zu können, daß nicht allein diese Bedenken nicht zutreffen, sondern daß umgekehrt mein Vorschlag nur eine konsequente Weiterentwickelung des bisherigen gesetzgeberischen Gedankens fordert.

Grundsätzlich ist der Richter nur dem Gesetz unterworfen. Seine Aufgabe besteht darin, zunächst die Thatsachen zu ermitteln und dann aus ihnen, als Untersatz, in Verbindung mit der Rechtsregel, als Obersatz, einen Schluß zu ziehen, der die Anwendung des Gesetzes auf den konkreten Rechtsfall bringt, also Das thut, was der Gesetzgeber thun würde, wenn er selbst den Streitfall zu entscheiden hätte. Die Voraussetzung dieser idealen Aufgabe ist das Hineinversetzen in die Seele des Gesetzgebers, die volle Erfassung des von ihm in dem Gesetz zum Ausdruck gebrachten Willens, und so sehr man in der Idee daran festhält, daß der Richter das Recht kenne, so sicher trifft Das im einzelnen Falle häufig nicht zu, weil das Gesetz mehrfache Auslegungen zuläßt. Grundsätzlich kann nur der Gesetzgeber selbst im Wege der authentischen Interpretation solche Zweifel lösen, und wenn es praktisch durchführbar wäre, so müßte stets, sobald sich Unklarheiten eines Gesetzes ergeben, die Gesetzgebung eingreifen. Das ist aber nicht möglich, und wenn man trotzdem eine einheitliche Rechtsprechung erzielen will, so bleibt nichts übrig, als die bezeichnete Funktion einer authentischen Auslegung der Gesetze einem anderen Organ zu übertragen, das beweglicher und deshalb im Stande ist, der Mannichfaltigkeit des bunten Lebens sich besser anzupassen, als es der Gesetzgeber vermag. Hierzu ist Niemand geeigneter als der Richter; und so hat man schon früh zu dem Mittel gegriffen, höchstrichterlichen Entscheidungen unter gewissen Voraussetzungen eine solche normative Bedeutung beizulegen.

Man muß sich hüten, diese Befugniß mit einer scheinbar ähnlichen zu verwechseln, nämlich der Bestimmung, daß innerhalb eines konkreten Rechtsstreites, wenn er unter gewissen Voraussetzungen von der oberen Instanz zur weiteren Verhandlung in die untere zurückgewiesen wird, für die untere die von der oberen aufgestellte Rechtsansicht bindend ist. An sich ist zwar auch Das ein Eingriff in die freie Rechtsüberzeugung des Richters, aber es ist nur der Ausfluß aus dem Grundgedanken der Einheitlichkeit der staatlichen Rechtsprechung, d. h. der Auffassung, daß ungeachtet der Abstufung in verschiedene Instanzen dennoch das rechtsprechende Organ des Staates eine Einheit bildet. Prinzipiell anders liegt die Sache, wenn eine getroffene Entscheidung über den konkreten Rechtsstreit hinauswirkt und die Gerichte allgemein bindet, bis sie durch eine Entscheidung des selben Organes aufgehoben wird. Hier handelt es sich zweifellos staatsrechtlich um eine Delegation gesetzgeberischer Befugnisse,

zu der die Unmöglichkeit, die eigentlichen gesetzgeberischen Faktoren selbst anzurufen, gezwungen hat.

Dieses eigenartige Verhältniß ist durch die vorhin erwähnte Novelle wesentlich geklärt worden. Früher hatte das Plenum eine unklare Doppelstellung: es war Gericht, da es den konkreten Rechtsfall entschied, und es hatte daneben gesetzgeberische Autorität, da es eine allgemein bindende Rechtsnorm aufstellte. Die neuere Fassung trennt diese beiden Gebiete. Die richterliche Thätigkeit bleibt dem dazu berufenen Senat, das Plenum aber hat ausschließlich eine gesetzgeberische Funktion: es schafft mit normativer Kraft einen abstrakten Rechtssatz, der alle Senate des Reichsgerichtes und dadurch mittelbar auch die Untergerichte so lange bindet, bis er durch eine andere Plenarentscheidung oder durch ein Gesetz aufgehoben wird. Seit so ein rein gesetzgeberisches Organ geschaffen wurde, ist es nicht mehr eine prinzipielle, sondern lediglich eine praktische Frage, ob dieses Organ aus sämmtlichen Mitgliedern der Civil- bezw. Straffenate oder des ganzen Reichsgerichtes bestehen oder ob man ihm eine andere Zusammensetzung geben soll. Mein Vorschlag eines legislativen Senates dürfte sich deshalb als eine konsequente Fortentwickelung des bisherigen Grundgedankens erweisen.

Ich kann hier den neuen Gedanken nicht bis in seine Einzelheiten hinein verfolgen. Es mag deshalb nur noch darauf hingewiesen werden, daß bei der vorgeschlagenen Einrichtung die aus der großen Mitgliederzahl des Reichsgerichtes unserer Rechtseinheit drohende Gefahr nicht etwa nur für eine gewisse Zeit, sondern für immer beseitigt sein würde, daß die Frage, auf welche Weise durch Vermehrung der Richterstellen einer Ueberlastung vorzubeugen sei, nur noch eine finanzielle Bedeutung haben könnte, und daß die Möglichkeit geschaffen wäre, die in der Gewährung einer dritten Instanz liegende Rechtsgarantie auch über die bisherigen Grenzen hinaus zu bieten. Denn wenn man gesagt hat, daß schon die Zahl der zur Entscheidung gelangenden Sachen an sich und unabhängig von der persönlichen Belastung der einzelnen Richter die Gefahr eines mangelnden Ueberblickes biete, so dürfte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß durch geeignete Einrichtungen die Kenntniß dieses Materials den Mitgliedern des Reichsgerichtes eben so ermöglicht werden kann, wie es schon jetzt mit den Erzeugnissen der juristischen Literatur geschieht. Gelingt es also, ein Organ zu schaffen, das im Stande ist, die wichtige Aufgabe der normativen Gesetzesauslegung befriedigend zu lösen, so ist dann, aber auch erst dann, unsere Rechtseinheit zur Wahrheit geworden.

Braunschweig. Landgerichtsrath W. Kulemann.



Stefan George.

Eine kunstphilosophische Betrachtung.

Bescheide Dich, wenn nur im Schattenschleier
Mild schimmernd Du genossne Fülle schaust
Und durch die müden Lüfte ein Befreier,
Der Wind der Weiten, zärtlich um uns braust.

Und sieh, die Tage, die wie Wunden brannten
In unsrer Vorgeschichte, schwinden schnell,
Doch alle Dinge, die wir Blumen nannten,
Versammeln sich am toten Quell.

Stefan George, Das Jahr der Seele.*)

I.

Wenn alles Erkennen der Dinge und unser selbst nichts Anderes giebt als den Schein und Schimmer ihrer geheimnißvollen Wirklichkeit, wenn das Bild von uns, das unser Bewußtsein zeigt, nur ein Bild unseres wahrsten, wirklichsten Seins ist, so scheint das tiefste Leben der Seele mit all seiner Unerkennbarkeit dennoch als Gefühl für uns zu leben; als wüchse dies ganz unmittelbar aus den Wurzeln unseres Wesens auf; als spräche in ihm die Seele selbst, während in allem anderen Bewußtsein nur das Echo ihrer Stimme anklingt. Wenn wir Liebe oder Haß, Zorn oder Demuth, Entzücken oder Verzweiflung fühlen: Das sind wir, Das ist unsere Wirklichkeit, die gleich zum Schatten ihrer selbst abblaßt, sobald der Verstand daraus ein Bild der Erkenntniß und Selbsterkenntniß formt. Und dennoch: diese tiefste Einheit des Gefühls läßt in ihm selbst noch einer Scheidelinie Raum, für deren Diesseits und Jenseits noch keine Bezeichnungen gefunden sind. Vielerlei Augenblicke nämlich, ja ganze Szenen und Akte des Lebens durchfühlen wir in einer eigenthümlich fremden Art, als einen reinen Gefühlsinhalt, in dem die Note des Nur-Persönlichen fehlt, als ein gleichsam objektives Erleben derselben inneren Erregungen, die uns sonst als unser Persönlichstes erschüttern, die unser eigenstes Sein bedeuten. Was so, in Begriffen gedacht, einen Widerspruch zu enthalten scheint: daß die innerlichste Energie unserer Seele, in der allein ihr ungebrochen subjektives Wesen lebt, in dem sie ganz nur sie selbst

---

*) Von Stefan George sind bisher die folgenden Gedichtcyklen erschienen: Hymnen (1890), Pilgerfahrten (1891), Algabal (1892), die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten (1895), das Jahr der Seele (1897). Alle sind nur in ganz wenigen Exemplaren gedruckt und im Buchhandel kaum erhältlich. Die von George und seinen Anhängern seit einigen Jahren herausgegebene Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ ist zwar auch nur für einen geladenen Leserkreis gedruckt, doch sind einzelne Hefte hier und da käuflich.

ist, doch ihren Inhalt auch in dieser Form entfaltet, „wie aus der Ferne“ und als fühlte sie ein Ich, das über dem persönlichen ist, wenngleich es doch in ihm ist, — dieser Widerspruch ist dennoch eine psychologische Wirklichkeit; gerade in der tiefsten Schicht des Ich fühlen wir gewisse Gefühle so, als ob nicht wir sie fühlen, sondern als wäre das Ich nur das Sprachrohr einer viel breiteren Macht oder Nothwendigkeit.

Auf dieser zweiten Form des Fühlens ruht alle Kunst höheren Sinnes. Die ursprüngliche Leidenschaft des Gefühles, das Nur-Persönliche seiner Betonung, die ausschließende Giltigkeit für das eine Subjekt, muß es im Schaffenden wie im Genießenden des Kunstwerkes verlieren. Denn so sicher dessen Sinn und Recht überhaupt in Gefühlen liegt, aus denen es fließt und die aus ihm fließen, so gründet sich der Aufstieg von niederer und primitiver Kunst zu ihrer Reinheit und Höhe auf den Uebergang des unmittelbaren subjektiven Gefühles zu jenem objektiven, das den gleichen Inhalt aus der Impulsivität und Zugespitztheit jenes in Ruhe und breitere Giltigkeit überführt. Erotische Erregungen mögen unsere Aeußerungen zuerst zu Melodien gestaltet haben, aus kriegerischen Affekten mag die erste Rhythmisirung des Schrittes, aus religiösen die erste Erhebung und Stilisirung der Rede gequollen sein, aus den starken Eindrücken der Dinge die bildnerischen Versuche, in denen man gleichsam Herr über diese wurde, ihre Formen sich unterwarf. Und nun auf der anderen Seite: je unkultivirter der Hörer und Beschauer ist, desto unmittelbarere, sozusagen materiellere Affekte ruft das Kunstwerk in ihm hervor: der dargestellte Vorgang erregt ihn in genau der selben Weise, wie der wirkliche ihn erregen würde, sein Interesse gilt dem Inhalt, nicht der Kunstform des Werkes, weil eben sein Inhalt ja auch in der Wirklichkeit zu finden ist und die an diese geknüpften Gefühle unmittelbar erleben läßt. In der Musik fesselt ihn fast ausschließlich die Melodie, weil diese den subjektiven Stimmungsgehalt am Deutlichsten und Direktesten zum Ausdruck und Eindruck bringt. So unverächtlich nun alles Dies ist, da solches unmittelbare, die ganze Subjektivität ergreifende Fühlen das Kräftereservoir auch aller späteren Gestaltungen bleibt, so liegt doch das Wesen der Kunst als solcher, Das, was die Kunst zur Kunst macht, in der Entwickelung von jenem hinweg: in der Entwickelung gleichsam vom subjektiven Ich zum objektiven, zu jener Schicht unseres Fühlens, in der es die geheimnißvolle Gewähr trägt, über die Zufälligkeit der momentanen Erregung hinaus zu gelten, ja, überhaupt einer Ordnung jenseits des nur persönlichen Ich anzugehören. Die Herausbildung solchen Fühlens wird sich am Ehesten an die Produktion und Rezeption innerhalb solcher Künste knüpfen, die in der festen äußeren Gegebenheit ihres Materials dem Ich eine Stütze bei der Objektivirung seiner tiefsten Inhalte gewähren: also bei den Künsten der Sichtbarkeit. Am Tiefsten

in seine ursprüngliche Einheit und Impulsivität eingesenkt erscheint das Gefühl in der Musik, die sich, um Das bis zur Möglichkeit des Kunstwerdens auszugleichen, eine unvergleichlich strenge Gesetzlichkeit ihrer Formen ausgebildet hat, aber trotzdem noch immer die Kunst der persönlichsten Erschütterungen ist, rückhaltloser Erregtheit ungeschiedener Gefühle. Zwischen diesen Extremen bewegt sich die Lyrik, im Dichter wie im Genießenden bald mehr von dem unmittelbaren Impuls nur subjektiven Fühlens, bald von seiner objektiven Form getragen, durch die das Ich zum Spiegel einer überpersönlichen Nothwendigkeit wird, gleichsam sich selbst gegenüber reservirt ist, so daß seine Aeußerungen aus einem Stück der Natur zu einem Werk der Kunst werden können. Für die populäre Vorstellung ist die Lyrik noch ganz der Ausdruck des elementaren Fühlens; je ungebrochener und radikaler Dies im lyrischen Gedicht lebt und im Hörer mitschwingt, desto vollkommener scheint ihr Problem gelöst. Obgleich nun in Wirklichkeit die Lyrik aller großen Dichter sich mindestens auf dem Wege von dem primären, sozusagen naturalistischen Gefühl zu dem objektiven, von der Vergewaltigung durch den primitiven Impuls erlösten, befindet, so scheint mir, seit dem späteren Goethe, doch erst in der Lyrik Stefan Georges diese Fundamentirung auf das Ueber-Subjektive des Gefühles, dieses Sich-Zurückhalten von seinem unmittelbaren Anstürmen, zum unzweideutigen Prinzip der Kunst geworden. Keine Spur dabei jener Formalistik, die sich überhaupt auf kein Gefühl mehr beziehen, sondern von der Vollendung der nur äußerlichen Gestalt von Reim und Rhythmus leben will; vielmehr darum handelt es sich: fühlend über dem Gefühl zu stehen, an jener Grenzlinie innerhalb seiner sich anzubauen, die ich zu schildern versuchte und die die Provinz naturalistischer, ich möchte sagen: unartikulirter Gefühlsäußerungen von der Grundlage der Kunst scheidet.

Man kann es vielleicht auch so aussprechen: während sonst der Ausdruck und die Erregung des unmittelbaren, das ganze Ich beherrschenden Gefühles der Zweck der Lyrik zu sein pflegt, für den ihre Kunstform das Mittel ist, wird in dieser neuen Richtung das Gefühl zu einem Mittel für den Kunstzweck. Wie sonst der Lyrik die ganze Welt nur ein bloßes Mittel war, ein persönliches Fühlen auszudrücken und auszuleben, so tritt nun dieses in die selbe Kategorie mit jener, es wird eins der Materialien, der relativen Zufälligkeiten, an denen das Gesetz der Kunst seine Verwirklichungen findet, wie das Naturgesetz an der Zufälligkeit der materiellen Gestaltungen. Die Produktion erhebt sich hier ganz auf dem Boden jener zweiten Gefühlsprovinz, in deren Grenzen die bloße Ichheit hinweggeläutert ist, deren Inhalte wir als über den persönlichen Affekt hinaus giltig empfinden. Hier ist der andere Pol der lyrischen Entwickelungreihe, deren einen das „Singen, wie der Vogel singt“, bezeichnet. Erhobene und trübe Stimmung, Liebe und Abwendung, das Gegenklingen der Seele gegen Landschaft und Menschen dürfen

hier ihr natürliches Empfunden-Werden nicht bis in das Lied hinein fortsetzen, sondern das Kunst-Werden erfaßt die Gefühlsgrundlage selbst. Erst wenn das Gefühl alle Trübe, allen Drang, alle Unruhe seiner Erdgeborenheit hinter sich gelassen und sich in jene klare, weite, über-subjektive Form gekleidet hat, wenn es an sich selbst schon die Ausgeglichenheit, Durchgeistigung, Rhythmisirung, kurz die eben so sicher empfindbare wie unvollkommen beschreibbare Metempsychose zum Kunstwerk erfahren hat, wird es zum Worte zugelassen: man könnte denken, daß die Frauen auf Feuerbachs „Konzert" diese Strophen sängen. Die schöne Abgemessenheit innerer und äußerer Existenz, wie sie das Ideal der „Wanderjahre" bildet, hat hier die lyrische Seite des Lebens ergriffen. Das Bedürfniß nach künstlerischer Form der Dinge ist unter ihre Oberfläche, mit deren Gestaltung zum „schönen Schein" es sich sonst befriedigte, hinuntergestiegen und ist über den Gefühlsinhalt Herr geworden. Es scheint mir, als sei hier zum ersten Male die Lyrik ihrem Fundament nach in das Stadium des l'art pour l'art getreten und habe das des l'art pour le sentiment verlassen. Wenn die Entwicklung von der rein naturhaften, undifferenzirten Aeußerung des Affektes ausging, von der sich einzelne Elemente allmählich in objektiven Kunstausdruck umsetzten, so ist hier die Materie des Seelenlebens, immer mehr der ästhetischen Formung zuwachsend, nun völlig in die Kunstform aufgegangen.

Vom Standpunkt der alltäglichen Menschlichkeit — nicht nur der alltäglichen Menschen, sondern auch der alltäglichen Stunden der höheren Menschen — kann diese Abwendung von der ersten Wärme des Gefühles befremdend wirken; so lange unverstanden bleibt, daß der Gegensatz zu jener Wärme nicht Kälte ist, sondern die Alleinherrschaft des Kunstgefühles, das sich über diesen Unterschied der Gemüthstemperaturen überhaupt erhoben, sie zu seinem bloßen Material gemacht hat. Das Gefühl hat allerdings seine Jugend abgelegt, nicht, um alt, sondern, um zeitlos zu werden. Freilich kann es dann von jenem Standpunkt aus einen Zug von Grausamkeit zu bekommen scheinen. Dies tritt am Fühlbarsten in Georges Gedichtcyklus Algabal hervor. Algabal ist jener phantastisch ausschweifende Kaiser Elagabalus der römischen Decadence, den George zum Symbol einer nach Macht und Willkür völlig schrankenlosen Persönlichkeit wählt. Eine in jedem äußeren wie inneren Sinne nur ästhetische Lebensgestaltung sehen wir hier in absoluter Souverainetät über den Empfindungen Anderer und über den Mitteln zu ihrer Verwirklichung sich durchsetzen. Das wirkt freilich als Grausamkeit; so, wenn er seinen Bruder, dessen Rivalität ihn beunruhigt, töten läßt:

„Hernieder steig ich eine Marmortreppe,
Ein Leichnam ohne Haupt inmitten ruht, —
Dort sickert meines theuren Bruders Blut —
Ich raffe leise nur die Purpurschleppe."

So, wenn er in ungeheurem Frevel die Vestalin sich vermählt:

„Und zweifelnd, ob das neue Glück mir werde,
Erfand ich nur den Quell der neuen Qual —
Ich sandte sie zurück zu ihrem Herde:
Sie hatte wie die Anderen ein Mal.“

So, wenn er dem schlafenden Liebespaar Gift einträufelt:

„Ich will mir jener Stunden Lauf erzählen.
Die Kinder unterm Feigenbaum entschlafen
Nach unbedachtem seligem Vermählen.
Mich kümmerten der kalten Väter Strafen.

Wohl! Da ich Euch den starken Tropfen gönnte
Aus meinem treuen Ringe, der mir diene,
Wenn es bei einer Dämmerung mir schiene,
Daß ich die Sterne nicht mehr schauen könnte.

Begnadete! Da ich Euch gütig nahte
Und kein Erwachen Euch ein Glück ermattet,
Das nur der Traum so herrlich Euch gestattet,
Als ich es jetzt aus Euren Zügen rathe.“

Dennoch ist hier und an ähnlichen Stellen des Werkes keineswegs die Lust am Leid anderer Menschen das poetische Motiv; vielmehr nur eine ästhetische Selbstherrlichkeit, die einfach jenseits der Frage nach Lust und Leid steht, wie man bei dem Pflücken einer Blume sich nicht kümmert, daß man damit fruchtbares organisches Leben zerstört. Denn auch sich selbst gegenüber fragt Algabal nicht nach Leiden; auch sich selbst bereitet er sie, wenn der harmonische Bau und der innere Idealismus seiner Lebensgestaltung es so mit sich bringt. Ich habe Das so ausführlich hervorgehoben, weil es in extremer — man könnte sagen: excentrischer — Art jenes Objektiv-Werden des Kunstgefühles zeigt, jene Lösung von allen subjektiv-natürlichen Gefühlsreflexen, um der Kunst willen.

Mit dieser Wendung ist die Herrschaft des Poeten über die Welt vollendet. Wie die Sittlichkeit ihre höchste und beherrschende Form da gewinnt, wo der Mensch sich selbst überwindet, Das heißt, sein Niederes und Instinktives dem Dienst praktischer Ideale unterwirft, und solche Herrschaft über sich selbst ihn triumphirend über die Gewalt aller Dinge hebt, so ist der Künstler absoluter Herrscher geworden, wenn er den Kreis, über den sein Wille zur Kunst herrscht, durch sein Eigenstes, durch das Subjektive und Impulsive des eigenen Ich, geschlossen hat. Nicht nur aus jenem Verflochtensein mit der Welt, das in den unmittelbaren Gefühlen liegt, ist er gerettet, sondern seine Kunst ist nun nicht mehr bloßer Erfolg, bloßes Ausströmen einer inneren, starken, ihrem Ursprunge nach aber kunstfremden Bewegung, sondern sie ist die erste und souveraine Macht geworden, die aus den Inhalten der Wirklichkeit, das

Ich mit all seinen Ursprünglichkeiten eingeschlossen, sich gleichsam erst ihr Gefolge bestimmt. Da handelt es sich nun freilich nicht mehr um Erlösung von der Noth des Daseins, wenigstens nicht in dem Sinne, wie eine Kunst, die sich den unmittelbaren Gefühlserregungen zärtlicher anschmiegt, es vermag. Diese hier würde den Anspruch, die subjektiven Leiden und Unzulänglichkeiten des Lebens zu versöhnen, so zurückweisen wie ein edler Wein den Anspruch, den Durst zu löschen. Weil sie nicht aus den Leidenschaften geboren ist, wie die Kunst Michelangelos und Beethovens, wirkt sie auch auf sie nicht so vertiefend und dadurch erlösend zurück; sondern wie Giorgione und Bach steht sie von vorn herein im Hellen; und ihr Befreitsein und Befreien vom Dunkel ist nicht ein Aufstreben aus den heißen Tiefen erlösungbedürftiger Leidenschaft, sondern ein Jenseits ihrer.

Damit ist freilich kein Prinzip in die Lyrik eingeführt, das vorher unerhört gewesen wäre, sondern nur das von je her in ihr wirksame Kunstmoment dem Naturmoment gegenüber zu unbedingterer Reinheit und Herrschaft geführt; womit jener kritische Punkt so vieler Entwickelungen erreicht ist, dem man nicht ansehen kann, sondern der erst durch seine Progenitur zu erweisen hat, ob er nur der Abschluß einer alten Reihe oder der Beginn einer neuen ist. Auch ist weder der Produktion Stefan Georges von Nachklängen jener subjektivistisch gefühlsmäßigen Dichtweise frei, noch ist überhaupt meine Deutung des Lebensprinzips der Lyrik Georges durch das Anführen von Einzelheiten zu belegen, so wenig wie der innerste Rhythmus eines Menschen, die Idee, zu deren Verwirklichung er allein bestimmt ist, von irgend einem einzelnen Thun vollständig umschrieben wird. Die Kraft vielmehr, die das Ganze trägt, kann auch nur aus dem Ganzen unzweideutig hervorleuchten.

II.

Was bisher über die Dichtung Stefan Georges ausgemacht wurde und ihre subjektive Seite, die psychischen Energien ihrer Produktion und ihres Genossenwerdens, betraf, läßt sich aus ihrer Beschaffenheit auch in objektiver Wendung ablesen. Der Naturalismus hatte sich auf der pantheistischen Empfindung aufgebaut, daß der Sinn und die Bedeutsamkeit der Welt jedem beliebigen Ausschnitt ihrer gleichmäßig innewohne; das bloße Herausheben eines solchen, indem man ihn in die äußerlichen Grenzen einer Kunstform versetzte und gegen sein Vorher, Nachher und Daneben isolirte, schien so der Forderung der Dinge an das Kunstwerk, ihrem Werth und Geist die Zunge zu lösen, schon zu entsprechen. Nicht daß die Kunst ein Bild des Lebens sei, sondern ein Bild des Lebens, war dem Naturalismus ihre Seele. Wenn nun der Lyrik Georges selbst das Gefühlsleben und seine zartesten und intimsten Inhalte in unmittelbarem Ausdruck noch nicht die Kunst ausmachen, sondern

erst ihren zu höherer Form zu gestaltenden Rohstoff, so ist damit der Gipfel des Anti-Naturalismus erreicht. Das Interesse wendet sich von dem Inhalt, den das Gedicht mittheilt, vollkommen ab und ausschließlich seiner künstlerischen Durchbildung zu. Daß der Eigenwerth des Stofflichen so herabgedrückt wird, ist ersichtlich die Ergänzung oder der objektive Ausdruck für jene ästhetische Gleichgiltigkeit gegen das unmittelbare Gefühl: denn der Inhalt ist es, der der Wirklichkeit und dem Kunstwerk gemeinsam ist, den beide, nur auf verschiedenen Stufen, wiederholen und der im Kunstwerk eben die selbe Gefühlskategorie anregt, zu der er, als Wirklichkeit geformt, spricht. Wo das primäre Gefühl also seine führende Bedeutung in der Kunst verliert, wird entsprechend die Materie des Kunstwerkes nicht mehr unmittelbar als Element seiner Wirkung zugelassen werden. Ich gestehe: mir ist erst durch die Kunst Stefan Georges klar geworden, wie viele Gedichte der Literatur es gar nicht nöthig hätten, gerade Gedichte zu sein, sondern ihren Reiz von ihrem Inhalt entlehnen, der auch in anderer als gereimter oder rhythmischer Form mit ungefähr gleichem Erfolge erzählt werden könnte. Damit soll der allgemeine Werth solcher Gedichte nicht herabgesetzt werden; vielmehr wird stets der Reiz davon bestehen und legitim sein, daß ein an sich mittheilenswerther Gedanke oder Vorgang sich in dem anmuthigen Gewand des Verses darbiete, wie wir ja auch eine Botschaft lieber durch einen schönen und liebenswürdigen Boten als durch einen von strenger und trockener Sachlichkeit überbracht haben wollen. Aber mit dem Kunstwerk als solchem hat die inhaltliche Bedeutsamkeit seiner Materie nichts zu thun, so wenig wie deren Unerfreulichkeit oder Anstößigkeit seine Würdigung als Kunstleistung beeinflussen dürfen. Bei den Gedichten Georges hat man den Eindruck, daß ihr Inhalt durchaus in keiner anderen Form als in der poetischen gesagt werden kann; es wirkt also in ihnen kein der Kunstform gegenüber selbständiger Reiz ihres Stoffes mit. Selbst Gedichte wie die folgenden, die nicht einmal reine Stimmungbilder sind, sondern immerhin doch noch irgend ein Geschehen zum Inhalt haben, lassen dieses Geschehen doch so sehr von der Form seines Kunstwerdens durchwachsen, daß es ohne diese bedeutunglos ist wie die Scherben einer Vase:

Ich trat vor Dich mit einem Segensspruche
Am Abend, wo für Dich die Kerzen brannten,
Und reichte Dir auf einem sammtnen Tuche
Die höchste meiner Gaben: den Demanten.

Du aber weißt nichts von dem Opferbrauche,
Von blanken Leuchtern mit erhobnen Aermen,
Von Schalen, die mit wolkenreinem Rauche
Der strengen Tempel Finsterniß erwärmen,

Von Engeln, die sich in den Nischen sammeln
Und sich bespiegeln am kristallnen Lüster,

Von glühender und banger Bitte Stammeln,
Von halben Seufzern, hingehaucht im Düster,

Und nichts von Wünschen, die auf untern Sprossen
Des festlichen Altars vernehmlich wimmern —
Du faßtest fragend, kalt und unentschlossen
Den Edelstein aus Gluthen, Thränen, Schimmern.

Und:

Jahrestag.

O Schwester, nimm den Krug aus grauem Thon,
Begleite mich! Denn Du vergaßest nicht,
Was wir in frommer Wiederholung pflegten.
Heut sind es sieben Sommer, daß wirs hörten,
Als wir am Brunnen schöpfend uns besprachen:
Uns starb am selben Tag der Bräutigam.
Wir wollen an der Quelle, wo zwei Pappeln
Mit einer Fichte auf den Wiesen stehn,
Im Krug aus grauem Thone Wasser holen.

In allen Künsten bedeutet die Befreiung von dem Beisatz stofflicher Reize eine Verfeinerung und Reinheit der ästhetischen Durchbildung. Der schlimmste Fall des Gegentheiles ist es, wenn Historienbilder und historische Dramen ihre Bedeutsamkeit und ihr Interesse ausschließlich den Gefühls- und Gedankenmassen verdanken, die etwa durch die Vorstellung Alexanders oder Konradins oder Luthers assoziativ erregt werden. Nicht anders steht es mit dem Genrebild, das durch die Darstellung eines an sich amusanten Vorganges seinen Erfolg gewinnt. Wenn der Inhalt eines Kunstwerkes auch in anderer als künstlerischer Form gegeben werden kann und auch in dieser als Reiz wirkt, so beweist Das, daß der Genuß des Kunstwerkes kein blos ästhetischer, daß sein Sieg mit Hilfstruppen von fremder Herkunft erkämpft ist. Die Forderung, daß der Reiz, den die Materie des Kunstwerkes jenseits seiner Kunstform besitzt, von ihm ausgeschlossen werde, ist dennoch nicht so einfach begründbar. Denn zunächst: so sicher kein Kunstwerk von diesem stofflichen Reiz allein leben kann, so unbedenklich scheint es, ihn seinen rein ästhetischen Qualitäten noch sozusagen als opus superrogativum hinzuzufügen. In der That zeigen schönste Gedichte Goethes einen Gehalt an Gedanken, die auch in anderer als der poetischen Form von der größten und reizvollsten Bedeutsamkeit wären, so daß die Gesammtwirkung des Gedichtes, unbeschadet seiner künstlerischen Vollendung, sich doch aus dieser und der selbständigen Bedeutung seines Stoffes zusammensetzt. Wenn man nun den Gedichten Georges gegenüber empfindet, daß ihr Inhalt durchaus nicht in irgend einer anderen als der poetischen Gestalt einen Reiz, ja nur Bestandfähigkeit bewahren könne und das Gedankliche in ihnen mit dem rein Artistischen steht und fällt, so scheint Das ihre Bedeutsamkeit doch mehr herab- als heraufzusetzen.

Allein es handelt sich hier nicht um ein allgemeines Werthurtheil über diese Lyrik, sondern um die Herausstellung der künstlerischen Tendenz, als deren entschiedenste und charakteristischste Darstellung sie merkwürdig ist. Gewiß: da die ästhetischen Werthe nicht die einzigen des Lebens überhaupt sind, sondern daneben noch intellektuelle, ethische, sinnliche, religiöse und viele andere bestehen, so wird ein Produkt, das an vielen von ihnen Theil hat, einen besonders hohen Gesammtwerth darstellen können. Allein jenseits davon liegt doch der besondere Reiz der Gebilde, die eine der Ideen aus unserem Werthsystem in reiner Abgelöstheit verkörpern. Und Dies eben erscheint mir als das Eigenartige und Bedeutsame an Stefan George: daß gerade Das, was am Gedicht reines poetisches Kunstwerk ist, mehr als irgendsonst das Ganze ausmacht, unter reinlicher Ausscheidung aller Nebeneffekte, die seinem Inhalt aus dessen sonstigen Beziehungen und Bedeutungen quellen könnten. Mit der größten Entschiedenheit tritt hier hervor: nicht irgend ein Inhalt soll in poetischer Form vorgetragen werden, sondern ein poetisches Kunstwerk soll geschaffen werden, für das der Inhalt keine andere Bedeutung hat als der Marmor für die Statue. Gewiß ist auch das vergeistigtste Kunstwerk nicht gegen sein Material gleichgiltig; was man in Marmor sagen kann, kann man nicht eben so gut in Bronze oder Fayence ausdrücken; es ist ein zum Glück überwundener ideologischer Irrthum, zu wähnen, Werth und Wesen des Kunstwerkes lägen in seiner „Idee" und verhielten sich ganz gleichgiltig dagegen, in welchem Material diese Idee verwirklicht würde. Allein Das bedeutet eben jene vollkommene Einheit von Form und Materie, die keinem von beiden anders als in der Richtung auf das andere hin zu wirken gestattet. Gewiß, wenn der Inhalt so restlos in seiner Kunstform aufgehen soll, daß von ihm kein Reiz, der jenseits dieser läge, auf das Ganze ausstrahle, so darf er der Form gegenüber nichts Aeußerliches sein, sondern beide müssen in und aus liebevoller Einheit erwachsen. Aus dieser Einheit Alles zu verbannen, was, obgleich an sich vielleicht wirksam und bedeutsam, doch nicht ihr, Das heißt dem Kunstwerk als solchem, dient, erscheint mir als das ästhetische Grundmotiv dieser Lyrik. Und nicht nur der zusammenhängende Gang der Gedanken wird so ausschließend zum Träger des Kunstzweckes, sondern bis in die Worte hinein erstreckt sich dessen Alleinherrschaft. George besitzt die merkwürdige Fähigkeit, aus den vielfachen Bedeutungen eines Wortes keine einzige psychologisch anklingen zu lassen außer der, die gerade dieser einen Stimmung, diesem einen Bilde dient: aus dem Vielsinn der Worte borgt er keinen einzigen Reiz in das Kunstwerk hinein, der nicht allein aus dem Ganzen des Kunstwerkes herauskäme. Aus den einzelnen Worten sind durch Zusammenhang und Klang alle assoziativen Mitschwebungen ausgeschieden, die ihnen einen dem Kunstzweck des Gedichtes fremden Werth zufügen könnten. Auf

diesen ist Alles so konzentrirt, daß alle nach anderen Richtungen hingehenden Bedeutungsstrahlen verloschen sind. Nur die dem Centrum des Gedichtes zugewandte Seite ist durch das Bewußtsein beleuchtet, alles Andere ist dunkel, wie der Theil des Mondes, der der Sonne abgewandt ist. Dadurch erhalten diese Gedichte eine absolute Einheit des Gefühlstones, eine unvergleichliche Geschlossenheit der Stimmung. Man lese etwa das folgende Gedicht:

Ich weiß, Du trittst zu mir ins Haus
Wie Jemand, der, an Leid gewöhnt,
Nicht froh ist, wo zu Spiel und Schmaus
Die Saite zwischen Säulen dröhnt.

Hier schreitet man nicht laut, nicht oft,
Durchs Fenster dringt der Herbstgeruch.
Hier wird ein Trost Dem, der nicht hofft,
Und bangem Frager milder Spruch.

Beim Eintritt leis ein Händedruck,
Beim Weiterzug vom stillen Heim
Ein Kuß — und ein bescheidner Schmuck,
Als Gastgeschenk: ein zarter Reim.

Man bemerke nur, wie das Wort „Kuß“ hier wirkt, das sonst so vielerlei, ganz außerhalb des Kunstzweckes liegende Assoziationen zu wecken pflegt, die, so unbewußt sie seien, mit diesem in unlauteren Wettbewerb treten und ihm einen illegitimen Reiz hinzufügen. Es ist, als wenn der äußere Wohlklang seiner Verse nichts Anderes wäre als die Erscheinung oder die Folge dieser inneren Harmonisirung, die in dem Hörer keinen anderen seelischen Ton anklingen läßt als den, der zu dem Grundton des Ganzen harmonisch ist, und ihm jede Brücke verweigert, aus der Einheit des Kunstwerkes zu abseits liegenden Attraktionen seines Stoffes auszuschweifen. Oder auch umgekehrt mag es sich in Wirklichkeit verhalten: die unbeschreibliche Musik dieser Verse, ihr Fließen und Gleiten, das das Ohr niemals durch eine Rauheit, Stockung, Entgleisen aus der Tonart aufschreckt, die Verknüpftheit der Laute, deren jeder mit seinem Vorher und Nachher eine sinnlich nothwendige Klangeinheit bildet: Das ist wahrscheinlich das technische Mittel, das es George ermöglicht, alle Bedeutungen der Worte wie des Stoffes, die nicht genau dem Stimmungbild und dem einheitlichen Kunstzweck zugehören, von der psychologischen Mitwirkung auszuschließen.

Wenn nun mit Alledem gleichsam die Form dieser Lyrik beschrieben ist, so scheint ihre Bedeutung erst durch die des Kunstinhaltes nachzuweisen, der, nach Verbannung aller anderen Elemente, ihr Ein und Alles bildet. Allein diese Frage, die mit der nach der Schönheit und Größe des eigentlich dichterischen Talentes Stefan Georges zusammenfällt, geht nun vielmehr die

Literaturgeschichte an, während es der Kunstphilosophie auf die eigenthümliche Bedeutsamkeit des ästhetischen Prinzips ankommt, weniger aber darauf, ob es sich mit einem an sich größeren oder geringeren Talent verwirklicht. Für so groß ich auch das rein poetische Genie Stefan Georges halte, so könnte man trotzdem einräumen, daß seine Bedeutung als Künstler über seiner spezifischen Bedeutung als Dichter steht. Wie bei manchen Personen die allgemein menschlichen Eigenschaften die Begabung und Kraft zur einzelnen Leistung überragen und auch an ihr das eigentlich Werthvolle ausmachen, so übertrifft bei ihm vielleicht Ausbildung und Vertiefung des allgemeinen Elementes Kunst die differentia specifica, die aus dem „Künstler überhaupt" den Dichter macht. Das Kunstwerk trägt von seinem Ursprung aus Interessen der Sinnlichkeit, der Religion, der Nachahmungfreude, des Intellektes u. s. w. einen ganzen Komplex von Inhalten und Wirkungen zu Lehen, die vielleicht in der Lyrik, wegen der Weitverzweigtheit ihrer Wurzeln, länger als in irgend einer anderen Kunst ungeschieden neben einander leben. Stefan George hat in der Gegenwart die prinzipielle Sonderung eingeleitet, die auch in dieser Kunst die Kunst zum Universalerben jenes Komplexes werden läßt.

Georg Simmel.



Die Furcht vor der Freude.

„Wenn ich mich freue, kann ich nicht schlafen. Erzählen Sie mir nur nichts Aufregendes, besonders niemals nach acht Uhr. Abends rede ich überhaupt nicht, höchstens mit Kellnern," so ermahnte Baron Peter von Gladenegg uns, seine Bekannten und seine Freunde. Wir durften ihm aber auch nichts Trauriges erzählen. Das wäre noch viel, viel schlimmer gewesen. Baron Peter wollte weder durch Freude noch durch Leid aus seiner Ruhe gebracht sein.

Seine Ruhe!

Sie war nicht friedliches Behagen, sondern ängstliche Scheu, das Abschließen vor jeder Erregung. Allmählich hatte sich bei dem Baron Peter daraus ein System entwickelt. Seine Ruhe war eine Gottheit, der er jedes Opfer brachte. Er trieb einen förmlichen Kultus mit ihr, er gab nicht nur seine Neigungen für sie auf, nein, — noch mehr: seine Abneigungen; er opferte ihr seine Freuden, seine Freunde und seine Feinde. Einen Freund mit Temperament konnte er nicht brauchen, eine Frau mit Temperament natürlich noch viel weniger.

Baron Peter war verheirathet gewesen, nur kurze Zeit. Schon nach vier Wochen hatte die junge schöne Frau, die seinen Namen trug, ihn wieder verlassen. Eva hatte es einfach nicht bei ihm ausgehalten. Der Mann, der immer an seine Gesundheit dachte, war ihr erst komisch erschienen, dann verächtlich und endlich hatte er sie gelangweilt. Er war ihr gar nicht wie ein Mann vorgekommen, — in den Augen einer Frau das Schlimmste, was geschehen kann. Und deshalb ging sie fort; sie ließ ihr Amphibium, ihr Neutrum — wie sie Baron Peter nannte —, im Stich, den Mann, der kein warmes Blut in den Adern noch eine warme Empfindung im Herzen hatte, nur eins: die Furcht vor der Freude, die Angst, aus dem Gleichmaß gerissen zu werden, die Sorge: wie wird mir Das bekommen?

Doch das Erlebniß war schon eine geraume Zeit überwunden. Die Freunde des Barons berührten es nie. Was hätte es auch genützt? Es lag so klar zu Tage, weshalb Frau Eva ihn verlassen hatte. Jeder hätte es vorher gesagt, wenn Herr von Gladenegg ihn um Rath gefragt hätte. Der Baron fragte sonst viel um Rath, in jeder Kleinigkeit, aber bei dieser einen wichtigsten Sache hatte er es nicht gethan. Er war wohl verliebt gewesen, kurze Zeit, ganz aus dem Gleichgewichte gebracht.

Herr von Gladenegg bedauerte den Schluß dieser Episode nicht. Im Gegentheil, er athmete auf. Während des stürmischen Monats seiner Ehe hatte er nämlich verschiedene Entdeckungen gemacht, die ihn beunruhigten. Das gesunde Roth seines feingeschnittenen Kameengesichtes war bleich geworden, seine Augen waren eingesunken, — er schlief schlecht.

Er schlief schlecht. Niemand ahnte, was diese Worte für ihn bedeuteten: einfach Alles. Wenn Das so fortgegangen wäre, wenn diese Aufregungen angedauert hätten, dann wäre er am Ende gar vor der Zeit alt geworden.

Nun war er frei, wieder sein eigener Herr. Er nahm das Leben im Klub auf, wie er es vor der Ehe geführt hatte. Dort spielte er nach dem Mittagessen mit Bekannten Billard. Sie wußten, daß er abends nicht zu reden liebte, und respektirten diese Eigenheit. Was hätten sie auch mit ihm reden sollen? Er war nicht so interessant, um den Wunsch nach einer Unterhaltung zu erwecken. Nicht nur seine Standesgenossen, auch andere Männer fanden ihn langweilig; anziehend erschien er allein den Frauen oder vielmehr den älteren unverheiratheten Damen seines Kreises. Seine vierwöchige Ehe, über die man Allerlei munkelte, aber nichts Gewisses wußte, umkleidete ihn mit dem Schimmer des Romantischen und einige sentimentale Damen betrachteten ihn als einen Märtyrer. Er, der distinguirte Mann, war in die Schlingen eines koketten, ordinären Weibes gefallen; und als er erkannte, wer sie war, hatte er sich noch zur rechten Zeit aus den Maschen gelöst.

So dachten die vornehmen Damen über Peters Ich- und Gesundheitkultus. Edel, distinguirt: so schien er ihnen. Sein Profil, das an eine antike Gemme erinnerte, war tadellos, eben so sein Anzug und die gemessene Höflichkeit seines Benehmens. „Zehn Schritt vom Leibe und immer galant,“ pflegte eine schneidige Offiziersfrau, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, von ihm zu sagen. Sie hatte Recht. Doch war Baron Peter eben nur galant, wenn man die nöthige Entfernung zu ihm innehielt. Trat man ihm näher — ob durch die Verhältnisse oder durch Zuneigung getrieben —, dann spürte man nichts von Rücksicht. Nie dachte er daran, einem Menschen eine Freude zu be-

reiten; nie daran, sich selbst in die zweite Linie zu stellen. Und darum eben war er unter Männern wenig beliebt, auch nicht einmal unter seinen Standesgenossen, trotz seinem vornehmen Namen und seinem Reichthum. Mann mit zugeknöpften Taschen, Dir thut Niemand was zu lieb: dieses Goethewort hat gerade unter Männern Geltung.

Unter den Frauen war es, wie schon gesagt, anders. Sie kannten den Baron Peter nicht so genau, und wenn es auch geschah, — es giebt Frauen, die sich gerade von egoistischen Männern besonders angezogen fühlen. Das sind die Frauen, die ihren Beruf darin finden, sich für Andere — natürlich am Liebsten für einen Mann — aufzuopfern, sich ganz zu vergessen, nur ihrem Idol zu leben. Und sie sind um so glücklicher, je mehr es von ihnen fordert; seine Selbstsucht erscheint ihnen als Kraft. Dann giebt es auch Frauen, die einen Egoisten zwar durchschauen, aber ihn dennoch lieben, weil er die mütterlichen Instinkte ihrer Natur auslöst und befriedigt. Sind doch Kinder auch ichsüchtig.

Gehörte Hertha von Rohden zu den romantischen oder zu den mütterlichen alten Mädchen? Des Barons Wesen hatte für sie den Reiz des Naiven, Kindlichen; gerade dieser anspruchsvolle Mann verschaffte ihr die Wonne des Helfens, des Sorgens. Hatte er Launen, dann schrieb Hertha sie seiner hohen Begabung, seinem Genie zu. Sie liebte ihn, wie nur ein vornehmes Mädchen zwischen dreißig und vierzig Jahren zu lieben vermag, das immer in einer geistigen Atmosphäre geathmet hat, immer der harten Arbeit, der Noth, dem Elend entrückt war. Was vom Erdenstaube, von Sinnlichkeit in dieser Liebe war, lebte unbewußt in ihr, war zu seelischer Hingabe destillirt. Anfangs bedauerte Hertha den Baron Peter nur, war sie erfüllt von heiliger Entrüstung gegen diese Person (sie meinte Frau Eva), dann aber keimte die Leidenschaft in dem Dämmerlicht ihres wohlbehüteten, wohlerzogenen Herzens.

Und Herr von Gladenegg ließ sich ihre Verehrung, ihre stille Fürsorge, die sich in tausend kleinen Rücksichten des Alltages äußerte, gefallen. Da er ein Schriftsteller war — ich habe ganz vergessen, es früher zu erwähnen; es erscheint so nebensächlich beim Baron Peter — konnte man ihm manche Aufmerksamkeit erweisen, ohne daß es auffiel. Hertha sorgte dafür, daß Herr von Gladenegg immer Blumen auf seinem Schreibtische fand, damit er sich zum Dichten angeregt fühle. Ja, neulich hatte sie ihm sogar geholfen, eine Köchin zu engagiren, das wichtigste Erforderniß für sein Wohlergehen.

Herthas Vater ließ sie gewähren. Er war ein Lebemann und froh, wenn ihn seine Tochter nicht störte; er hatte, seit Jahrzehnten verwittwet, wieder die Gewohnheiten seiner Junggesellenzeit angenommen.

Bewußt steuerte Hertha keinem Ziele zu. In dem Dämmerdasein einer vornehmen Dame, wo alles Harte, Heftige — auch das der Gefühle — wie mit einem unsichtbaren Wattepolster versehen ist, machte sie sich nicht klar, wohin ihre Beziehungen zum Baron Peter führen könnten. Sie wünschte nichts, als ihn zuweilen zu sehen, von fern für ihn sorgen zu dürfen.

Aber auch diese homöopathische Dosis von Liebe war für Herrn von Gladenegg zu stark. Eines Tages entdeckte er, daß er wieder nicht schlafen könne. Und er hatte doch nach acht Uhr im Klub kein Wort gesprochen und mit den langweiligsten Herren Billard gespielt. War der Fasan daran schuld, den er zu

Mittag gegessen hatte? War der Missethäter etwa hart gewesen und die vorzügliche Köchin, die Hertha von Rohden empfohlen, im Grunde doch kein Ideal? Nein, nein, er hatte Hertha heute besucht —: Das war es. Und dabei fiel ihm ein, daß er jetzt oft an sie denke, daß seine Handlungen einen gewissen Bezug auf sie hatten. Sie war so angenehm, so gleichmäßig sanft und liebenswürdig, so voll Theilnahme für das Kleinste, was ihm begegnete. Deshalb hatte er unwillkürlich an sie gedacht, wenn er Etwas erlebte: wie er es ihr erzählen wolle, was sie dazu sagen werde.

Ja, und nun wußte er es: er freute sich, sie zu sehen, es zog ihm warm durch die Adern, wenn er nur ihrem Hause näher kam, wenn er ihre schmale weiße Hand grüßend berührte. Ohne daß er es gemerkt, hatte sie sich ihm ins Herz gestohlen. Er hatte sich gefreut, heute noch, als er sie sah. Er hatte laut und lebhaft gesprochen. Jetzt, da er, ohne Schlummer zu finden, im Bette lag, entsann er sich Dessen deutlich. Er hatte nicht nur ein warmes Gefühl im Herzen, sondern auch heftige, leidenschaftliche Bewegungen gehabt, er war ganz aus seiner gemessenen Haltung herausgekommen.

O Gott, er hatte sich gefreut, er war aufgeregt gewesen, aus seiner Ruhe gebracht! Seine Ruhe, die ihm so viel Opfer gekostet! Alle diese Opfer, diese langjährige Dressur, sollten vergebens gewesen sein? Und was tauschte er im Grunde — selbst angenommen, Alles liefe glatt ab — für seine Ruhe ein? Aufregungen aller Art, die Verantwortung für einen Menschen. Wer weiß, vielleicht verlangte man, wenn er wieder eine Frau hätte, von ihm, daß er ein Haus machen solle, vielleicht zeigte Hertha kein Verständniß dafür, daß er nach acht Uhr abends nicht mehr reden dürfe, vielleicht erhob sie Ansprüche an seine Zeit, seine Gesundheit? Nein, einer zweiten Ehe war er nicht gewachsen. Ihm schwindelte, wenn er an alle Möglichkeiten und Folgen dachte, die ein solcher Schritt herbeiführen könne, ja, eigentlich müsse.

Ihm wurde unerträglich heiß auf seinem weichen Lager. Um sich zu beruhigen, sprang er auf und zog seinen seidenen Schlafrock an. Dann nahm er eine der Citronen, die immer auf seinem Nachttische lagen, zerschnitt sie mit einem silbernen Messer und drückte auf einer kristallenen Presse ihren Saft in ein Glas mit Wasser. Behutsam und nachdenklich that er mehrere Stücke Zucker in das Getränk und schlürfte es in kleinen Zügen. Als er das Glas geleert hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Er ging ins Nebenzimmer, setzte sich an seinen eleganten Schreibtisch und warf ein paar Zeilen auf ein elfenbeinfarbiges Blatt mit schmalem Goldrand.

Am Tage darauf erhielt Hertha von Rohden ein Briefchen in den ihr wohlbekannten feinen und regelmäßigen Schriftzügen:

„Verehrte Freundin!

Studien für mein neues Werk zwingen mich, nach Egypten zu gehen. Es thut mir um so mehr leid, als Ihre Güte mir gerade jetzt eine so vorzügliche Köchin verschafft hatte. Leben Sie wohl und bewahren Sie ein gutes Andenken

Ihrem ehrfurchtvoll ergebenen
Peter von Gladenegg."

G. von Beaulieu.

Der Sozialismus in Polen.

Die historische Entwickelung bereitet mitunter Ueberraschungen. Ein solches unerwartetes Ereigniß waren die 38000 Stimmen, die im vorigen Jahre im österreichischen Kronlande Galizien zwei sozialdemokratischen Abgeordneten zum Siege verhalfen, während in Wien die Sozialdemokratie unterlag. Für Europa, das bis jetzt nur die polnische Szlachta kennen gelernt hat, muß der polnische Sozialismus ein Räthsel, und zwar ein um so schwerer zu lösendes, sein, als der österreichische Theil Polens noch keine Großindustrie besitzt und in Russisch-Polen Kerker, Verbannung nach Sibirien und Todesstrafe Allem, was den Namen Sozialismus trägt, drohen. Und doch ist hier und dort die sozialdemokratische Bewegung stärker als in dem preußischen Theile Polens, trotz dem unmittelbaren Einfluß der deutschen Sozialdemokratie auf das dem Deutschen Reich zugehörige Gebiet.

Die Geschichte des polnischen Sozialismus, dessen Existenz sich seit dem Jahre 1877 in Russisch-Polen durch allerlei Verhaftungen verrieth und der sich auf Galizien ein Jahr später ausbreitete, ist mehrfach erzählt worden.*) Ich wende mich also zum jetzigen Zustand der Bewegung.

In jedem Lande haben die praktischen Vertreter der Sozialdemokratie die Vertreter aller anderen politischen Richtungen und die besitzenden Klassen gegen sich. Daraus erklären sich die üblichen Vorwürfe. In Russisch-Polen kommt besonders der Vorwurf hinzu, daß der Sozialismus die gegen den äußeren Feind erforderliche Einigkeit gesprengt habe und also der höchsten nationalen Tendenz entgegenwirke. Die sozialistische Bewegung stützt sich dort auf das durch eine rasche ökonomische Entwickelung entstandene industrielle Proletariat; riesige Fabrikbetriebe, die Tausende von Arbeiter zählen,**) fördern die Gefühle der Solidarität und erleichtern die Verbreitung sozialistischer Ideen. In Galizien traf die Bewegung auf eine noch in mittelalterlicher Weltanschauung befangene Gesellschaft. Sehr unsanft wurde diese aus ihrem Schlummer und der Wohlgefälligkeit, mit der sie ihre eigene Geschäftigkeit beurtheilte, aufgescheucht. Der „jüngere Bruder", dem die herrschenden Klassen sich höchstens zur Barmherzigkeit verpflichtet gefühlt hatten, reklamirte seine Rechte und der Sozialismus fand Anklang, noch ehe das Land in die Phase großindustrieller Entwickelung eingetreten war. Das Proletariat ist allerdings da. Proletarisirt ist die Landbevölkerung, deren Parzellen, häufig nur einen bis drei Morgen Fläche, keine Gartenkultur, sondern eine ganz primitive Bestellung aufweisen; proletarisirt sind die städtischen Hand-

---

*) Jahrbuch für Sozialwissenschaften von Richter 1879—81. Handbuch des Sozialismus. Geschichte der sozialistischen Bewegung in Polen, Zürich 1895. Berichte der polnischen Delegation zu den internationalen sozialistischen Kongressen, so z. B. für London 1896.

**) So z. B. die Fabrik von Scheibler in Lodz 7 bis 8000, die Leinwandfabrik in Zyrardow 9000 Arbeiter.

werker, die unter der Konkurrenz der industriell entwickelten österreichischen Kronländer leiden; die Bauarbeiter haben die Führung übernommen. Fabrikproletariat giebt es im österreichischen Schlesien, das unter dem Einfluß des galizischen Sozialismus steht. Es genügt, einige Volksversammlungen in Krakau oder Lemberg zu besuchen, um den besonderen Charakter der Bewegung zu begreifen. Vor dem Lokal ist eine lebhaft gestikulirende und redende Menge versammelt. Sehr oft spricht der Redner zum Fenster hinaus. Im Saale selbst steht eine gedrängte Menschenmasse. Sitzen oder gemüthliches Biertrinken ist ganz unmöglich, die Versammlung verlangt auch nach keinerlei Bequemlichkeit. Das ist keine ruhige Berathung über Tagesinteressen, die Menge ist vielmehr zusammengekommen, um von den Führern das Erlösungwort zu hören. Das zeigt schon der Ausdruck der Gesichter; die passive Rolle der Zuhörer verträgt sich mit keiner Diskussion. Vom Bettler, der ein paar Stunden „wie ein Mensch verleben" will, und vom Salonpolitiker bis zum „klassenbewußten" Proletarier sind alle Unzufriedenen da. Junge Studenten und elegant gekleidete Damen fehlen nicht. Auch die jüdische Bevölkerung ist zahlreich vertreten. Der Redner, der diese Masse zu begeistern versteht, wird angebetet. Der junge sozialdemokratische Abgeordnete Ignaz Daszynski, der in seiner Person alle Eigenschaften eines beliebten Führers vereinigt, ist wiederholt durch die Straßen der Stadt getragen worden, sein Bild ist in der ärmlichsten Wohnung zu finden, sein Privatleben wird in jeder Weise besprochen, von den Einen angegriffen, von den Anderen legendarisch verherrlicht. „Unser guter Herr": so nennt ihn das Proletariat, während die bürgerliche Presse ihn beinahe zum Landesverräther stempelt.

Das Argument, das gegen die Sozialdemokraten bis auf die letzte Zeit in ganz Polen am Stärksten wirkte, war ihr Mangel an nationaler Gesinnung. Dieser Vorwurf ist in dem zerrissenen, nach einer nationalen Vereinigung schmachtenden Lande ganz anders wirksam als in Deutschland, wo die nationale Einheit außer Frage bleibt. Nun haben sich zwar schon seit 1894 die drei polnischen Sozialdemokraten über ein einheitliches Programm verständigt, dessen erster Punkt die Wiederherstellung der polnischen Republik auf demokratischen Grundlagen fordert. Dem Hauptvorurtheil schien damit die Spitze abgebrochen, da der Programmpunkt ernst gemeint war und propagirt wurde. Der sozialdemokratische Patriotismus, der an die breitesten und bisher unberücksichtigten Volksmassen appellirt und in die Zukunft blickt, wenig geneigt ist, die Vergangenheit zu verherrlichen, und an dem Bestehenden rücksichtlos Kritik übt, ist aber von dem traditionellen Vaterlandsgefühle doch zu verschieden. Internationalismus und Nationalpatriotismus schließen einander thatsächlich häufig aus. Wie könnten die galizischen Sozialisten, da sie mit den Sozialdemokraten im übrigen Oesterreich und in Deutschland verbunden sind, mit den polnischen Abgeordneten anderer Parteirichtungen zusammengehen? Der sozialdemokratische Patriotismus wird daher nach wie vor verdächtigt werden. Eine fernere Komplikation ergiebt sich durch die Judenfrage. Die Sozialdemokratie ist in Galizien die einzige Partei, die faktisch die Gleichberechtigung der Juden anerkennt, bei allen übrigen schlägt der Antisemitismus mehr oder weniger durch. Der Antheil der Juden an der sozialistischen Bewegung ist ein Grund mehr zu ihrer Bedrückung.

Bis jetzt überwiegt in der Bewegung der politische Charakter. Die Fachorganisationen, die durch das österreichische Gesetz über die Zwangsinnungen ge-

schaffen wurden, kommen für die Agitation kaum in Betracht. Ueberall sind politische Arbeitervereine entstanden, die, „die Kraft“ als Namen führend, die sozialdemokratischen Elemente vereinigen. Sie tragen die Politik in die Massen des arbeitenden Volkes und belehren es unzweifelhaft über die Handhabung seiner konstitutionellen Rechte, berücksichtigen aber doch zu wenig die Bedürfnisse der Bildung. In richtiger Erkenntniß dieses fühlbaren Mangels sind deshalb in dem „Arbeiterhause“ in Lemberg, in dem alle sozialdemokratischen Vereine zusammenkommen, systematische Kurse eingerichtet worden, die verschiedene Gebiete des Wissens umfassen und von sehr vielen Zuhörern besucht werden. Das größte Interesse erregen die Kurse, die irgendwie mit moralischen und theologischen Fragen zusammenhängen. So ist Geologie beliebt, weil sie die biblische Fabel der Weltschöpfung beleuchtet, ähnlich auch Entwickelungtheorie. In Krakau beginnt man jetzt schon in einzelnen Vereinen, solche Kurse einzuführen. Diese Bildungbestrebungen fallen allerdings auf einen ganz unkultivirten Boden, da nicht einmal alle Zuhörer lesen und schreiben können.

Eine eigentliche sozialdemokratische Partei datirt in Galizien erst seit sechs Jahren. Sie hält sich streng auf dem gesetzlichen Boden, wacht aber um so mehr darüber, daß die politischen Rechte, die, wie bekannt, in Oesterreich keineswegs reichlich zugemessen sind, nirgends verkümmert werden. Es ist nicht leicht, die wirkliche Stärke der Partei zu beurtheilen, da, wie gesagt, sehr verschiedenartige Elemente mit ihr zusammengehen, so auch ein Theil der Bauernschaft, besonders in der Umgebung von Krakau. Fest steht aber, daß der Sozialismus weite Kreise ergriffen hat. Ist er vielleicht für die Masse des galizischen Proletariates bis jetzt nur in seinen Schlagwörtern verständlich, so ist er doch für die Besitzenden ein Menetekel geworden, das sie aus ihrer Bequemlichkeit aufrüttelt. Die Partei theilt sich in zwei Organisationen mit den Centren in Krakau und Lemberg Diese Eintheilung war nothwendig wegen der Ausdehnung des Landes und der verschiedenen nationalen Zusammensetzung von Ost- und Westgalizien, endlich wegen der Nebenbuhlerschaft der beiden Städte. Im Osten ist das ruthenische Element stark, im Westen die Bevölkerung rein polnisch. In jeder von diesen Städten erscheint ein Parteiblatt: der „Vorwärts“ (Naprzod) und der „Neue Arbeiter“ (Novy Robotnik), außerdem eine sozialdemokratische Monatsschrift. Schlesien hat eine Zeitschrift für sich, „Die Gleichheit“, mit 2000 Abonnenten nach halbjährigem Bestehen. Diese Auflage und die der vorhin genannten Blätter, die je bis zu 3000 Exemplaren verbreiten, sind für Gegenden, in denen auch kein bürgerliches Blatt mehr als 5 bis 6000 Abonnenten zählt, immerhin erheblich. Daneben hat Galizien noch etwas ganz Besonderes in der Bauernzeitung „Das Recht des Volkes“, Prawo ludu, dem Organ der sozialdemokratischen Bauernbewegung. Dieser bäuerliche Sozialismus ist eigenthümlich zugeschnitten. Jede Versammlung, die von dicht gedrängten Schaaren besucht und in der größten Hütte des Dorfes abgehalten wird, muß mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus“ anfangen und mit dem sakramentalen „Amen“ schließen. Die Bauern erwarten von den Sozialdemokraten Schutz ihrer Interessen, vor Allem gegen Ausschreitungen der Beamten, deshalb haben sie ihre Stimmen zu Tausenden den sozialdemokratischen Kandidaten gegeben und stehen zur Partei, trotz den Mißhandlungen, die sie von Polizei und Klerus zu leiden haben. Unter ihnen selbst entstehen

zahlreiche Agitatoren, die zwischen Stadt und Land die nothwendige Vermittelung besorgen, denn der Bauer ist mißtrauisch gegen alles Fremde und Neue. Die sozialdemokratischen Agitatoren haben ihm aber dadurch imponirt, daß sie furchtlos der Polizei, der Geistlichkeit und den Beamten entgegenzutreten wagten.

Und nun auch einen Blick auf Russisch-Polen. Die Arbeiter der Fabrikorte Lodz, Czenstochau, Zyrardow, Warschau und der Kohlendistrikte an der schlesischen Grenze sind mit den Grundsätzen des Sozialismus vertraut, sie haben diese Bekanntschaft mit Einsperrung, Verbannung und sogar mit dem Tode Einzelner gebüßt. Warschau hat zwei Gefängnisse für politische Verbrecher. Die Statistik des kleineren „Pawiak" weist 173 internirte Sozialisten und 25 Nationalisten für die Zeit von 1895 (Januar) bis 1897 (Juli) auf. Hiervon sind zwei zur Verbannung auf Lebenszeit verurtheilt worden, 58 auf verschiedene Zeitdauer, das Schicksal der Uebrigen ist unbekannt oder noch unentschieden. Die Sozialdemokraten werden strenger behandelt als die Nationalisten. Trotzdem bezeugt die zunehmende Betheiligung an der Maifeier, die starke Einführung von Agitationschriften aus dem Auslande und die Verbreitung des seit drei Jahren erscheinenden „Robotnik" (Der Arbeiter) ihre Ueberzeugungtreue, ihren fast religiösen Glauben an die Idee und die Leidenschaft, mit der sie die Regirung und die herrschenden Klassen bekämpfen. Bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus des Zweiten waren sie die einzige Gruppe, die rundweg erklärte, daß sie an den Regirungwechsel keine Hoffnungen knüpfe und ihre Taktik nicht ändern werde. Als vor einigen Monaten die warschauer Bevölkerung den Zaren empfing, bezeichnete ein sozialdemokratischer Aufruf alle Aeußerungen der Sympathie als „Niedertracht und Landesverrath". Außer den sozialdemokratischen Parteien in den drei Theilen Polens besteht in London der sogenannte „Auswärtige Verband für polnische Sozialisten". Unter verschiedenen Namen existirend, ist dieser Bund beinahe so alt wie die Bewegung selbst. Er wurde von Agitatoren gegründet, die gezwungen waren, sich ins Ausland zu flüchten, und anfangs in der Schweiz, dann in Paris und jetzt in London einen Sammelpunkt suchten. Der Verband hat nach einander die Zeitschriften (Równosc — Die Gleichheit; Przedswit — Morgenröthe; Walka klas — Der Klassenkampf) herausgegeben und unermüdlich in Brochuren und Büchern die Grundsätze und den jeweiligen Stand der Arbeiterbewegung erörtert, die Werke von Marx, Lassalle, Bebel, Kautsky, Lafargue (vor ein paar Monaten ist „Die Frau" von Bebel erschienen) in das Polnische übertragen und auch Originalarbeiten veröffentlicht. Ist seine Thätigkeit hiernach vorzugsweise literarisch, so ist er doch auch von politischer Bedeutung. Seine Drucksachen, die eine kleine Bibliothek füllen, werden auf allen möglichen Wegen nach Polen, besonders Russisch-Polen, verbreitet und er bildet sowohl den festen Punkt für die Organisation in Russisch-Polen als auch eine Art Verbindung zwischen den drei Landesparteien. Er ist endlich die Zufluchtstätte für alle Flüchtlinge und für die große Schaar der politisch Geächteten.

Krakau. Dr. phil. Zofia Daszynska.



Selbstanzeigen.

Der Kunstwart. Halbmonatsschau über Literatur, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. (München, Verlag von Georg D. W. Callwey, vierteljährlich Mk. 2,50.)

Sie hatten die große Freundlichkeit, verehrter Herr Harden, beim Beginn des elften Kunstwart-Jahrganges die „Zukunft" einer Selbstanzeige über mein Blatt öffnen zu wollen. Widersprach mirs zunächst, von meiner eigenen Arbeit bei Ihnen zu sprechen, so thue ichs heute doch getrost, denn der Kunstwart erstrebt ja für seine Gebiete ganz Aehnliches wie die „Zukunft": er darf sich auch an Ihre Leser guten Gewissens mit der Frage wenden, wer von ihnen auch sein Bundesgenosse werden will. Sie wissen Das und wissen auch, daß der „Kunstwart" nie ein „Fachblatt" gewesen ist und niemals, wofür er immer noch bei fern Stehenden gilt, ein Blatt nur für bildende Künste. Wie in Literatur und Musik, auf dem Theater, in den bildenden und angewandten Künsten das Empfinden der Zeit nach Ausdruck ringt: Das will er beleuchten, eine Warte bauend, die mit der Ueberschau über das Ganze das Einzelne in richtiger Lage und in richtiger Größe zeige. Gemäß Wagners Wort: „Deutsch sein, heißt, eine Sache um ihrer selbst willen thun", wollten seine Mitarbeiter, zu denen ja auch Sie bis zur Gründung der „Zukunft" gehörten, nach Wahrheit suchen auf dem Wege der Sachlichkeit. Aber da es uns nicht um ein akademisches Theoretisiren zu thun war, sondern um ein lebendiges Anregen für Kopf und Herz, so suchten wir zugleich so wenig wie möglich langweilig zu sein. Der „innere" Erfolg des Kunstwartes zeigte sich in überaus herzlicher Zustimmung der Sachverständigen schon vor zehn Jahren, der „äußere" ist erst mit dem elften Jahrgang gekommen, der die Zahl unserer Leser zu verdreifachen scheint. Durch unpolitische Gebiete, ein Wenig fern vom Tagesinteresse wandernd, ohne ein werbendes Banner mit einem großen Schlagworte darauf und nicht geleitet vom fröhlichen Trompetercorps der Cliquen, konnte der Kunstwart zunächst nur Augen auf sich lenken, die scharf ausblickten. Schließlich hat ihm wohl die meisten Freunde gemacht die wachsende Erkenntniß von der wunderlich künstlichen Verlogenheit unserer literarischen und künstlerischen Zustände; denn, wie oft er irren mochte, Eins hat er wirklich immer gewahrt: das offene Wort. Das sieht ja der Kunstwart geradezu als seine Hauptaufgabe an: weder polternd noch geistreichelnd, nicht posend und nicht wehklagend, dem Volke wie den Mächtigen bis zu Seiner Majestät hinauf guten Muthes ganz aufrichtig zu sagen, was er denkt.

Das besagt ja nichts Großes, aber leider auch nichts Selbstverständliches mehr, — und doch wohl gerade Das, was einer solchen Zeitschrift am Allermeisten noth thut, will sie der Zeit ehrlich dienen.

Dresden. Ferdinand Avenarius.



Drei Monate ohne Grund im Irrenhause. Erlebnisse eines preußischen Staatsbürgers im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Kommissionverlag von Oskar Damm in Dresden.

Eigene Erlebnisse sind es, die ich in dieser Brochure der Oeffentlichkeit übergebe. Es wird erzählt, wie der Verfasser auf die Lamentationen seiner Frau von einem gar nicht beamteten Arzte mit Hilfe der alarmirten Polizei ins Irrenhaus zu Breslau geschleppt wird, ohne daß dieser Arzt auch bei seiner späteren gerichtlichen Vernehmung aus eigener Beobachtung irgend welche einleuchtenden Gründe für ein so rigoroses Eingreifen in das Leben eines Staatsbürgers beizubringen im Stande gewesen wäre; wie die Anstaltärzte, an ihrer Spitze ein Universitätprofessor, ohne aus dem Auftreten und Benehmen des Internirten Beweise für ihre Ansicht beibringen zu können, ihn gleichfalls für geisteskrank und „anstaltbedürftig" erklären; wie der Leiter einer Privatirrenanstalt sich diesen Erklärungen anschließt und den angeblich Geisteskranken festhält, trotz seiner Reklamation, weil er „seine wahre Gesinnung hartnäckig verheimliche"; wie er dann von einem Verwandten, nachdem diesem ein sechs Wochen zurückgehaltener Brief endlich zugestellt war, gegen den Willen des Psychiaters, der ihn für geisteskrank und gemeingefährlich erklärte, nach einer zwölfwöchigen Internirung befreit wurde; wie dann in dem eingeleiteten Entmündigungverfahren zwei Sachverständige sich der von den Vordermännern gestellten Diagnose anschließen, ihre Gründe aus dem aufgethürmten Aktenmaterial zusammenbringend; wie dann das Medizinalkollegium für Schlesien, dessen Referent der selbe Universitätprofessor war, wie nicht anders zu erwarten, im gleichen Sinne gutachtlich sich äußert; wie nach darauf erfolgter Entmündigung durch das breslauer Amtsgericht der Entmündigte sogleich die Anfechtungsklage erhebt und wie dann durch die nun von ihm vorgeschlagenen psychiatrischen Sachverständigen, die ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Irrenwesens in Berlin, die früheren Gutachten als unhaltbar umgestoßen werden und durch Beschluß des Landgerichtes zu Breslau nach fast dreijähriger Dauer des Verfahrens das so künstlich aufgeführte Gebäude psychiatrischen Scharfsinnes über den Haufen geworfen, die ausgesprochene Entmündigung aufgehoben wird. Auf Grund dieser Thatsachen komme ich, wie Andere vor mir, zu dem Schluß, daß einer solchen, jedem Staatsbürger drohenden widerrechtlichen Freiheitberaubung, da die Weisheit der Vertreter der Psychiatrie hier im Stich läßt, in Zukunft nur durch Einrichtung einer in überwiegender Zahl aus Laien zusammengesetzten Kommission vorzubeugen ist, die etwa unter dem Namen eines „Irrenaufsichtamtes" alle einschlägigen Fragen in erster Linie zu prüfen, die Irrenanstalten zu beaufsichtigen, bei dem gerichtlichen Entmündigungverfahren mitzuwirken hätte.

Dr. phil. Ernst F. Müller.

✠

Stimmen in der Nacht. Leipzig, bei E. Diederichs, wo zugleich auch die neue Gedichtsammlung **Triumph des Lebens** erschien.

Meinem neuen Novellenbuche „Stimmen in der Nacht" — es kostet 3 Mark, bitte, lieber Leser! — habe ich eine fürtreffliche ästhetische Nachrede mit auf den Weg gegeben, die aber wahrscheinlich von nur Wenigen mit der nothwendigen Ruhe

verdaut werden wird. Ich spreche in diesem Nachwort von den Dichtungen des Buches als von einer neuen und besonderen Art, die aus sich heraus verstanden und beurtheilt sein will, und ich denke, daß vernünftige Männer darin keine eitle Pose sehen werden. Als ich vor einiger Zeit ein anderes, ähnliches Werk, „Sehnsucht", veröffentlichte, fand ich, daß dieses von der Kritik zum Theil mißverstanden worden war und daß man mir andere Gedanken und Absichten unterlegte, als ich hatte darstellen wollen. Uebereinstimmend sprachen meine Herren Richter von dem merkwürdig-seltsamen Wesen des Ganzen und brachten in verschiedener Weise zum Ausdruck, daß sie den künstlerischen Standpunkt, von dem ich ausgegangen war, doch nicht völlig begriffen hatten. Da ist es denn wohl erlaubt, sich selbst zu erklären, und die Besonderheit des eigenen Gesichtswinkels, unter dem ich die Natur angeschaut habe, darzulegen. Ich möchte an dieser Stelle die mehr allgemein theoretischen Erörterungen des ästhetischen Nachwortes ergänzen und zeigen, wie die eine von den Dichtungen des Buches entstanden ist. Man findet dann wohl leichter die künstlerischen Anschauungen und geistigen Auffassungen heraus, die auch für die übrigen Sachen maßgebend sind.

Ein junges Liebespaar tollt fröhlich ausgelassen im Frühlingswald. Plötzlich aber verstummt ihr Lachen im Anblick eines fremden, wunderlichen Menschen, der allerhand wirres Zeug von Tod und Unsterblichkeit zu schwatzen anfängt und mehr und mehr sein Wahnsinnswesen herauskehrt. Verwirrt von den Tollheiten des unheimlichen Gesellen, fühlt sich auch der verliebte Knabe allmählich mehr und mehr in phantastische Vorstellungen verstrickt und wird die Erinnerung an das Zusammentreffen mit dem Fremden nicht mehr los. Es legt sich wie ein Albdruck auf seine Seele und er durchlebt allerhand qualvolle Zustände, er zittert in banger Erwartung eines baldigen Sterbens, daß er dem Irrenhaus entgegenzutaumeln scheint. Noch einmal rafft er sich aus seinem dumpfen Dahinbrüten auf, um in der Nähe der Geliebten Ruhe vor seinen Wahnbildern zu finden. Aber er trifft nur eine Tote an. Das steigert die Pein seiner Gefühle, die Unlust seines Lebens, und als wieder der Fremde störend in seine Kreise eintritt, stürzt er sich in der höchsten Erregung des Fiebers aus dem Fenster ... Doch damit ist die „Geschichte" noch nicht zu Ende. Im Augenblick des Fallens schießen ihm allerhand Bilder und Vorstellungen durch den Kopf, — Bilder, die sich mehr und mehr aufhellen, beglückende Vorstellungen einer großen Lust und Freude, ... bis er zuletzt zerschmettert am Boden liegt.

Das ist der kurze Inhalt der „Erzählung" „Media in vita"; und der Leser wird nicht ohne Verwunderung hören, daß ich diese scheinbar rein phantastische „Geschichte", die aber gar keine Geschichte sein soll, sondern nur Bilder, nur Empfindungen geben will, für eine echte und rechte Zeitdichtung ansehe, die, wenn auch in anderer Art, so doch eben so gut wie ein Roman Zolas oder irgend ein sozial-tendenziöses Drama den Menschen der Gegenwart, modernes Leben, Denken und Fühlen darstellt, daß ich in ihr eine „Zeitfrage" behandelt habe. Ich suche allerdings den Leser, der sich zwei- oder sogar dreimal in das Buch versenkt und nicht an der Oberfläche der äußeren Geschehnisse haften bleibt, sondern in das Innensein der Gestalten einzudringen vermag. Ich gebe ihm freilich keine bequemen Schlagwörter des Tages, ich rede zu ihm nicht in Leitartikeln und Abhandlungen, ich spreche nicht über Moral und Philosophie. Aber ich

meine auch, daß das Alles nur ein schriftstellerisches Reden und kein künstlerisches Bilden ist. Die naturalistisch-realistische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, von Balzac bis auf Hauptmann und Sudermann, ist zersetzt von diesen rein prosaischen Elementen, sie läuft überall auf jene alte Holzschnittfigurencharakteristik hinaus, die den Gestalten ein Zettelband mit einer Aufschrift aus dem Munde hängt. So macht sie sie dem Zuschauer leicht verständlich, aber sie spricht auch nur Meinungen aus, was Sache der Wissenschaft ist, wie denn auch dieser Naturalismus so gern Wissenschaft und Kunst völlig als Eins setzen möchte. Doch die Poesie stellt keine Meinungen zur Erörterung, sondern schafft, wie die Natur, eine lebendig sinnliche Welt. Wir im Alltagsleben fragen immer nur nach Ansichten und Meinungen; und wenn so ein Alltagswerk des tendenziösen Realismus soziale und politische Anschauungen entwickelt, die den unseren entsprechen, wenn es über Duell und Ehre denkt wie wir, dann jauchzen wir ihm, bestochen durch äußere Formen, als einem großen Kunstwerk zu. Das Wesen aller echten Dichtung aber macht jene vielgerühmte große ästhetische Stimmung aus, jene eigentliche göttliche Erhabenheit, die als schaffende Kraft ruhig über ihrer Welt schwebt, losgelöst von den kleinen Interessen des Tages, Gerechte und Ungerechte von einander nicht scheidet, weil sie nicht über Meinungen sich streitet, sondern den Menschen sucht, Menschen schöpferisch bildet . . .

Ich meine nun, daß wir über jene naturalistisch-tendenziöse, moralisirende und belehrende Halbkunst, die heute Alles beherrscht, hinausdringen müssen zu dieser „reinen Kunst", zur Kunst der absoluten Gestaltung, die jeden Rest des bloßen Redens in künstlerisches Gebilde umgesetzt hat. Und die Bestrebungen nach der „art pour l'art", die in diesem Jahrhundert zum ersten Male klar und wach geworden sind und die Gegenströmung gegen die nüchterne Tendenzschriftstellerei vorstellen, haben allerdings in einer Hinsicht diese Entwickelung vorbereitet. Freilich ist das Kunstwerk mehr als Form. Sein Inhalt ist die Menschenseele. Es wächst aus der Gesammtheit eines menschlichen Innenlebens hervor. Und die Einheit unseres Seelenlebens ist Alles zugleich: ein Willens-, Gefühls- und Gedankenleben. Wir können unmöglich Gedanken, Idee, Tendenz aus der Kunst herausbringen; ein Kunstwerk ohne sie ist unvorstellbar. Hier liegt nun der eigentliche Keim des Zwiespaltes und der Zerrissenheit, der Unfertigkeit unserer Poesie. Auf der einen Seite eine Kunst, die ganz in Gedanken, Ideen und Tendenz aufgeht, — auf der anderen Seite ein verächtliches Achselzucken über Gedankendichtung, Reflexionpoesie, Rhetorikerkunst, die man als Didaxis brandmarkt. Ein Gedanke ist ja etwas rein Begriffliches, in dem die sinnliche Erscheinungwelt, die Welt der Kunst, vernichtet ist. Man kann ihn aussprechen, von Verstand zu Verstand reden, wie der tendenziöse Realismus es thut; aber entzieht er sich nicht kraft seines Wesens der künstlerischen Gestaltung überhaupt?

In der Frage nun, wie wir das höchste Menschliche, das Geistessein, wie wir unseren Vernunftbesitz, unser Ideen- und Gedankenleben, in reine und absolute künstlerische Sinnlichkeit umsetzen können, liegt das eigentliche Problem: die Ueberwindung der Einseitigkeiten und Gegensätze der beiden großen Kunststile der Gegenwart, der naturalistisch-tendenziösen Kunst und der aesthetistischen pour l'art-Kunst, — die Verschmelzung Beider zu einer höheren Poesie der reinen Gestaltung des Ideenlebens. Und warum soll ich es nicht sagen? Ich suche für

mich diese Idealpoesie, die mir als die edelste, die eigentlichste Kunst erscheint, als das letzte große Ziel all der neueren Entwickelungen. Und hat nicht die Menschheit in dieser Dichtung der religiös-philosophischen Vertiefungen, der Weltanschauung-Darstellung, stets ihr Bestes erblickt? Sie kämpft und streitet und disputirt nicht, sondern führt uns in die Ruhe der vollkommen „objektiven Betrachtung“, des „interesselosen“ aesthetischen Schauens. Wir schweben über einer Welt des künstlerischen Ichs, einer höchsten Subjektivität; dieses Ich, ganz in sich versunken, ganz in reinem Schöpfertrieb aufgegangen, will nichts als seine innere Welt, wie die Natur, in sinnlichen Gestalten und Erscheinungen darstellen. „Schaue diese Welt,“ ruft es dem Leser zu, „lebe in ihr... Auch sie ist eine Wirklichkeit. Laß sie auf Dich einströmen, wie die ganze andere Natur. Genieße ihre Lust und Leiden, — genieße!“

Die Poesie bot bisher so gut wie ausschließlich eine Darstellung der Außenbegebenheiten des Lebens. Sie war Handlung- und Charakterpoesie, sie wollte zu viel nützen, belehren und moralisiren. Mein Glaube geht nun dahin, daß jene Ideen- und Idealpoesie sich günstiger als bisher auf dem Boden einer neuen Kunst entfalten kann, einer Kunst der reinen Gestaltung der Innenbewußtseinsvorgänge. Ihr eigentliches Beobachtungfeld ist nicht so sehr die Außenwelt des Naturalismus, die Straße, das soziale, das geschichtliche Leben, der handelnde Mensch, sondern die Gefühlszustände, die visionär-ekstatischen Erregungen, welche die letzte besondere Quelle des Dichtwerkes selbst sind. Ich muß den Leser schon auf das aesthetische Nachwort verweisen, in dem ich über diesen Unterschied zwischen einer Kunst der Außen- und einer der Innenweltdarstellung ausführlicher gesprochen habe.

Visionen nannte ich meine Dichtungen. Wer die „Inhaltsangabe“ von „Media in vita“ gelesen hat, glaubt wahrscheinlich, daß ich ihm eine „wirkliche Begebenheit“, ein phantastisches, aber doch ein Geschehniß des Außenlebens erzählen will, die Geschichte von einem Jüngling, der wahnsinnig wird. Eine Hospital- und Krankengeschichte. Gewöhnt an das Uebliche und Herkömmliche, haben die meisten Kritiker früher so meine „Sehnsucht“ aufgefaßt, als eine Liebesgeschichte, als die Erzählung von einem etwas krankhaft angehauchten Wesen, das tolstoischen Enthaltsamkeitidealen ergeben ist und zu Grunde geht, weil ihm „Das“ passirt ist. Da mußte denn Manches seltsam und wunderlich erscheinen. Vieles stimmte in die Rechnung nicht. Nein, ich erzähle gar keine Geschichte! Ich habe nicht, wie die Romane und Dramen, eine Person zum Helden, einen handelnden und wirkenden Menschen. Alles, was da geschieht, kann in einem Augenblick geschehen. Was ich darstellen will, ist ein Gefühlszustand, der manchmal nur einen Moment, aber auch Stunden andauern kann. Das bleibt sich gleich. Ich lasse die wechselnden, mannichfachen Bilder und Gestalten eines seelischen Erregungaugenblickes vor dem Leser aufsteigen. Auf seinen Wogen treiben die Erscheinungen dahin, kommen und versinken. In der herrschenden Dichtung äußert der Mensch, der Held, Gefühle, hier, möchte ich sagen, äußert das Gefühl Menschen, Gestalten. Aus Shakespeares Richard dem Dritten erinnert sich Jeder der Nachtszene, da der König mit einem Schrei aus Träumen der Gewissensqual auffährt. Nur eine Szene von ein paar Worten. Was der Dichter aber im Großen darstellt, ist ein Außengeschehen, das ganze reale Thun und Treiben des Helden, das zuletzt in diesem einen Augenblick der Angst gipfelt. Nun geht meine Kunst aber den gerade umgekehrten Weg. Sie sucht statt des Außenseins

das reine Innensein. Sie erblickt in diesem einen Augenblick des Angstgefühles den Stoff für eine ganze Dichtung. In ihn ist das ganze Sein und Leben Richards des Dritten zusammengedrängt. Ich brauche nur dieses eine Gefühl zu gestalten, zu zergliedern, — und ich entrolle ein volles Menschenschicksal, eine ganze Zeit- und Weltanschauung. Und ich glaube, daß diese Kunst eben den Vorzug der größeren Konzentration, der elementaren Unmittelbarkeit, für sich hat, freilich aber auch ein konzentrirteres Lesen verlangt. Das Thema meiner Vision „Media in Vita“ ist nun die Todesangst, wie das der „Sehnsucht“ eben die Sehnsucht ist. Ich spiele Euch auf meinem Instrument eine dunkle Weise von der Furcht vor dem Sterben. Versinkt in dieses Gefühl, laßt es mit allen seinen Schauern und Schrecken auf Euch eindringen. Es quält Euch, ja, und ihr wollt eine fröhliche Kunst. Aber Ihr könnt vor der Tragik des Lebens den Kopf nicht in den Sand stecken. Dieses Gefühl ist; vor diesem „Ist“ giebt es keine Rettung. Taucht hinab in die Welt der Pein und Qual! Ihr sollt gepeinigt werden. Noch jede Kunst, die der Tragik unseres Seins fest ins Auge blickt — und welche letzte Kunst hätte Das nicht gethan? —, bietet solche Momente des Entsetzens. Aber die Dichtung führt Euch auch wieder aus der Pein heraus. Faßt nur den Tod fest ins Auge, ringt mit ihm und die Angststimmung löst sich auf und die Melodie klingt in einen großen Triumphmarsch aus, in jubelnde Klänge der Lebensfreude.

Nun wird mir aber der Leser einwenden, daß ich eben so sehr Wahnsinnszustände geschildert habe, die mit denen der Todesangst doch von vorn herein nicht identisch sind. Als redender Poet hätte ich Das begreiflich und verständig leicht klar machen können: ich hätte einfach über meine Weltanschauung gesprochen; eine reine Kunst kann jedoch immer nur Gestalten schaffen, aus deren innerem Organismus und Wesen heraus das Geistesleben des Dichters nur mittelbar erfaßt werden kann. Eine rein pathologische Poesie, eine bloße Darstellung von Angstzuständen, hätte mich nicht gelockt. Mein Werk wurzelt auch wohl tiefer. Es wuchs aus einer Seele hervor, die ehrlich und ernsthaft um eine moderne Weltanschauung ringt und gerungen hat. Sie brütete über den Glaubensbekenntnissen unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters. Da ist Alles klar und wohlgeordnet, aber sieht man näher zu, so ist es das alte und ewige Problem der Menschheit, das Todesproblem, mit dem diese naturwissenschaftliche Philosophie ganz und gar nicht fertig wird. Sie wirft dieser Frage gegenüber die Flinte ins Korn. Schließlich mündet doch auch diese Weltanschauung wieder in die großen pessimistischen Verzweiflungstimmungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer monistischen Weltanschauung kann man zuletzt nicht sprechen, wenn das ganze Dasein durch den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Tod und Leben dualistisch auseinandergespalten wird. Das Leben ist dem Positivismus angeblich der höchste Werth und doch besitzt es für die Natur gar keinen Werth, wird ewig, unaufhörlich vernichtet. Dieser Mensch unserer Zeit steht in Wahrheit innerlich zerrissen, in Widersprüche verwickelt, verzweifelnd, fassunglos dem Tod gegenüber, — wenn er nicht dem Problem aus dem Wege geht und ihm nicht nachdenkt.

Der Dichter versenkt sich in die reine Anschauung dieser Welt des Zwiespaltes, des lachenden Lebens, über dem der Schatten des Todes steht. Mit der ganzen Einheit der Seele, schauend, fühlend und denkend, nimmt er sie in sich auf und er wird von ihren Aengsten ergriffen, von ihrer Tragik durchschauert.

Und in seinem Innern formt sich seine Welt. Die Gefühle, die ihn überfluthen, die ekstatischen Erregungen, diese ersten wollustvollsten Empfindungen des künstlerischen Schöpfungvorganges, bilden sich zu Gestalten um: und vor mir steigt die Erscheinung eines Wahnsinnigen, eines von Todesangst Gepeinigten, eines verzweifelten Grüblers auf. Ich sehe sie völlig deutlich vor mir, wie nur irgend eine reale Gestalt der Außenwelt. Und ist diese Innengestalt vielleicht weniger real als jene? Behalten wir nicht auch jene Außenwelt nur als eine Innenwelt? Leben nicht unsere Freunde und Feinde, lebt nicht die ganze Natur so als eine Vision in uns? Jener Wahnsinnige ist der Mensch unserer Zeit im Anblick des Todes. Kein Symbol, keine Allegorie, sondern eine Wirklichkeitgestalt des Gefühlslebens, eine lebendige Schöpfung der menschlichen Seele, die als Theil der Natur eben so schöpferisch begabt ist wie diese. Dem einen Bild aber folgen unmittelbar andere nach. Neben der Gestalt des Wahnsinnigen tauchen andere auf. Jene spaltet sich gleichsam. Ihr Wesen fließt in andere über. Ich sehe das Bild eines Menschen, der sich über seine schlafende Geliebte beugt und plötzlich zurückschaudert vor dem Anblick einer Toten. Ich sehe eine lachende Frühlingswelt, über die sich jäh ein grauer Schatten bereitet. Media in vita! Mitten im blühenden Leben das Sterben. . . .

Diese ersten Bilder habe ich festhalten wollen, und wenn diese Kunst weniger Verstandeskunst ist als die des eigentlichen Realismus, so hat sie dafür den Vorzug der größeren Unmittelbarkeit, namentlich der ganz unmittelbaren Gefühlsdarstellung, der reinen künstlerisch-sinnlichen Ideengestaltung.

Unsere ganze Aesthetik war bisher Wirkungästhetik. Sie drang nicht in den Organismus des Kunstwerkes selbst hinein, sondern stellte sich auf den Standpunkt des Zuschauers und suchte sich klar zu werden über die Wirkungen, die es auf diesen ausübte. Wie, wodurch und wann überschritt es dessen Lust- und Unlustschwellen? Wie mußte die Handlung aufgebaut werden, um immer mehr zu spannen? Wann machte es den Eindruck der Schönheit? Das begünstigte dann alle Arten von Nützlichkeit- und Moralpoesie, Tendenzkunst, Theater- und Romanliteratur. Aber ich suche für mich die reine Kunst, die aus der vollen inneren Versunkenheit des schauensfrohen Dichters hervorgeht, der in sein Ich hineinblickt und seine Welt, seine Menschen werden, sich regen und entfalten läßt. Das Gestalten und Schaffen selbst ist Lust und höchster Lohn. Der tiefste Genuß des Künstlers ist das Leben in den ästhetischen Stimmungen, wenn er schöpferisch, wie die Natur, eine neue, seine Welt aus seinem Geiste emporsteigen läßt. Auch darin liegt eine Erlösung, eine Ueberwindung der Tragik des Lebens. Doch es reißt ihn aus seinem Mittelpunkt heraus, er verliert sich selbst, wenn er, statt auf sein Werk, auf das Publikum, auf Wirkung und Effekt sieht. Da bleiben uns dann schließlich die Leser aus, freilich! . . aber . . . .

Julius Hart.



Unsere Techniker.

Wer nach den Aussichten der in der Industrie angestellten Techniker fragt, wird häufig hören, daß der Thätigkeit im Hüttenwesen und Maschinenfach eine besondere Stellung anzuweisen ist. Diese Gebiete haben fast stets eine ruhige Entwickelung gehabt. Neue Resultate und Apparate sind meist Jedermann zugänglich; alle Details werden bekannt, sobald eine Maschine gebaut, oder schon, wenn das Patent veröffentlicht ist. Deshalb haben es junge, intelligente Techniker hier ziemlich leicht; wenigstens wird es ihnen nicht schwer gemacht, eine Prüfung ihrer Arbeiten zu erreichen. Wenn ein Angestellter sich durch theoretische Kenntnisse im Maschinenbau auszeichnet, kann er unter Umständen rasch sein Glück machen, denn geheime Verträge oder Karrenzzeiten hindern ihn kaum, sich, wo er will, engagiren zu lassen. Die Gehälter sind im Maschinenfach anfangs recht schlecht — 100 bis 120 Mark monatlich —, weil in dem Lande der besten Polytechniken brauchbare Kräfte nicht selten sind. Ein Maschinentechniker muß natürlich gut konstruiren können; dazu ist Talent für Mechanik und lange Uebung am Zeichentisch nöthig. Daneben ist noch eine längere Ausbildung in der Maschinenwerkstatt, an der Drehbank und der Hobelmaschine erforderlich; sonst bliebe der junge Techniker zu abhängig vom Werkmeister. Das gilt für die Praxis. Eine ungewöhnliche, aufwärts führende Laufbahn ist aber natürlich nur nach ernsten theoretischen Studien möglich. Leitende Konstrukteure werden in ersten Maschinenfabriken manchmal bis zur Höhe von 20 000 Mark bezahlt; allerdings giebt es nicht viele ersten Fabriken. Im Brückenbau und bei den Architekten wird die Begabung meist bei Preisausschreiben erkannt. Das Anfangsgehalt ist gewöhnlich gering; wenn aber erst einmal ein Entwurf des Neulings ausgeführt wird, pflegen Bauunternehmer dem jungen Techniker schnell bessere Anerbietungen zu machen.

Die Behandlung der Techniker ist nicht schlecht, selbst wenn man dabei an die kleinen Fabriken denkt, die früher in diesem Punkt Manches sündigten, aber jetzt gelernt haben, wie schnell tüchtige Konstrukteure sie in die Höhe bringen können. Die Schwierigkeiten sind hier freilich besonders groß, weil es so viele Spezialisirungen giebt. Dadurch wird natürlich die Gelegenheit, umfassende Kenntnisse zu erwerben, erschwert; Anfänger suchen deshalb bei verschiedenen Fabriken herumzukommen und sich überall ein paar Jahre lang einzuarbeiten. Zu einer guten maschinellen Ausbildung braucht man zehn bis zwölf Jahre und sie ist vor dem dreißigsten Lebensjahr deshalb kaum zu erlangen. Dabei muß man noch bedenken, daß im Dampfmaschinenfach eigentlich nie ausgelernt wird. Spezialisten werden unter Umständen hoch bezahlt, besonders für Nähmaschinen, Werkzeugmaschinen und Fahrräder. Doch sind auch hier 8000 Mark schon ein gutes Gehalt. Spezialisten, die lange in Amerika gearbeitet haben, nimmt man gern; aber die eingeborenen Amerikaner verdienen drüben mehr Geld und fürchten gewöhnlich, wenn sie vorher in Deutschland waren, später in ihrer Heimath nie wieder eine Stellung zu finden, weil man es ihnen dort übel nimmt, daß sie für konkurrirende Länder gearbeitet haben.

Viel schwerer haben es die Chemiker; sie sind im Allgemeinen so bescheiden, daß ein englischer Unternehmer tüchtige Deutsche, die er gern nimmt, ruhig niedriger bezahlen kann als ihre britischen Arbeitgenossen, denn was jenseits des Kanals als schlechte Bezahlung gilt, ist leider für Deutsche noch immer viel. Uebrigens

werden in deutschen Fachkreisen die Fortschritte der englischen Chemie offen anerkannt; die Engländer sollen namentlich in den letzten drei Jahren viel gelernt haben. Sie haben eben unsere Universitäten besucht und waren fleißig. Den Franzosen scheint die nöthige Geduld zu fehlen; als sie noch an der Spitze der Chemie marschirten, waren die Lorbern billiger zu haben als heute.

Der Mehrzahl der modernen, also der deutschen Chemiker werden die Fortschritte ihrer Wissenschaft nur in großen Umrissen bekannt. Das hemmt den Ueberblick über das ganze Gebiet; es giebt heute kaum noch ein Fach, wo so Viele berufen und so Wenige auserwählt sind. Als ein Beispiel dieser Methode, ohne die angeblich der Industrieaufschwung unmöglich gewesen wäre, wird mir die jetzige Herstellung des künstlichen Indigos durch die Badische Anilin- und Sodafabrik bezeichnet. Alle früheren Laboratoriumsversuche hatten eine schlechte Ausbeute bei zu theuren Rohmaterialien ergeben. Jetzt endlich müssen die Hindernisse überwunden sein; dazu waren reiche Erfahrungen in der Ausführung solcher Prozesse mit großen Mengen nöthig. Erreicht konnte das Ziel nur durch ein Zusammenwirken vieler chemischen Prozesse werden, deren Einzelheiten geheim bleiben. Da nun also von den mit vereinten Kräften Arbeitenden der Eine kaum weiß, was der Andere macht, bleibt natürlich eine nützliche Einsicht in die Weiterentwickelung der Chemie den „Untergebenen" versagt. So streng wird das Schweigen bewahrt, daß man es in einzelnen chemischen Fabriken sogar besonders lobt, wenn der Direktor den jungen Chemikern wenigstens das Endresultat ihrer eigenen Versuche mittheilt, die ja doch nur ein Theilchen des Ganzen sind. Die besseren Fabriken bezahlen gleich anfangs 1800 bis 2400 Mark; es giebt aber viele kleinere Geschäfte, wo man sich auch mit 1200 bis 1500 Mark begnügen muß. Die Gehälter der leitenden Chemiker steigen bis zu 40 000 und 60 000 Mark — ohne die Tantiemen — und es giebt Fabriken, wo mehrere Chemiker so hohe Gehälter beziehen. Doch wird, wie gesagt, das Fortschreiten den Chemikern schwer gemacht; oft arbeiten Jahre lang zwanzig an einem Verfahren, ohne weiter um sich sehen zu können. Anders ist es nur mitunter bei einer ganz neuen Erfindung.

Wir haben Ueberfluß an Chemikern, weil an den nicht preußischen Universitäten irgend eine praktische Vorbildung nicht allgemein verlangt wird. Leider muß man schon von einem Chemikerproletariat sprechen; und da es manchem Gelehrten nicht gleichgiltig ist, ob alle möglichen verfehlten Existenzen — im chemischen Fach findet man die ältesten Studenten — zur Chemie übergehen, so ist die neue Bewegung zu Gunsten eines deutschen Staatsexamens erklärlich. An der Spitze steht bekanntlich der Chef der großen elberfelder Farbenfabriken, während viele Professoren an dem bisherigen Verhältniß festhalten wollen, da der wissenschaftliche Fortschritt durch den Formelkram verlangsamt werden könnte, den die Häufung der Examina mit sich zu bringen pflegt. Im Ganzen sind die chemischen Prüfungen leicht; nur in Preußen wird das Abiturium als Vorbedingung für das Studium verlangt. Heidelberg und Würzburg allein bieten aber in dieser Hinsicht schon ein starkes Gegengewicht; Heidelberg hat leider den berühmtesten Lehrer, Victor Meyer, allzu früh verloren. Junge Chemiker, die sich in kleinen Fabriken mit der Herstellung von Schwefelsäure, Soda u. s. w. zu beschäftigen haben, werden manchmal ohne eigentlichen Grund entlassen, weil gar so leicht Ersatz zu schaffen ist und irgend ein Chef Abwechselung wünscht.

Günstiger ist die Lage der Elektrotechniker; auf diesem fruchtbaren Gebiet können sich intelligente Leute rasch freie Bahn schaffen, wenn sie tüchtige Konstrukteure, gute Physiker und Mathematiker sind. Die Lehrjahre beginnen, wie bei der Maschinentechnik, im Zeichensaal. Das Anfangsgehalt geht bis zu 150 Mark im Monat. In großen elektrischen Werken giebt es oft dreißig verschiedene Abtheilungen, deren Chefs wohl in der Lage sind, die Fähigkeiten der jungen Techniker rasch zu erkennen. Doch zeigt sich gerade hier bei den selbständigen Geistern manchmal ein gewisser Eigensinn, der dann zu plötzlichen Personalveränderungen führt. Gewöhnlich haben beide Theile Recht, aber ein Wille kann nur gebieten. Schlecht angeschrieben sind einige ausländische Privatfabriken, die aus Deutschland und der Schweiz gediegene Techniker engagiren und sie dann, nachdem sie einige bedeutende Konstruktionen ausgeführt haben, möglichst rasch wieder entlassen. Die Namen sind in den Kreisen, die es angeht, seit Jahren unrühmlich bekannt. Pluto.

Die Marinevorlage.

Vor ein paar Wochen hat die Redaktion der münchener Allgemeinen Zeitung an Personen, deren Urtheil über die Nothwendigkeit und den Umfang einer Verstärkung der deutschen Flotte ihr wichtig schien, einen Fragebogen versandt, der den folgenden Wortlaut hatte:

1. Halten Sie eine starke Flotte im Falle eines Krieges für nothwendig?
   a) Zur Vertheidigung der deutschen Küsten und Häfen gegen feindliche Angriffe?
   b) Zum Schutz gegen eine Blockade, insbesondere zur Offenhaltung der Verkehrswege für Ein- und Ausfuhr?
2. Halten Sie eine starke Flotte für nothwendig als Machtfaktor für die deutsche Politik, besonders auch in Europa? Wird die Bedeutung unserer Freundschaft für die Politik anderer Staaten durch die Flotte wesentlich erhöht?
3. Halten Sie eine starke Flotte für nothwendig:
   a) Zur Erhaltung und Förderung des auswärtigen Handels und der Handelsschiffahrt?
   b) Zur Wahrung und Förderung unserer gesammten wirthschaftlichen Machtstellung im Auslande?
   c) Zum Schutz der im Auslande ansässigen Reichsangehörigen und der deutschen Unternehmungen?
4. Halten Sie die beabsichtigte Flottenverstärkung für vereinbar mit dem Stande der Reichs- und Staatsfinanzen?
5. Welche Folgen würden nach Ihrer Ansicht eintreten, wenn die deutschen Küsten in einem Kriege von einer feindlichen Flotte vollständig (effektiv) blockirt wären und Deutschland nach einem unglücklichen Kriege von der Seegeltung ausgeschlossen würde?

Da in der nächsten Zeit die entscheidenden Berathungen über die Marinevorlage im Reichstag beginnen, sei hier die Antwort abgedruckt, in der der Herausgeber der „Zukunft" seine Ansicht kurz skizzirt hat.

Zu 1a. Auf Ihre im deutschen Interesse sicher dankenswerthe Umfrage möchte ich, vielleicht ein Bischen außerhalb des von Ihnen gebotenen Rahmens, zunächst mit

ein paar allgemeinen Sätzen erwidern. Ich habe es stets als einen Fehler unserer Parlamente betrachtet, daß sie bei der Erörterung wichtiger Gesetzesvorlagen — z. B. des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Flottenpläne — viel zu weit in den technischen Theil der ihnen von den Regirungen vorgelegten Entwürfe einzudringen versuchen, statt sich im Wesentlichen auf die Prüfung der politischen Bedürfnisse, Möglichkeiten und Nothwendigkeiten zu beschränken. Ein Parlament ist keine Technikerversammlung und selbst die erfahrensten und fleißigsten Parlamentarier werden selten über das Maß der technischen Kenntnisse verfügen, das man bei den der Regirung zur Verfügung stehenden Hilfskräften sucht und meist auch findet. Ein Parlament soll, so scheint mir, wie die Presse, eine gouvernementalen Einflüssen nicht zugängliche Spiegelung der politischen Ereignisse und Bedürfnisse bieten und vom Standpunkt des Politikers aus neue Vorschläge der Regirung kontroliren und kritisiren, annehmen, ergänzen oder verwerfen. Eine technische Diskussion bleibt in parlamentarischen Versammlungen und Kommissionen fast immer unfruchtbar; und staatliche und städtische Verwaltungbeamte pflegen seufzend zu beklagen, daß die Zahl der in der so entstehenden Spreu vorhandenen Körner außerordentlich gering ist. Die Bedenken, die der Laie vorbringt, sind von den Technikern gewöhnlich schon längst erwogen und als hinfällig erkannt worden; und die den annoch überlebenden Resten der Fortschrittspartei besonders werthvolle Sitte, von den Regirungforderungen jedenfalls Etwas abzuhandeln, hat nur zu der Gegenmaßregel geführt, von vorn herein schon mehr zu fordern, als man eigentlich für den Augenblick braucht und erlangen zu können hofft. In diesen, wie es scheint, unausrottbaren Fehler deutscher Parlamentarier möchte ich nicht verfallen. Das Flottengesetz ist von den besten deutschen Marinetechnikern entworfen, geprüft und gebilligt worden; kein Fachmann hat sich, so viel ich weiß, gegen die geplante Verstärkung unserer Flotte ausgesprochen. Die technische Seite der Frage ist für mich damit erledigt; und ich bitte deshalb, über Punkt 1 und 5 Ihres Fragebogens spezialisirte Ausführungen sparen zu dürfen. Welcher Schutz unserer Küsten gegen feindliche Angriffe und gegen eine Blockade genügen und welche Folgen die effektive Blockade einer feindlichen Flotte für unser Land haben würde: darüber können nur technisch und strategisch gründlich gebildete Fachmänner mit dem Anspruch auf autoritäre Wirkung urtheilen.

Zu 1b. Dem Politiker aber darf zur Bildung seines Urtheils das Gutachten der technisch Sachverständigen nicht genügen. Jeder Techniker, auch der gewissenhafteste, wird geneigt sein, alles auf seinem Gebiet Wünschenswerthe für unbedingt nöthig zu halten. Des Politikers Pflicht ist, zwischen Zweck und Mitteln die Distanz abzumessen, das Verhältniß des nur Erwünschten zum unbedingt Nöthigen festzustellen und vom Boden der allgemeinen politischen Zustände aus die Entscheidung zu fällen. Er wird in dem uns hier beschäftigenden Fall vor Allem zu prüfen haben, ob die Regirung, die eine Mehrung ihrer Machtmittel verlangt, die Gewähr einer kraftvoll ruhigen, stetigen, von launischen, heftigen Regungen unbeirrten Haltung bietet und ob man sicher sein darf, daß sie — nach dem guten goethischen Wort — nichts Unkluges, nichts unklug thun wird. Und er wird, wenn er dieser Frage die ihm genügende Antwort gefunden hat, ferner zu prüfen haben, ob die politische Lage auf die Möglichkeit, das von der Regirung erstrebte Ziel zu erreichen, Aussicht läßt, ob die geforderten Mittel für andere

Zwecke nicht nützlicher zu verwenden wären und ob die aufzuwendende Kraft der Summe des Erreichbaren einigermaßen entspricht. Alle diese Fragen, denen man manche andere gesellen könnte, haben Sie nicht gestellt; ich habe also nicht das Recht, ihnen hier eine Antwort zu suchen. Vielleicht aber darf ich andeuten, daß die Vorstellung, das Deutsche Reich könne, mit den Grundsätzen, die es seit fast zehn Jahren in internationalen und kolonialpolitischen Fragen bethätigt hat, und bei der in diesem Zeitraum entstandenen — leider noch nicht allen Deutschen sichtbaren — Lage, vom Jahre 1898 ab plötzlich eine überseeische Weltmachtpolitik großen Stils beginnen, mir ein gefährlicher Wahn zu sein scheint. Völkern bringt, wie Individuen, keine Ewigkeit zurück, was sie einmal von der Minute ausgeschlagen haben. Und was in einer Epoche wachsender Macht und steigenden Ansehens nützlich war, kann, weil es zu gewagten Experimenten verleitet, in Niedergangszeiten ganz besonders schädlich, vielleicht verhängnißvoll werden.

Zu 2. Nein. Ich glaube, daß an dem Tage, wo unser Schiffbestand die heute erstrebte Höhe erreicht haben wird, durch die Bemühung anderer Staaten und Staatengruppen das alte, bis jetzt bestehende Machtverhältniß wieder hergestellt sein wird. Den Gegnern, mit denen die landläufige politische Phraseologie zu rechnen pflegt — England auf der einen, der franko-russischen Koalition auf der anderen Seite —, werden wir auch dann nicht mit besserer Aussicht auf Erfolg in einem Seekriege entgegentreten können. Beiden Gegnern ist durch Reichthum, nationale Leidenschaft und Freiheit von konstitutionellen Hemmnissen die Möglichkeit gegeben, Deutschlands Aufwendungen für seine Flotte mühelos zu überbieten. Der Werth unserer Freundschaft wird stets in der Sicherheit unserer inneren Zustände und der damit durch die feinsten und festesten Fäden verbundenen Schlagkraft unseres Heeres beruhen und er wird, nach meiner Ueberzeugung, durch die Vermehrung schwimmender Gefechtseinheiten nicht erhöht werden. (Bei dieser Wägung der Machtverhältnisse scheidet für mich der Dreibund aus dem Bereich der sicheren Werthe; denn ich glaube, trotz allen dekorativen Effekten der letzten Jahre, nicht mehr daran, daß wir im Fall eines Krieges mit England oder den Alliirten von Kronstadt auf das aktive Eingreifen der beiden uns verbündeten Monarchien sicher rechnen dürfen.) Weit wichtiger scheint mir für den Werth unserer Freundschaft die Frage, ob es gelingen wird, den Kreis der an der Erhaltung des deutschen Reichsgebäudes Interessirten zu erweitern. Auch die Leiter unserer auswärtigen Politik sollten das Wort nicht vergessen, das ein kluger Franzose einmal gesprochen hat: Le socialisme sera notre revanche...

Zu 3a. Nein. Großkaufleute, Rheder und Exporteure werden sich natürlich über jede Verstärkung der Flotte freuen, aber nothwendig scheint mir diese Verstärkung für die Erhaltung und Förderung des auswärtigen Handels nicht. Die Firma Woermann hat sich an der Westküste und einem Theil der Nordküste Afrikas beinahe ein Handelsmonopol gesichert, ohne dabei der Unterstützung durch Kriegsschiffe zu bedürfen, und eben so tüchtige Geschäftsleute werden eben so gute Resultate anderswo erreichen können. Der Handel ist ungemein schmiegsam und wird in seinen Dispositionen viel weniger von nationalen Erwägungen bestimmt, als man gewöhnlich annimmt. Deutsche Fabrikanten gründen in Rußland Filialen, wenn die Einfuhr ins Zarenreich erschwert wird, und fragen nicht erst lange, ob sie dadurch nicht am Ende die industrielle Konkurrenzfähigkeit unserer Nachbarn för-

dern. Deutsche Händler, die früher Cellulose nach Nordamerika importirten, exportiren jetzt amerikanische Holzstoffe für europäische Papierfabriken. Der einzelne Händler kann der beste Patriot sein: der Handel selbst ist heute, wie sein Lebenssaft, das Kapital, international. Ich glaube nicht, daß eine Verstärkung unserer Seemacht — die ja, wie ich vorhin schon erwähnte, auch durch die entsprechende Verstärkung der Macht anderer Staaten ausgeglichen würde — im Interesse des Handels nothwendig ist. Wohl aber kann sie unter Umständen ihm nützlich werden; und jedenfalls scheint die jetzt geforderte Vermehrung der Schiffe mir im Verhältniß zur Ausdehnung unseres Handels nicht übertrieben hoch zu sein. Die Frage, welche Aussichten bei der fortschreitenden Industrialisirung früher rein agrarischer oder dumpf dahinschlummernder Länder heute eine nur für den kommenden Tag sorgende Exportpolitik überhaupt noch zu bieten vermag, habe ich hier nicht zu betrachten.

Zu 3b. Unsere wirthschaftliche Machtstellung im Auslande hängt von den Leistungen unserer Industrie, von der Tüchtigkeit unserer Kaufleute und von der politischen Geltung ab, die das Deutsche Reich im Sinne des Auslandes genießt. Daß für beide Momente mir die Zahl unserer Schiffe nicht von entscheidender Bedeutung scheint, habe ich schon gesagt.

Zu 3c. Dazu wird eine „starke" Flotte kaum nöthig sein. Die im Auslande ansässigen Reichsangehörigen freuen sich natürlich, wenn sie ein deutsches Kriegsschiff sehen, Neuigkeiten aus der Heimath erfahren, mit Landsleuten plaudern und dem Volk, in dessen Gebiet sie wohnen, zeigen können, daß ihr Vaterland über schöne Schiffe und stattliche Seemänner verfügt. Der — im Allgemeinen imponderable — Werth solcher Schaustellungen kann unter Umständen beträchtlich werden; allzu hoch sollte man ihn aber nicht schätzen. Denn für die Lage der in fremden Reichen handelnden Deutschen wird es dauernd selten günstig sein, wenn sie sich auf die Macht der heimischen Waffen berufen müssen, und die Völker, in deren Grenzen sie ihren Erwerb suchen, haben stille Mittel genug, um sich für den ihnen eingejagten Schreck zu rächen. Nach meiner Kenntniß der Stimmungen muß ich sagen: der Händler ist gewöhnlich froh, wenn er, ohne vom Waffenlärm gestört zu werden, in Ruhe und Frieden seinem Geschäft nachgehen kann.

Zu 4. Ja. Ich glaube, Das kann nur von Leuten bestritten werden, die nicht im Stande sind, durch den Geldschleier zu blicken, und die in jedem Finanzminister noch immer den bösen Schwarzen Mann sehen, der den „Steuerzahlern" die Markstücke auspreßt, um sie grinsend in seinen Säckel zu bergen. Als ob nicht jeder Finanzminister froh wäre, wenn er nicht genöthigt ist, alte Steuern zu erhöhen oder neue zu fordern!

Daß die beabsichtigte Flottenverstärkung uns keine unerschwinglichen Opfer zumuthet, ist bündig bewiesen worden. Geheimrath Adolph Wagner, unser bekanntester Finanzpolitiker, hat diesen Beweis erst neulich in der „Zukunft" geführt.

Besonders wichtig scheint mir für die von Ihnen aufgeworfene Frage die Bedeutung, die das Seeleben mit seinen Gefahren und seiner Erweiterung des Gesichtskreises für die Charakterbildung eines Volkes hat. Heinrich von Treitschke, der Magister Germaniae, hat über diese völkerpsychologische Seite der Sache gute Worte gesprochen. Ich glaube — um zu resumiren — nicht, daß sachliche Gründe zu einer leidenschaftlichen Opposition gegen das Flottengesetz berechtigen; aber ich glaube eben so wenig, daß die Annahme dieses Gesetzes eine wesentliche Stärkung der deutschen Macht, des deutschen Ansehens, der deutschen Sicherheit bedeuten würde. Da haben Sie meine Antwort. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 5. März 1898.

Zolas Fall.

Langsam verhallt nun endlich der Lärm, der Wochen lang die Länder der uns bekannten Welt in wilde Erregung hetzte, den nüchternsten Philistern den Athem raubte und ernsten Betrachtern die Gefahr eines europäischen Krieges in greifbare Nähe gerückt scheinen ließ. Noch dröhnen aus den Sumpfbezirken der Holzpapierplantagen Böllerschüsse an unser Ohr, aber sie klingen schon dumpf, wie beim Trauersalut; noch werden in der berliner Friedrichstraße Dreyfus-Brochuren, Zola-Veilchen und Zola-Postkarten ausgebrüllt, in den Protzenpalästen liegt Zolas neuer Roman auf jedem Tisch und im Wintergarten findet ein Mimiker, dem sonst die Maske Bismarcks den Haupterfolg brachte, jetzt den größten Beifall, wenn er sich dem Dichter der Rougon-Macquart ähnlich zu machen versucht; aber diese Bemühungen, eine Sensation nach Händlerart auszubeuten, werden nicht lange mehr die Profitsucht stillen. Schon wächst die Zahl der Stimmen, die fragen, ob die ganze ekle Geschichte denn des Aufsehens werth ist, das ihr künstlich erregt wurde, und ob es klug wäre, mit dem breit getretenen Quark zwischen den beiden wichtigsten Kulturvölkern Europas die Kluft zu erweitern; schon dämmert Manchen die Ahnung, daß sie mit dem frechsten Schwindel genarrt worden sind, der im Jahrhundert der Presse und der Börse bisher gedieh. Die Ahnung täuscht nicht: Alles, was an Massenbetrug seit Laws Tagen geleistet wurde, verblaßt neben der neuesten, großartigsten Ruchlosigkeit und die Thaten der Bontoux, Ofenheim, Reinach-Herz, Sommerfeld, Barnato und Rockefeller scheinen harmlose Kinderstubengeschichten, sobald man sie dem Vollbringen des Dreyfus-Syndikates vergleicht. Was bedeutet ein in mo-

dernen Gewinnmöglichkeiten entsprechendem Umfang, mit modernen Nervensystemen entsprechendem Geräusch organisirter Gimpelfang neben einer über die ganze bewohnte Erde sich erstreckenden Verwirrung aller Rechtsbegriffe, einer Trübung aller politischen Instinkte und Werthurtheile? Gimpel wird ein schlauer Vogelsteller stets fangen; ein Grad der Schlauheit aber, der nöthig war, um, ohne den allergeringsten Anlaß, ein Reich an den Rand des Abgrundes zu bringen, ganze Völker in schwer wieder zu bändigende Wuth zu verhetzen und über Dinge, die sich in hellster Oeffentlichkeit abspielen, ein kaum noch dem Blick durchdringliches Lügengespinnst zu breiten, — solche Leistung erzwingt die Bewunderung. Man mag sagen, das Syndikat habe schließlich ja doch nichts erreicht, Zola sei verurtheilt worden, an eine Wiederaufnahme des Prozesses Dreyfus sei jetzt weniger als jemals vorher zu denken und es habe sich gezeigt, daß der Macht des Geldsackes selbst heute noch eine Grenze gesetzt sei. Das ist richtig. Das empfanden auch die Leute, die am Aschermittwoch dem Spruch der Geschworenen der Seine wie einer frohen Heilsbotschaft zujauchzten. Ist aber nicht genug erreicht, da man überall heute, von Professoren und Barbieren, von Künstlern und Handarbeitern, von Händlern, Soldaten und Bauern, die Ansicht aussprechen hört, in Frankreich herrsche der von Jesuiten gelenkte Säbel, das französische Volk sei unrettbar verkommen, die Justiz des Landes der Menschenrechte zum Kinderspott geworden und die Enkel Voltaires und Rousseaus schauten jubelnd den schamlosesten Rechtsbrüchen zu? Ist nicht genug erreicht, da die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich so gefährlich geworden ist, wie sie es seit dem Tage des Frankfurter Friedens nie war, und im Lande der Gallier nur ein Gedanke im Hirn der Massen noch lebt: Rache für den schnöden, jede Vorstellungmöglichkeit überbietenden Schimpf, den die Preußenpresse uns in einer ihrem Urtheil völlig entrückten Sache angethan hat?... Das Alles hat die Macht des Geldes erreicht, sie ganz allein; und man muß sagen, daß es nicht wenig ist. Alle zum Spruch berufenen Instanzen haben in Frankreich gesprochen: zwei Kriegsgerichte und ein Volksgericht haben geurtheilt, die Abgeordnetenkammer, die nur ein Thor oder ein Lügner reaktionär nennen kann, hat mit einer kaum je erlebten Mehrheit von 416 gegen 41 Stimmen diese Sprüche bestätigt und die Gassendemokratie hat sie, von der Normandie bis nach Algier, wie eine Erlösung von allzu langer Qual mit Wonnejauchzen begrüßt. In Deutschland aber — und in anderen Ländern, wo ähnliche Kräfte die Meinungen machen — muß man sich heute noch die größte Mühe geben, um den Glauben

zu entwurzeln, Alfred Dreyfus sei ein Opfer arger Ränke, die höchsten Offiziere des französischen Heeres seien meineidige Schurken, die Minister schmutzige Hehler, die Richter feile Wichte, dem Volk sei der letzte Rest einfachsten Rechtsgefühles geraubt und der Prozeß, der zu Zolas Verurtheilung führte, sei eine nichtswürdige, verbrecherische Komoedie mit vorher vertheilten Rollen gewesen. Wenn die Geschichte dieser Massenhypnose eines Tages geschrieben wird, werden selbst die jetzt noch Zweifelnden den frechsten, verruchtesten Schwindel des Jahrhunderts darin erkennen.

Diese Geschichte würde ein Buch füllen. Sie müßte erzählen, wie ein Kapitalistenklüngel, zu dem außer den reichen Familien Dreyfus und Reinach die bewährtesten Führer der internationalen Panamatruppe gehörten, in Paris zwei Zeitungen gründete, l'Aurore und Les droits de l'homme, die nur den Zweck hatten, dem Kampf für die Unschuld Alfreds Dreyfus feste Centren zu schaffen, zu dem selben Zweck ein dem Untergang nahes Blatt, den Siècle des berüchtigten Herrn Yves Guyot, durch neues Leben spendende Zuschüsse in seinen Dienst zwang und bei wichtigeren Blättern Bestechungversuche machte, die, bis sich im Lande drohend das Ressentiment regte, erfolgreich waren; wie die erkauften Zeitungen und unzählige Flugschriften, deren Herstellung und Vertrieb der Große Unbekannte bezahlte, Monate lang Lügen häuften; wie bestochene oder durch Stammesgefühle in bestimmter Richtung interessirte Lohnschreiber diese Lügen, ohne ihren verdächtigen Ursprung auch nur anzudeuten, in die ausländische Presse schmuggelten und die Thatsachen unterschlugen, die den Lügen den fruchtbaren Nährboden entziehen mußten; wie die größten Depeschenbureaux, diese Institute für Volksbetrug und Massenausbeutung, auf dunklen Wegen dem dunklen Treiben gewonnen und schließlich alle Reservoire der öffentlichen Meinung aus der selben unsauberen Quelle gespeist wurden; wie die Menge, um ihr Sensationenbedürfniß zu stillen, den Gifttrank gierig einsog und der aus der Schwindelküche aufsteigende Enthusiasmusdunst die klarsten Köpfe umnebelte; wie der öffentlichen Meinung wieder einmal die private Faulheit zu Hilfe kam und die Mehrheit, ohne nach besserer Kenntniß der wirklichen Vorgänge auch nur zu trachten, sich willig, in wohligem Behagen, belügen ließ, weil die Lüge sie angenehm kitzelte; wie in Deutschland, wo für irgend eine das deutsche Leben berührende Rechtsfrage nicht das geringste Interesse aufzubringen ist, wo die schlimmsten Entgleisungen launischer Judikatur und die Gräuel eines ungeheuerlichen Strafvollzuges kaum beachtet und die Zeitungen von ihren Lesern nicht einmal zu ausführ-

licher und verständlicher Berichterstattung über wichtige forensische Vorgänge gezwungen werden, von den bescholtensten Verlagslakaien eine nie erschaute Begeisterung für den abstrakten Begriff der Gerechtigkeit geheuchelt ward, und Leute, die bei der Betrachtung der unsinnigsten Rechtssprüche im eigenen Land nicht die Wimper bewegen, über eine angebliche Rechtsverweigerung, deren Schauplatz Frankreich sein sollte, zu toben begannen; wie früh und spät die Geister und Sinne durch die wüstesten Märchen erregt wurden, bis sie das Unmögliche selbst für möglich, für geschehen hielten; wie es dem Syndikat, das seine Fäden mählich nun über die ganze Erde gesponnen hatte, gelang, einen großen Dichter, an dessen makelloser Lauterkeit Niemand zweifeln durfte, listig in seine Netze zu ziehen; und wie endlich, durch eine letzte, äußerste Anstrengung der Roßtäuscherkunst, auch das Ziel noch erreicht werden konnte, über einen öffentlich und mit der gewissenhaftesten Schonung der Interessen des Angeklagten geführten Prozeß das Urtheil der Fremden zu fälschen. Nie hat die „narkotisirende Lecture der Journale", vor der in stillerer Zeit Lassalle schon in mächtig tönenden Sätzen warnte, unheilvoller gewirkt, nie die Gefahr des zwischen Kapital und Presse geschlossenen Bundes sich furchtbarer gezeigt... Es ist nicht möglich, ein in Monaten von tausend flinken Händen gefertigtes Lügengewebe in ein paar Stunden aufzutrennen. Der Fall Dreyfus wird seinen Historiker finden; den Franzosen bleibt die ernste Pflicht, bis in die geheimsten Schlupfwinkel dieses Schwindels hineinzuleuchten, und wir können geduldig warten, bis die Gossenkehrerarbeit gethan und der Schmutz weggeräumt ist. Nur die Akten des Prozesses Zola, der fünfzehn Tage hindurch auch in Deutschland viele Leute in athemloser Spannung hielt, sollen hier geprüft werden, so weit solche Prüfung sich nach den Verhandlungstenogrammen, ohne persönliche Kontrole und selbst erlebte Eindrücke, durchführen läßt. Vielleicht gewährt diese flüchtige Betrachtung einen belehrenden Blick in die Werkstätten, wo öffentliche Meinungen gemacht und zu Schleuderpreisen täglich zweimal verramscht werden.

* * *

Am dreizehnten Januar 1898 erschien in dem Syndikatsorgan l'Aurore ein von Emile Zola verfaßter Artikel, der den Titel trug: J'accuse! In diesem Artikel wurden der Kriegsminister General Billot, der Generalstabschef de Boisdeffre, die Generale Mercier, de Pellieux und Gonse des Verbrechens der Rechtsbeugung und Kollusion beschuldigt und in den stärksten Ausdrücken geschmäht. Der Artikel enthielt ferner die Behauptung, das Kriegsgericht, das den Major Esterhazy von der

Anklage des Landesverrathes freisprach, habe „verbrecherisch und auf Befehl einen Schuldigen der Strafe entzogen und durch diese Schandthat der Wahrheit und Gerechtigkeit einen frechen Schlag versetzt." Ein Kammerbeschluß zwang die französische Regirung, die sonst Preßangriffe fast nie vor die Gerichte bringt, zur Erhebung der Anklage. Um aber den zu erwartenden Skandal, der das Land in bedrohliche und unnützliche Erregung reißen mußte, in möglichst enge Grenzen zu bannen, wurde die Anklage auf die Sätze beschränkt, in denen die Beschimpfung des Kriegsgerichtes zu finden sein sollte. Man hat gesagt, diese Beschränkung habe den Zweck gehabt, dem Angeklagten die wichtigsten Beweismittel abzuschneiden und ihm das Gebiet zu versperren, auf dem allein die Unschuld des früheren Hauptmanns Dreyfus und die gegen ihn begangenen Schändlichkeiten erwiesen werden konnten. Die Behauptung ist falsch: auch wenn die Anklage sich auf den ganzen Wortlaut des Artikels erstreckt hätte, wäre in diesem Rahmen weder die Revision des Prozesses Dreyfus noch eine Erweiterung der Beweisaufnahme in dem vom Syndikat erstrebten Umfang möglich gewesen. Die als Zeugen vorgeladenen Offiziere hätten sich, der Vorschrift gemäß, theils auf das secret professionnel, theils auf die Pflicht berufen, über ein unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführtes Verfahren zu schweigen; und der Versuch, vor den Geschworenen auf Umwegen die Revision durchzusetzen, wäre an der bindenden Entscheidung des höchsten Gerichtes gescheitert, die seit dem Jahre 1879 mit Gesetzeskraft wirkt: Lorsque la fausseté d'une imputation diffamatoire se trouve établie par une décision judiciaire définitive ou passée en chose jugée, rendue au criminel, la preuve n'en peut être admise dans une instance en diffamation. Danach durfte der Angeklagte nicht hoffen, die 1894 rechtskräftig entschiedene Sache Dreyfus zum Gegenstand der Beweisaufnahme gemacht zu sehen. Und hätte der Gerichtshof sich über alle Bedenken hinweggesetzt, dann hätte selbst solche Willfährigkeit dem Beschuldigten keinen Vortheil gebracht: die Richter des Prozesses Dreyfus hätte das Berufsgeheimniß, die Richter des Prozesses Esterhazy mindestens die Rücksicht auf den für einen Theil dieses Prozesses verfügten Ausschluß der Oeffentlichkeit von der Zeugenpflicht entbunden und die Minister — auch die früheren — hätten unter Berufung auf das Amtsgeheimniß und die responsabilités constitutionnelles die Aussage verweigert, wie es ja auch Herr Casimir-Perier, Faures Vorgänger, that. Die Regirung konnte also, selbst wenn sie die schnödesten Gräuel zu verbergen hatte, dem

Tag des Gerichtes in heiterster Seelenruhe entgegensehen. Freilich: Zolas Vertheidiger konnte ihr, wenn er skrupellos genug war, manchen Aerger bereiten; er konnte ein paar Dutzend Minister, alle, die von Dupuy bis auf Méline am Ruder waren, und das Personal sämmtlicher pariser Botschaften und Militärmissionen vor die Schranken laden, ihnen insidiöse Fragen stellen, die sie nicht beantworten durften, und nach jeder verweigerten Antwort in das Land hinausrufen: Seht, sie schweigen, — die Elenden müssen schweigen, um dunkle Thaten nicht im hellen Licht zu enthüllen! Ob unter solchen Umständen irgend eine Regirung auch nur eine Sekunde gezögert hätte, das Beweisthema möglichst eng zu umgrenzen? Und ob gerade Deutsche, nach Allem, was sie noch in neuester Zeit in den Fällen Leckert-Lützow und Tausch staunend erlebt haben, über die Verengung des Prozeßrahmens wie über eine unerhörte Verruchtheit zetern dürfen?... Wenn die französischen Minister nur ihren verdächtigten Kollegen Billot gehört, ihm im Moniteur dann ein Reinigungattest ausgestellt und erklärt hätten, eine Anklage entspreche in diesem Falle nicht der Würde eines Staatsministers, dann hätten sie gethan, was neun preußische Minister im Fall Boetticher unter dem Jubelgeheul der Preßmeute thaten. Sie aber haben ihren Ankläger vor die Geschworenen gestellt und ihm die Möglichkeit gegeben, Alles vorzubringen, was ihm nöthig und nützlich schien. Alles; kein einziger Beweisversuch ist unerwähnt, keine noch so winzige Indizienspur unbeleuchtet geblieben und die Beschränkung der Anklage hat, wie wir bald sehen werden, Zolas Lage nicht verschlechtert, sondern beträchtlich verbessert.

Die französische Strafprozeßordnung bestimmt im Paragraphen 268: Le président est investi d'un pouvoir discrétionnaire en vertu duquel il pourra prendre sur lui tout ce qu'il croira utile pour découvrir la vérité; et la loi charge son honneur et sa conscience d'employer tous ses efforts pour en favoriser la manifestation. Und im Paragraphen 270: Le président devra rejeter tout ce qui tendrait à prolonger les débats sans donner lieu d'espérer plus de certitude dans les résultats. Der Schwurgerichtspräsident Delegorgue hat sich während der ersten Verhandlungtage streng an diese Vorschriften gehalten. Die von der Vertheidigung wider besseres Wissen behauptete Konnexität der Fälle Dreyfus und Zola wurde vom Gerichtshof nicht anerkannt und der Beschluß verkündet, die rechtskräftig entschiedene Sache Dreyfus habe nicht Gegenstand der Beweisaufnahme zu werden. Dieser Beschluß entsprach der Rechtsregel; die Wiederauf-

nahme eines beendeten Verfahrens ist nach allen Prozeßgesetzen nur auf den dafür gewiesenen Wegen erlaubt und die Frage, ob Dreyfus gerecht oder ungerecht, legal oder illegal verurtheilt worden sei, hatte für die den Geschworenen vorgelegte Schuldfrage keine Bedeutung. Auch wenn Dreyfus unschuldig und illegal verurtheilt war, blieb Zolas Behauptung unerwiesen, ein Kriegsgericht habe auf Befehl, bewußt und in rechtswidriger, verbrecherischer Absicht, den Major Walsin-Esterhazy der verdienten Strafe entzogen. Diese Behauptung, die sieben Offiziere der schimpflichsten, mit schwerer Strafe bedrohten Schandthat zieh, war zu beweisen; und es war des Präsidenten Recht und Pflicht, Alles, was ihm für diesen Beweis nach bestem Wissen unerheblich schien, abzuschneiden. So würde, so müßte in solcher Lage auch in Deutschland jeder Gerichtsvorsitzende handeln; genau so hat, wie ältere berliner Richter und Anwälte bestätigen werden, Jahre lang der wegen seiner brüsken, stets schnell fertigen Schneidigkeit berühmte Landgerichtsdirektor Lessing gehandelt, der Besitzer der Vossischen Zeitung, der sich offenbar schämt, dieses erbärmlichste aller angeblich deutschen Dreyfusorgane als Verleger mit seinem Namen zu zeichnen. Und doch waren, unter zahllosen plumpen Lügen und einzelnen feineren Fälschungen, in diesem Fleischmarktanzeiger die Sätze zu lesen: „Wohl einzig in der Geschichte der gesitteten europäischen Völker ist die ganze Art der Prozeßführung, wie sie von dem Gerichtsvorsitzenden Delegorgue gehandhabt wird. So ohne Scheu vor den einfachsten Rechtsgrundsätzen, so liebedienerisch gegenüber einem staatlichen Machtfaktor hat wohl noch nie ein Gerichtsvorsitzender, dessen erste Pflicht Unparteilichkeit ist, die Rechte der Vertheidigung zu knebeln gesucht wie dieser Delegorgue." Das wagt man den mit tendenziösen und lückenhaften Berichten gefütterten Lesern dreist vorzulügen, trotzdem für die an sich ganz einfache Beleidigungsache ein Zeitraum von fünfzehn Tagen geopfert und die Schwurgerichtsperiode verlängert wurde, um nur ja nicht die Rechte des Angeklagten zu kürzen. Man rufe alle Vertheidiger Deutschlands zusammen, gebe ihnen die Stenogramme zu lesen und frage sie dann, ob sie jemals, vor irgend einem deutschen Gericht, sich einer Bewegungfreiheit zu erfreuen hatten, wie sie Herrn Labori, Zolas Vertheidiger, gewährt war, und welche Fülle von Disziplinarstrafen sich auf ihrem armen Haupt gehäuft hätte, wenn sie sich gegen den Gerichtshof so benommen hätten wie dieser überschwänglich gepriesene Herr. Vor ein paar Wochen erst stand der alte Herr Johannes Trojan, unter einer Anklage, die ein Engländer oder Franzose nur in einem fabelhaften Khalifat für mög-

lich halten würde und die dennoch zu einer Verurtheilung führte, vor einer Strafkammer des berliner Landgerichtes. Der Verhandlungbericht wurde in der jetzt so wundervoll mannhaft für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit kämpfenden Vossischen Zeitung, deren Sprachdummheiten und Kuppelinserate Trojan oft lustig und boshaft glossirt hat, unterschlagen, — aus persönlichen Gründen von dem berühmten Redakteur, Zeugen und Analphabeten Stephany den Lesern einfach unterschlagen, weil er über den verhaßten Satiriker rühmliche Sätze enthielt. Was erlebte dieser unbescholtene Mann, dessen Ehrenhaftigkeit, Vaterlandliebe und monarchische Gesinnung vom Gerichtshof ausdrücklich hervorgehoben wurde, nun in Altmoabit? Er mußte in den Käfig der Anklagebank klettern, wo vor ihm vielleicht diebische Prostituirte oder oft abgestrafte Strolche saßen; er wurde wie ein Schulknabe behandelt, dessen faule Ausreden und windige Flausen nicht ernst zu nehmen sind; er, der seit Jahrzehnten den Kladderadatsch leitet, mußte sich ohne Murren von Landgerichtsräthen über das Wesen der Karikatur und die Technik satirischer Zeichnungen belehren lassen und eine harte Rüge des Vorsitzenden hinnehmen, weil er gewagt hatte, Friedrich Wilhelms des Vierten Vorliebe für Witzblattbilder zu erwähnen; und als sein Vertheidiger — in übrigens recht bedauerlicher Tonart — von Mittelstaedts Schrift „Vor der Fluth" sprechen wollte, deren die Monarchenpflicht ernst kritisirender Inhalt dem Beweisthema von Majestätprozessen doch nicht ganz fern liegt, wurde ihm vom Präsidenten das Wort abgeschnitten, da „solche Dinge nicht hierher gehören." Was wäre wohl Trojan geschehen, wenn er, wie Zola, in der ersten Verhandlungstunde laut und wüthend gerufen hätte, er kenne die Gesetze nicht, wolle sie auch gar nicht kennen und fordere, daß der Präsident gefälligst den Mund halte, während die Zeugen vernommen werden! Welche Disziplinarstrafe wäre für seinen Vertheidiger hart genug befunden worden, wenn er, wie Herr Labori, den Staatsanwalt höhnisch einen tiefen Denker genannt, die Worte des Vorsitzenden spöttisch verdreht, seine Aufrichtigkeit angezweifelt und die wiederholte Aufforderung, den vom Angeklagten geladenen Zeugen Fragen zu stellen, ohne den Kopf von seinem Schreibzeug zu heben, mit dem verächtlich gemurmelten Satz beantwortet hätte, er habe jetzt keine Zeit, er müsse erst seine Anträge formuliren! Nur die traurige Thatsache, daß gerichtliche Vorgänge seit Jahren bei uns kein Interesse mehr finden, macht es begreiflich, daß die von der Vossischen Zeitung, dem Berliner Tageblatt und anderen Organen ejusdem farinae verbreiteten Räubergeschichten geglaubt werden konnten. Der Schwurgerichtspräsident Delegorgue hat sich während der ersten Verhandlungtage untadelhaft benommen: er

hat Alles gestattet, was die Feststellung der Wahrheit fördern konnte — der Wahrheit, um die allein es sich in diesem Prozeß handelte, handeln durfte — und höflich, aber entschieden alle Erörterungen abgeschnitten, die zwecklos die Debatten verlängert hätten. Er hat dem nervösen, mißtrauischen und ungeberdigen Zola, der nicht auf der Anklagebank, sondern, nach französischer Sitte, auf einem bequemen Sessel saß, kein unfreundliches Wort gesagt, ihn sogar mit rücksichtvollem Respekt behandelt, und Herr Labori mußte es schon sehr schlimm treiben, bis er endlich das immerhin noch milde Rügewort vernahm: C'est de la dernière inconvenance! Leider verlor der Präsident nach ein paar Tagen die Herrschaft über die Sache; er sah sich von dem geschickt mit allen bewährten Kniffen und Pfiffen des Robenträgers wirthschaftenden Vertheidiger bedrängt, erweiterte, über die früher verkündete Absicht hinaus, die Grenzen der Beweisaufnahme und mußte sich seitdem von den Antisemitenblättern und von Rocheforts Intransigeant den nicht unberechtigten Vorwurf gefallen lassen, er habe zu Gunsten des Herrn Fernand Gustave Gaston Labori abgedankt, der nun der Leiter der Verhandlungen geworden sei, die Schranken des eigentlichen Beweisthemas mit derben Fußtritten fortgestoßen und über Alles, was ihm beliebte, gesprochen und Zeugen vernommen habe.

Dieser von dem mossischen Belpriester Theodor Wolff in brünstigen Maschiachpsalmen besungene Vertheidiger, der Zolas Sache nicht im großen, vornehmen Stil der besten englischen Barreauredner, aber mit sicherer Beherrschung des umfangreichen Materials, mit starkem Temperament, volksthümlicher, von einer klingenden Stimme unterstützter Beredsamkeit und genauer Berechnung aller der schlauesten Rabulistenkunst erreichbaren Effekte führte — ein kluger Mann sagte treffend von ihm, er habe eine jüdische Sache mit antisemitischen Manieren geführt —, dieser in Deutschland jetzt populäre Herr Labori hatte sich von vorn herein einen Plan gemacht, der unter allen Umständen wenigstens den Schein eines Erfolges retten mußte. Er verkörpert den unter Romanen nicht seltenen Typus des politischen Advokaten, wird über ein Kleines in der Kammer mit Bourgeois und Jaurès um die Wette schwadroniren und ist vor dem Verdacht, ein naiver Weltfremdling zu sein, ausreichend geschützt. Er erkannte sofort, daß sein Klient der Verurtheilung nicht entgehen konnte, weil es unmöglich war, die allein inkriminirte Behauptung zu beweisen, das Kriegsgericht habe auf Befehl bewußt rechtswidrig gehandelt. Aber er wußte auch, daß es unter normalen Verhältnissen in keinem Lande der Welt gestattet ist, die geheimsten Aktenbündel aus dem Großen Generalstab und dem Kriegsministerium in den Gerichtssaal zu schleppen und die

höchsten Offiziere über die wichtigsten Interna des Nachrichtenwesens, des Spionagedienstes und kriegsgerichtlicher Vorgänge öffentlich zu verhören. Das kann nicht und wird nie und nirgends gestattet sein, weil ein Heer ein vorsichtig zu behandelnder Organismus ist, den man mit seinen Mängeln, seinen besonderen Lebensgesetzen als ein Ganzes hinnehmen oder verwerfen muß und der, im jeder anderen Erwägung vorangehenden Interesse der Disziplin, die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen nun einmal nicht verträgt. In jeder Heereseinrichtung steckt ein — wie man annimmt, für die Völker nützliches — Stück Barbarei oder, wenn der Ausdruck verletzend klingt, ein Stück Feudalismus, das sich den geschmeidigen Sitten, dem Spürsinn und der hastig umherwitternden Neugier unserer bourgeoisen Zeit nicht anpassen läßt. Ein General, der im Felde und beinahe schon im Manöver über die schrankenlose Macht eines Sultans verfügt, nimmt auch im Frieden eine Vertrauensstellung ein, die, wo es sich um militärische Dinge handelt, sein Wort über jeden Zweifel hinaushebt. Männer, denen Hunderttausende blind und stumm gehorchen sollen, können nicht in öffentlicher Verhandlung den zudringlichen Fragen und dem Spott dialektisch geübter Advokaten ausgesetzt, nicht gezwungen werden, die mit bürgerlichen Rechtsbegriffen manchmal schwer zu vereinenden Geheimnisse des Dienstes auszuplaudern. Deshalb hat man sogar in Republiken dem Heer eine gesonderte Rechtsprechung vorbehalten, für die das Interesse der Disziplin die oberste Norm ist; und von Disziplin kann nur die Rede sein, wenn allzu menschliche Schwachheit des Offiziers dem Untergebenen verborgen bleibt und wenn, wie ein preußischer General einmal witzig gesagt hat, der Soldat, der von seinem Vorgesetzten träumt, sogar noch im Schlaf nach der Vorschrift die Hacken zusammennimmt. Wer diese Zustände nicht wünscht, mag für Abrüstung oder Miliz eintreten; eine moderne Armee ist ohne die Behutsamkeit, die jede Maschinentechnik bedingt, nicht denkbar: die Sache wäre einfach aus, wenn die Leute in der Kaserne einander erzählten, wie der Alte sich gestern vor Gericht blamirt habe und welche vom Kommando gebilligte schlimme Spionenlist vorgestern enthüllt worden sei. Das Alles weiß Herr Labori, der die Institution des Heeres pathetisch preist; und er weiß ferner, daß die Menge immer den Wunsch hegt, von dunklen Geheimnissen möglichst viel zu erfahren, daß sie ärgerlich wird, wenn ein Theil der geahnten Vorgänge ihr verborgen bleibt, und daß durch kein wirksameres Mittel der Beifall gaffender Hörer zu erbuhlen ist als durch den Ruf: Wir wollen das hellste Licht, wollen die ganze, unverschleierte Wahrheit, — und unserem Mühen wehrt

die lichtscheue Schaar uniformirter Dunkelmänner! Daraus ergab sich ihm leicht Plan und Ziel seiner forensischen Strategie: er würde, ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen, unermüdlich alle Fragen stellen, die, wie er genau wußte, nicht beantwortet werden durften, und so den Eindruck bewirken, im Militärstaat sei Manches faul und des schützenden Schleiers der Nacht bedürftig. Diese in allen Anwaltschaften bei kleinen Schlauköpfen beliebte Taktik konnte durch die Beschränkung der Anklage nur gefördert werden; nun war auch der ganze Komplex der mit dem Fall Dreyfus in Verbindung stehenden Fragen gesperrt und, trotz dem sehnsüchtigsten Gebrüll nach Licht, in unaufhellbares Dunkel gebannt und der Vertheidiger konnte, so oft ihm eine Antwort verweigert wurde, mit Duldermiene in den Zuschauerraum stöhnen: Wir wollen ja Alles beweisen, doch leider, Ihr sehts, erlaubt man es uns nicht! Natürlich wußte Herr Labori, daß die von ihm angebotenen Beweise für die Sache seines Mandanten völlig belanglos waren und daß selbst im weitesten Rahmen eines Beleidigungverfahrens für die Wiederaufnahme eines rechtskräftig beendeten Landesverrathsprozesses kein Platz ist; aber er kannte die dem Syndikat dienstbaren Kräfte und rechnete darauf, daß sie für alles Uebrige schon sorgen würden, wenn es nur gelang, allerlei Zweifel und Unklarheiten zu schaffen. Und so fragte er denn, fragte mit der herzigen Einfalt eines unschuldigen Kindes das Blaue vom Himmel herunter und spielte, sobald eine Frage, wie er erwartet hatte, unbeantwortet blieb, vor einem hohen Adel und verehrlichen Publiko mit den Heldengeberden eines Vorstadtcabotins den Empörten, in seinem heiligsten Rechtsgefühl tief Gekränkten. Er wollte an die Frau des verurtheilten Hauptmanns Dreyfus fünfzehn Fragen richten, darunter die, welche Ansicht sie über den Charakter ihres Mannes habe, ob sie ihn für schuldig, den Spruch seiner Richter für gerecht halte und ob sie von Zolas gutem Glauben überzeugt sei, und er mimte sehr talentvoll starres Entsetzen, da der Gerichtshof nach zwei Minuten währender Berathung diese kindische Fragestellung als für das Beweisthema unerheblich zurückwies. Aehnliche Episoden, die, weil die albernsten und zwecklosesten Anträge schriftlich formulirt werden mußten, stets lange Pausen nöthig machten, brachte jeder Tag und am achtzehnten Februar forderte schließlich der unverdrossene Frager allen Ernstes, man solle die geheimen Generalstabsakten herbeischaffen, und gerieth außer Rand und Band, als auch dieser Antrag grausam abgelehnt wurde. Wir müssen bei diesem Punkt, der die Schamlosigkeit des Verfahrens besonders deutlich zeigen soll, einen Augenblick verweilen. Der General de Pellieux, dem der Zorn über die hinter-

listigen Verdächtigungen der Heerführer den alten Soldatenkopf erhitzte, hatte, um der Sache ein Ende zu machen, unter seinem Zeugeneid erklärt, noch im Jahre 1896 sei die Schuld Alfreds Dreyfus durch ein neues Dokument unzweideutiger Herkunft bewiesen worden, das in den Generalstabsakten aufbewahrt werde, und dem Gerichtshof anheimgestellt, den General de Boisdeffre selbst darüber zu hören. Der Generalstabschef kam am nächsten Mittag, bestätigte die buchstäbliche Richtigkeit der Aussage Pellieux' und wurde vom Vorsitzenden wieder entlassen, ohne daß Herr Labori die Absicht, ihm ein paar Dutzend Fragen zu stellen und ihn mit dem noch näher zu betrachtenden, ihm untergebenen Oberstlieutenant Picquart zu konfrontiren, ausführen konnte. Darob ungeheure Entrüstung des Anwaltes, der das neue, ihm ganz unbekannte Beweisdokument sofort das Werk eines Fälschers nennt und die Vorlegung des Aktenbündels verlangt, und schrilles Wuthgekreisch in der Syndikatspresse, weil dem Vertheidiger sein geheiligtes Recht, an jeden Zeugen nach der Aussage Fragen zu richten, geraubt worden sei. Man braucht nicht erst zu erwägen, ob das Interesse der Landesvertheidigung in diesem Fall nicht die Abweichung von der Rechtsregel geboten hätte, die hier, da jede Antwort verweigert worden wäre, doch nur formale Bedeutung haben konnte. Das ist nicht nöthig, denn es ist mindestens zweifelhaft, ob der General de Boisdeffre, als er auf Pellieux' Anregung zum zweiten Mal an der Barre erschien, überhaupt noch Zeuge war oder zu den Personen gehörte, die der Präsident vorladen darf und von denen der Paragraph 269 der Strafprozeßordnung sagt, que leurs déclarations ne seront considérées que comme renseignements. Der General hatte nichts mehr zu bezeugen; er wurde über einen mit dem Beweisthema nicht zusammenhängenden Vorgang gehört, den der nicht zu zähmende Eifer des Herrn Labori in die Debatten geschmuggelt hatte, und unterstand wohl kaum noch dem Fragerecht des Vertheidigers. Das also ist der gräßlich ragende Gipfel der Schamlosigkeit, den Herr Delegorgue mit seinen Spießgesellen zu erklettern vermochte. Man übersetze die Sache in unser geliebtes Deutsch; man stelle sich vor, die Generale Graf Schlieffen und von Hahnke erklärten vor Gericht, in ihren geheimen Akten sei ein Brief, dessen Inhalt sie zwar wörtlich citiren, dessen ihnen genau bekannten Absender sie im Staatsinteresse aber nicht nennen dürften, und die Richtigkeit dieser beschworenen Angabe würde von einem Anwalt bezweifelt, die ganze Aussage von ihm als völlig werthlos bezeichnet, bis der Brief herbeigeschafft und geprüft worden sei. Ob dieser Anwalt wohl noch oft die Robe trüge? . . Aber man braucht, um die Frechheit des Schwindels zu fühlen, überhaupt nur einen Augenblick zu bedenken,

wie dieselbe Sache sich in Deutschland abgespielt hätte. Der Artikel wäre konfiszirt, der Verfasser in Untersuchunghaft geschleppt worden. Nach ein paar Monaten wäre er, mit halb schon gebrochener Kraft und ohne jede Kenntniß der draußen inzwischen für oder gegen ihn entstandenen Stimmung, auf der Anklagebank erschienen. Seinen Vertheidiger hätte er während der ganzen Zeit vielleicht dreimal flüchtig im Gefängniß gesehen, sein Haus wäre durchstöbert, seine vom Untersuchungsgefängniß aus geführte Korrespondenz von der Staatsanwaltschaft kontrolirt worden. Der Präsident würde ihn wie einen bösartigen Missethäter behandeln, der Vertreter der Anklage ihn als den Auswurf der Menschheit schildern, als einen gewissenlosen Wicht, den Eitelkeit und Großmannssucht zu niederträchtiger Schmähung der höchsten militärischen und civilen Würdenträger getrieben habe. Seine Entlastungzeugen würden vom Vorsitzenden, der ja aus den Untersuchungakten schon wüßte, was sie zu sagen haben, entweder abgelehnt oder mißtrauisch verhört, ihre Aussage vom Staatsanwalt möglichst unangenehm kommentirt, ihre Glaubwürdigkeit angezweifelt und jede etwas weiter zielende Frage des Vertheidigers als unverschämter Obstruktionversuch abgeschnitten werden. Zeugen, die über den Charakter und die bona fides des Angeklagten aussagen sollen? Unsinn; sein sogenannter Charakter hat mit der Sache nichts zu thun und über seinen guten Glauben wird die Weisheit des Gerichtshofes rechtzeitig befinden. Zeugen, die den Angeklagten etwa gar verherrlichen, ihn einen bedeutenden Dichter, einen großen Bürger nennen und das Verdienst, das er sich gerade durch den inkriminirten Artikel erworben habe, rühmen wollten? Kein deutscher Anwalt würde auch nur daran denken, in einem Preßprozeß solche Zeugen zu laden, denn er wüßte, daß die Richter ihn dann wie einen unheilbar Geisteskranken anstarren würden. Im Prozeß Zola erschien kein einziger Belastungzeuge und der Staatsanwalt van Cassel öffnete während der Beweisaufnahme nicht das Gehege der Zähne. Herr Labori beherrschte die Verhandlung souverain; er ließ Tage lang ganze Schaaren angeblicher Entlastungzeugen aufmarschiren, die über die Schuldfrage nicht eine Silbe zu sagen hatten, in endlosen Plaidoyers aber dem grand citoyen Emile Zola huldigten, der dann selbst noch ein mit Beschimpfungen der Minister und des Generalstabes gefülltes Feuilleton vorlesen durfte; er plaidirte, um seine schöne Stimme zu schonen und nie länger als höchstens drei bis vier Stunden zu sprechen, drei Tage hindurch und erzählte bei dieser guten Gelegenheit den Geschworenen und dem Publikum alle unkontrolirbaren Hintertreppengeschichten, die seit Monaten die Syndikatspresse gesammelt hatte. Der Anwalt, der den

Beweis führen kann, daß Aehnliches ihm in einem politischen Prozeß vor deutschen Gerichten jemals gestattet wurde, möge sich melden; wenn sein Beweis vor einem nach den üblichen Sitten zu wählenden Schiedsgericht gelingt, soll eine Prämie von tausend Mark ihm bewilligt sein.

Die Taktik des Herrn Labori hat in Frankreich nicht ans ersehnte Ziel geführt. Seine unerträgliche Schwatzhaftigkeit verstimmte allgemach, seine Versuche, ein Halbdutzend alter Soldaten der Lüge und der Fälschung zu zeihen, empörten sogar die Leute, die in der Sache Dreyfus Zola nicht Partei ergriffen hatten, und am Ende mußte auch dem blödesten Mitglied der Jury einleuchten, daß dieser wild herumfuchtelnde robin von allen möglichen Dingen sprach, nur nicht, auch nicht mit der leisesten Silbe, von den Sätzen, die doch allein Gegenstand der Anklage waren. Der geriebene Rabulist, dem der Präsident unter Beifallsstürmen zugerufen hatte, Ehre und Sicherheit des Vaterlandes seien schließlich doch wichtiger als angemaßte Rechte der Vertheidigung, änderte sein Benehmen und ließ sich während der letzten Tage herab, der Armee und ihren Führern die süßesten Phrasen zu spenden. Den deutschen Affiliirten des Syndikates genügten für ihre Zwecke aber seine früheren Leistungen: trotzdem Jeder weiß, daß alle Betheuerungen eines Vertheidigers mit äußerster Vorsicht aufzunehmen sind, wurde in diesem Fall Alles, was der Vertheidiger sagte, als lauterste, unanfechtbarste Wahrheit und Alles, was von irgend einer Seite dagegen vorgebracht wurde, als ruchloseste Lüge hingestellt. Wenn die Franzosen während des Judenflintenprozesses dieses System angewandt hätten, müßte Herr Ahlwardt ihnen heute ein lichter Heros, sein Vertheidiger mindestens ein Labori und das Deutsche Reich ein verrottetes Heim schmählichster Arglist scheinen.

Unter den Todsünden, die der schamlose Gerichtspräsident begangen haben soll, muß eine hier wenigstens noch schnell betrachtet werden. Ganz besonders niederträchtig, so ruft das Dreyfusvolk, habe Herr Delegorgue gehandelt, da er dem General de Boisdeffre erlaubte — richtiger: ihn nicht hinderte —, ein paar Worte an die Geschworenen zu richten und ihnen zu sagen, die Führer des Heeres seien, wenn das Volk mit ihrer Thätigkeit nicht mehr zufrieden sei, bereit, besseren Männern zu weichen. Man möchte nun eigentlich meinen, diese Erklärung, die das souveraine Volk als höchsten Richter auch im Bereich der Armee anerkennt, müßte das Herz jedes aufrechten Demokraten erfreuen. Diesmal aber lautete das Urtheil anders: der Generalstabschef habe, so hieß es, mit seiner Anrede auf die Geschworenen einen „ungeheuren seelischen Druck" geübt, der sie zwang, Zola schuldig zu

sprechen, weil ein Freispruch den Rücktritt der Heerführer herbeigeführt hätte. Das Bekenntniß ist zunächst recht interessant; so gering schätzt also die Demokratie die sonst in den vollsten Brusttönen als Allheilmittel gepriesene Institution der Laiengerichte, daß sie den Geschworenen, die doch Fleisch von ihrem Fleisch sind, ohne weitere Beweisindizien zutraut, sie könnten unter autoritärem Druck das Recht gewissenlos beugen! Und handelte es sich hier wirklich um einen unerlaubten Versuch der Beeinflussung? Sprach der böse Boisdeffre denn nicht nur aus, was Jeder seit Wochen wußte und was der General in minder erregter Stimmung wohl kaum noch ausdrücklich erwähnt hätte: daß Zolas Freisprechung die von ihm der schwersten Verbrechen bezichtigten Offiziere aus der Armee treiben mußte? War ihr Rücktritt nicht eine nationale Nothwendigkeit, wenn ein Volksgerichtsurtheil ihrem Ankläger Recht gab? Hatten die von Zola geladenen Zeugen und Sachverständigen, die seinen hohen sittlichen Muth und seine Bürgertugenden feierten, etwa nicht einen Druck auf die Geschworenen zu üben versucht? Ihnen, die er schmeichelnd la conscience légale de la nation nannte, hatte Herr Jaurès eine lange politische Rede gehalten, die kein noch so feines Fädchen mit dem Gegenstand der Anklage verband; ihnen hatten die Senatoren Ranc, Thévenet, der Freund des Spitzbuben Jacques Meyer, und Trarieux, der juristische Berather der gallo-jüdischen Börsencoulissenhäuser, hatten noch andere dunkle Ehrenmänner die Unschuld und den Edelmuth Zolas in herrlich leuchtenden Farben gemalt, — und Allen hatte der Vorsitzende volle Redefreiheit gewährt. Was ihnen gestattet war, konnte dem am Schwersten beschuldigten Generalstabschef nicht geweigert werden; und Boisdeffre sprach, nachdem Jaurès eine Stunde lang erzählt hatte, die unheilvolle Thätigkeit der Generale müsse das Heer künftigen Niederlagen entgegenführen, kaum drei Minuten. Man übertrage auch diesen Vorgang in unsere heimischen Verhältnisse; man stelle sich vor, Herr Bebel habe als Zeuge vor dem Schwurgericht eine wilde agitatorische Rede über die angeblichen Gräuel des Militarismus gehalten, und frage sich, ob es als unerhörter Frevel gelten würde, wenn Herr von Goßler oder Graf Schlieffen auf diesen Brandruf ein paar Worte zu erwidern wünschte. Vielleicht erinnert Mancher sich noch der merkwürdigen Art, wie in politischen Prozessen des vorigen Jahres die Herren von Marschall und von Mirbach als Zeugen auftraten, und der Thatsache, daß die Aussagen dieser Herren vom Spruchgericht — das nicht Laien, sondern von der Gunst der Regirung in ihrem Fortkommen abhängige Beamte bildeten — zur undiskutirbaren Grundlage

der Verhandlung gemacht wurden. Wenn ein Labori Herrn Marschall von Bieberstein über sein leider nur von ihm selbst geschildertes Verhältniß zur Presse und über andere interessante Heimlichkeiten, Herrn Hammann über seine alten und neuen Beziehungen zur politischen Polizei eindringlich befragt hätte, dann wären am Ende noch allerlei anmuthige Wahrheiten ans Licht des Tages gelangt, die nun im Finsteren blieben. Aber auch dieser Vergleich ist unnöthig; denn kein Unbefangener kann zweifeln, daß Zola von den Geschworenen der Beleidigung schuldig gesprochen worden wäre, auch wenn Boisdeffre kein Wort gesagt und Pellieux den im Jahre 1896 gefundenen Beweis für die Schuld Alfreds Dreyfus gar nicht erwähnt hätte. Er mußte verurtheilt werden, weil er nicht einmal den Versuch gewagt hatte, die Berechtigung des von ihm dem Kriegsgericht gemachten Vorwurfes nachzuweisen.

Darauf kam es ihm auch wohl gar nicht an; er wollte auf Umwegen beweisen, daß Dreyfus unschuldig ist, oder wenigstens, daß er ungesetzlich verurtheilt wurde und das Urtheil deshalb aufgehoben werden müsse. Zu diesem Zweck ließ er die von der Familie Dreyfus für schweres Geld gemietheten Sachverständigen laden, die bezeugen sollten, nicht der auf die Teufelsinsel Verbannte, sondern der fleckige Major Esterhazy habe das berühmte Bordereau geschrieben. Die Herren haben sämmtlich das Original des Bordereaus nie auch nur eine Sekunde gesehen und dennoch, trotzdem kein gewissenhafter Experte nach Kopien, deren Genauigkeit er nicht kontroliren kann, urtheilen wird, keck und sicher ihr Gutachten abgegeben; ihre Zuverlässigkeit mag hier noch durch zwei andere Beispiele beleuchtet werden. Einer von ihnen ging von der Ansicht aus, eine Randbemerkung des Kriegsgerichtspräsidenten sei von der Hand des Angeschuldigten geschrieben; ein Anderer, Herr Havet, membre de l'Institut, fand in dem Stil des Bordereaus „germanischen Geist" und behauptete, nur Esterhazy, nicht Dreyfus könne den unfranzösischen Satz geschrieben haben: Sans nouvelles, je vous adresse cependant quelques renseignements,— obwohl ein längst veröffentlichter, von Dreyfus aus der Verbannung an seine Frau geschriebener Brief mit den Worten beginnt: Quoique sans nouvelles depuis mon départ, j'espère cependant u. s. w. Das sind die würdigen Männer, deren Aussagen nach der Behauptung unserer Syndikatspresse genügen sollen, um die Wiederaufnahme des Verfahrens zu erzwingen. Herr von Lasteyrie und andere geachtete Mitglieder der alten Ecole des Chartes haben gegen das den Stand schändende Auftreten dieser Leute öffentlich protestirt, aber von diesem Protest angesehener Historiker, Palaeographen, Archivare und Akademiker haben deutsche Leser kein Sterbenswört-

chen erfahren. Ihnen wurde nur mitgetheilt, was sich im Interesse der großen Sache verwerthen ließ. Ihnen wurde nichts von der Rolle erzählt, die der Großrabbiner von Frankreich in der Vorgeschichte des Prozesses gespielt hatte, nicht gesagt, welche Verachtung auf dem Panamasünderhaupt des Herrn Clemenceau lastet, des Spießgesellen der Reinach und Cornelius Herz, der sich, wie weiland Herr von Hammerstein, nur noch halten kann, weil er ein gefürchteter Pistolenschütze ist und der wüthend niedergezischt wurde, als er in seinem gleißnerischen Plaidoyer, nach Servans tausendmal nachgeahmtem Muster, an die Verurtheilung des unschuldigen Galiläers zu mahnen wagte; ihnen wird auch jetzt noch der inzwischen aus dem Dienst gejagte Oberstlieutenant Picquart als eine in hehrer Hoheit strahlende Siegfriedsgestalt vorgeführt. Dieser Treffliche, ein Günstling des Herrn Joseph Reinach, war Leiter des Nachrichtenbureaus im Kriegsministerium, saß also in einer besonderen Vertrauensstellung, die äußerste Diskretion zur wichtigsten Pflicht macht. Eines Tages kam er, wahrscheinlich unter fremdem Einfluß, auf den Gedanken, Dreyfus sei unschuldig. Er leitete, ohne den Vorgesetzten eine Silbe davon zu sagen, eine geheime Untersuchung gegen den Major Esterhazy ein, in dem er den Landesverräther zu erkennen glaubte, ließ ihn Monate lang, immer auf eigene Faust, überwachen, die für ihn einlaufenden Briefe auf der Post aufhalten und öffnen und hatte im Kriegsministerium häufig ausführliche Besprechungen mit einem bürgerlichen Anwalt, dem er nicht nur Alles, was er über den in geheimer Verhandlung rechtskräftig entschiedenen Fall Dreyfus wußte, unbedenklich erzählte, sondern dem er auch, wie zwei militärische Zeugen beschworen haben, sekrete Aktenstücke zeigte. Damit aber ist die Geschichte seiner Thaten noch nicht abgeschlossen. Er forderte von einem Untergebenen ein falsches Zeugniß über die Handschrift einer Rohrpostkarte; er wollte diese Karte, um ihre Glaubwürdigkeit zu verstärken, mit einem gefälschten Poststempel versehen lassen; er versprach einem gegen Esterhazy zu werbenden Zeugen Begünstigungen im Dienst; er veröffentlichte in einer Zeitung Briefe des Generals Gonse, die er, da sie sich auf intime dienstliche Fragen bezogen, unter allen Umständen geheim halten mußte; er bekämpfte vor Gericht listig die ihm direkt vorgesetzten Offiziere, war der beste Helfer des Angeklagten, lieferte dem Vertheidiger das brauchbarste Material und verweigerte, wenn Herr Labori ihm eine Frage vorlegte, die er selbst ihm vorher suggerirt hatte, mit beredtem Lächeln im Interesse des Dienstes die Antwort. Giebt es im deutschen Heer einen einzigen Offizier, der einem solchen Kameraden die Hand reichen würde, bei deutschen Gerichten einen Staatsanwalt, der nicht

beantragt hätte, den des Meineides dringend verdächtigen Oberstlieutenant in offener Sitzung zu verhaften und so wenigstens für den weiteren Verlauf des Prozesses unschädlich zu machen? Herr Picquart verläßt sich mit Recht darauf, daß man ihn, den früheren Spionennährvater, nicht allzu rauh anpacken darf, weil er zu viel weiß, zu viele dunkle Manöver in der Nähe gesehen hat. Die einfachste Anstandspflicht mußte ihn aber, wenn er wirklich von der Unschuld des verurtheilten Hauptmanns überzeugt war und für seinen Glauben bei den Vorgesetzten kein Gehör fand, aus dem bunten Rock treiben; dann war es sein Recht, offen für Dreyfus zu wirken. Aber es scheint ein Verhängniß, daß in diesem für Wahrheit und Gerechtigkeit geführten Krieg mit Banditenwaffen gekämpft werden muß. Wars nicht ein Banditenstreich, daß alte Briefe Esterhazys aufgekauft und veröffentlicht wurden, um gegen den Spitzelmajor den Chauvinismus zu erregen? Diese Briefe beweisen nichts, — nicht einmal, daß ihr Schreiber ein schlechter Patriot ist; gerade dem hitzigsten Patrioten kann der traurige Anblick vaterländischer Zustände in Stunden des Zornes den Wunsch auf die Lippe legen, die furchtbarste Heimsuchung möge sein Volk aus heimlich fortwühlender Zerrüttung reißen; und der Ulanenbrief mußte die Franzosen daran erinnern, daß einer ihrer besten Männer, daß Voltaire einst an Friedrich den Großen geschrieben hatte, er möchte seine Landsleute vor der preußischen Uniform gern im Staube sehen, ce peuple sot et volage, aussi vaillant dans le pillage que lâche dans les combats, und daß er aus Ferney d'Alembert zugerufen hatte, er verabscheue in tiefster Seele Frankreich, das Land der Affen, die so oft Tiger werden, und wünsche nur noch, daß der König von Preußen wisse, in welchem Maß dieses Land seine Verachtung verdiene... Zola ist seinem Ziel nicht um einen Schritt näher gekommen: daß Dreyfus wirklich unschuldig ist, glaubt in Frankreich heute kaum noch ein ernsthafter, unbefangener Mensch; daß es bei der Verurtheilung aus politischen Gründen nicht ganz korrekt zugegangen ist, glauben Viele, aber sie wissen auch, daß solche Inkorrektheiten in ähnlichen Prozessen, wo fremde Diplomaten die Hand im Spiele haben, nicht so selten sind, wie die Schulgelehrsamkeit wähnt, sie sind überzeugt, daß ein neues Verfahren wieder zum Schuldspruch führen würde, und möchten deshalb nicht im praktisch unnützlichen Interesse einer Theorie die Leitung des Heeres vor einer neugierig zuschauenden Welt kompromittiren. Das klingt freilich brutal, klingt wie die frechste Verherrlichung der berüchtigten Staatsraison, die so oft in der Geschichte der Menschheit das Recht gebeugt und gebrochen hat. Aber ist es bisher denn überhaupt gelungen, die Brutalität aus dem Leben

der Völker zu verbannen? Ist alles Recht etwa Anderes als der kodifizirte Ausdruck brutaler Macht, den der Goldglanz der Legalität verklärt? Und haben die Leute, die in Frankreich jetzt für die heiligsten Menschenrechte zu kämpfen vorgeben, die brutalsten, schimpflichsten Mittel verschmäht?

Es ist schmerzlich, einen Dichter von der Schöpfergewalt Zolas in solcher Gesellschaft zu sehen, unter den Ranc, Reinach und Clemenceau, deren kraftlose Heuchelei er früher, als er noch Rocheforts unerschrockene Tapferkeit rühmte, selbst so grimmig gehöhnt hat, und es wäre seinen Bewunderern ein Trost, wenn sie wenigstens seine Willensleistung ohne Einschränkung loben dürften. Das ist leider unmöglich. Man muß es beklagen, daß der Mann, der neben Tolstoi der stärkste Epiker unserer Zeit ist, von seinen Gegnern so schmählich behandelt wird; und man darf sich nicht verleiten lassen, Herrn Bernard Lazare zu glauben, Zolas jetzigem Kampfgenossen und begeistertem Herold, der vor zwei Jahren in seinem Buch Figures Contemporaines sagte, der Dichter der Rougon-Macquart, dessen Lebensarbeit er sehr gering schätzte, werde stets zu jeder Erniedrigung, jeder Verleugnung oft bekannter Grundsätze bereit sein, um den Glanz seines Namens zu mehren und seine nie schlummernde Eitelkeit zu sättigen. So einfach ist der Fall Zola nicht; und solche Worte schänden den Urtheiler mehr als den Beurtheilten. Als er von Victor Hugo sprach, hat Zola einmal gesagt, die Beschäftigung mit politischen Dingen tauge nicht für die Dichter, die im Lande der Politik immer dem Auge kleiner erscheinen: ils veulent l'élargir de toute la largeur de leurs beaux sentiments et n'arrivent qu'à faire sourire. Er ahnte nicht, wie dieses Prophetenwort einst ihn selbst treffen würde. Er hat auch als literarischer Kritiker manche unhaltbare Behauptung ausgesprochen, hat über Goethe, den er nicht kennt, ein lächerliches Urtheil gefällt und Tolstoi einen armen Narren genannt; aber solcher seltenen Entgleisungen des Gedankens achtet Der kaum, der sie den politischen Urtheilen des Dichters vergleicht. Der Mann, der Gambetta unermüdlich als kleinen, unwissenden Kneipenschwätzer geißelte und gar nicht begriff, welchen nie genug zu rühmenden Dienst der Diktator seinem Lande erwies, da er, nach Sedan, lange gebundene Kräfte entfesselte und die fast schon verzweifelnde Volkheit empfinden ließ, daß ihrem aus hundert Wunden blutenden Schoß neue, köstliche Triebe entkeimen konnten; der Mann, der wider den Protestantismus zeterte, dessen Geist er nicht einmal ahnend empfindet und den er dennoch das gefährlichste Hinderniß, das dem Menschheitfortschritt in moderner Zeit entgegengethürmt sei, zu nennen wagte, — dieser Mann konnte an der Schwelle des Greisenalters

leicht in die Schlingen schlauer Börsenpsychologen gerathen. Und wenn auch der leere, nur mit Phrasen gefütterte Schwulst seiner Artikel und seiner Gerichtsrede über den Fall Dreyfus enttäuschen mußte, so war die Art, wie er diesen Fall behandelte, doch nicht überraschend. Seit sein Roman l'Argent erschienen ist, weiß man, daß der zu Ruhm und Reichthum Gelangte von sozialkritischen Regungen sich zu großbourgeoisen Anschauungen bekehrt hat; und seit er in beinahe hymnischen Tönen die Machthaber beschwor, den Panamaschmutz nicht auszubaggern, den schmählichen Raubzug, in dem er die erlaubte Kraftleistung des Stärkeren sieht, nicht mehr zu erwähnen und die Schuldigen nicht zu verfolgen, war es klar, daß mit seiner Zustimmung die geheiligte Weltordnung der Bankbourgeoisie nie gestört werden würde. Ein Satter, der von der Vortrefflichkeit des das Besitzrecht regelnden gesellschaftlichen Zustandes fest überzeugt ist, und ein als Naturalist vermummter Romantiker, der innig an den erhabenen Beruf des früh von der Muse geweihten Dichters glaubt, Alles, auch das seinem Auge Verhüllte, mit untrüglich sicherem Blick zu umfassen und zu wägen: so sah der Raritätensammler aus, den die Syndikatsfischer in ihren Netzen fingen. Als Voltaire für Calas kämpfte, für einen Toten, dem irdische Ehrung nicht mehr frommen konnte, kämpfte er für ein politisches Prinzip, gegen die Gräuel eines faulenden Rechtszustandes, von dem er an Damilaville schrieb: Les formes ont été inventées pour perdre les innocents; als Zola für Dreyfus kämpfte, sprach er gegen bestehende Zustände, gegen die Lebensprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft nicht das leiseste Wort, sondern erzählte einen Kolportageroman schlechtesten Stils von einem Bubenstück, das sechs oder acht hohe Offiziere gegen einen — doch auch mit geringerer Mühe zu beseitigenden — Hauptmann angezettelt haben sollten, und kann es nun nicht verwinden, daß man Ministern und Heerführern, die den Verurtheilten und die Schuldbeweise kennen, eher glaubt als ihm, der Dreyfus nie sah, über die Sache nur die Berichte der zunächst Interessirten hörte, aber ... ein großer Dichter ist. Er wird in einem behaglich eingerichteten Zimmer, das mit unseren Gefängnißzellen nur den Namen gemein hat, und bei selbst gewählter Kost ein Jahr lang seinem Wahn nachzudenken haben, und während der Musse vielleicht merken, daß der von ihm so oft verhöhnte Hernanidichter, der die Sache der Menschheit, nicht um billigen Lorber die eines Einzelnen zu führen empfahl, moderner war als er und daß er aus seinem Dichterhimmel fallen mußte, als er an der Spitze eines Schwindlerheeres den Schritt ins Märchenreich der Wahrheit wenden wollte.

♣

Deutsche in China.

In der „Zukunft“ vom zwölften Februar hat Karl Peters folgende Sätze ausgesprochen: „Daß China kein Platz für deutsche Kolonisation ist, liegt auf der Hand. Es wäre genau so, wie wenn man Weizen in ein Riedgrasfeld säen wollte. China kann seine eigene Bevölkerung längst nicht mehr ernähren und jede deutsche Einwanderung würde von der viel billiger arbeitenden chinesischen Konkurrenz erstickt werden wie der Weizen im Riedgras.“ Auch von Karl Peters allein ausgesprochen, würden diese Worte für mich Gewicht haben, und da die gesammte deutsche Presse, so weit man sie eben von Schottland aus kennen lernen kann, seit Wochen den selben Satz vertreten und allen Lobeserhebungen über die Erwerbung von Kiautschau einschränkend hinzugefügt hat, ein Feld für deutsche Kolonisation biete Kiautschau — und Schantung überhaupt — leider nicht, so sollte ich mich vielleicht dabei beruhigen, zumal auch in der Verhandlung des Reichstages vom achten Februar keine entgegengesetzte Meinung ausgesprochen worden ist. Allgemein hat man da eine chinesische Einwanderung nach Deutschland befürchtet, — eine Annahme, die nur bei völliger Unkenntniß auf dem Gebiete der Bevölkerungwissenschaft erklärlich ist. Wenn Bebel von einer solchen Gefahr spricht, so ist Das begreiflich, denn gerade die geflissentliche Nichtachtung der Thatsache der großen Leistung- und Begabungunterschiede der einzelnen Menschen und Stämme ist ja der Kennzug des marxischen Systems; wenn diese Thatsache anerkannt würde, so fiele das Dogma, daß die schlimme Lage mancher Volksklassen in der Bedrückung durch andere, in niedrigen Löhnen, ihren Grund hat, nicht in der allzu geringen Leistungfähigkeit dieser Klassen selbst. Aber wenn sogar der Nationalliberale Dr. Hasse meint, die Gefahr, daß von China aus Menschen und Industrieprodukte nach Deutschland eingeführt werden könnten, sei nicht zu unterschätzen, so muß man darüber staunen, daß Mitglieder deutscher Parlamente den Fortschritten der Sozialwissenschaft so wenig folgen.

Im Jahre 1892 maß China 11 Millionen Quadratkilometer und seine Bevölkerung wurde allgemein auf 362 Millionen geschätzt, d. h. auf den Quadratkilometer kamen 33 Einwohner. In dem selben Jahre sagte man Deutschland eine Größe von 540000 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von 49½ Millionen nach, d. h. 91 Bewohner auf den Quadratkilometer. Heute wird die Bevölkerung Chinas auf „rund 400 Millionen“ angegeben, was ich zwar für etwas hoch gegriffen halte, aber für erwiesen annehmen will. Ist es richtig, dann kommen heute 36½ Einwohner auf den Quadratkilometer, während nach dem Steigen der Bevölkerung Deutschlands auf 53 Millionen bei uns heute auf den Quadratkilometer 98 Einwohner kommen. Nun weiß ich sehr wohl, daß, wenn man von China spricht, man eventuell das „eigent-

liche China" oder Land der achtzehn Provinzen meinen kann, das bei einem Umfang von 4 Millionen Quadratkilometern 1892 350 Millionen haben sollte und heute, wie wir annehmen wollen, 388 Millionen hat. Demnach kamen 1892 auf den Quadratkilometer 90 Einwohner und heute kämen auf ihn 97 Einwohner, d. h., immer noch je einer weniger als im Deutschen Reich. Nun wissen wir aber, daß Deutschland eine ganz hübsche fremde Einwanderung hat, und zwar eine slavische, in Sachsen eine wesentlich czechische, in Brandenburg, Pommern und im ganzen Nordosten überhaupt eine wesentlich polnische. Den, der sich dafür speziell interessirt, darf ich vielleicht auf meine beiden Aufsätze „Fremde Arbeit" in der „Zukunft" vom fünfundzwanzigsten April und zweiten Mai 1896 verweisen. Seitdem hat sich diese Einwanderung noch wesentlich vermehrt und in dem westfälischen Kohlenbezirk sind ganze polnische Kolonien entstanden. Hier interessirt uns nur die Thatsache, daß Deutschland eine jährliche Einwanderung von mehreren Tausenden (vermuthlich 2 bis 4000) fremder Arbeiter hat, während es zugleich einen starken Auswandererstrom übers Meer sendet. Großbritannien und Irland mit 1892 315 000 Quadratkilometern und 38 Millionen Einwohnern hatte damals 124 Einwohner auf jedem Quadratkilometer und eine jährliche Einwanderung von 6 bis 8000 Fremden. Heute hat es 40 Millionen Einwohner, von denen also 127 auf den Quadratmeter kommen. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die sogenannte Dichtigkeit der Bevölkerung ganz und gar nichts mit der Möglichkeit fremder Einwanderung zu thun hat, so wäre er damit gegeben. In jedem Falle steht fest, daß selbst das eigentliche China noch nicht einmal so dicht wie Deutschland bevölkert ist, geschweige denn Großbritanniens und Irlands Bevölkerungdichtigkeit erreicht. Wie weit aber selbst die Bevölkerungdichtigkeit Großbritanniens noch von der möglichen Bevölkerungmenge entfernt ist, soll das Beispiel des Königreiches England beweisen, wo heute auf 151 000 Quadratkilometern 31 Millionen Menschen wohnen, d. h. 205 auf den Quadratkilometer; oder das Beispiel des Bezirkes London, mit sechs bis sieben Millionen Einwohnern auf 313 Quadratkilometern, je 21 000 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Und doch ist es gerade das Königreich England, das die fremden Einwanderer fast allein aufnimmt, und in England wieder an allererster Stelle London.

England ernährt bekanntlich seine Bevölkerung sehr gut, denn die Lebenshaltung ist dort sicherlich beträchtlich höher als in Deutschland; oder vielmehr: die Bevölkerung Englands ernährt sich selbst sehr gut, denn bekanntlich ernähren selbst hundert Quadratkilometer Urwald den Menschen noch lange nicht so sicher, wie ihn seine eigene Arbeit ernährt. Daß England seine heutige Bevölkerung auch im buchstäblichen Sinne ernähren könnte, unterliegt keinem Zweifel. Heute ist nur der intensive Garten- und Wasserbau nebst Fischfang

nicht rentabel genug und durch Erzeugung von Industrieprodukten läßt sich die Lebensnothdurft viel leichter schaffen. Die Quelle der Ernährung für jede größere Menschenzahl aber ist die menschliche Arbeit und nicht der Erdboden an sich, so wenig man ihn missen kann. Würde es einst leichter werden, sich durch intensiven Gartenbau mit Kunstdüngung und täglicher Sauerstoffzufuhr durch Anhacken den Unterhalt zu verdienen als durch Maschinenbau und Baumwollspinnen, die Engländer wären die Ersten, die sich darauf verlegten. Aber selbst angenommen, England könnte seine Bevölkerung nicht ernähren, wie Peters annimmt, — die fremde Einwanderung von durchschnittlich 7000 Personen im Jahr besteht trotzdem. Der Umstand, daß ein Land im petersschen Sinne seine Bevölkerung „nicht ernähren kann“ oder doch nicht ernährt, ist demnach sicherlich kein Grund, warum fremde Einwanderung nicht möglich sein sollte.

Es muß also doch ein Unterschied bestehen zwischen dem Säen von Weizen in ein Riedgrasfeld und fremder Einwanderung in ein sogenanntes dicht bevölkertes Land. Der Unterschied liegt darin, daß der Weizen nicht arbeitet, der Mensch es aber thut und daß die Menschenarbeit, wo sie vom Verstande beherrscht wird, produktiv ist, d. h. mehr erzeugt, als durch die Aufwendung von Kraft auf die Arbeit verbraucht wird. Diesen Einwand scheint Peters selbst sofort niederzuschlagen, wenn er darauf hinweist, daß jede deutsche Einwanderung von der viel billiger arbeitenden chinesischen Konkurrenz erstickt werden würde. Es erscheint vielleicht als Ketzerei, die Frage aufzuwerfen: ist denn die chinesische Arbeit wirklich billiger als die deutsche? Ist es nicht weltbekannt, daß der chinesische Arbeiter der Hafenstädte täglich 50 Pfennige Tagelohn bekommt, der Arbeiter des deutschen Ostens aber 1,50 Mark und des deutschen Westens 3,50 Mark? Es wäre eine Thorheit, Das bestreiten zu wollen, aber daraus folgt noch lange nicht, daß der chinesische Arbeiter billiger ist. Es kommt doch nicht allein darauf an, welchen Tagelohn ein Arbeiter erhält, sondern auch darauf, welches Maß von Arbeit er dafür leistet, und wenige Menschen machen sich klar, welche Unterschiede in der persönlichen Arbeitleistung bei verschiedenen Menschen und bei verschiedenen Stämmen bestehen. Die Beschäftigung des kölner Arbeiters zu 3,50 Mark den Tag ist für den Fabrikanten unendlich viel rentabler als die Beschäftigung eines ostpreußischen zu einem Drittel dieses Lohnes; denn er thut an seiner Maschine mindestens dreimal mehr, als jener fertig bringen würde. Warum machen die schnellsten deutschen Spinnmaschinen mit ihren Spindeln nur 9000 Umdrehungen in der Minute, die schnellsten englischen 11 000 und die schnellsten amerikanischen 14 000? Der Grund liegt nicht in den Maschinen. Bei unseren heutigen technischen Verhältnissen würde es keine Schwierigkeit machen, selbst die 14 000 Umdrehungen zu verdoppeln. Der Grund liegt in der Leistungfähigkeit der

Arbeiter. Jeder Mensch kann eine Maschine nur bis zu einer ganz bestimmten Schnelligkeit bedienen. Dann „läuft sie ihm davon“, wie der Fabrikant sagt; d. h. er verliert die Herrschaft über sie; er verliert den Kopf, weiß nicht mehr, wo er im Augenblick einzugreifen hat, und läßt sie Schaden anrichten, ehe er sie zum Stillstand bringt. In England sind, wie uns Schoenhof in seinem Buche On the Economy of High Wages erzählt, mehrfach Versuche gemacht worden, die Geschwindigkeit der Spindeln weiter zu erhöhen; aber bei einer bestimmten Geschwindigkeit versagt die Arbeiterschaft ohne Ausnahme und selbst lange Uebung vermag da sehr wenig zu thun. Ich kenne einen Fall, wo es dem Arbeiter nicht mitgetheilt war, daß ein anderes Rad eingesetzt war, und die Spindel sich etwa vierhundertmal mehr in der Minute drehte als sonst. Er brachte seine Spindel zum Stillstand und bat, nach Hause gehen zu dürfen, da es ihm heute zu stark vor den Augen flimmere.

Was bedeuten diese Schnelligkeiten? Man nehme einen alten Handspinner, wie wir sie noch vor zwanzig Jahren in Krefeld hatten, oder einen chinesischen Handspinner von heute. Was leistet er? Man sagt mir, er arbeite vierzehn Stunden am Tage und Das könnten unsere Arbeiter nicht. Das gebe ich zu, aber darum handelt es sich hier nicht. Die Leistung einer Spindel ist abhängig von der Zahl der Umdrehungen. Die Handspindel macht in der Sekunde nicht ganz zwei Umdrehungen, also etwa 500 in der Minute oder sechstausend in der Stunde. Die moderne Dampfspindel macht heute in der Minute bis zu 14000, in der Stunde 840000 Umdrehungen. Wenn der chinesische Handspinner also jeden Tag 140 Stunden arbeitete, statt nur vierzehn, dann würde er immer erst Das leisten, was der amerikanische Maschinenspinner in einer Stunde schafft; oder, um es weniger paradox auszudrücken: der chinesische Handspinner muß zehn Tage lang jeden Tag vierzehn Stunden arbeiten, um das Selbe zu leisten wie der amerikanische Dampfspinner in einer Stunde. Geben wir dem Amerikaner einen achtstündigen Arbeitstag, den er gewiß nicht als Ueberbürdung empfinden wird, so muß der unglückliche Chinese achtzig Tage lang täglich vierzehn Stunden arbeiten, um das Selbe zu leisten wie der Amerikaner an einem Achtstundentage.

Allerdings folgt aus diesen Unterschieden in der Produktivität der Arbeit noch nicht der selbe Unterschied in den Produktionkosten des Chinesen und des Amerikaners. Denn der Amerikaner arbeitet in einem Industriecentrum, in dem die Bodenrente hoch ist, in kostspieligen Gebäuden, mit theuren Maschinen und mit Dampfkraft, die doch auch bezahlt sein will, der Chinese dagegen auf dem Lande, bei sehr niedriger Bodenrente, in einer Hütte mit hölzerner Spindel. Dafür bekommt der Amerikaner aber auch etwa zwölfmal mehr Lohn als sein chinesischer Konkurrent. Wer will nun noch schlechthin behaupten, der Chinese sei der „billigere Arbeiter?“

Trotzdem kann man gegen dieses Beispiel einwenden, es stelle den konzentrirten Großbetrieb mit mechanischer Kraft dem Handwerksbetrieb gegenüber, aber nicht den Maschinenspinner als Arbeiter dem Handspinner als Arbeiter. Das könnte man in gewissem Sinne gelten lassen. Stellen wir also den Chinesen an eine Dampfspinnmaschine, die vor der Hand noch ein Erzeugniß der Schöpferkraft der mittelländischen Rasse ist, an deren Wohlthaten wir ihn jedoch aus Gnade Antheil haben lassen wollen. Dieser Versuch ist gemacht worden, und zwar mehr als einmal. Ich habe neulich eine Unterhaltung angehört, in der behauptet wurde, die Dampfspinnereien in Hongkong mit chinesischen Arbeitern brächten es neuerdings, statt auf 800, auf 1000 Umdrehungen, sie hätten aber noch keinerlei Aussicht, die Japaner mit ihren erreichten 3000 Umdrehungen in der Minute einzuholen oder ihnen Konkurrenz zu machen. Der Sprecher hatte keine Ahnung von den englischen Spindelgeschwindigkeiten. Diese Angaben sind mir durchaus wahrscheinlich. Es ist aber trotzdem im höchsten Maß wünschenswerth, daß sie kontrolirt würden. Die englischen Konsulatsberichte aus China und Japan schweigen darüber; ihre Verfasser haben dieses Moment in seiner Bedeutung für die Messung menschlicher Leistungfähigkeit eben noch nicht erfaßt. Hoffentlich stehen Angaben über die Spindelgeschwindigkeiten in China und Japan in den nächsten deutschen Konsulatsberichten aus dem asiatischen Osten. Nehmen wir einmal an, die Zahlen wären wirklich als Durchschnittszahlen genau, dann arbeitete der deutsche Spinner immer noch neunmal schneller als der chinesische und dreimal schneller als der Japaner. Deshalb könnte er aber nicht etwa, um auch nicht theurer zu kommen als sein asiatischer Mitbewerber, nun einen dreifach höheren Lohn bekommen als jener, sondern nach dem Lohnleistungsgesetz einen sehr viel höheren. Denn um in einem Tage eben so viel wie mit einem deutschen Arbeiter mit einem chinesischen zu verdienen, muß der Unternehmer, statt einer Spinnmaschine, neun Spinnmaschinen kaufen, braucht ein neunmal größeres Stück Boden, neunmal größere Gebäude, neunmal mehr Licht, neunmal mehr Aufsicht, — Dinge, die solche Kosten verursachen, daß man sicher sein kann, der Deutsche kann ruhig den dreißigfachen Lohn des Chinesen bekommen und bleibt dennoch für den Unternehmer der billigere Arbeiter.

Ganz abgesehen davon, daß es tausenderlei Arbeit giebt, die der Chinese gar nicht leisten kann, namentlich in der Mechanik, Elektrotechnik, Technik im Allgemeinen, ist es der Deutsche, der bei den Arbeiten, die Beide zu thun im Stande sind, den Chinesen unterbietet, und nicht umgekehrt. Und Das wird um so deutlicher, als in den chinesischen Hafenstädten die Löhne ganz beträchtlich in die Höhe zu gehen beginnen und in Japan sogar mit dem Eintritt begabterer und leistungfähiger Elemente in die Industrie, die bisher nur den Auswurf der Bevölkerung in sich barg, so rasch, daß diese junge

Industrie fast gefährdet erscheint. Von 1873 bis 1894 sind nach dem chinesischen Konsulatsberichte die Löhne um 32 Prozent gestiegen, die Kosten der Lebenshaltung dagegen um 64 Prozent, wonach eine allgemeine Verelendung stattgefunden haben müßte. Aber diese zurückliegenden Zahlen sind nicht zuverlässig. Die Zeitschrift American Trade, Organ der National-Association of Manufacturers, vom fünfzehnten Dezember 1897 giebt eine eingehende Statistik über das Steigen der Löhne in Japan im Jahre 1896/97.

	Tägliche Löhne in Silber-Yens = 2 Pfg.		
	August 1896	August 1897	in Prozenten.
Maurer	50	80	+ 60
Dachdecker . . .	40	65	+ 60
Zimmerleute . .	40	63	+ 50
Ziegeldecker . . .	50	70	+ 40
Tischler	50	70	+ 40
Eisengießer . .	65	90	+ 38
Stuckateure . . .	60	80	+ 33
Schmiede	45	60	+ 30
Kulis	30	40	+ 30
Ziegelarbeiter . .	40	50	+ 25
Holzhacker . . .	60	60	+ 16
		Durchschnitt	+ 45 Prozent.

An dieser Liste ist besonders interessant der geringe Fortschritt der Kuli-, Ziegelarbeiter- und Holzhackerlöhne, verglichen mit gelernten Handwerken und Fabrikarbeit, wie der der Eisengießer. Es wäre wunderbar, wenn die Leistungfähigkeit der Nation sich in dem selben Maße höbe wie diese Löhne. Das ist ganz ausgeschlossen. Das Steigen der Löhne, namentlich für höhere Arbeit, rührt vielmehr augenscheinlich nur von plötzlich ungeheuer verstärkter Nachfrage nach Arbeitkraft her, die die Löhne zunächst hoch hinauf treibt, unbekümmert darum, ob die Industrie dabei auch noch konkurrenzfähig bleibt. Die Löhne der Eisengießer mit 1,80, der Maurer mit 1,60, der Ziegeldecker und Tischler mit 1,40 Mark unterscheiden sich keineswegs beträchtlich von denen des deutschen Ostens, wo sie bei ganz bedeutend höherer Leistung nur um etwa eine Mark höher sind.

Wenn Bevölkerungdichtigkeit und niedrige Lohnsätze kein Hinderniß für fremde Einwanderung bieten, — giebt es dann vielleicht solche Hindernisse überhaupt nicht? Oder was bestimmt die Einwanderungmöglichkeit in ein Land? Die positive Antwort darauf ist nicht schwer zu geben. Adolph Wagner verdanken wir die erstmalige Durchdenkung des ganzen abstrakten Gebietes, das hier in Frage kommt. Es ist nicht die Bevölkerungdichtigkeit, sondern die Bevölkerungspannung. Früher war man der Meinung, daß der Einwanderer-

strom dem höheren Lohn zustrebe. Das ist nicht richtig. In England sind die Löhne sehr viel höher als in Frankreich und doch hat Frankreich einen jährlich um 22000 Einwanderer stärkeren Einwandererstrom. Nicht auf die absolute Höhe des Lohnes kommt es an, sondern auf die relative, auf das Verhältniß des Lohnes zur Leistung, das sich in einem einfachen Bruch ausdrücken läßt. Ist die Tagesleistung des ostpreußischen Fabrikarbeiters 1 und sein Lohn 2 Mark, so ist die ostpreußische Bevölkerungspannung in dieser Bevölkerungschicht $1/2$. Ist die Tagesleistung des rheinischen Arbeiters 2 und sein Tagelohn 3 Mark, so ist die rheinische Bevölkerungspannung in dieser Bevölkerungschicht $2/3$ und für den Ostpreußen besteht keinerlei Zug nach dem Westen. Bekäme aber der Rheinländer bei Leistung 2 an Tagelohn 5 Mark, so wäre die rheinische Bevölkerungspannung dieser Schicht $2/5$, also unter $1/2$, und für den Ostpreußen wäre die Auswanderung nach dem Rheine verlockend. Dabei ist dann noch ein kleiner Zuschlag wegen des Lohnleistungsgesetzes zu machen, über das ich in der „Zukunft“ vom fünfundzwanzigsten April 1896 gesprochen habe. Lassen wir einmal das Lohnleistungsgesetz aus dem Spiele, das die Sache für den Deutschen um mindestens das Dreifache günstiger gestaltet, so hätten wir für die Chinesen der Hafenstädte bei 50 Pfennig Tagelohn und Leistung 1, die Bevölkerungspannung $1/2 = 2$ und für den Deutschen bei 2 Mark Tagelohn und Leistung 9 $9/2$, also $4^1/2$; dabei wäre eine chinesische Einwanderung in deutsche Gebiete niemals denkbar, die deutsche müßte aber dem Chinesen wegen dessen nicht einmal gleich großer Bevölkerungspannung ein furchtbarer Konkurrent in China werden.

In neuerer Zeit ist die Einwanderung von Menschen höherer Rassen mit höherer Leistungfähigkeit nach Ländern mit wenig leistungfähigen Einwohnern geradezu die Regel geworden. Die ganze Ausdehnung der mittelländischen Rasse über Amerika verdankt dieser Thatsache ihr Dasein. Die Besiedelung Afrikas und Australiens durch Mittelländer, die wir jetzt erleben, bedeutet das Selbe. Aber auch wo bereits feste Staatenbildungen nach europäischem Muster bestehen, zeigt sich dieser Zug. Wir haben jetzt die Verpflanzung großer Gruppen belgischer Bergarbeiter nach Rußland. Im Jahre 1897 allein sind 1500 belgische Familien nach russischen Eisengruben und Eisenwerken übergesiedelt. Eben dahin gehört das Abziehen von Tausenden von Ruthenen aus Galizien und der Bukowina nach Rußland.

Wenn es jemals einen fruchtbaren Boden für deutsche Einwanderung gegeben hat, dann ist es China. Und zwar nicht etwa nur für deutsche Unternehmer, die mit chinesischen Kulis arbeiten, sondern noch viel mehr für deutsche Arbeiter. Es läßt sich voraussagen, daß die Ausbeutung der Kohlenlager im Hinterlande von Kiautschau durch mittelländische Arbeiter und Maschinen sehr viel billiger sein wird als der Handbetrieb durch Kulis; und das

Selbe gilt von allen höheren Beschäftigungen, bei denen Aufmerksamkeit und Geschwindigkeit zu bethätigen ist. Wenn sich Kiautschau nur in anderer Hinsicht zur Siedelung eignet, was ich nicht beurtheilen kann, so hieße es, eine große Gelegenheit für eine bedeutende deutsche Siedelung, die einst vielleicht ein ganzes Land umfassen wird, verstreichen lassen, wenn der auswanderunglustige Deutsche das deutsche Gebiet um Kiautschau grundsätzlich außer Acht ließe. Was Indien für England geworden ist, kann für uns China werden, — und noch viel mehr. Denn Indien erlaubt kaum große europäische Siedelungen, wenn auch nur aus klimatischen Gründen. Ganz Indien hat heute noch keine zweihunderttausend englische Siedler. Hoffen wir, daß Kiautschau und Schantung im Allgemeinen in einem Jahrzehnt eine Million Deutsche habe, die den heute dort hausenden Mongolen durch Unterbietung die Arbeitgelegenheit entzogen, sie ins Inland zurückgedrängt oder sie gar zum Daseinsthore hinausgedrängt haben. Das ist das gute Recht der stärkeren Rasse, und wenn es aufgehoben würde, dann würde es mit der Menschheit rückwärts gehen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.



Der Eventual-Dolus.

Einer der schlimmsten Auswüchse des verbrecherischen Triebes im Menschen ist der Eventual-Dolus. Wenn schon der eigentliche Dolus Unheil genug in der Welt anrichtet, so sind die Verwüstungen des Eventual-Dolus vollends unabsehbar; und leider scheint er den meisten Menschen schon angeboren oder doch mit der Muttermilch — bezw. der mütterlichen Soxhlet-Flasche — eingesogen zu sein. Man beobachte nur ein Kind, wie es bei seinen scheinbar harmlosesten und durchaus erlaubten Handlungen mit scheuem Blicke irgend einen Eventual-Dolus ausbrütet und sich keinen Augenblick sicher vor Prügeln fühlt, — und man wird zugestehen, daß es sich hier um einen besonders tief eingewurzelten Zweig der alten Erbsünde handelt. Bringt ja auch bereits der Klapperstorch die kleinen Kinder mit dem Eventual-Dolus, die Mutter dabei ins Bein zu beißen.

Schon die bloße Begriffsbestimmung des Eventual-Dolus läßt uns die erhöhte Verwerflichkeit, die furchtbare Gefährlichkeit dieser Abart erkennen. Während nämlich beim eigentlichen oder direkten Dolus die Erreichung eines bestimm-

ten rechtswidrigen Erfolges der Zweck des Handelnden ist, steht das Streben nach einem solchen Erfolge dem Eventual-Verbrecher nicht einmal entschuldigend zur Seite: er will die Früchte seines Dolus nicht genießen, er hat nicht einmal den festen Willen, sie zu erzeugen, er „nimmt sie nur mit in sein Bewußtsein auf“ und verdaut sie darin gewissermaßen im Voraus, d. h. er läßt sich ihr Entstehen für den Fall, daß es eine Folge seines Thuns sein sollte, mehr oder weniger gern gefallen. Die Rechtsverletzung ist also hier offenbar eine besonders frivole und verwerfliche. Sie ist aber auch eine besonders gefährliche, einmal wegen der Vielseitigkeit und dann wegen der schweren Erkennbarkeit des Eventual-Dolus. Der eigentliche Dolus ist stets ein einheitlicher, er fliegt, wie eine ehrliche Kanonenkugel, nach einer bestimmten Richtung, der Eventual-Dolus dagegen kann nach allen Seiten auseinander flattern, wie die Geschosse einer heimtückischen Mitrailleuse; er will das Bollwerk des Rechtes nicht einfach mit einem Loche durchbohren, sondern es nach allen Seiten hin niederkartätschen. Wohin der eigentliche Dolus will, erräth man leicht — man sieht ihn, so zu sagen, fliegen —, während man einer Explosion des Eventual-Dolus gegenüber völlig rathlos dasteht. Ein Beispiel wird Das veranschaulichen. Nehmen wir an, Jemand gieße aus seinem Fenster einen Topf mit irgend welcher Flüssigkeit auf die Straße. Der direkte Dolus ist hier der einer einfachen Polizei-Uebertretung und empfängt seine Quittung mit fünf bis zehn Mark Geldstrafe oder im Nichtbeitreibungfalle mit entsprechender Haftstrafe. Aber welche Fülle von Eventual-Doli kann in einer solchen schlichten, gewiß ohne erhebliche Vorbereitungen ins Werk zu setzenden Handlung stecken! Der Ausgießer des Topfes kann z. B. wissen, daß sein persönlicher Feind, der Registrator Peinlich, um diese Zeit an seinem Hause vorüberzugehen pflegt, und zwar, korrekt wie immer, im tadellosen Gehrock und Cylinder, die er sich vielleicht — auch Das ist dem Verbrecher bekannt — erst kürzlich wieder neu hat anfertigen lassen. Die Flüssigkeit des Topfes ist für neue Anzüge nicht günstig — auch hierüber wird der Sünder nicht im Zweifel sein —, sie wird dauernde Spuren auf der Kleidung des Registrators zurücklassen; der sparsame, in knappen Verhältnissen lebende Mann wird zu einer kostspieligen Neu-Anschaffung gezwungen sein, falls Spindler versagt, er wird dadurch voraussichtlich in Schulden gerathen, die dann lawinenartig anwachsen und seine Stellung gefährden. Aber noch mehr. Es ist im Januar — nicht in dem des Jahres 1898 —, die Temperatur der Luft ist erheblich unter Null, die der Topf-Flüssigkeit nur wenig darüber; der notorisch kränkliche Registrator wird vielleicht durch den kalten Guß eine Influenza davontragen, die sich mit Lungenentzündung komplizirt, und wird nach dem Süden reisen müssen, er wird dazu seine Kasse angreifen und selbst kassirt werden, die Verlobung seiner Tochter wird zurückgehen u. s. w. u. s. w. Alles Dies ist

keineswegs sicher, nicht einmal, daß der Registrator im entscheidenden Augenblick an dem Hause vorbeikommt, aber der Mann mit dem Topf, der die Verhältnisse genau kennt, malt sich alle jene Möglichkeiten aus, er „nimmt sie in sein Bewußtsein auf", und wenn er sie auch nicht geradezu erstrebt, so läßt er sich durch sie doch keineswegs abschrecken, — im Gegentheil: der Gedanke an sie ist gerade die Würze seines sonst nicht sehr ersprießlichen Handelns. Ein solcher Fall zeigt so recht, was für ein plumper, harmloser Geselle der direkte Dolus im Verhältniß zu seinem bösartigen Zwillingsbruder eigentlich ist. Hier die Verletzung einer einfachen Polizeivorschrift, dort Werfen von Gegenständen auf Menschen, Sachbeschädigung, Körperverletzung mit dem Erfolge dauernden Siechthumes, Anstiftung zur Untreue und Unterschlagung, Bruch eines Verlöbnisses, — und wer weiß, was sonst noch Alles!

Der direkte Dolus also verletzt in der Regel nur eine Strafbestimmung, im günstigsten Falle — d. h. für den Staatsanwalt günstigsten — kann er es wohl einmal auf drei bis fünf zugleich bringen; man spricht dann technisch von „Ideal-Konkurrenz", einer Art unlauteren Wettbewerbes mehrerer Strafandrohungen. Der Eventual-Dolus aber, heilig groß, kann in seinem Mutterschoß alle 370 Paragraphen des Strafgesetzbuches auf einmal umfassen und vielleicht noch einige Spezial-Bestimmungen von Reichs- oder Landes-Gesetzen dazu. Soll man ihn nun nach allen diesen bestrafen? Das ist, so wünschenswerth es wäre, leider nicht möglich. Denn zunächst: wie soll man alle Richtungen des Eventual-Dolus, die in einer Handlung zum Ausdruck gekommen sind, erkennen? Man müßte schon gerichtlich vereidete Gedankenleser anstellen oder röntgensche Verbrecher-Durchleuchtung-Apparate aufstellen. Auch würden alle unsere Gefängnisse und Zuchthäuser zur Unterbringung der Eventual-Verbrecher nicht ausreichen, zumal jeder Gefangene neuerdings seine sechzehn Kubikmeter Luft von Rechts wegen zu beanspruchen hat; auch wenn man etwa für Eventual-Dolose acht Kubikmeter für ausreichend erklären wollte, wäre noch kein genügender Raum zu schaffen. Es bleibt also nur übrig, den Eventual-Dolus da, wo er besonders deutlich und bedenklich zu Tage tritt — z. B. bei Majestät-Beleidigungen —, zu fassen und scharf zu bestrafen, wie es bereits von manchen höheren Gerichten mit dankenswerther Energie angebahnt worden ist.

Doch wenn die Praxis hier gedeihlich wirken soll, so bedürfen zunächst Theorie und Gesetzgebung noch in manchen Beziehungen der Ausgestaltung. Man wird z. B. kaum umhin können, eine besondere Bestrafung des „Eventual-Dolus im wiederholten Rückfalle" zu schaffen, da das frivole Spielen mit dem Strafgesetz, das den Eventual-Dolus charakterisirt, gewiß leicht zur Spielpassion wird. An welchen äußeren Merkmalen man einen solchen mit der Eventual-Dolosität Behafteten erkennt, wird uns Lombroso noch nachzuweisen

haben; eine starke Verdickung der Epidermis, im gewöhnlichen Leben als „dickes Fell“ bezeichnet, dürfte wohl nicht darunter fehlen. Dann noch eine weitere, höchst wichtige Erwägung: bekanntlich pflegen vorsichtige Rechtsanwälte in ihren Klagesachen neben dem Haupt- und Eventual-Antrag noch einen dritten Antrag „eventualissime“ zu stellen. Was hier zur Wahrung der Rechte von deren berufsmäßigen Vertretern geschieht, muß umgekehrt auch gegenüber den Angreifern aller Rechtsordnung möglich sein: es giebt also unzweifelhaft einen dolus eventualissimus, die letzte Reserve eines ganz besonders zähen verbrecherischen Willens und daher auch ganz besonders strafwürdig! Wie kann man diesem zu Leibe gehen?

Auch nach einer anderen Seite hin haben die Eventual-Delikte eine große Erweiterung zu erwarten. Bekanntlich giebt es neben dem Dolus ein zweites Strafbarkeit-Moment, die Fahrlässigkeit oder culpa. Daß auch diese sehr wohl als eventualis gedacht werden kann, bedarf kaum der Ausführung. Giebt es ja doch einen Grad von grober Fahrlässigkeit, der schon an Dolus streift und deshalb als culpa dolo proxima oder luxuria bezeichnet zu werden pflegt, von älteren Juristen geschmackvoll mit „Geilheit“ verdeutscht und unter diesem Namen in der Rechtswissenschaft vielfach behandelt. Die Vorstellung eines mit der „Eventual-Geilheit“ Behafteten ist hiernach zwar an sich gräulich, aber keineswegs widersinnig; und in der selben Weise läßt sich auch die geringere culpa (culpa levis) als eventuale denken. So wird selbst die mythische dritte Art der Fahrlässigkeit, die culpa levissima — von der, wie von der Sünde gegen den Heiligen Geist, Niemand recht sagen kann, worin sie eigentlich besteht — als culpa levissima eventualis zu neuem Leben erwachen, ein würdiges Gegenstück zum dolus eventualissimus.

Hier zeigt sich also für den strebsamen Juristen, den der langsame Gang unserer Gesetzgebung-Maschine zur Stagnation zu verurtheilen schien, ein äußerst ergiebiges Feld zum Anbau für Theorie und Praxis, ein juristisches Alaska. So erfreulich aber der Ausblick auf ein solches jungfräuliches Gelände an sich ist, so unheimlich berührt doch der Gedanke, daß lange Jahrhunderte hindurch die Theorie vom Eventual-Dolus bei den praktischen Juristen als bloße Spitzfindigkeit gelten konnte und dadurch das lichtscheue Gesindel der Eventual-Verbrecher, denen selbst ein direkter Dolus noch zu durchsichtig und offenherzig ist, ungestraft bis fast auf den heutigen Tag sein schnödes Handwerk treiben konnte. Vielleicht ist hierin der wahre Grund für das vielbeklagte Ueberhandnehmen der Kriminalität zu suchen, namentlich bei der dem Eventual-Dolus besonders zugänglichen Jugend. Möchte uns bald eine genaue Statistik der gangbarsten Eventual-Doli über diesen Punkt aufklären.

Otto Reinhold.



Epilog.

Die Leser werden sich entsinnen, daß ich in den Oktober- und Novemberheften der „Zukunft“ (Nr. 3, 5 und 6) des Jahres 1897 gegenüber dem wunderlichen Versuch meiner Gegner, den Beweis für die Unhaltbarkeit meiner allgemeinen geschichtmethodologischen Anschauungen durch Aussetzungen am Detail meiner Deutschen Geschichte zu führen, den Spieß umgedreht habe. Ich wies die Unrichtigkeit der gegen mich gerichteten Detailausführungen nach, benutzte aber zugleich die Methode, in der diese gemacht waren, unter Einführung der nothwendigen Verbesserungen, dazu, die lüderliche Komposition des Hauptwerkes des Hauptgegners, der Lutherbiographie von Lenz, nachzuweisen.

Ich habe damals bemerkt, daß diese Ausführungen durch einen zweiten Theil ergänzt werden würden, der sich gegen die geschichtphilosophischen Anschauungen von Lenz wenden werde. Dieser Theil ist inzwischen in einer Brochure unter dem Titel „Zwei Streitschriften“ (Berlin, Gärtners Verlag, 1897), zugleich mit dem nochmals abgedruckten ersten Theil erschienen; und ich habe bei dieser Gelegenheit das Ganze meinen Gegnern Oncken, Delbrück und Lenz noch besonders zugeeignet. Heute liegen die Wirkungen dieser Brochure vor; und ich erachte es für meine Pflicht, den Lesern im Anschluß an die früheren Aufsätze der „Zukunft“ darüber zu berichten. Nach der Art, wie meine Gegner den Kampf geführt haben, sind dabei zwei Seiten zu unterscheiden: die persönliche und die sachliche.

Was die persönliche Seite angeht, so kann ich mich kurz fassen: denn allgemein ist das Urtheil dasjenige, das in einer sehr ruhigen und objektiven Rezension des Literarischen Centralblattes am achtzehnten Dezember 1897 ausgesprochen wurde: „Das ist .. das häßlichste Moment an dieser ganzen, um Lamprechts Deutsche Geschichte sich gruppirenden Polemik, daß das persönliche Element in ihr eine solche Rolle spielt; hieran jedenfalls, gleichviel, wie man im Uebrigen über die Ergebnisse des nun schon mehrere Jahre andauernden Streites denken mag, ist nicht Lamprecht schuld.“ Es ist eine Anschauung, die, wie es zu gehen pflegt, das Ausland noch etwas klarer und schärfer zum Ausdruck bringt. Nous ne pouvons nous empêcher de trouver, heißt es im jüngsten Heft der Revue Historique, der angesehensten historischen Zeitschrift Frankreichs (66, 246; Janvier-Février 1898), de trouver, qu'on s'est attaqué à Lamprecht avec une passion et une âpreté qui dissimulent mal un sentiment de jalousie peu honorable pour ces critiques. Dans la brochure (Zwei Streitschriften) Lamprecht, sans se départir d'une courtoisie qui lui fait honneur, ramène a leurs véritables proportions les critiques de détail que Lenz, Delbrück, Oncken surtout ont dirigées contre lui.“

Aber weitaus wichtiger als die persönliche ist die sachliche Seite. Und hier herrscht bei den früher so lauten Gegnern jetzt Stille. Gestern noch auf stolzen Rossen, erachten sie jetzt als besseren Theil der Weisheit, zu schweigen. Lenz läßt seinen Entschluß, nicht zu antworten, in der Historischen Zeitschrift ausdrücklich verkünden. Es ist freilich das Beste, was er thun kann. Denn die Kritik, die seiner Theorie von der nur symptomatisch-leidenden, nicht aber kausalen Bedeutung der sozialpsychischen Zusammenhänge in der Geschichte entgegengesetzt werden konnte, ist einfach tötlich. Die ihm innig befreundete Historische Zeitschrift geht freilich auf diesen Punkt in ihrer kurzen Ansage der lenzischen Enthaltungpolitik auch nicht mit einem Sterbenswörtchen ein; sie sucht ihren Mann vielmehr dadurch der gefährlichen Lage zu entreißen, daß sie — wie mir scheint, zu Unrecht — meint, in einem nebensächlichen Punkte, der Frage nach dem sozialen Charakter der städtischen Revolutionen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, hätte ich den Beweis meiner Ansicht noch nicht erbracht. Aber während Oncken und Lenz das klügere Theil erwählt haben, zu schweigen, hat Delbrück allerdings gesprochen: mit einigen niedlichen, so recht unmittelbaren persönlichen Beleidigungen hat er tant pis que mal den allgemeinen Rückzug gedeckt. Meinetwegen: dieser Schmutz reicht nicht an mich heran.

Während aber so die Gegner den Kampf aufgegeben haben, scheinen sie wenigstens Eins aus dem Rencontre gelernt zu haben: die Nothwendigkeit, ihre eigenen Anschauungen ein Wenig zu klären. Und damit hat nun Lenz in einem Vortrag, der im Dezemberheft der Deutschen Rundschau von 1897 (S. 355 ff.) abgedruckt ist, einen Anfang gemacht, von dem ich wünschen möchte, daß er recht, recht Vielen bekannt würde. Lenz handelt da von der Möglichkeit der geschichtlichen Erkenntniß. Und er meint, daß eine reine geschichtliche Erkenntniß in früheren Jahrhunderten nicht existirt habe, da man die Geschichte als bestimmten Faktor des Handelns tendenziös in die Gegenwart gezogen habe, daß wir uns heute dagegen einer allgemeinen absoluten Objektivität erfreuen, einer Objetivität, die den Vergleich mit den Naturwissenschaften wohl aushalten könne. Welche wunderliche Täuschung! Als ob heute nicht alle unsere Geschichtschreibung, und namentlich auf politischem Gebiete, bestimmte Tendenz hätte, und sei es auch nur die nationale. Und als ob, selbst wenn diese partikularen Tendenzen fehlten, nicht unserer ganzen Auffassung die Tendenz des Geisteslebens unseres Jahrhunderts innewohnte, die selbstverständlich durch die Tendenzen kommender Jahrhunderte abgelöst werden wird! Und nun begrenzt Lenz gar seine „Objektivität" auf den Kreis nur der singulären Thatsachen der Geschichte! Als ob nicht Objektivität, so weit wir sie in höherem Maße erreichen können, nur durch Vergleichung, und Das heißt nur gegenüber solchen Kreisen von Thatsachen, deren singuläre Seiten irrelevant sind und die sich daher der Vergleichung darbieten, ganz allein erzielt werden könne! Aber freilich: solche

historische Thatsachen und Thatsachenreihen, die verglichen werden können, gehören zumeist der Kulturgeschichte an: et hic haeret aqua! Das Allermerkwürdigste aber ist, daß unser Autor — nachdem er so die vollste Möglichkeit objektiver Geschichtbetrachtung gerade unserer Zeit als ein besonderes, vermuthlich vom Himmel gefallenes Erbtheil zugeschrieben hat, was ihn zu dem größten Optimismus für die Zukunft der Geschichtwissenschaft berechtigen würde — nun auf einmal, zum Schluß seiner Bemerkungen, dem allerschlimmsten Pessimismus der Methodologie verfällt. Da vergleicht er die Historiker, die seiner Auffassung huldigen, mit den Lemuren des zweiten Theiles des Faust: „Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von Neuem Land zu gewinnen; aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab. . . . Wir wollen unsere Straße ziehen, und sollten wir selbst das Land unserer Sehnsucht auf ewig nur von fern schauen."

Die Historische Zeitschrift stellt sich zu diesem methodologischen Debut ihres Freundes vorsichtig; sie meint, es handle sich um einen populären Vortrag und es scheine, als habe der Autor damit noch nicht sein volles historisches „Credo" veröffentlicht. Wenn darin die Aufforderung an Lenz liegen soll, auf methodologischem Gebiet weiter zu arbeiten: mir solls recht sein. Seine Erstlingsgabe kann den Ruhm in Anspruch nehmen, bisher die gedankenleerste Studie auf methodologischem Gebiete während des ganzen laufenden Jahrhunderts zu sein: und so wird er, trotz augenscheinlichem Mangel an Beanlagung nach dieser Richtung, dennoch künftighin vermuthlich Besseres bringen, denn sich nach der schlechten Seite hin zu übertreffen, würde nach der bisher vorliegenden Probe selbst ihm schwer fallen. Vorläufig aber wäre es doch wünschenswerth, wenn sich vielmehr einmal der Begabteste der Gruppe der Individualisten, Max Lehmann, zum Wort meldete. Lehmann schuldet uns seit Jahren die Veröffentlichung seiner leipziger Antrittsrede, die ein vollständiges Programm der Individualisten enthielt: wir besitzen sie bisher nur auszugsweise in einem, übrigens guten Zeitungreferat (Leipziger Tageblatt 1894, Nr. 221 und daraus Zeitschrift für Kulturgeschichte, Vierte Folge, 1, 245 ff.). Würde er nicht die Güte haben, sie vollständig zum Abdruck zu bringen? Er könnte damit vielleicht in Vergessenheit gerathen lassen, wie sehr in dem Vortrag seines Gesinnungsgenossen Lenz das Unzulängliche Ereigniß geworden ist: jedenfalls aber würde er Vielen die Augen vollends öffnen für die gänzliche Unhaltbarkeit des reinen Individualismus.

Leipzig. **Karl Lamprecht.**

* * *

Lamprecht wird mirs hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich seinem Epilog ein paar Worte hinzufüge. Seit der Streit um Lamprechts Deutsche Geschichte

tobt, haben die wüthenden Herren, die den unbequem begabten leipziger Professor am Liebsten vom Erdboden vertilgen möchten, es mehr als einmal für nöthig gehalten, von ihrer steilen professoralen Höhe herab — auch Herr Hermann Oncken ist ja, Niemand weiß, auf Grund welcher Leistungen, schon in die Schaar der berliner Dozenten aufgenommen worden — mich Armen zu schelten. Herr Professor Max Lenz, Mitglied der Akademie, hat von unwissenden, aber einflußreichen Schreibern gesprochen, die Lamprecht feiern; und da ich, so viel mir bekannt ist, der Erste und sicher der Eifrigste unter den Schriftstellern war, die öffentlich aussprachen, daß sie in dem Verfasser der Deutschen Geschichte eine ungewöhnlich bedeutende Erscheinung sehen, so war es wohl keine unbescheidene Ueberhebung, wenn ich die liebenswürdige Wendung des Akademikers auf mich bezog; sie wurde übrigens ganz allgemein so gedeutet. Nun ist mirs noch nie eingefallen, mich für einen Mann der Wissenschaft auszugeben; ich kenne die Lücken meines Wissens besser als irgend ein Anderer, suche sie, so weit es dem Laien möglich ist, durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit auszufüllen und bestreite einem gelehrten Historiker, selbst einem von der geringen Geisteskraft des Herrn Lenz, durchaus nicht das Recht, mich einen Ignoranten zu nennen. Dennoch darf ich wohl sagen, daß mir ein Buch gefällt, daß es mir starke Eindrücke hinterlassen und meinen Gesichtskreis beträchtlich erweitert hat, — vielleicht nur, weil er vorher eben allzu eng war. Ich darf auch sagen, daß es mir für einen arbeitsamen Menschen nicht allzu schwer scheint, Ordentlicher Professor der Geschichte zu werden, selbst wenn er sich nicht, nach berüchtigtem Muster, an purpurnen Schürzenbändern in die Höhe ziehen läßt, und daß nicht zünftige Betrachter den Geist der Zeiten und die Spiegelungen individueller Geister im Strom der Geschichte manchmal klarer erkannt haben als die auserwählten Träger akademischer Würden. Bismarck ist von deutschen Historikern als Kollege begrüßt worden; und über den philosophischen Werth der Geschichte kenne ich kein besseres Wort als das des Bönhasen Schopenhauer: „Die Devise der Geschichte müßte lauten: Eadem, sed aliter. Hat Einer den Herodot gelesen, so hat er, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studirt. Denn da steht schon Alles.“ Gelehrtendünkel ziemt dem Verfasser der bösen Lutherbiographie, deren Nichtigkeit sogar der „unwissende“ Laie erkennen kann, wirklich nicht; er sollte sich der allerliebsten Ironie erinnern, mit der Vahlen auf die tönende Verkündung künftiger Thaten des in die Akademie Aufgenommenen antwortete und die im Kreis seiner Kollegen damals mit innigstem Behagen verzeichnet wurde... Nach dem holden Lenz kam, in Hochsommergewittern, Herr Oncken, der hitzige Lenzschüler, und nannte mich, gar zu artig, einen hervorragend begabten Publizisten, von dem man aber eine sachkundige Kritik natürlich nicht erwarten dürfe und der für Lamprecht Reklame mache. Ich habe diesen Jugendlehrer nicht zu erziehen; wahrscheinlich kennt er den Ursprung des Wortes Reklame nicht und weiß nicht, daß man von Reklame nur sprechen darf, wenn der Macher aus seiner Anpreisung unanständigen Vortheil zieht. Bekomme ich von dem Ertrag der Deutschen Geschichte etwa Prozente oder bezahlt Lamprecht mich auf irgend eine andere Art für mein Lob seines Werkes? Und was berechtigt das Gunstkind des lenzischen Klüngels, eine Sprache zu führen, die der Mildeste ungehörig nennen muß? Ich weiß es nicht; aber ich verstehe, weshalb die beiden Herren, denen, wie wir gleich sehen werden, als Dritter im würdigen Bunde sich Herr Professor Hans

Delbrück gesellt, ihren Zorn auch gegen mich toben lassen. Wenn sie gegen Lamprecht einen wissenschaftlichen Streit führten, könnte es ihnen ganz gleichgiltig sein, ob ein nicht zünftiger Schriftsteller von seinem Recht, ein Buch zu loben, das ihm gefällt, Gebrauch macht. Sie aber möchten dem Werk Lamprechts den Markt versperren, sie ärgern sich an seinem großen Erfolg und zetern deshalb wider Den, der, wie sie offenbar glauben, diesen Erfolg vielleicht ein Bischen beschleunigt hat. Diese edle Regung schöner Seelen ist in dem Gebahren des Herrn Hans Delbrück, des besten Geschäftsmannes der Drei, sehr deutlich sichtbar. Der von Treitschke mit dem Namen Hans Taps — und mit anderen, noch weniger angenehmen Spitznamen — gezierte Herr ist wüthend darüber, daß die Deutsche Geschichte viel mehr Käufer findet als seine Werke und daß die „Zukunft" einen unvergleichlich größeren Leserkreis hat als seine verkümmernde Monatsschrift, die Preußischen Jahrbücher, die der herausgebissene Treitschke wegen ihrer ruchlosen Polenpolitik die Polnischen Jahrbücher zu nennen pflegte. Meine Schuld ists doch aber nicht, daß die Jahrbücher erbärmlich redigirt werden, daß ihr Inhalt zum größten Theil unerträglich trocken und trostlos langweilig ist und daß ihr Herausgeber durch seine thörichten Verherrlichungen des Caprivismus jeden politischen Einfluß verloren hat. Als Lamprecht hier nachgewiesen hatte, daß Herr Delbrück es einst nicht verschmähte, der jetzt von ihm als völlig werthlos gebrandmarkten Deutschen Geschichte einen wichtigen Gedanken zu entlehnen, sandte der so schwer Beschuldigte mir eine „Berichtigung", die, nach einer kurzen und höchst merkwürdig motivirten Zurückweisung des Vorwurfes, allerlei Schimpfreden gegen Lamprecht enthielt. Ich antwortete, den sachlichen Theil wolle ich gern aufnehmen, müsse aber den Abdruck der Grobheiten, die mit der streitigen Sache nicht das Geringste zu thun hätten, verweigern. Kein gewissenhafter Redakteur konnte anders handeln. Hans Taps aber setzte sich hin und schimpfte sich den Groll von der Leber. Die „Zukunft" sei nicht wissenschaftlich — ein Urtheil, das man einem zurückgedrängten und verärgerten Konkurrenten nicht verübeln darf —, Lamprecht passe sehr gut zu mir — eine ganz unverdiente Ehre für mich — und ich hätte die Berichtigung nicht aufgenommen, weil ich den Lesern nicht verrathen wollte, wie berufene Männer über den von mir gepriesenen Helden denken. Dabei hatte Lamprecht selbst hier vorher mehr als einmal in breiter Ausführlichkeit alle Vorwürfe seiner Gegner angeführt und widerlegt und es gab also nichts zu verschweigen und nichts zu verrathen; auch hatte ich Herrn Oncken auf seine Frage erwidert, ich sei prinzipiell bereit, einen von ihm zu verfassenden Artikel gegen Lamprecht aufzunehmen; und ich hatte schon früher Herrn Delbrück, obgleich ich ihn als Politiker damals bereits für eine kläglich-komische Figur hielt, zur Mitarbeit aufgefordert, weil ich meinen persönlichen Geschmack nicht zur Norm Dessen mache, was ich einem großen Leserkreis zu bieten und zu versagen habe, und weil man, wie mir scheint, bekannten Persönlichkeiten nicht die Gelegenheit nehmen darf, sich auch einmal im hellsten Licht zu blamiren. Ueber Anstandspflichten kann ich mich mit Herrn Delbrück nicht unterhalten. Mir würde es, wenn ich Ordentlicher Professor wäre, unanständig scheinen, meinen Kollegienhörern zu sagen, daß sie meine Werke — die sie zum Studium nicht brauchen — zu ermäßigten Preisen kaufen können. Mir würde es unanständig scheinen, wenn ich einen Artikel über intime Vorgänge in der Sozialdemokratie mit den Buchstaben A. B. zeichnen ließe und dadurch den Glauben erweckte, er sei von August Bebel geschrieben, der sich dann erst

gegen diesen Verdacht wehren muß. Mir würde es unanständig scheinen, wenn ich als Herausgeber eines deutschen Blattes anonyme Aufsätze über die Polenfrage veröffentlichte, für deren Verfasser der Leser einen unbefangenen und unparteiischen Deutschen halten muß und die, wie sich dann herausstellt, von dem trefflichen Herrn von Koscielski-Admiralski verfaßt sind. Das Alles — und manches Andere — hält Herr Delbrück nicht für unanständig; die Ansichten gehen also zu weit auseinander, als daß eine Verständigung möglich wäre. Auch ist der gute Mann, seit er manchmal der Ehre gewürdigt ward, Herrn von Marschall auf Spaziergängen im Thiergarten zu begleiten, so stolz geworden, daß ein Gespräch mit einem schlichten Sterblichen ohne Titel ihn wohl überflüssig dünkt. Er mag also weiter Politik treiben, heute verbrennen, was er gestern angebetet hat, weiter seinen beständig wechselnden Launen folgen, kindische Märchen über Bismarck erzählen, schwärmerisch für die edlen Polen erglühen, Caprivinski und Marschallski als große Staatsmänner preisen, Freundschaft mit Frankreich und Krieg gegen Rußland predigen, verkünden, übermorgen oder spätestens Dienstag müsse mit der Hilfe des Centrums der Bimetallismus eingeführt werden, fraktionelle Gebilde wie ein unwandelbar Gegebenes anstaunen, die Germanisirungversuche im Osten nach Möglichkeit stören und ähnlichen Unfug verüben: ich werde, wenn ich nichts Besseres zu thun habe, seinem Bemühen in heiterer Freude zusehen. Aber ich möchte ihn doch warnen. Er täuscht sich über seinen Liebreiz. Er ist unter seinen Berufsgenossen nicht gerade gut angeschrieben — nicht nur wegen seines Benehmens gegen Treitschke —, und wenn ich einmal die Lust verspürte, sein ganzes Wirken als Historiker, Politiker, Taktiker, Günstling und Klüngelhäuptling zu schildern, würde es mir an „wissenschaftlich gerüsteten“ Helfern nicht fehlen; der Unwille über das Treiben der Clique Delbrück-Lenz hat einen Grad erreicht, der selbst Ministerialdirektoren nicht lange mehr verborgen bleiben kann. Daß die Wuth dieser Clique sich so eifrig gerade gegen Lamprecht waffnet, ist nicht wunderbar; wer im Großen nichts schaffen kann, wird, selbst wenn ihm, wie Herrn Delbrück, im Kleinen, in der Schilderung antiker Schlachten, manches Hübsche gelingt, oft geneigt sein, einen starken, selbständigen Geist zu befehden, der auf dem bisher von den Kleinen beherrschten Gebiet neue Werthe schafft und das Maß der Dinge verändert. Einen solchen schöpferischen Geist sehe ich in Karl Lamprecht; zu einem wissenschaftlichen Urtheil über sein Werk bin ich nicht legitimirt, aber ich bewundere in ihm den Mann, der, nach Taine und neben Schmoller, die Lehren des ökonomischen Determinismus und das Gesetz der Kausalität in der allzu lange von individualistischen und teleologischen Epigonen Rankes einseitig beeinflußten deutschen Geschichtschreibung zur Geltung gebracht hat. Es fällt mir nicht ein, den Zweiundvierzigjährigen heute schon neben Taine zu stellen, den universellsten Geist, der sich nach meiner Kenntniß in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit historischer Forschung beschäftigt hat. Jeder aber, der auch nur Lamprechts methodologische Schriften liest, wird in ihm den philosophischen Kopf erkennen, wie Herman Grimm ihn erkannt hat, und mir Recht geben, wenn ich sage, daß Leute vom Schlage der im Dreibund Vereinten ihn, da sie nicht seine Peers sind, nur ehrfurchtvoll, mit dem Hut in der Hand, kritisiren dürfen. Und deshalb werde ich, trotz allem Aergerniß, das berliner Geschmäcklerpfaffen daran nehmen, seinem Werk auch künftig Freunde zu gewinnen suchen. M. H.

Dreyfus-Graphologen.

(Aus dem Plaidoyer des Generalstaatsanwaltes.)

Meine Herren Geschworenen! Ich wende mich nun den Gutachten der Schriftsachverständigen zu. Wer dem Wissen und Können der heutigen Schriftexperten, die von unwissenden Gerichtsreportern immer noch fälschlich Graphologen genannt werden, skeptisch gegenübersteht, Der wird seine helle Freude an den Offenbarungen gehabt haben, die dieser Prozeß der staunenden Welt gebracht hat. Macht es doch Jedem Freude, die von ihm angenommene Wahrheit plötzlich so klar bestätigt zu sehen. Dieser Prozeß brachte wieder einmal Wasser auf die Mühle aller Leute, die der Schriftvergleichung aus irgend einem Grunde gram sind; Das gilt besonders von den Herren Vertheidigern, die dem Grundsatz huldigen: „Ich kenne zwar den Inhalt der Anklage nicht, aber ich mißbillige sie." (Unruhe und Zischen bei den Advokaten.) Da es sich im Gerichtssaal leider um einen Ringkampf zwischen Staatsanwalt und Vertheidiger handelt, so hat man hier natürlich stets ein Interesse daran, alle Hindernisse hinwegzuräumen oder sie doch leicht zu nehmen, wo das Wegräumen nicht ohne Weiteres möglich ist. (Großer Lärm bei den Advokaten. Der Stabträger des Barreaus will vortreten, wird aber von dem General Pellieux und dem Major Esterhazy an seinem Talar zurückgehalten. Darob unbeschreiblicher Tumult; man hört Labori pathetisch ausrufen: „Europa, sieh, wie man uns hier behandelt!" Nachdem die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt ist, kann der Stabträger aus Erschöpfung kein Wort hervorbringen. Zola stützt nach wie vor sein Kinn auf den silbernen Griff seines Spazirstockes). Der Generalstaatsanwalt fährt fort: Meine Herren! Man verstehe mich recht: Ich bin weit entfernt davon, den ehrenwerthen Stand der Advokaten zu schelten; ich denke auch nicht daran, der Schriftvergleichung ein Loblied zu singen oder die Handschrift für ein vorzügliches Beweismittel zu erklären. Aber ich muß doch sagen, daß sich in dieser Verhandlung nicht die Experten von 1894 am Meisten blamirt haben, sondern die jetzt vernommenen „wissenschaftlichen Autoritäten" der Vertheidigung. (Bravo auf den Plätzen der Offiziere.)

Das Fiasko der Schriftexperten war übrigens vorauszusehen. Was nämlich hier im Gerichtssaal von den Experten vorgebracht wurde, steht bereits ausführlicher in dem vom Herrn Bernhard Lazare herausgegebenen Buch „L'affaire Dreyfus". Hier findet man die Gutachten der „Autoritäten", die der findige Herr Lazare vor wenigen Monden als für die Zwecke der Revision brauchbar zusammengetrommelt hat. Wer diese Urtheile studirt und die jetzt erstatteten Gutachten eingehender geprüft hat, wird gewiß von der Wahrheit Dessen, was ich behauptete, überzeugt sein. (Unruhe.) Welche Blamage für die Schriftvergleichung! Doch sind, wie gesagt, weniger die von Clemenceau witzig die „drei Bertillons" genannten Herren als die Experten blamirt, die uns die Vertheidigung vorgeführt hat. Das Gebahren dieser Herren und ihre Ansicht über Schriftvergleichung steht im Gerichtssaal wohl einzig da. Nach einander traten auf: ein Zahnarzt, der sich von seinen Schülern „Meister der Graphologie" nennen läßt und der dennoch unter seinem Eide erklärt, er sei nicht Graphologe; ein schweizer Universitätprofessor, der nicht nur behauptet, Esterhazy sei der Schreiber des viel genannten Bordereaus, sondern der sogar hinzusetzt, Esterhazy habe dieses Schriftstück in der Schrift

Alfreds Dreyfus gefälscht. Sehr lustig ist auch die Figur des belgischen Advokaten, der in der Schrift des Bordereaus germanischen Geist zu verspüren meinte. Endlich gehören auch die beiden pariser Professoren, die so plötzlich als die „größten graphologischen Autoritäten“ ausgeschrien wurden, zu den Experten, die keine Ursache haben, auf ihr Wissen stolz zu sein. Alle diese Herren bezeugen mit der größten Sicherheit die Unschuld des nun so lange schon unschuldig schmachtenden Exkapitäns. So sagt man ja wohl in den Revisionistenblättern? Sie behaupten, das Bordereau habe einzig und allein Esterhazy geschrieben, und sie geben Alle doch in dem selben Augenblick zu, daß keiner von ihnen dieses Bordereau wirklich kennt, daß keiner von ihnen je das Original gesehen hat! Diese Dreyfus-Experten haben aber nicht nur das Original nicht gekannt, sie haben auch, so weit es aus dem Buche Lazares und aus den Verhandlungen zu entnehmen war, nicht einmal eine photographische Nachbildung des Bordereaus vor Augen gehabt. Sie haben sich mit Cliché-Abdrücken, ja sogar mit solchen aus Tageszeitungen begnügt! Herr Crépieux-Jamin, der Zahnarzt und Meisterschaft-Graphologe, erzählt ganz naiv in seinem von Lazare eingeforderten Gutachten, daß die ihm übermittelten Abdrücke des Bordereaus unklar, verschmiert und schlechter waren als die im Matin vom zehnten November 1896 veröffentlichten. Dieser Experte scheint aus den von ihm selbst angegebenen Thatsachen keine Schlüsse gezogen zu haben. Er fragt sich nicht: Weshalb giebt man mir nicht wenigstens so gute Abdrücke, wie sie überhaupt von einem Zink-Cliché zu erzielen sind? Diese Frage stellte sich offenbar auch keiner der übrigen Experten, die keck die Unschuld des Dreyfus behaupten; Alle urtheilen nach rohen Facsimile-Abdrücken aus Zeitungen und nicht nach dem Original, das allein für den Nachweis der Identität in Frage kommen kann und darf. Das gilt für jede Schriftvergleichung; diese Forderung bildet stets ihre erste Voraussetzung. In unserem Falle aber mußte man um so mehr nach ihr sich richten, als ja Esterhazy behauptet hatte, das Bordereau sei in seiner Schrift gefälscht. Das ist, wie ich gern zugeben will, eine sehr häufig von Schuldigen gebrauchte und beliebte Ausrede. Nie aber kann man von einer gewissenhaften Schriftvergleichung reden, bevor nicht solche Behauptungen widerlegt worden sind. Man muß in jedem Falle eine anonyme Handschrift zunächst darauf genau untersuchen, ob sie die Nachahmung der Schrift eines Anderen darstellt oder ob ihr Verfertiger bei ihrer Herstellung nur die Absicht hatte, seine eigene Handschrift zu verstellen. Das ist eine selbstverständliche Voraussetzung. Nun weiß jeder geschulte Schriftexperte, der seine Erfahrungen nicht am Schreibtisch, sondern im Gerichtssaal gesammelt hat, daß Fälschungen, namentlich geschickte Fälschungen, nur an ganz versteckten Momenten (unsicherer Federführung, schreibwidrigen Anflickungen, Nachbesserungen u. s. w.) erkannt werden können; nur solche Momente lassen eine geschickte Nachbildung oder die künstliche Herstellung der Schrift erkennen. Diese Fälschungmomente sind natürlich von um so größerer Feinheit, je geschickter der Fälscher verfuhr; und je feiner diese Momente sind, um so eher gehen sie bei einer Reproduktion verloren. Man findet sie in einer Wiedergabe in Zeitungdruck nicht, selbst dann nicht, wenn sie wirklich im Cliché (Druckstock) vorhanden sein sollten, was aber nur von den gröbsten zugegeben werden kann. Schon die photographische Nachbildung, die der Aetzung des Clichés vorauszugehen hat, giebt nicht alle Feinheiten wieder, auf die der Experte zu sehen hat, wenn es sich um die Fest-

stellung einer Fälschung oder den Beginn einer Schriftvergleichung handelt. Meine Herren Geschworenen! Ich glaube, Das aus eigener Thätigkeit zu wissen, denn ich bin selbst Amateurphotograph und ich hoffe, unter Ihnen Kollegen zu haben.

Bei der Uebertragung des Photogramms auf die Zinkplatte gehen weitere Einzelheiten verloren und endlich werden durch die dann folgende Aetzung auch Theile der Linienführung zerstört oder zu stark herausgebracht. Selbst wenn nun dieses fertig geätzte Cliché direkt zum Druck benutzt würde, könnte der davon bewirkte Abdruck nicht als eine durchaus getreue Wiedergabe des Originales angesehen werden. Das Zink-Cliché wird aber im modernen Zeitungdruck nie zum direkten Drucken benutzt, sondern man macht, entsprechend der Anzahl der Druckcylinder, mitunter einige Dutzend Stereotyp-Abgüsse (Blei-Abgüsse) davon. Das Stereotypiren nun vergrößert und vergröbert den Inhalt jedes Clichés schon deshalb, weil auch das feinste und schmiegsamste Seidenpapier, das zur Anfertigung der Matrize dient, nicht den ganz genauen Abdruck des Original-Clichés aufnimmt. Aber selbst, wo Das annähernd der Fall ist — etwa bei der Heiß-Stereotypie —, füllt doch das eingegossene Metall nie die Matrize ganz scharf aus. Auf Zwillings-Rotationmaschinen werden die Zeitungen gedruckt; und wer von Ihnen drucktechnisch bewandert ist, weiß, daß man mit Rotationmaschinen niemals haargenau die Form der Original-Clichés wiedergeben kann. Die Güte und Schärfe des Druckes hängt nicht allein von der Beschaffenheit des Clichés, sondern eben so sehr auch von der des Papiers und der Farbe ab. Daß billige Tageszeitungen nicht die beste Farbe und das beste Papier verwenden, ist bekannt. Ich meine also: selbst wenn der Zinko-Photograph, der Aetzer, der Stereotypeur und der Maschinenmeister (Drucker) sich ihrer Aufgabe, einen möglichst getreuen Abdruck herzustellen, bei ihrer Arbeit völlig bewußt waren, selbst dann kann der Abdruck die Feinheiten des Originals niemals wiedergeben.

Sie fragen vielleicht, meine Herren, woher mir plötzlich, gleichsam über Nacht, diese Kenntniß gekommen sei. Die Antwort ist sehr einfach. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, mich in der Druckerei einer großen Zeitung eingehend zu informiren (Rufe: Libre Parole! Allgemeine Heiterkeit.). Der Name thut nichts zur Sache. Wenn Sie meine Ausführungen auf ihre Richtigkeit kontroliren wollen, dann fragen Sie den ersten besten Druckerjungen. Diese so leicht zu erlangende einfache Wissenschaft also ist den Autoritäten, die sich zum Theil auf ihre wissenschaftliche Bildung und Stellung so viel zu Gute thun, offenbar nicht eigen. Oder stellen sich diese Herren vielleicht nur so naiv? Haben sie gar nicht daran gedacht, es gar nicht für möglich gehalten, daß die ihnen übermittelten Unterlagen, insbesondere die Bordereau-Abdrücke, eigens zu ihrer Täuschung hergestellt sein könnten? Ist denn in diesem merkwürdigen Prozeß Alles so sonnenklar, daß man einen solchen Gedanken unbedingt zurückweisen muß? (Unruhe.) Diese Frage mag jeder Privatmann sich nach seiner Einsicht, seinem Temperament oder auch seiner Rasse beantworten. (Große Unruhe; Bravorufe und Zischen.) Die Schriftsachverständigen aber, von denen bis jetzt die Rede war, mußten sie sich ernsthaft vorlegen und als vorsichtige Leute, die unter ihrem Eide eine Aussage machen, danach handeln. Konnte ihnen das Original des Bordereaus nicht verschafft werden, dann war es ihre Pflicht, die Pflicht anständiger, unbestechlicher Männer, den Auftrag energisch zurückzuweisen. Niemals durften sie in einer so heiklen, ver-

wirrten Sache den Fundamentalsatz aller Schriftvergleichungen: „Vergleiche stets Originale!" vergessen. Daß unter ihnen Keiner sich fand, der auf die Unmöglichkeit hinwies, nach Zeitungabdrücken eine gewissenhafte und einwandfreie Untersuchung vornehmen zukönnen, Das, meine Herren, scheint mir bemerkenswerth. Es ist überflüssig, nach den Gründen zu forschen, die jene Herren bewogen haben mögen, so zu handeln, wie sie gethan haben; mag es aus Eitelkeit, Leichtfertigkeit, aus Anmaßung, Geldgier oder aus Unwissenheit geschehen sein: sicher ist, daß diese „Graphologen" nicht das Wissen der Gegenwart repräsentiren. Sollte jemals die Revision des Dreyfus-Prozesses unternommen werden, dann dürften diese „Autoritäten" nicht dabei mitwirken, dann mag Herr Lazare wieder auf die Wanderschaft gehen, nach Amerika, Australien, ja nach Rußland oder Deutschland (großer Lärm), um Experten für seine Zwecke zu finden. Vielleicht wird diese Reise dann weniger Kosten verursachen als seine erste. Wir haben ja von dem Zahngraphologen Crépieux-Jamin erfahren, was ungefähr ein solches Gutachten gekostet hat. Er soll bekanntlich einen sanften Bestechungversuch bei einem Kollegen gemacht haben, der die Schuldlosigkeit des Dreyfus nicht anerkennen wollte; 100- bis 200 000 Francs, meinte Crépieux-Jamin, könne man an einer solchen Sache bequem verdienen. Wenn wirklich die Familie Dreyfus solche Honorare zahlte, dann ist das Werk Lazares wenigstens in dieser Beziehung interessant, denn dann wird es wahrscheinlich zu den theuersten Büchern gehören, die jemals geschrieben wurden. Herr Lazare ist ein findiger Mann; er hat für seine Zwecke Leute aufzuspüren gewußt, die kaum je vorher in die Lage gekommen waren, Schriften auf ihre Herkunft zu prüfen und mit einander zu vergleichen.

Ich habe nun noch einige Worte über die Experten von 1894 und die des Esterhazy-Prozesses zu sagen. Ich denke nicht daran, den Sachverständigen Bertillon, der sich auf anderem Gebiet, durch sein anthropometrisches Verfahren, ein Denkmal gesetzt hat, irgendwie in Schutz zu nehmen. Wer einen ganzen Belagerungplan ausarbeitet, mit Citadellen, Forts, Kanonen, Laufgräben u. s. w., und damit dem Problem der Schriftvergleichung zu Leibe geht, hat gewiß das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden. Nicht das Selbe gilt aber von den übrigen Experten, die die Thäterschaft des Exkapitäns Dreyfus und die Schuldlosigkeit Esterhazys behauptet haben. Sie besitzen wenigstens Erfahrung im Vergleichen von Handschriften und sie haben — worauf es hier ankommt — Gelegenheit gehabt, das Bordereau im Original zu untersuchen. Deshalb ist ihr Zeugniß unendlich werthvoller als das der „Autoritäten", die jetzt die Unschuld des Dreyfus beweisen wollen. Auch die Experten, die im Esterhazy-Prozeß vernommen wurden, urtheilten immerhin doch nach dem Original-Bordereau.

Nach Alledem, meine Herren Geschworenen, bin ich der Meinung, daß dieser umfangreiche Prozeß für die Schuld oder Unschuld Alfreds Dreyfus gar nicht verwerthet werden kann. Weder ist durch die langwierige Verhandlung die Unschuld des früheren Hauptmanns Dreyfus noch die Schuld des Majors Esterhazy erwiesen. Dankenswerth aber ist die Aufklärung darüber, wie die Experten beschaffen sein müssen, die der Ehre gewürdigt werden, im Dienst der Familie Dreyfus ihre gewiß unparteiische Meinung zu äußern. (Bravo und Zischen.)

W. Langenbruch,
Graphologe.

Selbstanzeigen.

Die Geschichte meiner Erblindung. Dritte, mit einem ausführlichen Nachwort versehene Auflage. Kommissionverlag von Hörning in Heidelberg. Preis 1,50 Mark. Reinertrag für die Blindenanstalt Illzach im Elsaß.

Ein Professor las das neueste Werk eines Gelehrten. Er stieß auf manchen alten Bekannten, denn der Gelehrte hatte aus einem älteren Werk des Professors Vieles ohne Quellenangabe abgeschrieben. Der Professor ward sehr zornig, schrieb einen langen Artikel und beschuldigte den Gelehrten des Plagiates; auch die wissenschaftliche Presse machte den Plagiator so schlecht, daß er sich nach einem Hunde umsehen konnte, der noch ein Stück Brot von ihm nahm. Der geschundene Gelehrte verfügte nun aber außer einer zahlreichen Familie auch über eine starke Epidermis. Verklagte er den Professor, so riskirte er seine Stellung und es war noch sehr fraglich, ob der Beschuldiger verurtheilt wurde, denn das Abschreiben war thatsächlich erfolgt, sogar mit Druckfehlern. Verklagte er nicht, so war zu hoffen, daß die ganze Geschichte vergessen wurde. Und so war es auch. Als der Professor nach einem längeren Zeitraum wieder anfangen wollte, den Plagiator schlecht zu machen, fand er kein Gehör mehr; ja, ein Theil der Presse fiel über den Professor her und meinte, abschreiben käme in den besten Familien vor, man möge den strebsamen Gelehrten, vortrefflichen Familienvater und Besitzer der starken Epidermis doch endlich in Ruhe lassen. Der Gelehrte ist längst tot, aber sein Verfahren hat Schule gemacht.

Etwa vor Jahresfrist erschien in diesen Blättern eine Selbstanzeige der ersten Auflage meines kleinen Buches. Diese Selbstanzeige war eine solche im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie war eine Selbstanklage. Sie enthielt mit nüchternen Worten die Erklärung, daß die Brochure von mir nur geschrieben sei, damit ich von den von mir Beschuldigten gerichtlich verklagt und so die ganze Angelegenheit unparteiisch untersucht werde. Der freundliche Leser der „Zukunft“, der die beiden ersten Auflagen meiner Veröffentlichung nicht kennt, glaubt nun vielleicht, es handle sich in meiner Angelegenheit um harmlose Beschuldigungen, wie wir sie in der Tagespresse täglich finden. Bei mir aber handelt es sich um Beschuldigungen der schwersten Art, wie: wissentliche Unwahrheiten, Zeugenbeeinflussungen, wissentlich falsche Berichterstattungen, falsche Handhabung der Justiz, wissentlicher Meineid u. s. w. u. s. w. Die Begriffe von Ehre sind bekanntlich sehr verschieden; und da ich Das schon vor zwei Jahren wußte, so habe ich in meiner Veröffentlichung nichts verschleiert, sondern Alles beim richtigen Namen genannt und die Personennamen ausgeschrieben hinzugefügt, damit jede Verwechselung unmöglich sei. Trotz Alledem und trotz der erklärenden Selbstanzeige in der „Zukunft“ hat mich kein Mensch verklagt. Ich habe nun an fast alle betheiligten Behörden und Personen je ein Exemplar der Brochure gesandt und den Antrag gestellt, mich doch zu verklagen. Eine Behörde hat mir geantwortet, es liege kein Grund vor, gegen die Beschuldigten oder gegen mich gerichtlich vorzugehen;

drei Behörden haben geantwortet, ohne auf die Materie einzugehen; einer Behörde und einer Person ist die Luft ganz ausgegangen. Ich konstatire hier nun Folgendes: Die in meinen Veröffentlichungen erhobenen Beschuldigungen enthalten zweifellos zum größten Theile Beleidigungen der allerschwersten Art. Demnach müßte ex officio gegen die Personen vorgegangen werden, wenn diese nicht gerichtlich gegen mich vorgehen, um die Wahrheit meiner Behauptungen vor Gericht aufzuklären. Sämmtliche Betheiligte wissen nun sehr genau, daß meine Beschuldigungen nicht nur wahr, sondern auch vor Gericht erweislich wahr sind; ich habe mich also nicht der Beleidigung schuldig gemacht, sondern ich habe nur die Wahrheit gesagt. Eingestanden wird Das natürlich nicht, sondern man läßt durchblicken, man könne mich doch nicht vor Gericht zur Verantwortung ziehen, da ich ja blind sei. Ich habe deshalb bereits in dem der dritten Auflage angehängten Nachwort ausdrücklich hervorgehoben, daß es eine Frivolität gewesen wäre, wenn ich als Blinder Beschuldigungen erhoben hätte, die ich als Blinder nicht auch beweisen kann. Es ist doch gewiß ein ungeheurer Unterschied, ob ein Blinder eine That begeht, für die er gerichtlich belangt werden könnte, oder ob er diese That mit der ausgesprochenen Absicht begeht, dafür gerichtlich zur Verantwortung gezogen zu werden. Um jeden Zweifel in dieser Beziehung auszuschließen, erkläre ich an dieser Stelle nochmals: Jeder, der mich wegen meiner Veröffentlichungen verklagt, erweist mir den größten Gefallen! Da für die Anbringung der Klage nur drei Monate Frist gewährt sind, so füge ich noch hinzu, daß die dritte Auflage am neunten Dezember 1897 in den Buchhandel gekommen ist. Die liebenswürdige Rücksicht auf meine Blindheit ist doch auch nur sehr einseitig gewesen. Die offene Anklage vor Gericht wurde vermieden, aber eine bekannte offiziöse berliner Zeitung brachte einen anonymen Artikel mit persönlichen Angriffen gegen mich, — Unwahrheiten und Entstellungen. Die Forschung nach dem Autor blieb natürlich erfolglos. Auch dieser würdige Artikel ist im Nachwort abgedruckt und meine Kritik dieses Machwerkes werden sich Verfasser und Redakteur sicher nicht hinter den Spiegel stecken. Selbstverständlich hat in der Behandlung dieser Angelegenheit eine Rücksicht gegen mich und meine Blindheit überhaupt nicht gewaltet, sondern die Beschuldigten haben nur Rücksicht gegen sich selbst geübt, wenn sie es bisher nicht gewagt haben, ihre Angelegenheit vor ein öffentliches, unparteiisches Gericht zu bringen. Mir ist freilich von einer — natürlich nicht amtlichen — Stelle gesagt worden: „Es giebt auch ein Schweigen der Verachtung!" Das muß ich allerdings zugeben; denn wer schweigt, wenn er reden und handeln müßte, setzt sich leicht der Verachtung aus. Ich vermag aber beim besten Willen nicht einzusehen, weshalb Jemand ein so gefährliches Spiel mit seiner moralischen Existenz treiben sollte, wenn ein Gang nach dem Gericht die Rehabilitirung herbeiführen könnte.

Das Erscheinen der dritten Auflage ist von der höchsten militärischen, stark betheiligten Behörde in Straßburg im Elsaß mit lebhaftestem Interesse verfolgt worden. Ich habe von dieser Thatsache mit aufrichtiger Befriedigung Kenntniß genommen, dagegen hat es mich wenig befriedigt, daß trotzdem bisher immer noch alle Schritte zu meiner gerichtlichen Verfolgung unterlassen worden sind. Sollte irgendwo die Ansicht herrschen, meine Schreibart werde immer schärfer werden, bis eines Tages meine Verurtheilung ohne Beweisaufnahme möglich wäre, so bemerke ich ausdrücklich, daß diese Hoffnung vergeblich ist. Ich werde

mich wohl hüten, eine Beleidigung in der Form auszusprechen, nicht, weil ich die gerichtliche Verurtheilung fürchte, sondern, weil sie auf mich selbst zurückfallen würde. Allen, die sich dafür interessiren, eine Brochure zu lesen, die totgeschwiegen werden soll, empfehle ich die „Geschichte meiner Erblindung."

Hagenau. Konrad Luthmer.



Archiv für Religionwissenschaft unter Mitwirkung von Professor Bossuet, Brixton, Gunkel, Hardy, Hillebrandt, Karlowicz, Pietschmann, Roscher, Stade, Stengel, Weinhold, Wiedemann, Zimmern herausgegeben vom Dr. Thomas Achelis. Vierteljahrsschrift zu 24 Bogen. Preis 14 Mark. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebert) Freiburg im Breisgau.

Daß sich eine so stattliche Anzahl der bedeutendsten Forscher des In- und Auslandes (über 300) gefunden hat, um dem Herausgeber ihre Hilfe bei der Entzifferung mythologischer und religiöser Probleme zu bieten, ist eine gewisse Bürgschaft des Gelingens gegenüber den mannichfachen Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen, zumal in unserer von Zeitschriften überschwemmten Zeit, entgegenstehen. Ich will mich hier auf eine knappe Skizzirung der leitenden Grundsätze beschränken. In erster Linie bemerke ich, daß wir auf dem Boden strenger Induktion stehen und uns durch keinerlei dogmatische Rücksichten die Hände binden lassen. Deshalb wenden wir uns auch an den ganzen Umfang wissenschaftlicher Thätigkeit, so weit sie sich auf die Sphäre mythologischer und religiöser Ideen bezieht, d. h. sowohl an sämmtliche Sprachwissenschaften als auch an die Völkerkunde, die vielleicht noch die Entstehung solcher Prozesse an den Naturvölkern zu beobachten im Stande ist. Gerade die enge Verbindung beider Disziplinen, die sich so lange in fruchtloser Polemik zerfleischt haben, wird zum Heile aller Interessenten unser nächstes Ziel sein. Nur beiläufig mag darauf hingewiesen werden, daß auch die Theologie, wenn sie sich ihrer spezifisch subjektiven, dogmatischen Auffassung zu entledigen vermag, uns nicht minder willkommen ist als die Kulturgeschichte überhaupt, die in ihrer umfassenden Untersuchung natürlich auch dieses wichtige Gebiet in den Rahmen ihrer Erörterung ziehen muß. Ferner erwarten wir nachhaltige Hilfe von den Philosophen; so unangebracht eine vorzeitige Spekulation ist und so verhängnißvoll sie sich auch schon erwiesen hat, so klar ist es doch für eine unbefangene Prüfung der Sachlage, daß alle Untersuchungen innerhalb jener Sphäre schließlich in eine philosophische Betrachtung einmünden, da sie die Entwickelung des religiösen Bewußtseins zum Gegenstand haben. Während das eigentlich chronologisch geschichtliche Moment ganz und gar für uns zurücktritt, vollendet sich jede monographische Darstellung nach dieser abschließenden Perspektive. Daß unsere Revue streng wissenschaftlich gehalten ist, versteht sich nach dem Gesagten wohl von selbst; immerhin werden vielleicht auch weitere Kreise an einzelnen allgemeinen Abhandlungen, die eine zusammenfassende Umschau über eine ganze Literatur geben, Interesse nehmen.

Dr. Thomas Achelis.



Bankmanöver.

Das Bankinteresse siegt jetzt wieder einmal über die allgemeinen geschäftlichen Forderungen. Welcher Leiter der Deutsch-Asiatischen Bank hat kurz vor der Unterzeichnung des chinesischen Anleihevertrages an die Sache überhaupt noch gedacht? Die Verhandlungen wurden in Peking so lässig geführt, daß man annehmen mußte, die deutschen Finanzleute erinnerten sich, wie dringend wir heute unser Geld im Lande selbst brauchen. Nun stehen wir staunend plötzlich vor einer reinen Finanztransaktion. China kauft für die englischen und deutschen Rimessen weder Schienen noch Waffen, die dann die Deutsch-Asiatische Bank unseren leistungfähigen Werken sofort bezahlen könnte, sondern es bezahlt einfach seine Kriegsschulden an Japan. Die Japaner aber werden alle Baarsummen durch die englischen Bankkassen gehen lassen und schließlich den weitaus größten Theil ihrer Bedürfnisse wahrscheinlich in England bestellen, allerdings auch bei einigen amerikanischen Werken, die ihr japanisches Geschäft sehr gut verstanden haben. Große Baarmittel werden uns also auf ziemlich lange Zeit entzogen, ohne daß wir nach menschlicher Voraussicht auch nur in zweiter Linie einen industriellen Nutzen davon haben. Eine Verzinsung von fünf Prozent für die ersten Zeichner — natürlich kaum für die späteren Käufer —: Das ist der ganze Vortheil für das „allgemeine Wohl". Oder will man etwa den Zwischengewinn vom Uebernahmekurs bis zum Emissionkurs (eine hübsche Anzahl von Prozenten!), will man diesen riesigen Konsortialgewinn als einen Nutzen für das Volkswohl hinstellen? Bezeichnend war es, daß zur rechten Stunde ein schlau ersonnenes Gerücht von dem Oeffnen aller chinesischen Häfen sprach; die unkundige Menge sollte glauben, es handle sich um die Seehäfen. Dadurch wären natürlich die Zölle auf viele neue Plätze ausgedehnt worden und die Einnahmen, die jetzt nur aus den fünf Vertragshäfen fließen, hätten sich so vermehrt, daß auch die neue Schuldenlast im Zeichen des Sir Robert Hart gesichert erschienen wäre. Eine so ungeheure Erweiterung der Einfuhrfähigkeit hätte auch der deutschen Exportindustrie in Ostasien außerordentlichen Nutzen gebracht und unter dieser Voraussetzung konnte unsere Hochfinanz mit einer sehr lebhaften Theilnahme des Handels an der Anleihe rechnen.

Aber es kam anders. Kein Mensch dachte bei uns noch an eine unmittelbar bevorstehende Unterzeichnung der Anleihe und selbst die mächtigsten internationalen Betheiligten waren überrascht, als es hieß, der Vertrag sei in Peking unterschrieben worden. Dort hatte man, wie es scheint, bis zum letzten Augenblick gehofft, die Russen würden das Geld heranschaffen. Vielleicht war diese Illusion auch in Petersburg vorhanden; jedenfalls sah man dort mit Vergnügen, um wie viel stärker das zähe Mißtrauen der Chinesen gegen die Engländer mit ihrer mächtigen Schiffahrt als gegen die Russen ist. Aber die Zeit drängte, da Japan, wahrscheinlich unter englischem Einfluß, nachdrücklich Zahlung verlangte, — und so erfolgte zu allgemeinem Erstaunen plötzlich der Abschluß. Ob die Sicherheiten, in Gestalt der inneren Zölle und der Salzeinnahme, ausreichen: Das ist für John Bull weniger wichtig als der politische Gewinn, den er aus der offenbaren Niederlage Rußlands zieht. Auch habe ich hier schon vor Wochen erwähnt, welche Hoffnungen die englische Industrie auf Ostasien setzt und wie lebhaft sie sich auf die Wendung der Dinge vorbereitet. Was aber haben wir von Alledem? Und darf man im Ernst behaupten, Deutschland gewinne politisch bei dem Geschäft so viel, daß es, wie das ungleich kapitalisti-

schere Großbritannien, die Anleihe nur als ein kleines, nicht billiges Mittel zu einem großen Zweck ansehen kann? Wo sind die großen Vortheile unserer Betheiligung, die Vortheile für das deutsche Volk, nicht für die Deutsch-Asiatische Bank? Freilich sagt man mir, auch die Oeffnung der Flußhäfen — falls sie zugestanden sei — bedeute einen neuen Abschnitt für unsere Ausfuhr; bisher aber habe ich darüber nur die Stimmen der Bankmänner und nicht die der Chinahändler gehört. Hinzufügen muß ich übrigens noch, daß man auch aus den bisherigen Vertragshäfen in den nächsten Jahren ungleich größere Zolleingänge als bisher erwartet.

Der Anleihevertrag hat dem Kurs von Diskontokommandit eine schon lange nicht mehr erlebte Festigkeit verliehen, — sogar an Tagen, wo z. B. Deutsche Bank-Aktien wegen des Rückganges von Northern-Pacific etwas ins Wanken geriethen. Der Tarifkrieg, den jetzt wieder einmal einige amerikanische Bahngesellschaften führen, droht den Markt um alle Früchte zu bringen, die vorher die solide Werthsteigerung der dortigen Bonds und Shares dem deutschen Besitz eingebracht hatte. Da in der Union solche Kämpfe recht dunklen Ursprungs zu sein pflegen, so thut man vielleicht Unrecht, die Canadian-Pacific-Bahn als die eigentliche Anstifterin des Streites anzuklagen. Die amerikanischen Gesellschaften, die der bekannten Interstatebill unterstehen, haben natürlich ein Interesse daran, sich als die Angegriffenen hinzustellen; wahrscheinlich aber haben sie im Stillen ganz ausgedehnte Börsenspekulanteninteressen auf dem Kriegsspiel. Die eben erwähnte Bill, die nur Geld-, nicht aber Gefängnißstrafen androht, wird übrigens von den großen Railroadmen nicht sehr gefürchtet, da die pfiffigen Herren um Vorwände nie verlegen sind. Ein solcher Krieg kann drüben eines Tages auch einmal binnen einer Stunde friedlich beendet sein. Einstweilen muß man sich aber darauf gefaßt machen, daß, nachdem die Canadian-Pacific und die Northern-Pacific-Bahn den Passagierpreis nach San Francisco um die Hälfte herabgesetzt haben, auch andere Bahnen, wie die Union-, Central- und Southern-Pacific nicht lange mehr zurückbleiben können. Auch auf der Strecke von New-York nach Chicago werden die Bahnen die Preise ermäßigen müssen. So haben es die Amerikaner noch immer gemacht: sobald es ihnen sehr gut ging, zerstörten sie sich selbst ihre besten Geschäfte. Im Jahre 1897 wurden 500 Millionen Bushels Weizen geerntet, deren Preis mindestens 90 Cents, gegen 60 Cents im Jahre 1895, betrug. Dieser Preisunterschied stärkte die Kaufkraft der amerikanischen Landwirthe, die für Deutschland sehr wichtig ist, denn der Farmer kauft, wenn es ihm gut geht, in einem bei uns ungeahnten Umfang. Die riesige Maisernte von zwei Milliarden Bushels wurde zwar kaum zu höheren Preisen abgesetzt, aber die Transporte füllten die Kassen der Bahnen. Die Tariffrage ist jetzt vielleicht wichtiger als der nie recht ernst genommene Versuch, einen Druck auf Spanien zu üben.

Für Diskontokommandit wurde auch noch aus zwei anderen Gründen Stimmung gemacht: wegen der rumänischen Konversion, die man vielleicht den deutschen Besitzern noch ein paar Jährchen ersparen sollte, und wegen des möglichen Ankaufes der Firma Bleichröder. Das Gerücht klingt nicht sehr glaubwürdig. Der verstorbene Schwabach galt für Hochbankbegriffe nicht als so ungeheuer reich, daß man annehmen könnte, seine Erben würden die regelmäßigen großen Einnahmen aus einem ersten Bankgeschäft leicht verschmerzen. Auch die übrigen Inhaber der Firma wünschen wahrscheinlich noch nicht, in die Diskontogesellschaft aufzugehen. Es

giebt viele sehr einträgliche Operationen, besonders zwischen Rothschild und Bleichröder, die mit einer Bank gar nicht so einfach zu machen sind; und das pariser Welthaus Rothschild allein, das natürlich, trotz allen Depeschen, nicht daran denkt, vom Seinestrand zu weichen, ist schließlich kapitalkräftiger als alle deutschen Großbanken zusammen. Kommen wird aber einst wohl der Tag, an dem so große Privatgeschäfte wie Bleichröder sich in Aktiengesellschaften umwandeln müssen. Wir haben in Deutschland sehr alte und sehr feine Großbankhäuser, die noch vor wenigen Jahren recht vortheilhaft zu gründen gewesen wären; aber das völlig veränderte Kundenwesen ergiebt jetzt nur noch Bilanzen mit kaum fünf Prozent Reingewinn und auf so schmaler Basis läßt sich keine Umwandlung vornehmen. In Privatgesprächen wird die Reue über die unkluge Verspätung ausgestöhnt.

Die neuen Bankabschlüsse zeigen, daß mindestens das so ungemein günstige vorige Jahr nicht übertroffen wurde; und da Stillstand nicht viel besser als Rückschritt ist, hatte vor Wochen die Börse nicht so ganz Unrecht, als sie den vorzüglichen Abschluß der Handelsgesellschaft mit einer gewissen Ernüchterung aufnahm. Die Deutsche Bank schließt freilich glänzend ab, mit einem Reingewinn wie der Crédit Lyonnais; aber der Umsatz war kaum größer als 1895 und die Dividende bleibt unverändert, was, bei einem Kurs von 209, etwa einer Rente von $4^3/_4$ Prozent entspricht; man hatte vielfach noch mehr erhofft. Die Bilanz der Dresdener Bank könnte allerdings zu dem Glauben an weiteres kräftiges Fortschreiten verführen, wäre nicht der Mehrgewinn gerade aus Effekten und Konsortial so auffallend groß. Das könnten Profite sein, die einmal und nicht wieder kommen oder auch aus früheren Jahren stammen und damals, um nicht allzu sehr zu blenden, möglichst zurückgehalten wurden. Das kommt, namentlich bei Montangesellschaften, in Wonnejahren mitunter vor. Einen wirklich aussichtreichen Bericht hat eigentlich nur der Schaaffhausensche Bankverein geboten. Das ist bei seiner alten Herrschaft in Rheinland-Westfalen, wo die Industrie blüht, natürlich. Das Gedeihen solcher Gebiete läßt sich nicht nach zufälligen Marktberichten beurtheilen; entscheidend ist allein der Geist, der die leitenden Männer beseelt. Und wohin man bei uns blickt, herrscht ein so ernstes Streben nach Erweiterung der gewerblichen Thätigkeit, eine solche Rastlosigkeit im Auffinden immer neuer Ziele, daß man ohne Ueberhebung behaupten kann: Deutschlands Industrie steht auf der Höhe der Zeit.

Ein dunkler Punkt inmitten des sonstigen Optimismus der Börse ist — nicht etwa der wieder zusammengeschrumpfte Effektenverkehr, sondern — die neueste Phase der schweizer Verstaatlichung. Die Volksentscheidung für die Verstaatlichung kann nur ganz Verbissene erschrecken und die unerwartet starke Mehrheit für den Rückkauf beweist nur die gesunde Vernunft der Schweizer. Es fragt sich nur, wie der Bund nun die ihm so plötzlich übertragene moralische Macht ausnützen wird. Und da besteht und wächst im Ausland das Mißtrauen, der Bund möchte bei der Preisbemessung allzu eifrig auf den an sich ganz nebensächlichen Umstand achten, welche Leute die Hauptbesitzer der Aktien sind. Die stärkste Leistung, die man bisher erlebt hat, brachte uns die Erklärung des Bundes, er habe sich um die Obligationen der Bahngesellschaften gar nicht zu kümmern, denn er habe mit der Auszahlung des zweiundzwanzigfachen Durchschnittsreinertrages seine Pflicht vollkommen erfüllt. Wenn eine so verblüffende Textkritik der Konzessionen gestattet würde, dann könnte künftig keine schweizer Bahn liquidiren. Pluto.

Ein Bordereau.

Deutscher Reichstag. Berlin N.W., den 2./3. 98.

... Was sollen wir, ganz im Ernst, denn eigentlich noch hier? Die Flottengeschichte ist in Interessengleichheit und Brüderlichkeit beim Lieber-Thee neulich prompt erledigt worden und jedes Wort, das noch darüber gesprochen wird, ist ganz und gar überflüssig. Wir könnten eben so gut morgen abstimmen, denn der Kuhhandel ist fertig und alles Andere, was etwa kommt, nur Dekoration, Bischen theure, wenn wir hier noch Wochen lang sitzen. Im Grunde sind außer den Röthesten auch alle Parteien froh, daß die Sache abgethan ist, die als Wahlparole unangenehm gewesen wäre und die wichtigsten wirthschaftlichen Gegensätze blödsinnig verkleistert hätte. Nur Eugen ist wüthend, weil er weder so noch so schöne Aussichten hat und nun den ekligen nordöstlichen Rickertleuten nicht ganz so offen die zugedachten Tritte versetzen kann, wie ers bei Marinewahlen gethan hätte. Abrüsten wird er deshalb gegen die spaßhafte Fraktion Pleite natürlich nicht und mit der berühmten Stärkung des Liberalismus siehts windig aus. Einstweilen ist Lieberismus Trumpf und wirds vorläufig wohl recht lange bleiben. War ja zu erwarten. Nur Esel konnten überhaupt zweifeln. Was aber nun? Tirpitz, der Entdecker von Kiautschau, strahlt, Posa, der höllisch nervös und abgearbeitet scheint, zeigt ein seliges Lächeln, Bülow reißt Witze, der Kastanienwäldler dreht behaglich die Daumen und sogar Chlodwig taucht wieder auf und macht nach langer Verschollenheit acte de présence. Die Leute wären sicher auch froh, wenn sie uns los wären. Am Start nichts mehr zu erwarten. Fruchtbare Politik großen Stils wird ja schon längst nicht mehr getrieben und für Reichseisenbahnamt, kleine Etats und solche Chosen kommt keine Katze nach Berlin. Flotte sollte great atraction sein, — scheidet nun aus. Also Schluß! Gehen wir auf die Dörfer und sammeln Stimmen. Politik der Sammlung. Stehe auf dem Standpunkt, daß der Regirung, die jetzt Kiautschau und Schiffe hat, sage, wie meiner Frau, als ich ihr Weihnachten zwei Ballkleider, Cape und Tafelservice geschenkt hatte: Wenn Du mich nun aber nicht bald voll und ganz glücklich machst, soll Dich der Deibel holen!... Bei Frau fällt mir übrigens ein: ist denn hier gar nichts mehr los? Unsere nette Nelly — Brief anbei — ist zu Gastspielen nach Monte Carlo abgedampft, wo sie voriges Jahr einen splendiden Johannesburger fing, das arme Wurm. Suche krampfhaft neue Freuden, neue Schmerzen, bisher Freuden wenigstens ohne Erfolg. Grenzenlos öde. Die Brillanten-Otero schwärmt nur noch für ihre niedliche Freundin, Ausnahmen höchstens für irgend einen Vanderbilt, kommt nicht an Unsereinen, die Petit steht vor der Hochzeit — ob Fusion mit der Diskontogesellschaft oder nicht — und war eigentlich ja schon lange in festen Händen. Gar keine partie fine bei Schaurté oder oben im Central möglich? Habe mir durch Bureau für die nächsten Tage Billets besorgen lassen, die inliegend zu gefälliger Auswahl folgen. Nichts Riesiges. Aber immerhin die famose Méaly im Wintergarten, Loïe Fuller bei Apollo und in Olympia außer anderem fremden Gemüse british girls. Wollen sehen, was zu machen ist. Müssen doch die paar Tage noch ausnützen. Ich hoffe immer, der Schwindel geht bald zu Ende und ich brauche meine Alte nicht erst kommen zu lassen, die stets die fixe Idee hat, hier an meiner grünen Seite Frühjahrseinkäufe zu machen. Sende anbei ausführlichen Bericht über entscheidende Flottensitzung, wohl letzte Oelung dieses Hohen Hauses. Auf alle Fälle habe mir Reichstagspapier und Couverts mitgenommen, die über den Sommer reichen; sind ja unsere einzigen Diäten. Bitte, Brief verbrennen. Gruß u. s. w. Dein alter Karl Friedrich, M. d. R.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 12. März 1898.

Im Reichstag.

Vor der Pforte des Hohen Hauses am Königsplatz hatte ein Vertreter des deutschen Volkes einen schlichten Sterblichen getroffen. Der Volksvertreter trug einen altmodischen, ins Röthliche schimmernden Pelz, perlgraue, enge Hosen, sehr spitze und sehr blank gewichste Stiefel; auf der arisch gebogenen Nase, über dem schlecht geschnittenen, aber gut gepflegten Bart, saß ein goldener Kneifer; den Kopf bedeckte ein nicht mehr ganz neuer, doch zu neuem Glanz aufgebügelter Cylinder, die Hände hellbraunes dänisches Leder. Die Haltung ein Bischen steif, jeder Zoll ein korrekter Staatsbürger, der morgen Geheimrath sein könnte, eine Gestalt von unmodernster Ehrsamkeit, wie man sie in der Wilhelmstraße aus Reichsämtern schlüpfen oder Unter den Linden in Ministerien verschwinden sieht; altpreußische Beamteneleganz, die im fremden Dunstkreis der siegreich thronenden Großbourgeoisie von unbehaglichem Frösteln befallen wird. Wohl ein kleines Licht der konservativen Partei. Der nicht von mystischen Wahlweihen im Wesenswerth Erhöhte fragte den Geweihten, was es denn heute im Reichstag gebe. Postnovelle, erwiderte der Korrekte; es klang, als handle sichs um eine recht unbeträchtliche Sache, und der Befragte fügte auch gleich hinzu, die Geschichte werde in eine Kommission verwiesen und da wahrscheinlich still begraben werden. Wer habe denn jetzt noch zu solchen Dingen Lust und wer wolle durch eine den Privatpostgesellschaften unangenehme Abstimmung sich zu alten noch neue Wahlfeinde machen? Eine Kateridee des guten Herrn von Podbielski, der offenbar nach Popularität lechze und das Bedürfniß empfinde, möglichst schnell Etwas zu leisten; und die Anderen lassen ihn eben über die Bahn gehen, damit er seinen

Willen hat, — Jeder fühlt ja eine heimliche Schadenfreude, wenn der liebe Kollege sich eine Schlappe holt. Eine langweilige Sache, eine von denen, die jetzt die Zeit ausfüllen müssen, bis die Marinevorlage für das Plenum reif geworden ist. Im Hohen Hause denkt Jeder nur noch an die Flotte und an die Wahlen, alles Uebrige ist Hekuba; aber man müsse doch da sein und Eifer zeigen, schon weil das schlechte Wetter alle Provinzialen in den Reichstag treibe und der Wähler seinen Abgeordneten nicht vergebens im Saal suchen dürfe. Es sei Zeit, daß der Kram aufhöre und man aufs Land komme, um seine sicheren Leute zusammenzutrommeln; Vernünftiges sei doch nicht mehr zu erwarten ... Unter den Stiefeln mischten Schnee und Regen sich zu bräunlichem Brei, von den Schirmen rieselten kleine Bächlein; das Wetter lockte nicht zu langem Plaudern im Freien. Ein Händedruck; und der Korrekte schritt erhobenen Hauptes durch die den Volksvertretern weit geöffnete Pforte.

Sie brauchte an diesem dunklen Märzmontag nicht allzu weit geöffnet zu werden, denn nur ein kleines Häuflein war herbeigeeilt, um der Botschaft zu lauschen, die der Staatssekretär des Reichspostamtes verkünden sollte. Ungefähr fünfzig Herren saßen im Saal, der, trotz der stillosen oberen Holzverkleidung und dem häßlichen, an üble Ballokale erinnernden Goldstuck, in seiner einfachen Architektur doch sehr würdig wirkt. Rechts waren die Bänke fast ganz leer, obwohl der Kultusetat, der auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses stand, die bösen Junker doch auch nicht gerade in Schaaren herangelockt haben konnte. Graf Bismarck-Schönhausen mit den Herren von Stumm und von Kardorff in eifrigem Gespräch; der König von Saarabien sieht, wie immer, hart und grimmig aus; heute gähnt er sogar manchmal, — vielleicht, weil er gestern ein Diner gegeben hat, bei dem, wie seine Blätter melden, die Minister sich mit den Vertretern der Hochfinanz zusammenfanden, also wohl Politik gemacht wurde. Rings um die Dreimännergruppe ist Alles leer; von den Freikonservativen sind drei, von den Deutschkonservativen fünf Herren erschienen, von denen zwei, ohne sich durch die Rednerei auch nur eine Sekunde stören zu lassen, mit löblichem Eifer Briefe schreiben. Der selben Beschäftigung widmen sich auf allen Seiten des Hauses wackere Männer, die wahrscheinlich finden, daß die Korrespondenz sich im Reichstag bequemer als daheim erledigen läßt; man sitzt behaglich, hat gutes Papier, das man nicht zu bezahlen braucht, aufmerksame Bedienung und Bibliothek und Zeitungzimmer sind in der Nähe. Kundige Stammgäste des Wallotbräues erzählen von Leuten, die ihre ganze literarische Thätigkeit im Reichstag besorgen. Das sollte zwar nicht sein, ist

immerhin aber noch besser als der schon von Treitschke beseufzte Zustand „beschäftigten Müssigganges, der gerade die tüchtigen, an ernste Arbeit gewöhnten Männer verstimmt und am Ende langer Tagungen regelmäßig allgemeine nervöse Erregung hervorruft." Von solcher Erregung ist heute freilich nichts zu merken. Die Herren, die nicht mit Schreiben beschäftigt sind, stehen oder sitzen, zu Grüppchen vereint, und plaudern; und das Kichern, das manchmal hörbar wird, scheint nicht auf einen allzu ernsten Inhalt der Gespräche zu deuten. Draußen, im Lesezimmer und namentlich in der allheilenden Kneipe, sollen, so geht die Sage, auch noch ein paar Volksvertreter ihr Tagewerk vollbringen. Da ists wohl interessanter. Im Saal kümmert sich kaum Jemand um die Redner; ihnen lauschen höchstens die Herren, die nachher zum Wort kommen werden. Außer ihnen horcht, in unbewegter Würde, nur Herr Bebel; er will heute nicht reden, aber er ist pünktlich auf dem Posten und sein graues, sehr gealtertes Köpfchen blickt über den verschränkten Armen in beinahe römischer Feierlichkeit zu der Höhe empor, wo der Präsident und die Schriftführer thronen und, zwischen den Sitzen der Bundesrathsmitglieder und des Bureaus, der ganz weiß gewordene Herr Heinrich Rickert sich, immer bethulich, zu schaffen macht. Auf der Tribüne — die Zahl der Plätze ist so gering, daß die berühmte Oeffentlichkeit der Verhandlungen kaum mehr als ein frommer Wahn ist — wird eifrig nach Herrn Lieber gefragt, dem jetzt am Meisten genannten Manne, der die neuen Schiffe gewähren oder versagen kann; da sitzt er, ganz vorn, dicht vor dem Tisch des Hauses, beugt das hinten bismärckisch kahle Haupt tief auf das Pult und schreibt einen Brief. Und einen Brief schreibt, weit hinter ihm, auf einer der heute leeren Centrumsbänke, ein alter Herr. Briefe schreiben zwei Nationalliberale und vier Männer an den Bundesrathstischen; und einen Brief oder einen Artikel schreibt in der linken Ecke des Saales der schwarze Fischer der rothen Rotte. Das zur Schreibstube erniederte Hohe Haus bietet keinen allzu feierlichen Anblick; und das lauschende Ohr vernimmt ein Gesumm von Stimmen, das Kratzen der Federn, mitunter ein hell aufflackerndes Lachen, ein Räuspern, Husten und Niesen, — und darüber die zerhackten Laute einer schrill, in dünnem Trompetenton, durch den Raum schmetternden Kommandostimme.

Herr von Podbielski, Stephans Nachfolger, spricht. Ein fetter, eleganter und, wie es scheint, ein Bischen koketter Herr, der den Betrachter eher an den überreifen Bonvivant einer kleinen Hofbühne als an einen preußischen Kavalleriegeneral erinnert. Er liebt schöne Posen, runde Bewegungen, kann sich kaum ein paar Minuten ruhig halten, wird auf der Journalistentribüne des-

halb von einem Witzbold der Peripathetiker genannt und begleitet seine Worte mit lebhaftem Mienenspiel. Nur die schnarrende oder schmetternde Stimme mahnt noch an den Attila, der den Patron der Transvaal-Ausstellung besser kleidete als den Staatssekretär jetzt der schwarze Kammgarnrock. Er spricht über Postreformen, Erhöhung des Gewichtes der einfachen Briefe, Ausdehnung des billigeren Portos auf die Vororte großer Städte, Ermäßigung des Stadtportos in Berlin, Erweiterung des Postregals, Zurückdrängung der Privatpostanstalten und ähnliche Dinge. Er spricht frisch, resolut, mit dem robusten Selbstvertrauen, das den preußischen Offizier in alle Aemter begleitet und den fröhlichen Dilettanten manchmal über die gefährlichsten Klippen hinwegführt. Daß da oben ein Dilettant spricht, merkt ein geübtes Ohr bald; im logischen Unterbau giebt es arge Lücken, die Rede tänzelt flink an der Oberfläche der Dinge entlang und verirrt sich, wo sie das Recht des Staates auf Expropriation berührt, in eine Gedankenschlucht, die nur in eine sozialisirte Gesellschaft gemeinsam Produzirender den Ausweg offen läßt. Das Alles scheint nicht bis ans Ende der logischen Kette gedacht; und der Hörer fragt sich, wie ein Mann, der sein eigenes Ressort noch kaum kennt, wagen darf, Vorschläge zu machen, die sein genialer Vorgänger für einstweilen undurchführbar hielt. Wußte Stephan nach langer Erfahrung nicht, was nöthig und nützlich war, und hat er nicht hundertmal die Gründe bedacht, die der frühere Husar, der Molkereiprotektor und Rittergutsbesitzer, nun leichten Herzens in den Saal hinabbläst? Hätte Herr von Podbielski auf Dallmin nicht besser gethan, sich in der Postverwaltung erst eine Weile umzusehen, ehe er an Reformen dachte? Neuer Kurs; der Anblick des tragikomischen Schauspiels, wie auf allen Gebieten jetzt mühsam versucht wird, die Fäden da wieder anzuknüpfen, wo sie vor acht oder zehn Jahren abgerissen wurden, scheint die allerneuesten Herren nicht zu schrecken. Das Applausbedürfniß ist wohl allzu stark.

Der Staatssekretär hat geendet. Ein mitleidiger Konservativer ruft Bravo. Die Herren von Stumm, von Kardorff und Graf Bismarck rücken dichter an einander. Der Zeitgenosse Lieber schreibt weiter, der alte Herr hinter ihm rüstet sich zu einem neuen Brief und der schwarze Fischer faltet in der Ecke einen sauberen Bogen. Aufrecht sitzt, mit verschränkten Armen, Herr Bebel auf seinem Platz; er schreibt nicht, liest nicht, plaudert nicht: er horcht. Der Aufmarsch der Fraktionen beginnt. Sie haben in ihren Berathungzimmern vorher beschlossen, wie sie sich zu der Sache stellen werden, und sollten nun eigentlich nur sagen, ob sie den Gesetzentwurf a limine ablehnen oder in eine Kommission verweisen wollen. Irgendwie muß aber die Zeit doch vertrödelt werden. Deshalb hält

fast Jeder eine lange Rede, die er in der Kommission mindestens einmal wiederholen und bei der zweiten Lesung im Plenum zum dritten Male, frisch aufgeputzt, halten wird. Jeder weiß, daß seine Rede in dem leeren Hause kein Gehör findet, aber er spricht: so will es die Ordnung, so ist es das Recht. Da ist ein Herr Fischbeck, der lang und breit erzählt, was seit Monaten in allen freisinnigen Zeitungen über das Wesen des Verkehrs, das Bedürfniß der Konsumenten und die Pflicht des Reichstages, fiskalischen Neigungen entgegenzutreten, gedruckt worden ist. Das Bureau liegt in leichtem Schlummer, die Abgeordneten flüchten ins Grüne Gewölbe, kaum drei Menschen lauschen der Rede und kein einziger wird sie lesen, aber Herr Fischbeck spricht weiter. Einen etwas lebendigeren Ton schlägt nur der sozialdemokratische Abgeordnete Emanuel Wurm an. Er sagt wenigstens offen, daß er die Sache nur vom Standpunkt des Proletariates ansieht, läßt die berüchtigten allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Spiel und erklärt, seine Partei, der das Interesse der Jahre lang reichlich mit Dividenden gefütterten Privatpostgesellschaften keinen Kopfschmerz mache und die nur die Arbeiter versorgt wissen wolle, werde sich künftig stolzen Sinnes auf die Ansichten berufen, die Herr von Podbielski über das Recht, Private zu expropriiren, ausgesprochen habe. Herr Bebel lacht, — lacht so gemüthlich, so ganz ohne Groll, daß man heraushört: er hofft nicht mehr auf eine nahe Expropriation der Besitzenden; Herr von Stumm-Halberg spitzt das Ohr, weil von Kapitalismus, sozialer Reform und Ausbeutung gesprochen wird, wendet sich aber, da Herr Wurm sänftiglich bleibt, schnell wieder seiner Gruppe zu und verläßt, wohl Frühstückens halber, zwischen dem Grafen Bismarck und Herrn von Kardorff den Saal. Nun nimmt Herr Lieber das Wort. Er führt auch diesmal die entscheidenden Stimmen, deshalb drängen ein paar neugierige Männer nach vorn. Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst stellt sich dicht vor den Redner und Franz von Assisi Ludwig Maria Prinz von Arenberg nimmt seinen gewohnten Sitzplatz auf dem Tisch des Hauses ein. Inzwischen wandelt Herr von Podbielski ruhelos auf der Bundesrathsestrade umher, lehnt sich malerisch an das Gebälk, plaudert mit seinen Räthen und begleitet die Reden mit Lächeln, Kopfschütteln und anderen mimischen Regungen. Herr Lieber spricht langsam und feierlich, wie immer; er zerrt und dehnt seine Trivialitäten, als dürfe von kostbaren Gedankenschätzen kein Goldkörnchen verloren gehen, und macht stets eine lange, die Aufmerksamkeit herbeiwinkende Pause, ehe er einen ärmlichen Witz dem Gehege der Zähne entflattern läßt. Die Journalisten ringen auf der Tribüne die Hände; einzelne retten sich in den Entenpfuhl, um rasch, während der Centrums-

führ er seine Worte mühsälig zusammenbackt, eine Suppe zu essen ... Nun hat auch der große Nassauer geendet. Hinter ihm ordnet der alte Herr nach gethaner Arbeit sein Schreibzeug. Noch drei Redner sprechen, aber der letzte Rest des Interesses ist gewichen und die Privatgespräche der spärlich im Saal Weilenden werden immer lauter. Einen an die selige Schülerzeit erinnernden Erfolg hat nur noch ein Schriftführer, der niesend einen Drommetenton ausstößt und frohe Heiterkeit weckt. Zehn Minuten vor fünf Uhr erhebt sich der Präsident Freiherr von Buol-Berenberg langsam und verkündet, mit der dumpfen, verhallenden Stimme der Tauben, die sich nicht reden hören, die Berathung werde morgen fortgesetzt werden.

... Das ist ein Tag aus dem allzu selten beobachteten Leben des Deutschen Reichstages, — ein Tag, dem seit Jahren die meisten anderen gleichen. Was ein solcher Tag kostet, mögen Statistiker ausrechnen; auch ohne statistische Wissenschaft aber kann selbst der Laie erkennen, was an solchen Tagen geleistet wird. Die Reden verhallen ohne die geringste Wirkung. Die Fraktionen haben vorher schon bindende Beschlüsse gefaßt und machen es, wenn ihnen neues Material über einen von ihnen längst erledigten Gesetzentwurf vorgelegt wird, wie der Abbé Vertot, der, nach d'Alemberts Erzählung, als ihm die Akten über die vom Malteserorden tapfer ertragene Belagerung gebracht wurden, zufrieden lächelnd auf seine ohne Aktenstudium entstandene und eben beendete Geschichte der Malteser deutete und sprach: Mon siège est fait. Und die Reden, denen selten nur Einer aufmerksam lauscht, werden auch nicht gelesen; die Stenogramme vergilben unbenutzt und die Parteiblätter bringen höchstens, was ihre Leute gesprochen haben. Ist eine sinnlosere Kraftvergeudung denkbar und dürfen wir Carlyle wüthend schelten, weil er den Parlamentarismus eine Hautkrankheit des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat? Die Deutschen sollten öfter ihren Reichstag besuchen, öfter mit eigenen Augen das wirklich Erreichte dem Ideal vergleichen, für das ihre Väter vor fünfzig Jahren in Rede und Schrift, mit Fäusten und Flinten so begeistert stritten. Freilich: wer an dem dunklen Märzmontag vor der Reichstagspforte den Herrn mit dem goldenen Kneifer reden hörte, hat über das Wesen unseres parlamentarischen Getriebes in drei Minuten mehr gelernt als während vier langer Stunden im Hohen Hause.



Suggestion im künstlerischen Schaffen.

Kein Gebiet menschlicher Geistesthätigkeit ist dem Einfluß des Positivismus entzogen geblieben. Es ist, als ob selbst Phänomene, auf die der Beobachterfleiß sich längst gerichtet hatte, jetzt erst unter den günstigsten Gesichtswinkel gebracht oder in die hellste Beleuchtung gerückt worden wären. Auch die Theorie der Kunst verdankt den neu aufgetauchten wissenschaftlichen Problemen Bereicherung und ein verjüngtes Interesse. Zu diesen Problemen gehört besonders die Suggestion. Ich bitte den Leser, vor dem Wort nicht zu erschrecken. Freilich war es in der eben erst hinter uns liegenden Zeit des Entdeckungtaumels zu sehr in Aller Mund, als daß es auf uns sonderlich „suggestiv“ wirken könnte. Aber ist es nicht das Schicksal jeder Erkenntniß, daß ihr „nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist, zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial gering geschätzt wird“? Die Suggestion, von der ich hier reden will, ist Wachsuggestion, suggestive Einwirkung ohne Schlaf und dadurch unterschieden von der förmlichen Hypnose, und zwar Autosuggestion, Suggestion ohne Eingeber. Gemeinsames Merkmal jeder Suggestion, mit und ohne Eingeber, ist: „Eine Vorstellung gewinnt eine gewisse Intensität und einen plastischen Charakter; einer solchen Vorstellung entspricht eine intensive Gehirnthätigkeit.“ (Forel.) Die ästhetischen Gefühle und Vorstellungen sind als Resultate ungemein variabler Assoziationen der leisesten Suggestion von außen zugänglich; diese Allosuggestion, die das rezeptive Verhalten zur Kunst beherrscht, scheidet hier aus; die Autosuggestion betrifft das Kunstschaffen selbst. Fierens-Gevaert schreibt*): „La qualité maîtresse qui distingue le critique est au fond la qualité essentielle de l'artiste et du philosophe; tous trois procèdent par élection. Celui que nous appelons aujourd'hui un critique fait donc également oeuvre d'art puisque les mêmes penchants l'entraînent vers un même inconnu... L'écrivain d'art parlant d'un tableau ou d'une statue se laisse aller aux mêmes émotions que le peintre ou le sculpteur devant leur modèle.“ Und er wiederholt Zolas Worte: „Lorsque M. Taine étudie Balzac, il fait exactement ce que Balzac fait lui-même, lorsqu'il étudie par exemple le père Grandet.“ Ich glaube, daß dieser Vergleich zwischen dem Kritiker und dem Künstler nur so weit zulässig ist, wie er eine Identität der Fähigkeiten behauptet; wenigstens ist sich Taine selbst klar darüber gewesen (J'ai vu de trop près de vrais artistes, capables d'inventer des figures vivantes, pour admettre que j'en sois un), kein schaffender Künstler zu sein. Ihm, dem besten und einflußreichsten philosophischen Kopfe Frankreichs in diesem Jahr-

*) Essai sur l'art contemporain, Paris, Alcan 1897.

hundert, fehlte Das, was Dutzende von Romanschreibern haben: die Gabe der Erfindung und die Gabe der Erzählung. Er hat nur einmal einen Roman begonnen und ihn nach neunzig Seiten wieder aufgegeben: es war nichts als ein Stück Selbstanalyse daraus geworden. Der große Romanschriftsteller hat immer Etwas vom großen Psychologen, aber der große Psychologe ist darum noch nicht im Stande, einen Roman zu schreiben. Was fehlt ihm dazu? Wenn Taine die Analyse Balzacs unternimmt, so hat er dessen Werk, die Persönlichkeit, den Lebensgang, die Urtheile, kurz, eine Fülle von Material von sich, das er vergleicht, sondert und ordnet, um durch fortschreitende Werthbestimmung Allem und Jedem seinen richtigen Platz anzuweisen und zu einem einheitlichen Gesammtbilde zu gelangen; er arbeitet mit Daten der begrifflichen Abstraktion, Balzacs Grandet aber ist ein Geschöpf aus dichterischer Phantasie. Der von Zola behaupteten gleichartigen intellektuellen Thätigkeit Beider geht bei Balzac ein schöpferischer Akt der plastischen Phantasie voraus, der eben so different ist wie die poetische Erfindung eines Hamlet oder Macbeth von der ärztlichen Diagnose pathologischer Zustände an wirklichen Kranken vergleichbaren Charakters. Ist der Eine ein erfahrener Bildner, der Gold und Edelsteine kennt und kunstvoll zum Schmuck zu fassen weiß, so ist der Andere ein Zauberer, dessen geheimnißvoller Kraft sich die unermeßlichen Schatzkammern orientalischer Märchen öffnen. Der Eine arbeitet mit einem ihm anvertrauten Gut, der Andere schafft die Kostbarkeiten selbst herbei.

Aber schöpft nicht auch die Phantasie aus dem Leben, das ihr die Modelle bietet, und verhält sich der schaffende Künstler zur ursprünglichen Lebenserscheinung nicht dennoch eben so wie Taine zu der wirklichen Persönlichkeit, die er beobachtet? Wie unsere anschauliche Kenntniß der Außenwelt nur aus Sinneseindrücken und unbewußter Arbeit des Gedächtnisses stammt (Helmholtz), so ist auch die Phantasie nicht fähig, etwas Neues zu produziren; was so scheint, ist nur kaleidoskopartige Neugruppirung im Gedächtniß aufbewahrter früherer Sinneseindrücke. Entstammen also zwar die Elemente alles Dessen, was in den vom Künstler geschaffenen Phantasiefiguren enthalten ist, dem Leben, so giebt das Leben doch selten fertige und vollständige Urbilder und die großen Kunstwerke sind niemals eine bloße Abschrift der Natur. Umgekehrt ist die Photographie kein Gemälde und der abgeformte Körper keine Skulptur. Um bei Balzac zu bleiben: gewiß sind alle charakteristischen Züge der Menschen seiner Comédie humaine dem Leben entnommen und doch hat keiner dieser Menschen anders als in seinem Kopf existirt. Wären diese Menschen wirklich vorhanden gewesen, so wäre ihnen doch weder auf diese Weise beizukommen gewesen — wie und woher alle nöthigen Nachrichten beschaffen? — noch hätten sie still gehalten, wie Taines Dokumente zur Analysirung Balzacs. Der Romanschreiber steht am Ufer eines unaufhaltsam vorüberrauschenden

Stromes, in dessen Breite einzelne bedeutende und zahllose gleichgiltige Erscheinungen der Wirklichkeit theils nah, theils entfernter auftauchen und verschwinden, der Psychologe, der Historiker, der wissenschaftliche Forscher sieht sich vor einer zum Stehen gebrachten Erscheinung, vor einem fest umgrenzten Problem.

Damit ist die Frage nach dem nothwendigen Anderssein des schaffenden Künstlers beantwortet. Was er braucht, ist eine wesentlich gesteigerte Intensität des Vorstellungvermögens und der Assoziationfähigkeit, die das Fließende abtheilt, festhält und in jedem Augenblick seines Schaffens die in seinem Geist vorhandenen zerstreuten Eindrücke in einer geordneten Erscheinung verkörpert, die entlassen wird, wenn sie ihren Dienst als Modell gethan hat. Goethe sagt: „Es muß die innere produktive Kraft jene Nachbilder, die im Organe, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole, freiwillig, ohne Vorsatz und Wollen, lebendig hervorthun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen, zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenwärtige Bilder zu werden.“ Diese spontane Thätigkeit der Phantasie, die die Residuen des Gedächtnisses erst vereinigt und lebendig macht, ist von größter Wichtigkeit bei der dichterischen Gestaltung menschlicher Persönlichkeiten. Von Dickens wird erzählt, daß er zu den Lieblingsfiguren seiner Erzählungen in einer so affektiven Beziehung stand, als ob sie wirklich lebten, und, während er schrieb, um ihr Schicksal bekümmert war. Goethe schreibt über die erste Entstehung des Götz, gegen das Ende habe ihn eine „wundersame Leidenschaft“ unbewußt hingerissen. „Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt.“

Aehnlich, jedoch schon der krankhaften Halluzination näher kommend, ist es, wenn E. T. A. Hoffmann die eigene Persönlichkeit in seiner Phantasiewelt verlor, um sich vor den selbstgeschaffenen Spukgestalten zu fürchten. Paul Souriau*) hat auf die prinzipielle Verwandtschaft solcher hochgesteigerten Erscheinungen mit den Thatsachen des gewöhnlichen Lebens hingewiesen und sie unter den gemeinsamen Begriff einer suggestiven Veränderung des Persönlichkeitbewußtseins gestellt. Wir empfinden bei der Gefahr, in der ein Anderer schwebt, bei den Leiden und Freuden eines Anderen, ja sogar schon bei der bloßen Lecture oder der dramatischen Vorstellung imaginärer Schicksale, häufig etwas von dem eigentlichen Mitgefühl Verschiedenes, wir versetzen uns so lebhaft in die Lage und Empfindungen des Anderen, daß wir nicht sowohl mit ihm als an seiner Stelle fühlen. Diese Fähigkeit ist abgestuft; je stärker sie ist, desto besser für den Dichter. On n'est pas romancier sans ce don de métempsychose et d'universelle sympathie, qui permet de s'intéresser à tous les états de l'âme humaine et d'en faire son

*) La suggestion dans l'art, Paris, Alcan 1893.

propre état de conscience, sagt Souriau; und er citirt ein interessantes Selbstbekenntniß Balzacs: „Une seule passion m'entraînait en dehors de mes habitudes studieuses; mais n'était-ce pas encore de l'étude? J'allais observer les moeurs du faubourg, ses habitants et leurs caractères. . . Chez moi l'observation était déjà devenue intuitive, elle pénétrait l'âme sans négliger le corps; ou plutôt elle saisissait si bien les détails extérieurs, qu'elle allait sur-le-champ au delà; elle me donnait la faculté de vivre de la vie de l'individu sur laquelle elle s'exerçait en me permettant de me substituer à lui, comme le derviche des Mille et Une Nuits prenant le corps et l'âme des personnes sur lesquelles il prononçait certaines paroles. Lorsque je rencontrais un ouvrier et sa femme, ... en entendant ces gens je pouvais épouser leur vie, je me sentais leurs guenilles sur le dos, je marchais les pieds dans leurs souliers percés; leurs désirs, leurs besoins, tout passait dans mon âme et mon âme passait dans la leur."

Eine andere Art der Verdoppelung der Persönlichkeit ist etwas beinahe Unumgängliches für den Schauspieler, der um so glücklicher wirken wird, je mehr er im Stande ist, in seiner Rolle für die Aktion völlig aufzugehen und zugleich das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit gleichsam außerhalb der von ihm angenommenen fiktiven Persönlichkeit festzuhalten. Er sieht und hört sich selbst, als ob er sich verdoppelt hätte, er agirt und kontrolirt sich zugleich in der Aktion. Darauf dürfte auch die Weisung Hamlets an die Schauspieler abzielen, mitten in dem Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft Mäßigung zu bewahren; oder, wie Iffland paraphrasirt: „Werft Euch in den Strom, die Stürme und Wirbel der Leidenschaften; aber in Strom und Sturm und Wirbel bleibt Herr Eures Beginnens." Frau Talma erzählt von sich, daß sie als Andromache wirkliche Thränen vergossen habe. Aber, wohl zu beachten, sie fügt hinzu: „Ce qui me touchait, c'était l'expression que ma voix donnait aux douleurs d'Andromaque, non pas ces douleurs elles-mêmes. . . . J'étais, à la fois, actrice et auditrice". Diderot berichtet eine diese Art der verdoppelten Selbstempfindung bestätigende Aeußerung Garricks und beschreibt in seinem Paradoxe sur le comédien die Clairon: „Nonchalamment étendue sur une chaise longue, les bras croisés, les yeux fermés, elle peut, en suivant son rêve de mémoire, s'entendre, se voir, se juger, et juger les impressions qu'elle excitera. Dans ce moment elle est double: la petite Clairon et la grande Agrippine." Während also beim Schauspieler ein gesteigerter Erregungzustand der Phantasie nur die ursprüngliche Konzeption der Rolle — der fiktiven Persönlichkeit —, nicht die Ausführung beherrscht, fallen beim schaffenden Künstler Ausführungzustand und konzeptiver Erregungzustand

zusammen. Je abnormer die Erregung der Phantasie ist, desto stärkere Energie des planmäßigen Denkens ist erforderlich, und geht das Gleichgewicht verloren, so treten Zwangsvorstellungen und impulsive Zustände ein, die bis an wirkliche Krankheiterscheinungen grenzen. Ich erwähnte bereits E. T. A. Hoffmann. Alfieri sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Den ganzen Tag über dachte und grübelte ich, wie es immer der Fall bei mir ist, sobald dieses Fieber, in dem ich ein Werk empfange und hervorbringe, ich weiß nicht wodurch, über mich kommt"; und nach Lombroso findet sich bei einem seiner Sonette die Notiz: „Im Spazirengehen. Wider Willen verfaßt." Edmond de Goncourt trägt im August 1880 in sein Journal ein: „Aujourd'hui, au milieu d'une forte migraine, la Faustin a fait tout-à-coup irruption dans ma cervelle, avec accompagnement de fièvre littéraire"; und etwas später: „C'est étonnant, comment tout-à-coup dans le livre que je suis en train de faire un chapitre, qui n'est pas arrivé à son tour d'exécution, prend despotiquement possession de ma pensée, et je dois le faire immédiatement, sinon il ne sera jamais bien fait." Aehnliche Selbstbeobachtungen Anderer sind in Fülle vorhanden.

Schwache Phänomene von Zwangszuständen bietet auch das gewöhnliche Leben: unwillkürliche Verstimmungen, inkohärente Vorstellungkomplexe, eine Melodie oder ein Wort, die Stunden, ja Tage lang anklingen und sich hartnäckig behaupten, sind Jedem bekannt; psychische Erregungen von größerer Stärke: ein Wunsch, eine Sorge, ein Reuegefühl, die keine Anstrengung des willkürlichen Vorstellungablaufes zum Schweigen zu bringen vermag, verlangen bereits nach Art der Affekte eine Entladung nach außen und setzen sich in Handlungen um. In den die künstlerische Produktion begleitenden Krisen ist das Kunstwerk selbst die befreiende That. Während so das Kunstwerk entsteht, findet durch die einseitige Anspannung der Aufmerksamkeit im Rahmen der abnorm erregten Phantasiethätigkeit eine dem hypnotischen Rapport und dem Traum ähnliche Abschließung von der übrigen Wirklichkeit statt und das Gebundene, Unfreiwillige eines solchen Zustandes erklärt sowohl die alten mystischen Vorstellungen von der göttlichen Inspiration als auch die sehr häufigen Aussagen hervorragender Dichter, daß ihre Werke wie im Traum entstanden seien. Goethe sagt vom Werther: „Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran Etwas zu ändern und zu bessern." Da die Suggestionlehre dem unwillkürlichen Denken einen im Allgemeinen bis in unsere Tage ungeahnten Rang einräumte, gab sie für das Gebiet des künstlerischen Schaffens im Grunde nur alte Wahrheiten in neuem Gewande.

Rom. Scipio Sighele.



Alphonse Daudet.

Alphonse Daudet hat einen glücklichen Tod gehabt. Im Kreise seiner Familie ist er gestorben, einen Scherz auf den Lippen, ein Lächeln in den Augen. Das mag wohl der provençalische Sonnenstrahl gewesen sein, der ihm treu geblieben war auch im großen Paris, der noch zuletzt einmal aufleuchtete vor dem Scheiden. Dieser provençalische Sonnenstrahl, der den großen Franzosen uns so nahegerückt hat, daß uns war, als sei Einer der Unseren von uns gegangen.

Er hat einen glücklichen Tod gehabt. Nicht nur, weil ihn die blanke Sichel so rasch mähte. Vielleicht auch, weil sie es zur rechten Zeit that. Seine letzten Arbeiten waren schwach. Wenn man la petite paroisse las, hatte man stets das Gefühl des Gequälten und man suchte nach dem alten, großen, lieben Daudet mit einer gewissen Angst, ohne ihn finden zu können. Das Lachen fehlte, die innere Herzensfröhlichkeit, die seinen früheren Dichtungen Flügel gegeben hatte. Nun, da er tot ist, verschwinden diese Dokumente der letzten Jahre. Und wir sehen nur noch den prächtigen Südfranzosen, der über das graue Elend einen blauen Himmel gewölbt hat.

Wenn man sein Leben überschaut, wird man nicht durch Züge der Größe geblendet. Aber man hat etwas Rundes, Fertiges, Einheitliches vor sich, einen ganzen Menschen, einen ganzen Dichter, an dem Zug um Zug sich zu einem vollen Bilde zusammenschließt. Temperamentvoll und ein Bischen leichtsinnig, brav und gutmüthig, nicht pathetisch renommistisch wie Zola, sondern nur drollig radotirend, dabei ehrlich in Haß und Liebe, heiter und phantasievoll, graziös und meistens von angeborenem Takt, der seinem alten Freunde Zola so fehlt. Er steckte bis in die Fingerspitzen voll von Dem, was wir Deutschen speziell Poesie nennen. Er hat das Eine erreicht, daß er uns gar nicht geliebt hat, wir aber ihn lieben mußten.

Sein Vater war ein reicher Seidenfabrikant in Nimes, der bald nach der am dreizehnten Mai 1840 erfolgten Geburt seines Sohnes Alphonse — eine Reihe anderer Kinder war vorhergegangen, die meisten aber gestorben — ein ganzes Vermögen verlor. Die Eltern waren glühende Royalisten; im selben Evangelium wurden die Kinder erzogen. Der kleine Alphonse kümmerte sich allerdings wenig darum. Er haßte die Politik Zeit seines Lebens leidenschaftlich. Seine Freude war es, in der Umgebung von Lyon — dorthin war der verarmte Vater gezogen — herumzuschweifen. Um sich vom Schulbesuch zu drücken oder spätes Nach-Hause-Kommen zu entschuldigen, „dichtete er“. Immer unheimlicher wurden die Mordgeschichten, die er den Eltern erzählte. Die Krone aller: er ließ einfach einmal den Papst sterben. Totenbleich sahen Vater und Mutter einander an; an dem Abend prügelten

sie den Herumtreiber aus Schmerz und Schrecken nicht, am nächsten Tage thaten sie es nicht aus Freude darüber, daß dieses entsetzliche „Gerücht“ sich nicht bestätigte. Mit siebenzehn Jahren sollte Alphonse als Schulmeister sein Brot verdienen. „Aber mein Gott, — Das ist ja ein Kind!“ sagte der Direktor, zu dem er kam. Ein paar Wochen später war das Kind nach Paris ausgekniffen, wo sein Bruder Ernest eine Redakteurstelle mit dem fürstlichen Einkommen von 200 Francs monatlich gefunden hatte. Aus jener Zeit haben wir eine Schilderung Theodors de Banville über Alphonse. Sie mag übertrieben sein, aber gewiß etwas Wahrheit enthalten. Danach war der junge Dichter ein halber Apoll, mit wunderbarem Kopf, herrlichem Auge, sehnsüchtig-purpurrothen Lippen. „Mutter Ernest“, sein älterer Bruder, behütete ihn, — dieser Ernest, dessen journalistische Laufbahn nicht einwandfrei ist, von dem man behauptet, er habe seine Feder mehr als einmal verkauft. Mit achtzehn Jahren veröffentlichte Alphonse seine ersten Gedichte: Les Amoureuses. Wer kennt sie in Deutschland? Er hat auf die letzte Ausgabe ein Motto von Clément Marot gesetzt: „Tu as pour te rendre amusée — Ma jeunesse en papier icy“. Ja, seine Jugend, die noch nicht ahnen ließ, welchen Weg der damalige Lyriker einst einschlagen würde! Das graziöseste Gedicht der Sammlung geht auf den „Wilhelm Meister“ zurück: Les Bottines, die lustigen, aber bei Leibe nicht leichtsinnigen Stiefelchen, die Klipp, Klapp (Clic! Clac!) mit silbernen Schnallen dahineilen. Ein hübsches Buch im Ganzen, diese Amoureuses, nur allerdings doch nicht unser germanisches Ideal von Lyrik. Nicht lange nach dem Erscheinen der Gedichte kam Daudet an den Figaro; die ärgste Noth hatte ein Ende. Alphonse dichtete Märchen und andere Lappalien fürs Feuilleton. Das Feuilleton las die Kaiserin Eugenie. Sie las auch die Amoureuses. Und eines Tages sagte sie zum Herzog von Morny, daß ein solches Talent eigentlich Unterstützung verdiene, worauf Morny sich den jungen Alphonse holen ließ. Die Szene, die folgt, ist die hübscheste Anekdote. Der ganze Daudet zeigt sich in einem Satze und der ganze Herzog von Morny im anderen. Der Herzog bot dem Dichter eine Privatsekretärstelle an, pro forma. Es war mehr die anständige Einkleidung der Unterstützung. Daudet war selig darüber; aber da brach der Südfranzose durch, der „Tartarin aus Tarascon“, und stolz, feierlich, ganz Größe und Erhabenheit wie dieser unsterbliche Provençale, als er von seinen Mitbürgern gefeiert wird, sagt der junge Alphonse, den die Politik nie bekümmert hatte, zum Schwager des Kaisers: „Herr Herzog, ich bin Legitimist.“ Es sollte sein wie Flammen und Schwerter, Morny wahrscheinlich niedergeschmettert. Aber der Herzog nickte dem braven Poeten freundlich zu und antwortete: „Meinetwegen zehnmal. Aber haben Sie die Güte und lassen Sie sich Ihre Haare schneiden.“ Und Daudet that es. An diese Geschichte habe ich oft denken müssen, — vor so vielen Büchern

Daudets. Am Meisten damals, als er L'Immortel schrieb und die Akademie vor den Kopf stieß. Die innere Nöthigung war vielleicht gar nicht so stark, aber —: „Herr Herzog, ich bin Legitimist!" Es ist ihm auch Alles so glücklich ausgeschlagen wie dem Herrn Tartarin die Löwenjagden.

Beim Herzog von Morny hatte er es gut. Er durfte Erholungreisen machen, konnte viel für sich arbeiten. Die wundervollen Lettres de mon moulin entstanden damals, jene einzigen kleinen Geschichtchen, voll schönerer Lyrik, als er sie in den Gedichten je erreicht hat, — die innigste moderne Fassung des Philemon- und Baucis-Motivs ist auch darunter.

Bis in sein sechsundzwanzigstes Jahr hinein hat Daudet gewartet, ehe er sich an ein größeres Werk heranwagte. Es war, wie die meisten Erstlinge, eine Beichte. Le petit chose heißt es. Die Jugendgeschichte ist ziemlich getreu aus dem Gedächtniß erzählt, selbstverständlich aber künstlerisch herausgearbeitet, also mannichfach im Einzelnen gemodelt. Der kleine Daniel Eyssette, diese zage, hilflose, sensitive Träumernatur, hängt das Dichten schließlich an den Nagel und wird Kaufmann, um seine Camilla zu heirathen. Kaufmann wurde Alphonse Daudet nun zwar nicht, aber es dauerte nicht lange, da legte auch er die Feder hin. Der Krieg war da, die gloire verloren, Paris eingeschlossen. Daudet war stets — Ehre sei ihm dafür! — ein guter Franzose. Er hatte als Bohémien mit Studenten oft in einem kleinen Hotel des Quartier latin zusammen gegessen und gesessen; ein Einäugiger führte das große Wort. Der Einäugige rief ganz Frankreich zu den Waffen: Léon Gambetta. Alphonse Daudet ließ sich nicht lange rufen; als Nationalgardist kämpfte er für sein geliebtes, unglückseliges Vaterland. Neue, mächtige Eindrücke stürmten auf ihn ein: Zorn über die Führer, Zorn über die Sünden seines Volkes, heiße Liebe zu diesem Volke, Haß gegen die Fremden, die Eindringlinge, die Prussiens. Alles drängte nach Worten. Er fand sie in den Lettres à un absent, in Robert Helmont, in den Contes du lundi. Immer neue Stoffe warf ihm das gewaltige Ereigniß zu. Er hat oft übers Ziel hinausgeschossen. Er hat die drolligen Pendulendiebstähle in die Literatur eingeführt, er hat diese deutschen unmenschlichen Tiger gehaßt, verachtet, beschimpft, er hat in seinem letzten großen Roman der einzigen Deutschen folgenden Steckbrief mitgegeben: Schafsgesicht, citronengelbes Haar, unreiner Teint, langer hagerer Hals, Stockschnupfenstimme, geizig. Aber er hat auch mit der Büchse im Arm gegen diese vermaledeiten Deutschen gekämpft. Er war nie lau. Und wenn man andere Herren ansieht, die vor dem Schmerz und Verzweiflungskampf eines ganzen Volkes Zeit haben, Literaten zu bleiben, Lustspiele zu schreiben und ähnliche Manipulationen vorzunehmen, so sei von Daudet noch einmal gesagt: „Ehre ihm!" Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.

Es brach nach dem Kriege über uns eine Seuche von Feldzugs-

geschichten herein. Und seit der polirte Graf Schack die erste Krankenpflegerin dem verwundeten Bräutigam nachschickte, fühlten alle unsere Erzähler die Verpflichtung, diesem edlen Beispiele zu folgen. Heute ist all das Zeug nicht mehr zu lesen. Und die kleinen Arbeiten Daudets? O, ich weiß nicht: mir scheint manchmal, als reichten die großen, berühmten Romane an reiner künstlerischer Wirkung nicht an diese kurzen Skizzen heran. Da denke ich an eine ... sie steht jetzt in den Contes du lundi. Sie heißt: Der letzte Schultag. Aus Berlin ist der Befehl gekommen, in den Schulen Elsaß-Lothringens nur noch deutsch zu unterrichten. Und da hält der alte Lehrer seine letzte französische Stunde. Es ist Alles so feierlich. Er hat seinen grünen Rock angelegt, der Lehrer, er ist so mild gegen die Schüler. Auf den hinteren Bänken sitzen heute auch alte Leute aus dem Dorfe, — was wollen Die denn da? Dann ist die Schule zu Ende, zitternd tritt der alte Lehrer vor die Klasse. Sprechen kann er nicht. Und da greift er zur Kreide und schreibt auf die große Schultafel mit dicken Buchstaben nur die Worte: Vive la France! Wie Das erzählt wird, ist meisterhaft. Und die Belagerung von Berlin, stofflich eine der interessantesten Skizzen Daudets, und der kleine Spion reihen sich nicht unwürdig der ersten an. Diesen Daudet muß man lieben.

Nach den Kriegsjahren gabs erst ein paar Kleinigkeiten. Les femmes d'artistes zum Beispiel. Daudet warnt Dichter und Künstler vor der Heirath; er selbst aber setzte seine Theorien nicht in die Praxis um. Er heirathete und heirathete glücklich. Als Ehemann schrieb er seine berühmtesten Bücher. Sie folgten rasch auf einander. Sie sind in die meisten Kultursprachen übersetzt. Man braucht sie nicht zu besprechen, sondern nur zu nennen. Der Erfolg aber ist auch ein Kriterium und wahrlich nicht das schlechteste. Diese Bücher sind: Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon; Fromont jun. und Risler sen. (1874); Jack (1876); der Nabob (1878); die Könige im Exil (1880); Numa Roumestan (1882). Der nächste Roman: Die Evangelistin, ist in Deutschland so gut wie unbekannt. „Sapho“ und „L'Immortel“ erregten mehr Sensation, die neueren Romane fielen bedenklich ab. Die Gründe dafür? Du lieber Himmel, wer will sie nennen? Krank war Daudet lange schon; totgesagt manchmal. Im Journal des Goncourts konnte ers lesen, daß er ein Rückenmärker sei.

Die großen sozialen Romane sollten ihm zuerst die Erklärung für den die ganze Welt aufrüttelnden Fall Frankreichs geben; er ging, wie Zola und doch ganz anders, den Ursachen des Unglückes nach. So schrieb er den Roman der sechziger Jahre. Wie in der „Nana“ wird im „Nabob“ das goldgierige, lustberauschte Herz der Welt mit all seinen Sünden ausgemalt. Und tost am Schluß von Zolas Romans die Straße à Berlin! à Berlin!, während droben wurmzerfressen schon die Herrscherin dieser Straße daliegt,

und braust am Schluß von La bête humaine der führerlose Schnellzug, voran die keuchende, rasende Maschine, mit den trunkenen, singenden Soldaten durch dunkle Nacht der Grenze und dem Verderben zu, so erhebt am Schluß von Fromont junior und Risler senior der alte Sigismund Planus in wildem Zorn, wie ein dunkler Rächer, die Faust gegen das grollende Paris: „O Dirne! Dirne!“ Der sittliche Verfall des Kaiserreiches: Das ist es, was Zola und Daudet darstellen wollen. Der Eine thuts wuchtiger, kolossaler, der Andere künstlerischer, farbenreicher, feiner.

Nach dem Kriege ward Daudet Republikaner. Besser: er haßte den Kaiser, der Frankreich ins Verderben gerissen, wie das Volk ihn haßte. Wäre Napoleon als Sieger heimgekehrt, so würden Daudet und das Volk eben glühende Monarchisten geblieben oder geworden sein. „Die Könige im Exil“ schildern das republikanische Frankreich. Nicht nur Monarchen gehen in diesem Roman zu Grunde, sondern das monarchische Prinzip. Es geht zu Grunde an sich selbst. Es ist, als zitterte und stöhnte die Krone, da man die edlen Steine herausbricht aus ihr, um sie ins Pfandhaus zu tragen. Berühmt ist ferner die Szene, in der die Königin mit dem Kronprinzen unerkannt zum Arzt kommt. „Das schlechteste, verdorbenste Blut!“ lautet die Diagnose. „Königsblut!“ flüstert die edle Fürstin schmerzlich... Das republikanische Frankreich behandelt auch der „Numa Roumestan“, — Léon Gambetta in leichter Verhüllung. Aber beide Werke sind doch eben nur Romane der siebenziger Jahre, nicht die Romane jener Zeit. Noch weniger gelang es Daudet, „das“ Buch der achtziger Jahre zu schreiben. Die Szene überwucherte das Ganze. Er nahm Anläufe, denen der eigentliche Sprung dann nicht entsprach. Das verstimmte. Die Heilsarmee und die Akademie: man konnte ja über sie denken, wie man wollte, aber sie waren doch schwerlich so wichtig, um sie gleichsam als Mittelpunkt einer Epoche aufzufassen. Erst „Sapho“ gab einen neuen Sieg. Und dann setzte sich Daudet noch einmal einen Plan, der seines Talentes würdig war. Den Roman der neunziger Jahre wollte er geben, er wollte die Generation vorführen, die geboren ward unter dem Kanonendonner von Sedan, les petits de la conquête. Er häufte viel Material dazu auf. Er sah sich diese marklosen, waschlappigen „Satanisten“ an, die Literaturjüngelchen mit schwachem Brustkasten, großen Worten, erschreckender Energielosigkeit. Er machte den Siegeszug nicht nur der deutschen Krieger, sondern vor Allem den der trostlosen deutschen Philosophie dafür verantwortlich, er konstruirte sich einen Mittelpunkt in dem prinzlichen Bürschchen Charlexis, das an Langeweile und Erschöpfung leidet, eine Anarchistenseele ohne „den Muth der Geste“. Trostlos ist Daudet hier gescheitert. Vielleicht hätte das Buch eine große Warnung sein sollen, der Hinweis auf eine neue Katastrophe, denn wieder gelangt ein entsittlichtes Geschlecht ans Ruder und wieder wird,

wie „Nana", der Vertreter dieses Geschlechtes von Würmern zerfressen. Aber es ist ein zerfahrenes, ödes, konstruirtes Machwerk geworden und der selbst kranke Beobachter hat die Krankheit der Jugend wohl übertrieben. Wirkungslos verpuffte das Buch. Es hatte weder Größe noch Schwung. Es hatte nicht einmal den berühmten graziösen Humor mehr.

Wegen dieses Humors ist es sonst üblich, Daudet neben Dickens zu stellen, den Schüler zum Meister. Er selbst konnte wüthend darüber werden. Sicherlich wird dieser Einfluß in Deutschland überschätzt. Kann man sich denn wirklich den Humor beim lieben Boz kaufen oder giebts denn gar keinen in Frankreich? Aber wir kennen immer nur wieder die Pariser; und die Südfranzosen? Aus der Bibliothek grüßt Claude Tillier herüber. Wo hat Der seinen Humor her? Nein, dieses ewige Suchen nach literarischen Vorbildern ist heute gar zu sehr in der Mode. Wer ein so echter, einheitlicher Poet war wie Daudet, Den soll man damit verschonen.

Von Daudets dramatischen Compagnie-Arbeiten rede ich nicht. Sie starben alle schon vor ihrem Schöpfer. Möglich, daß ihm sehr vieles Andere bald nachfolgen wird. Es ist schwer, mit Romanen in die Unsterblichkeit zu kommen, — wenn auch in Frankreich leichter als bei uns. Und wenn ich an die großen Romane denke, die Daudet hinterlassen hat, so fallen mir immer mehr Szenen ein, als daß ich frisch in der Erinnerung den Gesammteindruck verspüre. Aber diese Szenen, die sich einprägen, sind herrlich. Habt Ihrs gelesen, wie der kleine arme Kronprinz stirbt? ... Viele werden sagen, es ist rührselig. Aber sie fahren sich, wenn sie über das Rührselige wettern, vielleicht selbst über die Augen. Das ist überall in diesen Büchern zu fühlen, daß Daudet selbst lacht und weint. Und schließlich ist es doch das Temperament, das uns fürs Erste bezwingt, das stark genug ist, uns über künstlerische Mängel fortzureißen. In Paris faßte das Publikum leider Daudets Romane von der pikanten Seite auf. Es suchte nach den Modellen zu den einzelnen Figuren und groß war der Jubel, wenn sie gefunden wurden. Diese „Sensation" fällt ja in Deutschland weg. Es ist gut so. Selbst jetzt, wo der Dichter zu früher Ruhe abgerufen ist, wird er noch ausgebeutet für derartige Sensationen. Haben die Dreyfus-Freunde ihren Zola, so wollen die Gegner ihren Daudet haben. Aber ob die „liberalen" Blätter in Deutschland allmählich auch Zola zu einem Herrgott hochgeschraubt haben, der als einziger Gerechter einer verrotteten Gesellschaft entgegentritt, so glaube ich doch, daß Daudet die Stimme seines Volkes besser verstanden hat als der mir wenigstens herzlich unsympathische Zola.

Wenn Einer, den man lieb gehabt hat, auf dem letzten Kissen liegt, richtet man nicht. Man deckt in schöner Sitte so gern die Mängel und Fehler zu, man sieht so gern an ihm nur das Große und Gute. Ich habe Alphonse

Daudet hier nicht kritisch zergliedert und werde es auch nicht thun. Nur ein Wort von Zola über ihn möchte ich anführen, das geistreich und ungeschickt zugleich ist. Daudet sei, so sagte er ungefähr, von der freundlichen Natur an die Stelle gestellt worden, wo die Poesie aufhöre und der Realismus beginne. Wie dieser Satz dasteht, ist er eine pointirte Dummheit. Ich übersetze ihn aber so: Daudet hat im Besten, was er geschaffen, die schwere Kunst verstanden, Mitteltinten anzuwenden, er hat über Wust und Elend auch die Sonne nicht vergessen, die manchmal darüber zittert. Und was Zola als Gegensätze hinstellt: Poesie und Realismus, Das hat er zu vereinen gewußt. Das scheint nun stark nach Kompromißthum zu riechen; und den Radikalen war er wirklich nie radikal genug. So bekam es Julius Hart in seiner Geschichte der Weltliteratur noch kürzlich fertig, ihn zu jenen „individualitätloseren“ Poeten zu stellen, die zum bequemen Familienunterhaltungroman führen. Nun, Daudet wird sich deshalb nicht im frischen Grabe umdrehen. In der Zeit siegt immer das Extreme, aber es ist ein Glück, daß die Nachwelt so viele Urtheile der Zeit korrigirt. Sie wird gewiß nicht alles Lob bestätigen, das über den großen Toten in den Wochen nach seinem Scheiden gesagt ward, aber sie wird unserer Liebe auch nicht ganz Unrecht geben. Karl Busse.



Was kostet Kiautschau?

Die Umrisse Dessen, was für Kiautschau zu thun ist, werden nach und nach sichtbar; und wenn der Schatzsekretär von Thielmann auf die ihm gestellte Frage auch nur die Anlage des Kriegshafens und die Besatzung erwähnte, die Kosten verursachen würden, so bedingt die Herstellung eines Kriegshafens schon entsprechende Kais, Landungbrücken und Seezeichen, Docks und Krahnvorrichtungen, ferner die völlige Umgestaltung der vorhandenen Befestigungen, deren Unzulänglichkeit bereits den Chinesen klar geworden war, und die Anlagen von Magazinen und Werkstätten und Vorarbeiten für den Bahnverkehr. Dazu käme der Bau von dauernden Unterkunfträumen für Offiziere und Mannschaft nebst Lazareth, Montirungskammern, Munition- und Waffendepot, Büchsenmacherei u. s. w., endlich die Kosten der Postanstalt, des Telegraphen- und Telephonbetriebes, der Vermessung und der erforderlichen Ankäufe des Gebietes. Auch sind die Ausgaben für den Depeschenverkehr zu berücksichtigen, die für Haïti z. B. 34 000 Mark betrugen. Nach den örtlichen Verhältnissen scheint es sich nicht zu empfehlen, den bisherigen Hafen von Ching-tau-Kau zum Kriegshafen auszugestalten, da er, wenn man nicht die der Bucht seewärts vorgelagerte Inselgruppe unter großen Aufwendungen befestigen will, der Beschießung von der See her ausgesetzt ist, einer Gefahr, die für den hinter der gebirgigen Halbinsel verdeckt liegenden, über zehn Meter tiefen und geräumigen Theil der Bucht wegfällt. Nicht erwähnt hat der Schatzsekretär die Kosten für die Verwaltung und Justizpflege des der Marine unterstellten Gebietes, die auf die Dauer ohne ein

besonderes Personal nicht möglich sein werden; ferner die Kosten der Regulirung der Flußläufe, des Kiao- und Nanta-ho, um das Versanden der Bucht zu verhindern. Diese in erster Linie den militärischen und staatlichen Interessen und der Ermöglichung eines aufblühenden Verkehres dienenden Aufwendungen wird das Privatkapital nicht übernehmen, eben so wenig wie die Kosten einer etwa nöthigen Wiederherstellung der alten Kanalverbindung der Bai mit dem Golf von Petschili.

Wenn dem Reich schon in den bezeichneten Richtungen ganz beträchtliche Kosten entstehen, so muß die Verbesserung des wohl an der bisherigen Stelle zu belassenden Handelshafens, die Anlage der Hafenstadt, der Bau der Eisenbahnen nach Wei-hsien, Po-shan und Itschu-Fu, der für den Kohlen- und sonstigen Export erforderlichen Straßenverbindungen, schließlich der Bergwerkbetrieb dem Privatkapital überlassen bleiben, das in erster Reihe die wirthschaftlichen Vortheile aus der Erschließung des Hinterlandes ziehen wird. In Kiautschau ist so ziemlich Alles neu zu schaffen, da es, bis auf die noch im Bau befindliche eiserne Landungbrücke des alten Handelshafens und eine ungenügende hölzerne Brücke, die der Umgestaltung bedürfenden Baracken der vormaligen chinesischen Besatzung, das massive Yamen-Gebäude und ein Pulvermagazin, dort nichts Brauchbares giebt.

Die Nachricht von der Einbringung eines Nachtragetats, der für Kiautschau mindestens ein halbes Dutzend Millionen fordere, ist offiziös dementirt worden. Da nach den Erklärungen des Schatzsekretärs die erforderlichen Aufwendungen sich noch nicht übersehen lassen, wird jedenfalls in der nächsten Session des Reichstags eine neue beträchtliche Budgetposition des Kolonialetats zu erwarten sein. Daß es der Regirung nicht angenehm sein konnte, gerade jetzt die Frage der Marine-Bewilligungen durch sich dahinter aufthürmende Forderungen für Kiautschau komplizirt zu sehen, ist klar. Eine genaue Erörterung dieser Forderungen ist aber nöthig, ehe man über den Werth der neuen Besitzung ein Urtheil fällt. Kiautschau wird zweifellos im Extraordinarium und Ordinarium des Reichshaushaltes künftig eine wichtige Stelle einnehmen, selbst wenn es nur Kriegshafen und Kohlenstation, nicht vollständige Flottenstation mit allen dazu gehörigen Etablissements wird. In jedem Fall wird eine besondere Besatzungtruppe nöthig werden. Obwohl früher gesagt worden war, es bestehe keineswegs die Absicht, Kiautschau in erster Linie zu einem befestigten Stützpunkt für die Flotte zu machen, vielmehr solle sich der Ausbau des Hafens nur der Entwickelung des Handels anpassen, so erwähnte der Schatzsekretär doch ausdrücklich die Kosten für den Kriegshafen; man muß also mit der Thatsache rechnen, daß Kiautschau zu einer befestigten Flottenstation bestimmt ist. Wenn berichtet wurde, von umfangreichen fiskalischen Bauunternehmungen, die den Etat mit Millionen belasten würden, sei einstweilen keine Rede, die Marineverwaltung werde größere Anlagen erst in Angriff nehmen, wenn Kiautschau wenigstens bis zu einem gewissen Grade die an seine Erwerbung als Handelshafen geknüpften Hoffnungen gerechtfertigt habe, so widerspricht dieser Angabe der Hinweis des Schatzsekretärs auf die Anlage des Kriegshafens; man kann deshalb nur annehmen, daß umfangreiche fiskalische Bauunternehmungen nicht sofort, sondern später, wenn sich gewisse Hoffnungen rechtfertigen, zu erwarten sind. Ob die Erträge, die ein Emporblühen des Handelshafens dem Reich bringen könnte, zu den für die Ausgestaltung des Stützpunktes erforderlichen Aufwendungen im Verhältniß stehen werden, bleibt eine offene Frage. Zunächst wird die Kon-

kurrenz Tschifus zu bekämpfen sein, wo sich der Handel seit mehr als dreißig Jahren konzentrirt hat; ferner die des englisch-italienischen Konsortiums — Rothschild und Genossen —, das Bergbau- und Eisenbahnkonzessionen für die Provinz Schensi erhielt; und wenn, wie wir hoffen, Kiautschau die Konkurrenten überflügelt, wird der Gewinn nur einzelnen Kapitalisten, Industriellen, Aktionären und einer Anzahl größerer Geschäftshäuser in den deutschen Seestädten zu Gute kommen, während die beträchtlichen Kosten von der Masse der Steuerzahler getragen werden müßten. Ein Kenner Chinas schrieb neulich: „Verbreitet ist die Ansicht, daß Kiautschau Gelegenheit zum Eröffnen von Detailgeschäften bieten werde, oder gar, daß dort Werkstätten aufgemacht werden könnten, und Mancher, der in Deutschland nicht den gewünschten Erfolg erzielen konnte, sieht sich schon inmitten eines blühenden, von kauflustigen Chinesen belagerten Geschäfts. Auch hier wird die Enttäuschung das Luftschloß zerstören; denn Handwerk und Kleinhandel bleiben, so weit es sich nicht um die Bedürfnisse der Deutschen handelt, schon deshalb in den Händen der Chinesen, weil der chinesische Kaufmann dem Europäer im Distributivgeschäft mit Chinesen schon durch seine geringere Spesen, durch die Valutaverhältnisse und durch seinen ‚Handelssinn‘ völlig überlegen ist.“

Welche Kosten macht uns nun schon jetzt die Erwerbung und wie hoch werden die späteren Kosten voraussichtlich sein? Zu den unmittelbaren Kosten gehören die Pacht und die Indienststellung der als Verstärkung des bisherigen ostasiatischen Geschwaders entsandten Kriegsschiffe und des auf den gemietheten Dampfern „Darmstadt“ und „Krefeld“ abgesandten Seebataillons und Artilleriedetachements. Die Höhe der Pachtsumme ist noch unbekannt, dürfte aber kaum bedeutend sein. Die Indienststellung der ersten Kreuzerdivision und des „Cormoran“ ist, da diese Schiffe schon in den ostasiatischen Gewässern weilten, nicht in Rechnung zu stellen, wohl aber die Indiensthaltung der Kreuzerdivision des Prinzen Heinrich, die aus dem Panzerkreuzer erster Klasse „Deutschland“, dem Kreuzer zweiter Klasse „Kaiserin Augusta“ und dem Kreuzer dritter Klasse „Gefion“ besteht. Als Kosten sind hier zu rechnen: die freie Verpflegung und die Zulagen, die der größte Theil der Mannschaft dieser Schiffe an Bord erhält; die Zulagen der Offiziere, Aerzte, Ingenieure, Zahlmeister, Deckoffiziere u. s. w. und des gesammten Maschinenpersonals; ferner der Verbrauch an Kohlen, Oel u. s. w.; endlich die Abnutzung von Material aller Art. Die Mannschaft des Kreuzers „Deutschland“ besteht aus 644, die der „Kaiserin Augusta“ aus 436 und die der „Gefion“ aus 302 Mann, im Ganzen 1382 Mann. Die Verpflegung erfordert durchschnittlich etwa eine Mark pro Kopf der Bemannung, was schon für die ursprünglich auf etwa sechzig Tage veranschlagte Reisen 83 000 Mark ergiebt. An Seefahrtzulage erhalten sämmtliche über ein Jahr Fahrzeit habende Mannschaften drei Mark monatlich, die Chargirten bis zu zehn Mark. Ferner erhalten als Stellenzulagen an Lichtgeld der Chef des Stabes, Flaggleutenant, Navigationsoffizier, Intendant, Auditeur und Prediger monatlich 9 Mark resp. 9,30 Mark, der Geschwader-Ingenieur an Stellenzulage monatlich 90 Mark bezw. 93 Mark, der Zahlmeister eines Geschwaders 90 Mark bezw. 93 Mark, der erste Offizier und der Zahlmeister eines Schiffes ersten und zweiten Ranges je 90 Mark bezw. 93 Mark monatlich, eben so viel der leitende Maschineningenieur oder Maschinist. Der Geschwaderarzt erhält 30 Mark bezw. 31 Mark monatlich, der Ober- oder Einzelarzt auf Schiffen ersten und zweiten Ranges 18 Mark bezw. 18,60 Mark, der Unter-

suchung führende Offizier und die zur Unterstützung bei der Verwaltung des Inventars Kommandirten und der Wachtmeister 9 Mark bzw. 9,30 Mark. Endlich die Materialienverwalter, Botteliers, Registratoren, etatmäßigen Schreiber, das Maschinenpersonal (bei großen Schiffen ca. 100 Mann stark), die Schiffsköche, Unteroffiziere des etatmäßigen Seesoldatendetachements, Schneider- und Schuhmachergasten erhalten in der Mehrzahl 9 Mark monatlich, im Uebrigen 6, 12, 15, 18, 24 bis zu 30 Mark monatlich. Die an Bord gewährten Tafelgelder betragen täglich für den Geschwaderchef 24 Mark, für die Schiffskommandanten 12 Mark, für die Mitglieder der Offiziersmesse 3,50 Mark und für die Mitglieder der Kadetten- und Deckoffiziersmesse je 1,75 Mark. Die Messegelder für die Messe des Geschwader- und des Divisionchefs und für die Kommandantenmesse und Offiziersmesse auf Schiffen aller Rangklassen je 8 Mark täglich; die für die Kadettenmesse je 5 Mark und für die Deckoffiziersmesse 3,50 Mark. Für die Mannschaft existiren ferner noch kleinere besondere Zulagen für Arbeitleistungen an den Schiffsdampfkesseln, für das Kohlentrimmern, die Pflege und den Koch der Kranken. Ferner erhielten die sämmtlichen Offiziere, Aerzte und Beamten der Kreuzerdivision Ausrüstunggelder von 400 bis 600 Mark. Im Durchschnitt dürften die an Bord gezahlten Zuschüsse sich etwa auf 30 Pfennige pro Kopf der 1382 Mann und Offiziere u. s. w. täglich belaufen; Das ergiebt täglich etwa 415 Mark und für 60 Tage ungefähr 24 900 Mark. Weit höhere Aufwendungen erfordert der tägliche Kohlen- und Oel- etc. Verbrauch der Schiffe. Selbst wenn die „Deutschland" auf der Reise nur mit 1500 indizirten Pferdekräften fährt, dabei 10 Knoten läuft, wobei das Schiff etwa 0,3 Kilogramm Kohlen pro Pferdekraft und Stunde verbrauchen dürfte, würde sich der Kohlenverbrauch pro Tag auf etwa 108 Tonnen stellen. Kostet eine Tonne à 1000 Kilogramm im Inlande ungefähr 20 Mark (in Aen, Perim und Singapore ist ihr Preis bereits 35 bis 40 Mark), so stellen sich die Kosten für Kohlen in 24 Stunden, die Fahrtunterbrechungen angerechnet, auf rund 2000 Mark, was für 60 Tage für ein Schiff 120 000 Mark ergiebt, und wenn man, mit Rücksicht auf die intensiver arbeitenden Maschinen der kleineren Kreuzer „Augusta" und „Gefion", diese Zahl als ungefähren Durchschnitt nimmt, für die drei Schiffe 360 000 Mark. Veranschlagt man den Verbrauch an Maschinen- und Mineralöl u. s. w. auf täglich über 200 Kilogramm pro Schiff und 200 Mark täglich, so braucht man täglich für die drei Schiffe 600 Mark, also in 60 Tagen 36 000 Mark. Danach stellt sich der Gesammtaufwand für die drei Schiffe bei einer sechzigtägigen Fahrt auf etwa 500 000 Mark; durch die eingetretene etwa dreiwöchige Verspätung wird er entsprechend höher. Diese Kosten dürften allerdings zum Theil, obgleich der Staatssekretär von Bülow Das in der Kommission nicht erwähnt hat, den veröffentlichten Mittheilungen über den Inhalt des Abkommens gemäß, von China getragen werden, wenigstens bis zum Augenblick der Ankunft der zweiten Kreuzerdivision; es heißt in Mittheilungen über den Vertrag: „die Kosten, die der deutschen Regirung aus der Besetzung Kiautschaus erwachsen sind," und nicht etwa: die ihr daraus erwachsen werden. Vom Reich würden daher, aller Voraussicht nach, die Kosten für die Dauer des Aufenthaltes der zweiten Kreuzerdivision in Kiautschau und für deren Rückfahrt, ferner die für die Unterhaltung der Besatzungtruppe von 1500 Mann zu tragen sein. Im „Hamburgischen Korrespondenten" war neulich zu lesen, die Verstärkung der südostafrikanischen Schutztruppe um 400 Mann

habe im Jahre 1896 zwei Millionen Mark erfordert; wir müssen also die Kosten für die künftige chinesische Besatzungtruppe, da das abgesandte Seebataillon und die Artilleriemannschaften auf die Dauer für die Vertheidigung der heimischen Küsten unentbehrlich und etatmäßig bestimmt sind, schon bei einer Stärke von nur 800 Mann auf etwa das Doppelte veranschlagen.

Wenn in diesem Kostenanschlage vielleicht der Durchschnittssatz der Bedarfsartikel für die einzelnen Kriegsschiffe hier und da etwas hoch gegriffen ist, da sich, wie erwähnt, auch ein Kreuzer dritter Klasse, die „Gefion“, unter den Fahrzeugen der Division befindet und ein nicht unbeträchtlicher Theil des Kohlen- und Oelbedarfes zum Inlandspreise mitgenommen wurde, so sind doch alle besonderen und unvorhergesehenen Ausgaben für Reparaturen und besondere Bedarfsgegenstände, wie z. B. die zu erbauenden Baracken und die bestellten 700 Winterjoppen à 6,40 Mark, im Ganzen 5400 Mark, nicht in Anrechnung gebracht; die Rechnung dürfte deshalb vermuthlich annähernd stimmen. Die offiziös genannte Minimalziffer von 6 Millionen Mark wird wohl richtig sein. Die noch vorhandenen Baracken der chinesischen Truppen sind nach den Schilderungen unserer Mannschaft so schlecht, daß Ersatz oder mindestens ein Umbau nöthig ist. Die drei oder vier Forts hat die chinesische Regirung selbst schon als unzureichend erkannt und ihre völlige Neugestaltung ins Auge gefaßt; vielleicht aber können sie auch in ihrer jetzigen Gestalt, bei gehöriger Armirung mit starken Kalibern, einstweilen zur vorläufigen Sicherung des erworbenen Gebietes benutzt werden. Ihre Armirung und Approvisionirung fordert natürlich weitere beträchtliche Aufwendungen, da die schweren Geschütze und ihre Munition bekanntlich sehr theuer sind und für ihre Entnahme aus den Beständen des Inlandes Ersatz geschafft werden muß. Die Entsendung der Marine-Infanterie und Artillerie kann unbedingt nur als ein Provisorium gelten, da die Truppen im Etat nicht zu dauernder Detachirung bestimmt sind und ersetzt werden müssen. Außer der heutigen einmaligen wird daher künftig eine dauernde Ausgabe für die Errichtung einer Besatzungtruppe und ihre besonderen Zulagen und sonstigen Unterhaltungskosten eingestellt werden müssen. Außerdem sind die Kohlen für das anzulegende Depot zu beschaffen. Zu den schon jetzt aus der Erwerbung erwachsenden Kosten kommen noch die Ausgaben für die Errichtung der Civilverwaltung, die Miethung der beiden Transportdampfer, die Verstärkung des technischen Personals im Kolonialamt, die Entsendung eines Wasserbautechnikers und seiner Hilfskräfte, die Fortführung der Landungbrücke bei Ching-tau-Kau und die errichtete Postanstalt. Daß sich der Umfang aller Ausgaben heute nochnicht übersehen läßt, ist klar; eine annähernd richtige Schätzung ist aber möglich. Sollen übrigens unsere Schiffe, wie man doch erstreben muß, in Kiautschau ihre Havarien repariren können und nicht genöthigt sein, fremde Docks zu benutzen, so ist die Anlage eines auch für die Kriegsschiffe ausreichenden Docks im Kostenbetrage von etwa 7 bis 8 Millionen erforderlich. Die Aufwendungen für das Kiautschau-Gebiet werden sich nach Alledem selbst bei äußerster Sparsamkeit auf eine beträchtliche Anzahl von Millionen im Extraordinarium und eine recht namhafte Summe im Ordinarium beziffern. Wir wollen hoffen, daß diese Ausgaben sich gut rentiren und die neue, mit so großen Erwartungen begrüßte Erwerbung uns keine Enttäuschungen bringt.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

❦

Politische Geographie.

In einer für seine Auffassung besonders charakteristischen Stelle seiner „Geschichte der Civilisation in England" kommt Henry Thomas Buckle bei der Untersuchung des schottischen Geistes während des achtzehnten Jahrhunderts auf Huttons geologische Ansichten zu sprechen und erörtert im Anschluß daran die Wirkung des Feuers und des Wassers auf die Erdrinde. Da Buckle überall Ausgleichung und Harmonie sieht, gelingt es ihm, die wider einander streitenden Grundanschauungen der Plutonisten und der Neptunisten zu verbinden, indem er, ausgehend von der ebnenden Thätigkeit des Wassers und der störenden des Feuers, folgende geistreiche Perspektive eröffnet: „Da die Schönheit der Außenwelt hauptsächlich von ihrer unregelmäßigen Erscheinung abhängt, ohne die keine Landschaft eine Mannichfaltigkeit der Formen und eine bedeutende Verschiedenheit der Färbung gewährt hätte, so, denke ich, wird man uns nicht zu große Spitzfindigkeit vorwerfen, wenn wir sagen: das Feuer habe uns von der Einförmigkeit gerettet, zu der uns das Wasser verdammt hätte, und sei dadurch die entfernte Ursache der Entwickelung der Phantasie geworden, der wir unsere Poesie, unsere Malerei und unsere Bildhauerkunst verdanken; und es habe so nicht nur die Freuden unseres Lebens wunderbar erhöht, sondern auch dem menschlichen Geist eine Vollständigkeit der Entfaltung gegeben, zu der er sich ohne diesen Betrieb nicht hätte erheben können." Hier hören wir das Glaubensbekenntniß eines Kulturhistorikers, dem als höchstes Ziel die Lösung des Problemes vorschwebt, die verborgenen Verhältnisse zu entdecken, die den Weg und die Schicksale der Menschheit beherrschen; bis zum Abend seiner Tage arbeitete er mit niemals erlahmender Begeisterung daran, in den Begebenheiten der Vergangenheit einen Schlüssel zu den Geheimnissen der Zukunft zu finden. Da er es versucht, alle Gesetze der moralischen und physischen Welt in eine Wissenschaft zusammenzufassen, kann er bei der Vertiefung in die geschichtliche Entwickelung eines Volkes unmöglich an der Natur seines Landes vorbeigehen. Wie er diese Seite seines Berufes aufgefaßt und bethätigt hat, Das liegt klar vor uns in seiner Schilderung des Zustandes des mittelalterlichen Schottlands.

Von einer ganz anderen Seite aus war einer der universalsten Denker des grauen Alterthumes der wichtigen Frage zu Leibe gegangen, welche Einwirkungen der Boden auf den Menschen hat: Hippokrates von Kos. In seiner berühmten Abhandlung περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων erklärt der kluge Arzt, der von der Naturnothwendigkeit der Einheit aller Lebenserscheinungen auf der Erde eben so fest überzeugt war wie der fortgeschrittene Denker des neunzehnten Jahrhunderts, die Verschiedenheiten der menschlichen Eigenschaften und Gewohnheiten aus den Einflüssen der Jahreszeiten, der Winde, der Gewässer und der örtlichen Lage des Wohnplatzes. Obwohl Hippokrates bei seinen Gedankengängen praktische Zwecke, die Förderung seiner Heilkunst, im Auge hat, kommt er doch zu einer großartigen Auffassung, die den weiten Blick des Kenners der Natur und des Menschen verräth. Unter Anderem folgert er aus der Erscheinung, daß in Asien Alles viel schöner und größer sei, die Menschen freundlichere und gemäßigtere Gemüthsart hätten, der Krieg weniger beliebt sei, kurz: daß dort im Großen und Ganzen eine auffallende Gleichmäßigkeit herrsche, mit unverkennbarem Geschick die aus-

gleichende Macht der kontinentalen Einwirkungen einer weithin sich erstreckenden, zusammenhängenden Ländermasse. Nach seiner Methode gehört Hippokrates zu den Forschern, die den induktiven Weg für den besten zur Erkenntniß der Wahrheit halten. Durch sorgfältige Beobachtung Dessen, was wirklich vorliegt — und zwar nicht nur in einer vereinzelten, willkürlich herausgegriffenen Thatsache, sondern in einer ganzen, möglichst umfassenden Reihe von Thatsachen —, gewinnt er das Bild bestimmter Wirkungen. Indem er sich nun von solchen immerhin noch verwickelten Ergebnissen aus zur Erkenntniß der einfachen Kräfte emporringt, die jene Resultate erzeugt hatten, gelangt er zum Erfassen der Ursachen alles Dessen, was wirklich vorliegt.

Während die gern grübelnden Deutschen sehr oft den umgekehrten, den deduktiven Weg einschlagen, treffen wir bei dem neuesten und, wie ich gleich hinzusetzen will, erfolgreichsten Vertreter der anthropo-geographischen Wissenschaft: bei Friedrich Ratzel*), ganz die selbe Methode, die dreiundzwanzig Jahrhunderte vor ihm der älteste Anthropogeograph befolgt hat. Soll ein solches Vorgehen dauernde Wirksamkeit erhalten, so muß es auf eine systematische Untersuchung breiter Beobachtungreihen gegründet sein. Erst nach mühsäligen Vorarbeiten darf der gewissenhafte Forscher generalisiren und allgemein giltige Ideen, „Gesetze“, ableiten. Man wird nicht behaupten dürfen, bei Friedrich Ratzel seien die vorhergehenden Leistungen, die er als Reisender und Geograph sans phrase vollbracht hat, nur zu dem Zwecke geschehen, die daraus gewonnenen Beobachtungen einst zur Entdeckung von Naturgesetzen dienstbar zu machen: ein deutscher Gelehrter wird nur selten den praktisch angelegten Sinn eines Lyell oder Murchison mitbringen. Aber der Geographieprofessor der leipziger Hochschule hat es verstanden, aus dem Einzelstudium verwickelter Erscheinungen zu ihren Komponenten hinunterzutauchen; und mit Hilfe der vergleichenden Methode hat er sich eine klare Erkenntniß von den natürlichen Ursachen des gesammten Lebens auf der Erde errungen. Das vorliegende Werk ist ein Niederschlag davon; im Wesentlichen ein System, das sich aus einer Anzahl einfacher Sätze aufbaut.

Nun ist es klar, daß bei einer solchen Forscherarbeit, namentlich dann, wenn aus den Sätzen die „Gesetze“ destillirt werden sollen, das Beschreiten des anderen, mit dem Studium der Gesetze anhebenden Weges nicht immer zu vermeiden sein wird. Alles hat eben seine zwei Seiten; nur daß in unserem Falle die zuletzt erwähnte die schwächere ist. Wo Ratzel deduktiv verfährt, da muß er auch bald die Wirkung verspüren, die dieser Methode anzuhaften scheint: dann hat er unter einer Verminderung der Ueberzeugungskraft, der Glaubwürdigkeit zu leiden. Kleine Geister lieben nun einmal das Handgreifliche, die Einzelthatsache, das statistische Material; was darüber hinausgeht, philosophisch vertieft ist oder gar mit der Soziologie zusammenhängt, davor stehen sie rathlos. Um sich vor dem durchbohrenden Gefühle des eigenen Nichts zu retten, setzen sie allem Höheren Verachtung, Haß und Widerstand entgegen. Und weil sie die wahre Größe weder verstehen können noch wollen, versuchen sie, sie herabzuziehen, indem sie die wohlfeile Abfertigung bereit halten: „Das Alles haben wir ja längst schon

*) Politische Geographie. Von Friedrich Ratzel. Mit dreiunddreißig in den Text gedruckten Abbildungen. München, Verlag von R. Oldenbourg, 1897.

selbst gewußt; ‚verblüffende‘ Wahrheiten aber auszusprechen, dazu halten wir uns für zu gut“. Solchen kleinen Seelen gegenüber sei doch daran erinnert, daß Irgendwer irgendwann und irgendwie einmal die Axiome der Geometrie aufgestellt haben muß. Seine Zeitgenossen werden wahrscheinlich auch höhnisch gelächelt haben: „O, über den Klugen, der Dinge ausspricht, die zu verkünden gar nicht erst der Mühe lohnt!“ Und dennoch sind und bleiben Das Wahrheiten, mit denen wir noch heute operiren. Aehnlich steht es mit Ratzels Ausführungen. Seine Sätze werden von einer gewissen Schule, die auf dem Gebiete der gesammten geographischen Wissenschaften etwa die Rolle spielt, die man auf philologischem Felde einer nichts als Textkritik und Wortstatistik treibenden Alterthumswissenschaft zuweisen darf, mit einer angemaßten Ueberlegenheit als verblüffende Offenbarungen abgethan, weil man ihnen auf andere Weise nicht beikommen kann. Dieser Richtung ist das Verharren bei der Aufzählung so und so vieler Beispiele von einem No-Mans-Land wichtiger als die auf Grund mehrerer Belege vorgenommene Untersuchung der verschiedenen Auffassungen dieses durchaus nicht eindeutigen Begriffes; ihr ist die Kenntniß von sechs oder sieben Stellen, wo Strabon die Ufer eines Flusses mit rechts und links bezeichnet hat, werthvoller als die geistvollste Erörterung über die Stellung, die dem Fluß als einem Glied in der Kette terrestrischer Faktoren bei der Erklärung der Zusammenhänge zwischen Mensch und Natur zukommt.

Auf diese Gegnerschaft mußte ich eingehen, weil ich in dem Bilde, das von Ratzels Eigenart an der Hand seiner einen wichtigen Zweig der anthropogeographischen Wissenschaft behandelnden „Politischen Geographie“ entworfen werden soll, diesen Zug nicht missen möchte. Auch wäre es sonst kaum verständlich, wie sich die „vernichtende“ Kritik, die von einigen Nichtsalsgeographen an seiner die Geschichte hereinziehenden Methode geübt wird, mit der Thatsache verträgt, daß eine glänzende Reihe außerdeutscher Ethnologen (u. A. der Russe J. D. Anutschin, die Amerikaner William H. Dall und Daniel G. Brinton) jedes neue, die anthropogeographische Forschung fördernde Werk Friedrich Ratzels im Vereine mit einer immer wachsenden Schaar deutscher Denker freudig, ja jubelnd begrüßt. Wenn wir, die Schüler und Freunde Ratzels, ein Buch wie das vorliegende als ein Werk bezeichnen, auf das die deutsche Wissenschaft stolz sein darf, so will Das selbstverständlich nicht viel bedeuten; weil aber seine Leistungen im Ausland unbestrittene Anerkennung bei Männern mit Namen von allerbestem Klange gefunden haben, während im Inlande feindliche Stimmen laut geworden sind, so war darauf einzugehen und die Ursache aufzudecken. Nun ist es nicht zu leugnen, daß Ratzels gelehrte Thätigkeit — ganz abgesehen von dem eben Erwähnten — mit zwei nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die eine liegt außerhalb, die andere innerhalb des eigenen Schaffens. Jene verdankt ihre Existenz der genügend bekannten, aber noch nie völlig überwundenen Thatsache, daß sich alles Neue schwer Bahn bricht; und solche Hemmungen wirken um so störender, je lauter die Stimmen Derer ertönen, die die vorgetragenen Ansichten längst selbst erkannt zu haben vorgeben und die ganze Methode als banal brandmarken möchten. Die zweite der Nöthe ruht, wie gesagt, in der Eigenthümlichkeit von Ratzels Arbeitweise.

Friedrich Ratzel ist Lehrender und Lernender zugleich. Er kann sich nie

genug thun im Verbessern, Vervollständigen, Umordnen. Man halte einmal die erste Auflage seiner „Völkerkunde“ neben die zweite: schon beim oberflächlichsten Vergleichen müssen Jedem die grundstürzenden Verschiedenheiten in die Augen springen. Einen ganz vortrefflichen Beleg aber bietet auch Ratzels „Politische Geographie“, wenn man sie der 1896 erschienenen Studie „Der Staat und sein Boden“ gegenüberstellt. Auch im vorliegenden Buche heißt der erste Abschnitt genau so wie jene Abhandlung; aber welche Aenderungen sind in der kurzen Zwischenzeit an dieser Arbeit vorgenommen worden, welche Vertiefung ist ihr zu Theil geworden! Ueberall sieht man die ordnende, sichtende, bessernde Hand des fleißigen Forschers. Ein Mann, der es mit seiner Aufgabe so ernst meint wie Friedrich Ratzel, wird niemals etwas ganz Abgeschlossenes liefern; in seinen eigenen Augen wenigstens wird Manches noch unvollkommen bleiben. Darum aber etwa alles Uebrige zurückzuhalten, wie überängstliche Gemüther vielleicht rathen möchten, wäre ja ganz verkehrt; denn nur durch den herbeigerufenen Gedankenaustausch können die schwierigen, kaum angeschnittenen Probleme der anthropo- und historio-geographischen sowie der soziologisch-politischen Forschung ihrer Lösung entgegengeführt werden. Gewiß ist nicht zu leugnen, daß diese Arbeitweise manchmal einen aphorismenartigen Anstrich erzeugt. Um dem Leser eine gesetzmäßige Erscheinung des Lebens auf der Erde recht deutlich vor Augen zu führen, fügt der Verfasser eine Fülle von Beispielen, die er aus der Geschichte aller Zeiten und Völker geschickt auszuwählen versteht, der Darstellung ein. Ihm selbst stehen natürlich die einzelnen Stationen seines Gedankenganges vollkommen klar vor der Seele; der mit dem Gegenstand noch nicht ganz vertraute Laie hat sich aber oft darüber erst mühsam klar zu werden. Auch kann es leicht passiren, daß der Autor beim nachträglichen Einschieben eines nach der Vollendung des Buches zufällig entdeckten, recht treffenden Beispieles in das fertige Manuskript versäumt, den vielleicht verletzten Zusammenhang neu herzustellen; dann aber erhält der betreffende Abschnitt etwas Sprunghaftes. Um Derartiges zu verhüten, gäbe es ein Mittel: so zu verfahren, wie Hildebrand in seinem unverdient berühmt gewordenen Buch über „Recht und Wirthschaft der Germanen“ verfuhr, d. h. alle Belege in Petitsatz zu geben, während sich davon die Sätze und Gesetze einheitlich und geschlossen abheben, darüber stehend oder darunter folgend. Freilich wird sich Das bei der Art, wie Ratzel seine Werke komponirt, schwer verwirklichen lassen; auch könnte es am Ende den dem Kenner vertraut gewordenen Reiz seiner Darstellung beeinträchtigen.

Jedenfalls geht aus dem Gesagten zur Genüge hervor, daß wir es mit einem grundlegenden Werke zu thun haben. Wofür aber legt es den Grund? Selbst an der Hand des Registers wird das Unterfangen, ein zusammenhängendes Bild etwa von den politisch-geographischen Eigenschaften Oesterreichs zu gewinnen, mißlingen. Die Unzahl der hier verarbeiteten Beobachtungen würde, aus dem Zusammenhang gerissen und neben einander gestellt, nur erdrückend oder verwirrend wirken. Zu solchen Experimenten ist natürlich diese „Politische Geographie“ nicht da. Sie hat nicht den Beruf, über die einzelnen Staaten unserer Erde geistreichelnde Theorien aufzustellen; solche Versuche hat die deutsche und französische geographische Literatur genug aufzuweisen. Sondern sie hat die Aufgabe übernommen, auf Grund einer vergleichenden Erforschung der zwischen Staat und

Boden obwaltenden Beziehungen die gesammte politische Geographie auf eine höhere Stufe zu bringen. Das vorliegende Werk bietet nichts Abschließendes; es ebnet nur die Grundlagen für den Aufbau dieser neuen, von Ratzel eigentlich erst entdeckten und geschaffenen Disziplin, deren Geschichte man deshalb in dem Buche vergeblich sucht. In seiner Art aber ist das Buch eine Schöpfung ersten Ranges.

Der erste Abschnitt, „Der Staat und sein Boden", geht von der Auffassung aus, den Staat als bodenständigen Organismus zu betrachten. In seinem 1815 gedichteten Gesang „Die deutschen Städte" singt zwar Max von Schenkendorf:

„Der Feind betrat die Schwellen;
da zogen Schiffer aus
und wohnten auf den Wellen
im leichten, freien Haus.
Ein Hansestaat im Meere" . . . .

und giebt dazu die Anmerkung, daß damals den aus Hamburg vertriebenen Hanseaten zur Ehre gesagt wurde: nicht da, wo ihre Häuser stünden, sondern, wo sie sich befänden, wäre der lebendige hanseatische Staat. Das steht anscheinend schroff der Theorie Ratzels gegenüber. Und dennoch ist Dem nicht so. Denn die ganze patriotische Handlungweise der hamburger Kaufleute, die drei Jahre lang fortwährond auf dem Meer ihr Geschäft betrieben haben, wäre werth- oder belanglos geblieben, wenn nicht schließlich doch die Rückkehr zur Heimath, zum angestammten Boden, möglich geworden wäre. Von solchen Gesichtspunkten aus erörtert Ratzel die zwischen dem Staat und dem Boden obwaltenden Zusammenhänge und ergeht sich dann über die interessanten Begriffe Besitz und Herrschaft. Die in dem Kapitel über den Nomadismus, das für seine Anschauung besonders charakteristisch ist, niedergelegte Beweisführung könnte man mutatis mutandis auch zur tieferen Durchdringung des eigentlichen Wesens der germanischen Staaten zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung mit Nutzen verwerthen.

Im zweiten Abschnitt sehen wir Ratzel als den belesenen und geschulten Freund geschichtlicher Studien; während er sich über die letzten Gründe jeder geschichtlichen Bewegung klar zu werden sucht, fördert er durch eine glänzende Untersuchung der differenzirenden Triebe und Kräfte das wichtige Problem des organischen Wachsthumes der Staaten. Eroberungen, Kolonisation, Staats- und Naturgebiet, innere Gliederung und innerer Zusammenhang, Zerfall und Umbildung: Das sind die Themata, die hier behandelt werden. Dabei werden, um nur eins zu streifen, besonders die Kolonien, ihre Entstehung, ihr Wesen und ihre Entwickelung einer so durchdringenden Beleuchtung unterzogen, daß man dafür bürgen möchte: wenn irgend eine theoretische Beweisführung auf einseitig beeinflußte Köpfe wirken kann, so muß Ratzels überzeugendes Eintreten für die Erwerbung von Kolonien aus jedem Kolonialsaulus einen Kolonialpaulus, aus einem Eugen Richter einen Friedrich Fabri machen, falls der betreffende Doktrinär von dem ungeheuren Werth des Bodens auf unserer lieben Erde nur eine ganz kleine Ahnung hat.

Der dritte und der fünfte Abschnitt handeln vom Raume. Jener erörtert die Grundgesetze des räumlichen Wachsthumes der Staaten, die Anregungen dazu, die von deren Umgebung ausgehen, die geographische An- und Abgleichung (das „politische Gleichgewicht", das gewöhnlich als eine Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts hingestellt wird). Unter Anderem wird innerhalb der Besprechung der

in den nationalen und religiösen Gemeinschaften schlummernden Kräfte besonders glücklich der Gedanke des Zusammenhanges zwischen Mission und Kolonisation, besser: zwischen der religiösen und der Raum-Idee, verfolgt; Belege hierfür bietet in Fülle die Geschichte des Islams in Afrika. Klar wird dabei auch die Ueberlegenheit des römischen Papstthumes über das deutsche Kaiserthum im Mittelalter; in diesem Zusammenhang erkennen wir übrigens den kolossalen Staat Karls des Fünften als ein die Reformation förderndes Element, weil das Wachsthum des weltlichen Staates der Raumüberlegenheit der Kirche ein wirksames Paroli bog. Vergessen darf auch nicht werden, was bei der Beurtheilung der allermodernsten Vorkommnisse oft übersehen wird, daß ein großes Gewicht auf den Unterschied zwischen Eroberung und Kolonisation zu legen ist; obwohl die Mission auch der Eroberung nicht fern steht, geht meist mit erfolgreicher Missionirung Ackerbaukolonisation Hand in Hand. Im fünften Kapitel haben wir es mit den politischen Räumen und ihren Wirkungen zu thun; Volksdichte, Verkehr und Handel kommen hier zu ihren Rechten.

Zwischen dem dritten und dem fünften Abschnitt bezeichnet Ratzel die Gesichtspunkte, unter denen man dem Thema „Lage“ (Lage auf der Erdkugel, im Erdtheil, in der Nachbarschaft, in der Zerstreuung) näher zu treten hat. Die letzten vier Abschnitte des Buches beschäftigen sich mit Theilen der Erdoberfläche, so weit sie auf die Politik Einfluß ausüben können. Zuerst kommt ein Kapitel, das einem Lieblingsgegenstande der Studien Ratzels, der Grenze, gewidmet ist; die Grenze ist eins der wichtigsten Glieder in der Reihe politisch wirkender Faktoren, wenn sie auch von der modernen Kultur nur selten noch als sichtbare Scheide mit Händen gegriffen werden kann. Sind hierbei sehr heikle Fragen zu erledigen, so wird im siebenten, achten und neunten Abschnitt selbst dem unvorbereiteten Laien einleuchten, warum eine politische Geographie die Eigenschaften der Küsten, Halbinseln, Landengen und Inseln, des Meeres, der Flüsse und Seen, der Gebirge und Ebenen, die Gestaltung und Bedeckung des Bodens in den Kreis ihrer Untersuchungen einbeziehen muß. An diesen Theilen des großen Werkes wird, wer auch immer ohne Voreingenommenheit darin liest, seine Freude haben; jeder Satz ist ein inhaltvolles Wortgefüge, das ungeahnte Ausblicke eröffnet.

Ueberblicken wir nach dieser knappen Uebersicht des reichen Inhalts und den vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen das in der „Politischen Geographie“ Geleistete, so fällt zunächst Eins in die Augen: Ratzel giebt nicht eine auf die geographischen Gegebenheiten aufgebaute Politik schlechthin, sondern eine auf die Politik angewandte Geographie. Der Schwerpunkt des Titels liegt also auf dem Hauptwort, nicht auf dem Beiwort. Behandelt werden die physischen Bedingungen, die dem Staatsleben ihren Stempel aufprägen. So bildet die vorliegende Arbeit in gewissem Sinn eine Ergänzung zu Ratzenhofers gedankenreichem Werk über „Wesen und Zweck der Politik“, das dem Thema mehr vom volkswirthschaftlichen Standpunkte des Nationalökonomen und des die Psyche der Masse in den Vordergrund rückenden Soziologen her zu Leibe geht. Ob sich aber wohl unsere Herren Diplomaten sonderlich viel mit dem Studium solcher Bücher befassen? Sie dürften es getrost wagen; von Philistermoral, die der hohen Politik Hemmschuhe anlegen möchte, ist in beiden Werken nichts zu spüren. Einen besonderen Werth verleiht also der „Politischen Geographie“ die

Hereinziehung von Nachbarwissenschaften in die Geographie. Neben dem Studium der neueren Soziologie ist es besonders die auf die Geschichte verwendete Mühe, die sich bei Ratzel am Meisten belohnt hat. Auf diesem Gebiet ist sicherlich noch bedeutend mehr zu holen. Ich verspreche mir — und weiß mich dabei mit dem Autor eins — von der systematisch angestrebten Verbindung zwischen Historio- und Geographie ungeheuer viel. Kommt heute noch der Verfasser zum Beispiel auf den bei ihm doppelt überraschenden Schluß, einen Mangel aller Wechselwirkung zwischen Abessinien und Egypten anzunehmen, so bin ich fest davon überzeugt, daß sich mit der Bereicherung unserer Kenntnisse von gewaltsamen Eingriffen und friedlichen Endosmosen nach und nach auch solche Lücken verstopfen werden. Ich erinnere nur an die Perspektive, die Friedrich Hirths Untersuchungen über die fremden Einflüsse in der chinesischen Kunst eröffnet haben. So kann und wird es vorkommen, daß sich Ratzels Aufstellungen, die jetzt noch den Werth von Gesetzen beanspruchen, in zehn Jahren vielleicht schon nach manchen Seiten hin modifiziren. Dieser Umstand vermag aber dem Buche selbst keinen Abbruch zu thun. Wie der erste Band der „Anthropogeographie“ in vielen Punkten ein ganz anderes Gesicht zeigte als der zweite, der von jenem durch lange Jahre emsigen Forschens getrennt war, eben so wird eine (sicher bald nothwendig werdende) zweite Auflage der „Politischen Geographie“ vielseitige Förderungen und Fortschritte gegenüber Dem aufweisen, was sie in ihrer ersten Form auf theilweise noch brach liegendem Gebiete heute geleistet hat. Aus dieser Erscheinung kann ein gerechter Richter meines Erachtens nur Anerkennung und Dank an den Verfasser ableiten, der in eine Mauer von Vorurtheilen Bresche gelegt hat.

Um das Verdienst schlagend zu würdigen, das sich Friedrich Ratzel aufs Neue um die gesammte Wissenschaft — die eben doch die Eine bleibt — erworben hat, greife ich nochmals auf Buckles hinreißend geschriebenes Werk zurück. Der edle „Materialist“ spricht dort einmal auch von den bahnbrechenden Geistern und preist ihr Wirken mit beredten Worten. „Der größte Feind des Wissens ist nicht der Irrthum, sondern die Trägheit. Alles, was wir brauchen, ist die Aussprache; dann sind wir sicher, daß Alles in Ordnung kommt, wenn wir auch noch so viele Versehen machen. Ein Irrthum bekämpft den anderen; jeder zerstört seinen Widersacher, — und die Wahrheit springt hervor. Das ist der Verlauf menschlicher Geistesentwickelung; und unter diesem Gesichtspunkt sind die Urheber neuer Ideen, neuer Vorschläge und neuer Ketzereien die Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Ob sie Recht oder Unrecht haben: Das ist das Wenigste. Sie regen zur Aufstachelung des Geistes an, sie bringen seine Kräfte in Thätigkeit; sie treiben uns zu neuer Forschung an; sie bringen alte Dinge unter neue Gesichtspunkte; sie stören die allgemeine Trägheit und unterbrechen unsanft, aber mit heilsamer Wirkung, die Liebe zum Schlendrian, der die Leute verführt, auf den Wegen ihrer Vorgänger fortzutappen, und der jeder Verbesserung als ein beständiges und oft verderbliches Hinderniß im Wege steht.“ Diese schöne Lobrede auf die Bahnbrecher paßt auf Friedrich Ratzel. Auch er mußte im Lauf der Zeiten irrige Ansichten aufgeben und besser begründete an ihre Stelle setzen. Seiner unermüdlichen Denkarbeit ist aber auch die herrlichste Genugthuung zu Theil geworden, die eine gelehrte Forschung erleben darf: sie hat Schule gemacht.

Leipzig. Hans F. Helmolt.

Banken als Arbeitgeber.

Die Abschlüsse aller größeren Banken sind jetzt veröffentlicht. Leider geht die Beurtheilung dieser Jahresbilanzen in den Zeitungen nirgends von einem höheren Standpunkt aus, sondern bleibt in den engen Schranken der Aktionär-Anschauung. Die Frage nach der nützlichen Verwendung so unheimlich angehäufter Massenkapitalien wird kaum berührt und für eine schöpferische Thätigkeit unserer großen Institute, bei der es ohne ungeheure Gewinne abgehen könnte, scheint kein Verständniß sich zu regen. Ein besonders charakteristischer Zug des Bank- und Aktienwesens ist die alljährliche Vertheilung des Gewinnes. Wäre der Bochumer Gußstahlverein im Besitz eines Einzelnen gewesen — man kann ja die Nettogewinne seit dem Jahre 1855 zusammenzählen —, so hätten wir dort einen zweiten Hüttenkönig neben Krupp. Und wären in der rivalenlosen Rothschild-Periode Banken von der Art der Kreditanstalt, Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank schon möglich gewesen, dann hätten die jährlichen Vertheilungen das Entstehen von Milliardenvermögen gehindert. Einzuwenden, das „dumme" Publikum werde doch nur von den klugen Verwaltungräthen ausgebeutet, ist eben so leicht wie falsch. Die großen regelmäßigen Zuflüsse werden ruhig verschwiegen, bei den kleinsten Verlusten aber wird über Heimtücke und Mangel an sozialem Gefühl gezetert. Kommen dann ganz schlechte Zeiten, so haben Beide, auch die Verwaltungräthe, nichts.

Unbeantwortet ist bisher die Frage geblieben, wie viele Hände und Köpfe von der Thätigkeit unserer Banken leben und wie sie leben. Ich habe mit Rücksicht auf diesen Punkt etwa zwanzig Bankabschlüsse durchgesehen und verglichen; die Genauigkeit der Detailangaben kann ich leider nicht loben. Nimmt man z. B. den Bericht der Harpener Bergbaugesellschaft zur Hand, so findet man: 14000 Arbeiter, 17 Millionen Mark Löhne, wobei sogar die Zunahme um $1^1/_2$ Million beigefügt ist, und nur 191000 Mark „Unkosten", d. h. Gehalt des Comptoirpersonales, da ja das Syndikat den größten Theil der Arbeit besorgt. Anders ist das Bild in der Bilanz der Deutschen Bank. Sie hat die weitaus größten Unkosten von allen Banken, 5318000 Mark; außer dieser Ziffer findet man aber nichts. Die Statistik, die im Bergbau jede Einzelheit der Arbeiterverhältnisse festzustellen sucht, scheint sich um die Banken einstweilen noch gar nicht zu kümmern. Und doch wäre es höchst wünschenswerth, die Zahl der Angestellten eines solchen Rieseninstitutes zu erfahren, deren Durchschnittsgehalt, den sogar die chemischen Fabriken mit ihren viel stärkeren Lohnkontrasten bekennen, und endlich die Zahl der Hilfskräfte, die um die Zeit der Coupontermine — manchmal aus dem Unteroffiziercorps — geworben werden. Wie ich höre, werden in Berlin die Bureauchefs noch recht gut bezahlt; von da an soll aber eine immerhin unbehagliche Reduktion beginnen. Wie kräftig der Spartrieb entwickelt ist, Das zeigt ja die stets zunehmende Anstellung von weiblichen Commis, die, trotz allem Vereinsgeschrei, im Grunde nur engagirt werden,

weil sie billiger sind. Doch darf man hier nicht gerade von Hungerlöhnen reden, da ja selbst ein Ausläufer oder Kassenbote unter 1200 Mark kaum zu haben sein dürfte. Nähere Angaben wären auch deshalb wichtig, weil sie uns andeuten könnten, wie und wofür diese Comptoirlöhne von den Empfängern ausgegeben werden. Bei der Aufzählung von Arbeiterlöhnen wissen wir ganz genau, daß diese Gelder für das Nöthigste sofort wieder in Umlauf kommen; von den Banklöhnen wird vielleicht ein hübscher Theil zurückgelegt, da die besser Gestellten sparen können.

Leider geht die Ungenauigkeit der Angaben noch weiter. Während in der einen Bilanz die Unkosten allein gebucht sind, heißt es in einer anderen: Unkosten und Steuern; gerade über die Höhe der Steuern möchte man aber gern Genaueres wissen. Unser mächtigster Finanzmann, der preußische Fiskus, muß, so ungern er es thut, jetzt seinen Gemeinden an der Saar Steuern zahlen. Seitdem leben diese Gemeinden auf, ihre Bewohner brauchen nicht mehr so hohe Abgaben wie früher aufzubringen und viele gemeinnützige Einrichtungen, wie z. B. Wasserleitungen, können geschaffen werden, die natürlich dann in erster Linie den dort wohnenden Arbeitern der fiskalischen Gruben zu Gute kommen. Ganz selten nur werden in deutschen Bankabschlüssen Gehälter und Spesen getrennt; und doch gehören die Spesen in ein anderes Kapital. Was die Oesterreichische Kreditanstalt kann, die Gehälter mit 1226000 und Spesen mit 611000 Gulden spezialisirt, könnten doch auch unsere Banken thun. Alle diese Unklarheiten würden vermieden werden, wenn von oben der Werth dieses Arbeitgebietes richtig betont würde.

Die Ausgaben für das Personal sind an Börsenplätzen natürlich größer, weil dort sehr oft nach Schluß des Effektenverkehres ganze Theile der Korrespondenz geändert werden müssen. Auch erfordert die Börse selbst eine Anzahl von Hilfskräften, — ganz abgesehen von einigen „leitenden Köpfen", die wenigstens in den Mittagstunden als Männer von Einfluß dastehen. Da Leipzig kein Börsenplatz ist, durfte man glauben, die Unkosten seien dort geringer; dennoch ist bei der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt, einer unserer größten Kommissionbanken, die Summe von 118000 Mark außerordentlich klein. Die Leipziger Bank, deren Geschäft unbedeutender ist, kommt dagegen auf das hübsche Sümmchen von 440000 Mark. Auch das Verhältniß der Tantiemen zu dem Umfang der Löhne ist recht verschieden. So sind bei der Diskontogesellschaft diesmal die Unkosten auf drei Millionen gestiegen; die Gesellschaftinhaber erhalten 1849000 Mark — Hansemanns Löwenantheil ist dabei nicht besonders beziffert — und dann folgt der Aufsichtrath noch mit 370000 Mark Tantiemen. Bei der Dresdener Bank mit $3^1/_2$ Millionen Unkosten sind Tantiemen und Gratifikationen mit 1858000 Mark zusammengelegt; solche Gratifikationen sind bekanntlich bei allen Banken eingeführt, gehören also eigentlich auch zum Gehalt. Dagegen zahlte z. B. die Bayerische Hypotheken- nnd Wechselbank bei 1333000 Mark Unkosten dem Aufsichtrath nur 56000 Mark an Tantiemen. Bei den drei wichtigen hamburger Instituten ist der Geschäftsbetrieb durch das hier früher geschilderte Girowesen ungemein vereinfacht; deshalb belaufen sich die Ausgaben der Norddeutschen Bank, der Vereinsbank, der Kommerz- und Diskontobank auf zusammen nicht mehr als 1460000 Mark, während die Nationalbank für Deutschland allein für Unkosten 1296000 Mark verzeichnet. Von frankfurter Instituten kommt die Deutsche Effekten- und Wechselbank auf 671000, die Deutsche Vereinsbank, die ein ausgebreitetes Kontokorrent-

geschäft besitzt, auf 495000 und die Frankfurter Bank mit ihrem riesigen Platzverkehr auf 443000 Mark. Dabei sind natürlich die dortigen Filialen der Deutschen, Meininger, Darmstädter und Genossenschaft-Bank gar nicht erwähnt.

Die berliner Banken berechnen ihre Unkosten, so weit mir die Ziffern vorliegen, auf zusammen 21455000 Mark. Dabei rechne ich: Diskontogesellschaft, Dresdener, Deutsche, Meininger, Darmstädter, Genossenschaft-Bank, Handelsgesellschaft, Schaafhausenschen Bankverein und Nationalbank. Wie ich schon sagte, stehen mitunter auch die Steuern in diesem Posten. Die Summe von 21½ Millionen scheint ungeheuerlich groß; aber die Laurahütte allein giebt 13 und die Harpener Gesellschaft, wie ich schon sagte, 17 Millionen für Arbeitlöhne aus.

Unwillkürlich gelangt man zu der Frage, ob sich unsere Großbanken weiter auf dieser Höhe halten werden. Dem Betrachter, der sich von dem Umfang der Ziffern nicht blenden läßt, wird fast immer das übergroße Kapital auffallen, das vielleicht weniger niedrig verzinst wurde — da doch zunächst der hohe Aktienkurs außerhalb der Betrachtung zu bleiben hat — als wenig im legitimen Geschäft angelegt scheint. Eine Ausnahme macht da nur die Deutsche Bank, die an den Seeplätzen noch immer lohnende Verwendung für ihr Geld findet und der ihr ausgedehntes Depositenwesen großen Nutzen bringt. Freilich sind auch ihre Verbindlichkeiten sehr groß und man könnte ihren Bericht den einer nationalen oder internationalen Baugesellschaft nennen. „Deutsche Bank-Aktien sind Italiener und Diskontokommandit sind Konsols," sagen die Börsenleute; Das ist aber ein ganz unzutreffendes Gleichniß. Denn die Diskontogesellschaft hat zu wenige Geschäfte gemacht, als daß man ihren Rohgewinn von 17¼ Millionen genauer verfolgen könnte. Riesensummen aus Paris und London müssen zu äußerst geringen Prozentbedingungen fast das ganze Jahr hindurch zur Verfügung gewesen und daraus ganz besondere Profite entstanden sein. Das scheint mir die einzige Erklärung.

Unsere Großbanken sind eigentlich schon zu Trustgesellschaften geworden. Sie betheiligen sich bei irgend einem industriellen Unternehmen etwa mit einer Million, sehen dessen Entwickelung ruhig zu und gründen es dann mit zwei Millionen. Die Aktien werden mit Berücksichtigung des sinkenden Zinsniveaus auch noch zu 200 Prozent emittirt und so verdient solche Bank das Vierfache ihres hineingesteckten Geldes. An sich kann man Das nicht unsolid nennen, da ja das Wachsthum der Unternehmung erst abgewartet wird; aber wie lange werden diese glückliche Zeiten noch dauern? Gewiß tritt eine Wendung zum Schlechten nicht plötzlich ein und die Aera der Kleinbahnen und des ganzen elektrischen Verkehres wird unserer Hochfinanz noch viel zu thun geben. Dann aber werden die zehn, zwölf Banken, von denen Deutschland allmählich beherrscht sein wird, mit ihren Riesenmitteln einigermaßen zwecklos dastehen. Was dann? Entweder werden riesige Kapitalien zurückgezahlt oder es geht wie einst in Paris, wo die Geldfülle die Banken in die tollsten Spekulationen gelockt hatte, bei denen sie die Hälfte ihres Kapitals verloren. Auf den Karneval folgt stets der Aschermittwoch.

Pluto.



Notizbuch.

Zehn Jahre waren am neunten März seit dem trüben Tage vergangen, da der alte Kaiser Wilhelm die müden Augen schloß. Tausende standen angstvoll damals in Sturm und Unwetter vor dem einfachen Lindenschloß, warteten auf ein Trostwort, das ihnen sagen sollte, die zähe Natur des Neunzigjährigen habe sich noch einmal, mit unerschöpfter, unerschöpflich scheinender Kraft, aufgerafft, — und kehrten in stiller Trauer heim, als die vorher schon vom Wind zerfetzte Purpurstandarte an der Fahnenstange gesunken war. Alle empfanden wohl die Bedeutung der Stunde, Alle fühlten, daß dem deutschen Lande ein Schatz entschwand, für den es keinen Ersatz gab; aber sie wußten nicht, konnten nicht wissen, wie wichtig dieser von keinem Sonnenstrahl erhellte Märztag für die europäische Geschichte der Monarchie werden sollte. Manchem ist inzwischen die Ahnung aufgestiegen, daß der Tod des unter der Kaiserkrone bescheiden gebliebenen Mannes, dessen schlichtes, redliches Wirken einen Jhering dem fast schon unmodern scheinenden monarchischen Gedanken gewann, nicht nur ein deutsches Ereigniß war. Wenn der Weg der Entwickelung einst zu neuen Verfassungformen führen sollte, wird man des neunten Märztages aus dem Jahre 1888 in ernster Stimmung gedenken müssen; dann wird man ihn den dunkleren Märztagen vergleichen, die vierzig Jahre vorher die deutsche Welt schreckten, und über den wunderlichen Zufall lächeln, der die Schicksalsdaten auf dem Kalender so dicht an einander rückte. Jetzt schweift der Blick in den Zeitraum der verstrichenen zehn Jahre zurück und sieht staunend ein seltsames Schauspiel. Mag in geputzten Feierreden auch rühmend verkündet werden, wie herrlich weit wir es seitdem gebracht haben: das nüchtern prüfende Auge erkennt, daß unsere Politik inzwischen zum größten Theil unnützliche Arbeit gethan hat und sich mühsam nun wiederherzustellen bemüht, was nach dem Tode Wilhelm des Stillen unvorsichtig zerstört wurde. Die Dienstzeit des Heeres, die ihm so wichtig war, daß er lieber dem Thron entsagen als sie herabgesetzt sehen wollte, ist verringert worden; schon aber wird im Kreis der Truppenführer erwogen, ob es im Interesse der Ausbildung und der Gefechtsdisziplin nicht über kurz oder lang nöthig sein wird, zu der dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Die Grundsätze der Handelspolitik wurden geopfert und unter Lärm und verheerenden inneren Kämpfen Verträge geschlossen, deren Schädlichkeit jetzt von der Regirung selbst zugegeben und deren Beseitigung von großen Parteien als das erstrebenswertheste Ziel deutscher Politik bezeichnet wird. Das alte Kartell wurde gesprengt und soll in völlig veränderter Zeit mit unkluger Gewalt und überkluger List nun erneut werden. Der Weg, der zu den Februarerlassen des Jahres 1890, zum Verzicht auf das Sozialistengesetz und zu der Polenpolitik des Caprivismus führte, ist längst verlassen; von Dem, was einst soziale Reform genannt ward, hört man nichts mehr, vom nächsten Reichstag wird die Bewilligung eines Umsturzgesetzes erwartet und der leichten Herzens aufgegebene Versuch, die deutsche Ostmark vor der Slavisirung zu bewahren, wird, nach vielleicht verhängnißvollen Experimenten, noch einmal unternommen ... Wenn der alte Kaiser wiederkäme, würde er erstaunt sehen, wie auf den verschiedensten Gebieten daran gearbeitet wird, die früh schon bröckelnden Reste des seit seinem Tode hastig Gebauten abzutragen; und wenn im ernsten Sinn seines uns noch lebenden Berathers für das kleine Gefühl der Schadenfreude Raum wäre, dürfte er boshaft bei dem Anblick lächeln, wie die einst so hochgemuthen Epigonen sich ängstlich jetzt zu den früher verschmähten Pfaden zurück-

tasten. Mag man die alte oder die neue Politik für richtig, dem Reich und seinen Bürgern wohlthätig halten: den nutzlosen Kraftaufwand dieser zehn Jahre muß man beklagen. Wir wollen hoffen, daß die Aera der unfruchtbaren Versuche und der hastigen Beweglichkeit nun für immer beendet ist. Der alte Kaiser wußte geduldig zu warten; er hatte schlimme Tage erlebt und pflegte, wenn er an seine mit jeder Lebensstunde wachsende Volksthümlichkeit und an den Glanz seiner Krone erinnert wurde, mit leisem, kummerlosem Lächeln nur zu sagen: „Es hat ein Bischen lange gedauert.“ Den Regenten nur, die nicht wähnen, durch künstliches Licht lasse das Reifen der Frucht sich beschleunigen, bereitet das Schicksal einen frohen Erntetag.

* * *

Auch in Oesterreich will die Epoche wechselnder Experimente nicht enden. So scheint es wenigstens dem Oberflächenbetrachter; wer aufmerksam hinblickt, wird hinter den bunten Wandelbildern aber das Walten planvoller Absicht erkennen. Seit Taaffes Rücktritt sind die Ministerien Windisch-Graetz, Kielmannsegg, Badeni und Gautsch verbraucht worden und eben hat Graf Franz von Thun und Hohenstein aus Mitgliedern der Mehrheitparteien und des mild liberalen Großgrundbesitzes ein neues Ministerium gebildet, das die Aufgabe hat, den Reichsrath wieder arbeitfähig zu machen, den wirthschaftlichen Ausgleich mit Ungarn durchzuführen, in Böhmen und Mähren einen erträglichen modus vivendi zu sichern und die Gemüther so weit zu beruhigen, daß dem Regirungjubiläum des Kaisers Franz Joseph nicht von der Straße eine unwillkommene Störung droht. An dieser Aufgabe war Graf Badeni erlahmt. Er hatte, statt den Versuch zu machen, durch ein böhmisches Landesgesetz wenigstens für eine Weile den Sprachenstreit und die Nationalitätenhetze zu beenden, zuerst durch allerlei kleine Künste und später durch einen brutalen Eingriff das Heil zu erreichen gehofft und mit solchem unfruchtbaren Mühen die Schwierigkeiten nur gemehrt. Er wollte um jeden Preis schnell den Ausgleich mit Ungarn durchsetzen und glaubte, er werde ans ersehnte Ziel kommen, wenn er sich den Wünschen der Czechen willfährig zeige. Das Ergebniß seiner Thätigkeit ist bekannt; er mußte vom Platze weichen, weil im Parlament und in den Straßen der Hauptstadt revolutionäre Kräfte gegen den Verhaßten entfesselt waren und weil Graf Goluchowski, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im Interesse der Gesammtmonarchie dem Kaiser rieth, sich von seinem Berather zu trennen. Man darf aber, wenn man den Gang der Ereignisse begreifen will, nicht vergessen, daß auch Graf Badeni Etwas erreicht hat. Er hat die Wahlreform, die von der in Oesterreich — und noch mehr in Ungarn — lange fast allmächtigen Plutokratie vereitelt worden war, durchgeführt und durch seine Sprachenverordnung die in Böhmen wohnenden Deutschen an den Gedanken gewöhnt, daß sie von ihren Privilegien einige opfern müssen, um mit den vorwärts drängenden Czechen in Frieden zu leben. Die Sprachenverordnungen des Herrn von Gautsch unterscheiden sich im Wesen nicht beträchtlich von denen seines Vorgängers; daß sie von den Deutschen ohne leidenschaftliche Erbitterung aufgenommen wurden, ist ein Verdienst Badenis, vielleicht das einzige wirkliche Verdienst, das dieser in galizischen Sitten erwachsene Mann sich um Oesterreich erworben hat. In dem von disparaten Elementen bewohnten, schwer zusammenzuhaltenden Habsburgerreich, wo dem Norddeutschen mancher Vorgang so operettenhaft scheint, geht Alles nur langsam vorwärts und ein Minister, der mehr als eine Leistung aufzuweisen hat, ist schon eine Sehenswürdigkeit. Auch Herr von Gautsch, der nach dem Zu-

sammenbruch der polnischen Wirthschaft in die Bresche sprang, kann nur auf eine That zurückblicken: er hat die neuen Sprachenverordnungen ausgearbeitet. Damit war seine Mission erledigt; daß er, der, als Kollege Badenis, für alle Fehler der früheren Regirung mitverantwortlich war, nicht vor das Parlament treten konnte, war von vorn herein klar, aber er hat seinem glücklicheren Nachfolger das ärgste Geröll aus dem Wege geräumt. Die Deutschen Böhmens und Mährens haben sich jetzt mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie ihren alten Besitzstand nicht bewahren können, und hoffen nur noch, daß die Regirung sie vor allzu dreisten slavischen Ansprüchen schützen und namentlich der intelligentesten und thätigsten Bevölkerungschicht, den nordböhmischen Fabrikanten, das Lebensrecht sichern wird; aber gerade diese Herren werden auch eingesehen haben, daß sie über nationales Leid, über die Zurückdrängung des Deutschthumes, nicht mehr klagen dürfen, wenn sie sich von der Profitsucht ferner verleiten lassen, statt der deutschen billigere czechische Arbeiter einzustellen. Den Czechen bringen Gautschs Sprachenverordnungen immerhin noch einen großen Erfolg; sie haben während der letzten Monate gelernt, daß sie den Bogen nicht allzu hitzig überspannen dürfen, und werden nun vielleicht still und geduldig warten, bis die sprachliche Theilung Böhmens ihnen, als der Majorität, den Vortheil bringt, den sie davon erhoffen dürfen, und bis die czechischen Beamten in Böhmen überall czechische Schulen schaffen und die Slavisirung des Landes sacht fortschreitet. So ist es möglich, daß in dem Sprachenstreit, der durch den damit verbundenen Kampf zweier Bourgeoisien um die fettsten Stellen und den Löwentheil an der Beute verschärft wurde, ein Waffenstillstand eintritt. Graf Franz Thun, der frühere Statthalter in Böhmen, kennt das Gelände, auf dem dieser Streit sich abspielt, sehr genau; er hat sich früher zu dem alten Czechenwunsch bekannt, der Kaiser von Oesterreich möge sich auf dem Hradschin zum König von Böhmen krönen lassen, und ist durch die Verhältnisse dann doch genöthigt worden, mit Ausnahmegesetzen und drakonischer Strenge gegen die Jungczechen vorzugehen. Es wird interessant sein, ihn als Minister an der Arbeit zu sehen; seine Geschicklichkeit hat er schon dadurch bewiesen, daß er rasch ein Ministerium zusammenbrachte und daß es ihm gelang, neben dem deutschen Großgrundbesitzer Baernreither auch den — den Lesern als Mitarbeiter der „Zukunft" bekannten — Jungczechen Joseph Kaizl zum Eintritt in sein Kabinet zu bewegen. Man darf aber nicht vergessen, daß der deutsch-böhmische Hader nur einen Theil der sehr ernsten Schwierigkeiten bildet, von denen Oesterreich bedroht ist; viel wichtiger ist, politisch und wirthschaftlich, die Frage, wie sich das Verhältniß Cisleithaniens zu dem Magyarenthum gestalten wird, gegen dessen wachsende Ansprüche in allen alten Kronländern sich immer heftiger der Widerstand regt. Diese Gegensätze lassen sich in Jubiläumsstimmung vielleicht eine Weile vertuschen, auf die Dauer aber nicht leicht überbrücken. Zunächst wird man abwarten müssen, ob das Ministerium Thun, in dem neben parteilosen Beamten ein Pole, ein Czeche und ein Mitglied der katholischen Volkspartei sitzt, die schwere Probe besteht und sich als „homogen" genug erweist, um leben und die geplante „Konzentration" erreichen zu können, die früher, als sie noch Koalition genannt wurde, unter der Firma Windisch Graetz-Plener so kläglich mißlang und die in Oesterreich doch eine Staatsnothwendigkeit ist. Es ist nicht unmöglich, daß auch Graf Thun, von dem, wie weiland vom Grafen Badeni, erzählt wird, er habe eine eiserne Hand, wieder gehen muß, wenn er Ruhe und Frieden im Lande einigermaßen wiederhergestellt hat. So lange der Kaiser Franz Joseph lebt, wird der Zerfall Oesterreich-Ungarns nach menschlicher Voraussicht nicht allzu

schnelle Fortschritte machen; wie sich dann aber das Schicksal des mehr und mehr slavisirten Reiches gestalten wird, — dieser Frage wird wohl der kluge Graf Goluchowski eifriger nachdenken als Graf Thun, den vorläufig andere Sorgen quälen.

* * *

Herr Dr. Oncken bittet um die Aufnahme der folgenden Erklärung:

In der „Zukunft" vom fünften März 1898 hat Herr Professor Lamprecht in einem „Epilog" überschriebenen Artikel behauptet, ich hätte „das klügere Theil erwählt", auf seine zuerst in der „Zukunft" erschienene und in seiner Brochure „Zwei Streitschriften" wiederholte Vertheidigung gegen meine Rezension der „Deutschen Geschichte" „zu schweigen". Diese Behauptung ist unrichtig, was Herr Professor Lamprecht in dem Augenblick, wo er die angeführten Worte schrieb, allerdings noch nicht wissen konnte, aber in dem Augenblick, wo diese Worte in die Oeffentlichkeit gelangten, bereits erfahren haben wird. Ich habe nicht geschwiegen, sondern in einer besonderen Schrift eingehend geantwortet, die unter dem Titel: „Lamprechts Vertheidigung. Eine Antwort auf: Zwei Streitschriften, den Herren H. Oncken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet von K. Lamprecht" im Verlag von E. Brückmann in Berlin im Buchhandel erschienen ist.

Berlin. Hermann Oncken.

Herr Dr. Oncken wird mir, obwohl ich seine Schrift hier anzeigen lasse, diesmal, so hoffe ich, nicht vorwerfen, ich hätte jetzt für ihn, wie früher für Lamprecht, „Reklame gemacht". Ob Lamprecht es nöthig finden wird, auf die neue Schrift seines Kritikers zu antworten, weiß ich nicht. Ein tragikomischer Zufall hat diese Schrift im Augenblick ihres Erscheinens schon um einen Theil ihres Werthes gebracht. Nach der Angabe des Herrn Oncken sollte nämlich der stettiner Archivar Georg Winter durch Lamprechts angebliches „Plagiat" besonders ruchlos geschädigt worden sein. Dieser Hauptbeschädigte hat nun in den letzten Februartagen zwei Artikel in der Nationalzeitung veröffentlicht, Lamprechts „geniale" Leistung als Historiker klug und in wärmster Tonart gelobt, von seinen beiden letzten Streitschriften gesagt, sie hätten „Lamprechts Geschichtauffassung gegenüber seinen Angreifern in eben so tief durchdachter wie methodisch bedeutsamer Weise begründet," und seine für den Lober und für den Gelobten gleich rühmliche Darstellung mit den Sätzen geschlossen: „Und nun noch zum Schluß ein kurzes Wort über einen anderen Vorwurf, der gegen Lamprecht von einem seiner Kritiker erhoben wird und mehr oder weniger darauf hinausläuft, ganze Partien des lamprechtschen Werkes als auf dem Wege des Plagiates entstanden hinzustellen. Ich glaube, zur Zurückweisung dieses gänzlich unberechtigten Vorwurfes um so mehr berufen, berechtigt und verpflichtet zu sein, als er sich speziell und vornehmlich auch gegen Lamprechts Benutzung eines von mir verfaßten Werkes, meiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, richtet. Die Art, wie dieser Vorwurf erhoben und begründet wird, ist so charakteristisch für die Methode, die einzelne Gegner Lamprechts bedauerlicher Weise gegen ihn anwenden, daß ich nicht umhin kann, die betreffende Stelle der Kritik (H. Onckens, nicht des bekannten gießener Historikers Wilhelm Oncken) hier wörtlich folgen zu lassen. Es heißt da: ‚Die hervorragend zu Grunde gelegten großen Darstellungen von Bezold und Ritter, von Wenzelburger und Winter, deren Namen man eigentlich Seite für Seite zu wiederholten Malen vorfinden sollte, werden nur in ganz seltenen Fällen als Belege angeführt, die letzte (die meinige), die am Sklavischsten

ausgeschrieben wird, überhaupt nicht.‘ Zur Widerlegung der letzten Behauptung, die in der That einen schweren Vorwurf in sich schließen würde, wenn sie wahr wäre, genügt es, die in dem Nachwort des in Frage kommenden Bandes der Deutschen Geschichte enthaltenen eigenen Worte Lamprechts anzuführen, in denen er ausdrücklich sagt, es ‚dränge ihn, hier noch dankbar zu erwähnen, wie viel er für große Partien dieses Bandes den Arbeiten von Bezolds, Busken-Huets, von Druffels, Stieves, Wenzelburgers, Winters verdanke.‘ Wie diesen klaren Worten gegenüber der angeführte Vorwurf von Oncken erhoben werden konnte, ist in der That unbegreiflich. Zum Mindesten liegt hier eine Leichtfertigkeit vor, die gegenüber einem ganz jungen Gelehrten, der eine Kritik über ein umfassendes Werk eines seit Jahrzehnten mit erstaunlicher Fruchtbarkeit arbeitenden Forschers schreibt, nicht scharf genug gerügt werden kann. Daß aber Lamprecht bei einem Werke, wie seine Geschichte des deutschen Volkes es ist, die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt hat und benutzen mußte, ist so selbstverständlich, daß es der ausdrücklichen dankenden Hervorhebung Lamprechts kaum bedurft hätte; im vorliegenden Falle klarer wie in jedem anderen. Wenn ein Forscher darauf ausgeht, in Bezug auf einen von einer Fülle von Einzelforschungen bereits behandelten Gegenstand eine neue Gesammtauffassung zu begründen, so muß er auf den bereits von Anderen bearbeiteten Gebieten auf deren Ergebnisse sich stützen. Sonst würde selbst eine Gesammtgeschichte des deutschen Volkes, die sich vollkommen auf die bisher behandelten Seiten des historischen Lebens beschränkt, völlig unmöglich sein, geschweige denn eine wie die Lamprechts, deren wissenschaftliche Bedeutung gerade auf den Gebieten liegt, die seine Vorgänger nicht oder nur sehr nebensächlich behandelt haben. Ich für mein Theil bin daher so weit entfernt, Lamprecht aus der Benutzung meines Werkes — von einer ‚sklavischen‘ Benutzung kann nach meinem in diesem Falle wohl kompetenten Urtheil nicht die Rede sein — einen Vorwurf zu machen, daß ich mich vielmehr aufrichtig freue, durch mein Werk dem großen Gebäude Lamprechts einige brauchbare Bausteine geliefert zu haben. Denn die Erforschung einzelner Perioden oder einzelner Seiten des historischen Lebens kann niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zu dem großen Zwecke der einheitlichen Erfassung der historischen Gesammtentwickelung sein. Diese Sachlage verkennen, heißt, das wahre Wesen und die letzten Aufgaben der historischen Wissenschaft verkennen. Und alle solche Verkennungen werden an der immer allgemeiner zur Anerkennung kommenden Thatsache nichts mehr zu ändern vermögen, daß sich Lamprechts Geschichtauffassung im Kampf gegen die bisher herrschende ältere Richtung glänzend und siegreich behauptet hat, daß sie der älteren Richtung nicht nur als gleichberechtigte Genossin zur Seite steht, sondern über kurz oder lang die Herrschaft erringen wird, die bisher die individualistische Richtung behauptet hat. Es kann nach dem bisherigen Gange gerade der durch Lamprechts Werk bezeichnender Weise hervorgerufenen methodologischen Erörterungen kaum noch ein Zweifel sein, daß diesem Werke in der Entwickelungsgeschichte der historischen Wissenschaft eine — freilich durch andere Werke, namentlich die von Karl Wilhelm Nitzsch, vorbereitete — Epoche machende Bedeutung zukommt, daß wir mit ihm eine neue Phase der Geschichte der Geschichtschreibung begonnen haben.“ Nach diesen Worten des angeblich von Lamprecht am Schwersten Geschädigten wird es Herrn Dr. Oncken nicht ganz leicht

sein, den früher von ihm etwas hitzig eingenommenen Standpunkt zu vertheidigen: er hat Lamprecht eines Plagiates beschuldigt und der Historiker, der am Meisten plagiirt sein sollte, erklärt nun, er sei froh, daß er zu einem von ihm bewundertn Werk großer Architektur ein paar brauchbare Bausteine liefern durfte.

* * *

Der folgende Brief ist mir mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen:

Sehr geehrter Herr Harden,

In der „Zukunft" vom sechsundzwanzigsten Februar d. J. haben Sie einer Selbstanzeige des Herrn Dr. phil. Ernst F. Müller, seine Brochure „Drei Monate ohne Grund im Irrenhause" betreffend, Aufnahme gewährt. Die in der Brochure erhobenen Vorwürfe und Anschuldigungen richten sich gegen Mitglieder und insbesondere gegen den Vorsitzenden des unterzeichneten Vereins, und zwar unter voller Namensnennung. Als Sekretär des Vereins Ostdeutscher Irrenärzte bitte ich Sie im Interesse der Wahrheit, in einer Ihnen geeignet erscheinenden Form, vielleicht durch Abdruck dieses Briefes, Ihren Lesern davon gefälligst Kenntniß geben zu wollen, daß nach Beschluß des Vereins vom sechsundzwanzigsten Februar die über Herrn Dr. Müller abgegebenen psychiatrischen Gutachten nebst der Vorgeschichte seiner Internirung demnächst in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" (herausgegeben von H. Laehr, Verlag von Georg Reimer in Berlin) auf Grund des Aktenmateriales veröffentlicht werden sollen, weil die in der Brochure von dem Patienten selbst gegebene Darstellung nicht nur, wie begreiflich, subjektiv gefärbt, sondern auch in thatsächlicher Hinsicht zu lückenhaft ist, um ein objektives Urtheil über die Angelegenheit zu ermöglichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

für den Verein Ostdeutscher Irrenärzte

Dr. Clemens Neisser,

Oberarzt an der Provinzial-Irrenanstalt Leubus.

* * *

Der alte Crispi hat Glück: Felice Cavallotti, sein erbittertster und erfolgreichster Gegner, ist im Zweikampf erstochen worden. Dieser Cavallotti war ein merkwürdiger Mensch; man möchte sagen: er war eine Flamme, die jeder Windstoß lichterloh zum italischen Himmel emporschlagen ließ. Er hatte als Jüngling im Süden unter Garibaldi gefochten, er stritt als Mann wider den schlimmsten Feind des jungen Einheitstaates: wider die in den Grundlagen des staatlichen Lebens leise wühlende Korruption. Er war kein Freund Deutschlands; der Dreibund schien ihm ein unnatürliches Gebilde und er glaubte, wie seit Jahren die Mehrheit seiner Landsleute, Italien sei auf ein gutes und möglichst inniges Verhältniß zu Frankreich — besonders wirthschaftlich — angewiesen. Diese Meinung mag man für falsch halten; wer gerecht und unbefangen zu urtheilen vermag, wird dennoch zugeben müssen, daß Cavallotti nicht nur als Dichter, Redner und Politiker ein großes Talent, sondern auch als Mensch ein starker und reiner Charakter war. Er hat mit leidenschaftlicher Heftigkeit Alles bekämpft, was ihm schlecht, für Italien verderblich schien, hat, obwohl er selbst den Heilslehren des Sozialismus unzugänglich war, sich gegen den thörichten Versuch alternder Staatsmänner aufgelehnt, die sozialistischen Gedanken mit Feuer und Schwert auszurotten, und hat immer geglaubt, was er sagte und schrieb. Crispi und seine Donna Lina mögen befreit aufgeathmet haben, als sie die Nachricht

vom Tode des Mannes empfingen, der ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Reinach, Herz und anderen fleckigen Geldleuten so unbarmherzig enthüllt hatte. In Deutschland blieb Cavallotti die größte, beneidenswertheste Ehre nicht versagt, die einem ehrlichen und tapferen Publizisten von der „öffentlichen Meinung" gewährt werden kann: er wurde nach seinem Tode noch in der Vossischen Zeitung beschimpft.

* * *

Wenn unsere liebe liberale Presse während der letzten Wochen nicht voll und ganz von dem Dreyfusfall in Anspruch genommen worden wäre, dann hätte sie sich vielleicht etwas aufmerksamer mit dem Prozeß beschäftigt, der zur Verurtheilung des liebenswürdigen Poeten Johannes Trojan, des Redakteurs des Kladderadatsch, führte und in manchem Punkt für neudeutsche Gerichtssitten recht charakteristisch war. Nett war schon der Beschluß, in dem das Königliche Amtsgericht Berlin I die wegen der Beschlagnahme der Nr. 48 des Kladderadatsch erhobene Beschwerde ablehnte und aus dem Trojans Vertheidiger in der Hauptverhandlung die folgenden Sätze verlas: „Die Form ist die Karikatur. Karikatur ist aber die Form der bildlichen Darstellung, die mittels Uebertreibung entweder Haß oder Lachen zu erregen bezweckt. Beide Zwecke sind beleidigend, und zwar der letztere in höherem Maße als der erstere, da in der Absicht, den Betroffenen zum Gegenstand eines Lachens zu machen, eine Art Geringschätzung liegt, als ob seine Handlungweise resp. Aeußerung nicht ernster Angriffe würdig erscheint. Hieraus folgt, daß jeder Karikatur eben so wie jeder Satire und Travestie ein beleidigender Charakter innewohnt, wie sich schon aus der Verdeutschung des Wortes Karikatur: Spott- oder Zerrbild ergiebt. Der Umstand, daß trotzdem heute viele Karikaturen unbeanstandet kursiren und sogar im Verein mit Satiren und Travestien ein besonderes Fach unserer Literatur bilden, findet darin seine Erklärung, daß die Mehrzahl der Betroffenen das Ignoriren derartiger Angriffe als bestes Mittel ansehen, ihnen ihre Spitze zu benehmen. Darauf kann indeß der Richter bei seiner Entscheidung nicht Rücksicht nehmen." Mit diesen lapidaren Sätzen wären denn die abscheulichen Gattungen der Karikatur, Satire und Travestie endgiltig gebrandmarkt; Caran d'Ache und Forain mögen froh sein, daß sie nicht im Bereich des Königlichen Amtsgerichtes Berlin I leben und alle Satiriker, von Juvenal bis auf Rabelais, Luther, Junius, Voltaire, Courier, Heine und Strauß, werden sich hoffentlich noch in der Grube schämen. Aus dem Urtheil der Strafkammer erfährt man zunächst staunend, daß der Gerichtshof aus drei Landgerichtsräthen und zwei Assessoren bestand; so weit sind wir durch die Knauserei unserer Finanzverwaltung also glücklich gekommen, daß in wichtigen politischen Prozessen das Spruchgericht nicht mehr aus Räthen gebildet wird, sondern zwei Assessoren in der Strafkammer sitzen. Hübsch ist auch die folgende „thatsächliche Feststellung". Auf dem inkriminirten Bilde des Kladderadatsch liest einer der gezeichneten Helden eine Zeitung, an deren Kopf der Buchstabe N ... zu lesen ist. Nun hatte der Angeklagte behauptet, die satirische Zeichnung richte sich nicht gegen die bekannte Rekrutenrede des Kaisers („Wer kein braver Christ ist, Der kann auch kein braver Soldat sein"), sondern gegen den Mißbrauch, den „orthodoxe, zelotische Blätter" mit dieser Rede getrieben hätten. Der Gerichtshof fragt, sehr verständig, welche Blätter damit wohl gemeint seien könnten, und „stellt thatsächlich fest": „Das Zeichen N ... läßt eine bestimmte Zeitung oder eine bestimmte Tendenz derselben nicht erkennen.

Es erhellt in keiner Weise, was das N . . . andeuten soll. Wenn damit auf die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hingewiesen sein sollte, so würde damit eine Zeitung benannt sein, welche eine orthodoxe zelotische Tendenz bekanntlich nicht vertritt.“ Wissen die drei Landgerichtsräthe und die zwei Assessoren nicht, daß „bekanntlich“ eine solche Tendenz nach Vieler Meinung von einem Blatte vertreten wird, das man gewöhnlich zwar Kreuzzeitung nennt, an dessen Spitze seit einem Halbjahrhundert aber zu lesen ist: Neue Preußische Zeitung? Ferner wird von Friedrich dem Großen in dem Urtheil gesagt, er sei „nach vulgärer Auffassung kein streng gläubiger Christ gewesen.“ Es wäre interessant, zu erfahren, nach welcher höheren, nicht vulgären Auffassung der Mann, der im Sinn unseres Strafgesetzbuches die stärksten Gotteslästerungen begangen und gerade die Person des Galiläers zur Zielscheibe seiner kaum noch geschmackvoll zu nennenden Witze gemacht hat, ein streng gläubiger Christ war. Schon im Büchmann könnten die Herren in der Robe doch lesen, daß Voltaires Gewohnheit, die Kirche die Infame zu nennen, aus einem Brief stammt, den der Preußenkönig am achtzehnten Mai 1759 aus Landshut an den Dichter der Pucelle schrieb; und wenn sie gar den vierten Gesang von Friedrichs Palladion läsen, würden sie die „vulgäre Auffassung“ vielleicht nicht mehr für ganz falsch halten. Und endlich sollte man in dem Erkenntniß mit der gebührenden Aufmerksamkeit den Satz lesen: „Die geachtete Stellung, die Angeklagter als Schriftsteller und Dichter in der Literatur einnimmt, schützt ihn gegen den Verdacht, daß er der geistige Urheber eines solchen Machwerkes sei. Es steht aber durch das Geständniß des Angeklagten fest, daß er Bild und Artikel vor der Aufnahme in den Kladderadatsch selbst geprüft und den Abdruck genehmigt und veranlaßt hat.“ Man könnte meinen, Worte wie „Machwerk“ gehörten nicht in ein Gerichtsurtheil; aber die Feststellung, Trojan sei gegen den Verdacht geschützt, der geistige Urheber eines Machwerkes zu sein, das er doch selbst geprüft und dessen Aufnahme in den Kladderadatsch er veranlaßt hat, ist so allerliebst, daß man sich ihrer ohne Nebengedanken freuen muß.

* * *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 19. März 1898.

Sammelsur.

Herr Friedrich Franz Pfannenschmidt rückte unruhig auf seinem Sorgenstuhl hin und her. Er hatte in der Nacht wenig geschlafen, dreimal, gegen seine Gewohnheit, das Licht angezündet, um nach der Uhr zu sehen, dann, als der Morgen schon graute, geträumt, er sei auf einer Akkumulatorenbahn, einer unheimlichen Teufelserfindung, entgleist, und fühlte sich nun gar nicht wohl, trotzdem er sich zum Kaffee zwei weiche Eier und einen alten Korn gegönnt hatte. Am Wetter lag es nicht, denn die Märzsonne blinkte freundlich ins Fenster; und auch die Gicht, die den noch nicht Fünfzigjährigen so oft unsanft an alte Moselsünden mahnte, ließ ihm seit ein paar Wochen Ruhe. Die Unbehaglichkeit des Herrn Friedrich Franz mußte also eine andere Ursache haben. Vor ihm lag der Aufruf, der alle Parteien, die den Staat erhalten wollen, zu „wirthschaftlicher Sammlung" auffordert; sie sollen, so wird darin gesagt, für den Schutz der nationalen Arbeit, für die Versöhnung ländlicher und städtischer Interessen eintreten und „sich schon bei der Aufstellung der Kandidaten für Reichstag und Landtag über die Wahl von Männern einigen, die rückhaltlos auf dem Boden der nationalen Wirthschaftpolitik stehen"; alle fraktionellen Unterschiede müssen diesmal vergessen und nur danach muß gefragt werden, ob der Kandidat bereit und entschlossen sei, dem deutschen Gewerbe den Schutz, den es braucht, zu gewähren. Herr Pfannenschmidt hatte schon in der Zeitung von der Sache gelesen, sie aber nicht recht verstanden. Zuerst hatte er geglaubt, es handle sich um das alte Kartell, das im Jahre 1887 von den Konservativen, der Reichspartei und den Nationalliberalen geschlossen wurde, um gegen Windthorst-Richter-Grillenberger das Septen-

nat durchzusetzen. Was ein Kartell ist, wußte er. Mein Gott, man ist doch nicht ungebildet. Ein Kartell ist ein Unternehmerverband, der Produktion und Absatz regeln, die Unterbietungversuche der Konkurrenten abwehren und einen reichlichen Ertrag des in einem Gebiet gewerblicher Arbeit angelegten Kapitals sichern will. Die Bezeichnung hatte 1887 ganz gut gepaßt; wenigstens hatte man gewußt, was man sich unter der Sache vorstellen sollte. Seitdem aber waren zehn böse Jahre verstrichen: jetzt konnte es nicht gegen Windthorsts selige Erben gehen, die ja eben die Schiffe in den Hafen bringen sollen, und das verpönte Wort Kartell wurde auch nicht mehr ausgesprochen. Friedrich Franz hatte sein Konservatives Handbuch aufgeschlagen und in dem Artikel „Kartellparteien" den Satz gefunden: „In allen drei Parteien wird, wenn auch keineswegs einstimmig, theilweise sogar, namentlich auf dem äußersten rechten wie linken Flügel des alten Kartells, unter heftigem Widerspruch, an der Auffassung festgehalten, daß der Zusammenschluß der drei Parteien, insbesondere als Kern der Sammlung aller staaterhaltenden Elemente gegen die Umsturzbestrebungen, werthvoll und für die Folge thunlichst aufrechtzuerhalten sei." Da stand es: Sammlung; und diese Sammlung hatte gar einen Kern, den man aufrechterhalten müsse. Der Ausdruck war also nicht so neu, wie er schien; es kam Herrn Pfannenschmidt vor, als habe er ihn viel früher schon einmal gelesen, — vielleicht in den berühmten Politischen Monatsrundschauen aus der Gerlachepoche der Kreuzzeitung, die noch vom Vater her in Kalbleder auf seinem kleinen Bücherbrett standen. Damals sollten die Gutgesinnten, jetzt die auf dem Boden nationaler Wirthschaftpolitik Stehenden gesammelt werden. Was gute Gesinnung ist: Das war, ist und bleibt einem Preußen ewig klar; der Begriff nationaler Wirthschaftpolitik aber ist allmählich ins Schwanken gerathen. National war doch auch der General von Caprivi, als er die Handelsverträge schloß und dafür vom Kaiser, dem höchsten Hüter alles nationalen Besitzes, gefeiert wurde; und die Leute, die, mit Bismarck an der Spitze, vor dem Unheilsweg warnten, galten in den ersten neunziger Jahren nicht als national, wurden im Gegentheil Nörgler, Interessenjäger, Brotwucherer geschimpft. Da mochte ein Anderer sich zurechtfinden. Kein Kartell; aus einem Kartell war wohl der andere Sammelruf, der von links, hervorgegangen, den so viele Kommerzienräthe und Bankdirektoren unterschrieben hatten, die ganze Schaar der Exportpolitiker, die sich den Ertrag ihres Kapitals sichern möchten und in rührender Rede schildern, daß sie schlaflose Nächte haben, weil sie fürchten, die Arbeiter könnten bald Mangel leiden. Bei dem ersten, dem echten und wahren Sammelruf

konnte man von einem Kartell nicht sprechen; er ging von selbstlosen Leuten aus, die den Staat erhalten wollen. Das wollte auch Herr Friedrich Franz; er war monarchisch bis in die Knochen und hatte sich immer zu den staaterhaltenden Parteien gezählt. Jetzt aber war er doch zweifelhaft. Bestehendes wollten ja gerade die Anderen erhalten, die für die Politik der Handelsverträge eintraten. Und hatte nicht Graf Posadowsky, der nach dem Diskontoritter vom Schwarzen Adler doch der größte Agrarier sein soll, auf dem Deutschen Handelstage erst vorgestern gesagt, es müsse die Aufgabe der Regirung sein, das Absatzgebiet der internationalen Exportindustrie so viel wie möglich zu erweitern? Ein schnurriger Agrarier. Ueberhaupt: eine heillose Verwirrung! Die Parteien der Opposition schaaren sich zusammen, um die Errungenschaften der schweren Kämpfe des letzten Jahrzehntes zu schützen, und die konservativen Elemente rüsten sich zum Sturm auf die von einer angeblich konservativen Regirung auf Befehl des Kaisers errichteten Schanzen. Mit anderen Worten: die Reichsfeinde von früher wollen das Bestehende erhalten, die staaterhaltenden Parteien wollen, im Bunde mit der Regirung, das Bestehende stürzen, — im Bunde mit einer Regirung, die agrarisch genannt, von den Agrariern mit Vertrauenskundgebungen überhäuft wird und deren Hauptsorge dennoch Kiautschau und der Exportindustrie gilt. In dieses Dunkel kann der beschränkte Unterthanenverstand kein Licht bringen. Herr Pfannenschmidt hatte in sich hineingelacht, als er den Aufruf der Bankleute und ihrer politischen Pfleger las. Das waren ja die selben Herrschaften, die sich früher schon zum Schutz der bedrohten Goldwährung und zur Abwehr agrarischer Uebergriffe vereint hatten; nur Herr Eugen Richter war noch hinzugekommen, wohl der Noth, nicht dem eigenen Triebe gehorchend, und es ließ sich denken, wie zwischen ihm und dem Putziger die Einigkeit aussehen würde. Friedrich Franz aber sollte den ersten Aufruf unterzeichnen, dessen Sinn er nicht verstand. Der wichtige Schritt wurde dem Gewissenhaften nicht leicht; und deshalb rückte er unruhig auf seinem Sorgenstuhl hin und her.

Sein Nachbar, der gräfliche Großgrundbesitzer, der ihm den Aufruf brachte, hatte ihm die Sache zu erklären versucht. Es handle sich im Grunde doch um das alte Kartell, von dem man einstweilen aber, um die Schwarzen nicht vor den Kopf zu stoßen, nicht reden dürfe; die Schiffe könnten sonst noch im Hafen scheitern. Man dürfe nicht länger zusehen, wie die Revolution vorbereitet, der Unsinn der Kopfzahlvertretung von rohen Demagogen ausgebeutet und den zum Kampf für die heiligsten Güter Entschlossenen von vaterlandlosen Gesellen die Waffenlieferung verweigert wird. Ein strenges Umsturzgesetz, das die

Möglichkeit gebe, die Wühler auf der Kanzel, dem Katheder und in den Schreibstuben derb anzupacken, sei nicht mehr zu entbehren; vielleicht müsse auch das leidige Wahlrecht geändert und jedenfalls dafür gesorgt werden, daß wir einen guten Reichstag bekommen. Daran habe auch der Landwirth ein Interesse, dem der politische Krimskrams sonst gleichgiltig sei. Wenn bei den Wahlen die produzirenden Stände einander zerfleischen, würden Schwarze und Rothe den Vortheil haben und dann wäre auf eine vernünftige Wirthschaftpolitik nicht zu hoffen. Deshalb sei Sammlung nöthig. Schließlich seien die Interessen aller Produzenten doch gleich und es sei immer nützlicher, mit der Regirung zu gehen als gegen sie, die nun einmal die Macht habe, anzustürmen. Herr Pfannenschmidt solle nur getrost unterschreiben. Man brauche gerade kleinere Besitzer, damit es nicht wieder heiße, Schlotbarone und ostelbische Latifundienjunker hätten sich zu einem frechen Beutezug gegen die Konsumenten vereint... Das klang ja ganz schön und lockend, hatte aber Herrn Pfannenschmidt doch nicht recht überzeugt, die Dunkelheit in seinem Hirn nicht erhellt. An den Panzerschiffen lag ihm gar nichts; für die mochten Andere sorgen, denen sie Nutzen bringen; seine Feldfrüchte würden ihm weder Nigger noch Chinesen abkaufen, neue Kähne brächten nur immer neue landwirthschaftliche Produkte aus Raubbaugebieten ins Land und die Aussicht, daß noch mehr Fabriken gebaut, noch mehr Arbeiter in die Städte gezogen werden sollten, konnte ihn nicht froh stimmen. Auch ein Umsturzgesetz konnte er, der mit seinen Leuten ganz gut fertig wurde, entbehren. Und an die Gleichheit aller Produzenteninteressen fehlte ihm der Glaube. In allen Versammlungen des Bundes der Landwirthe war ihm gesagt worden, die Exportindustrie sei der Feind und die nächste Reichstagswahl müsse darüber entscheiden, ob Deutschland ganz zum Industriestaat werden solle. Das sollte nun wieder nicht wahr sein und er sollte mit den Exporteuren an einem Strang ziehen? Eben erst hatte sichs ja bei der Dampfersubvention gezeigt, daß die Interessen nicht gleich sind; auf die paar Centner Wolle, die der Lloyd aus Australien bringt, kam es ja freilich nicht an, die würden, wenn den subventionirten Dampfern die Einfuhr verboten würde, auf anderen Schiffen verstaut werden; aber in dieser Kleinigkeit ließ sich doch der schroffe Gegensatz der Interessen spüren. Die Textilleute möchten billige Wolle haben, die Landwirthe ~~ihre Schafzucht~~ wieder auf die frühere Höhe bringen. Und so ist es überall. Würden die Industriellen, die zum großen Theil heute ja auch Händler sind, den Landwirthen etwa zur Annahme des verbesserten Antrages Kanitz helfen? Würden sie die internationale Doppelwährung zu erreichen suchen und, auch wenn sie selbst

nicht exportiren, durch Einschränkung der Exportindustrie die Zahl ihrer inländischen Konkurrenten vermehren? Der Nachbar hatte ihm erzählt, in künftigen Handelsverträgen sollten die landwirthschaftlichen Zölle nicht mehr gebunden werden; aber auf den Leim ging er nicht. Wo sollten denn die Konzessionen dann herkommen, die den anderen Kontrahenten bewegen könnten, unserer Industrie die Einfuhr zu erleichtern? Womit würden die Russen Eisen, Maschinen und andere Waaren bezahlen, wenn sie uns ihren Roggen nicht mehr verkaufen könnten? Das war eine Falle für unerfahrene Mäuse. Nein: die nächste Wahl mußte eine grundsätzliche Entscheidung bringen, eine bündige Abrechnung mit den Tendenzen, die seit dem Jahre 1890 zur Herrschaft gelangt waren. Deshalb hatte er sich auf diese Wahl gefreut, deshalb war in den Versammlungen und in der Presse des Bundes so oft betont worden, man dürfe keine pflaumenweichen Männer wählen. Gewiß sollen die wirthschaftlichen Interessen diesmal mehr als je im Vordergrund stehen, aber ein zäher Ordnungbrei kann die hungernden Bauern nicht sättigen. Man hatte nicht Jahre lang Opfer gebracht, um sich kurz vor der entscheidenden Stunde nun von einer schlauen Regirung kirren zu lassen. Herr Pfannenschmidt wollte gern und freudig die Regirung unterstützen, aber nur eine, die offen sagt, was sie will, nicht eine, die heute den Händlern und morgen den Landwirthen, Dienstag der Börse und Donnerstag den Bauern artige Reden spendet und die Produzenten zur Sammlung ruft, weil sie einen bequemen Reichstag und ein Umsturzgesetz haben möchte ... Er hatte gebeten, den Aufruf vierundzwanzig Stunden behalten zu dürfen. Schon 1458 Namen standen darunter, Bismarcks geliebter Name voran, und Herr Friedrich Franz sollte der Vierzehnhundertneunundfünfzigste sein. Das schmeichelte dem kleinen Bauerngutsbesitzer nicht wenig, aber ihm wurde vor der Gemeinschaft mit so hoch betitelten Herren, mit Fürsten, Grafen, Generaldirektoren, doch ein Bischen bang. Es sollte sein erster Schritt in die Oeffentlichkeit werden; den mußte man reiflich überlegen, ehe man ihn that. Wenn er nur wüßte, was er sich unter dem Begriff der Sammlung vorstellen sollte! Er hatte seinem Aeltesten, dem Obertertianer, dem die Influenza Ferien verschafft hatte, den Auftrag gegeben, Alles, was er in seinen Büchern über die Bedeutung des Sammelns fand, herauszusuchen und aufzuschreiben. So, hatte er gehört, machten es die Journalisten; die Kerle haben einen Zettelkasten, den sie nur zu durchstöbern brauchen, um gleich zu wissen, was über jede Sache zu sagen ist. An solche Sitte muß man sich gewöhnen, wenn man ein Politiker werden will. Auf dem ersten Zettel, den der Junge ihm vorlegte, hatte Etwas von Sammelbatterien ge-

standen: „Sammelbatterien sind elektrische Apparate zur Aufspeicherung von Stromesarbeit zu späterer Verwendung an einem beliebigen Ort.“ Das war nicht zu brauchen. Aber wahrscheinlich hatte Vater Pfannenschmidt deshalb von der Entgleisung auf einer Akkumulatorenbahn geträumt.

War es wirklich nicht zu brauchen? Er sann, während am Himmel die Sonne höher stieg, der Frage nach. Wollte die liebe Regirung nicht am Ende Kraft aufspeichern, die sie später an einem beliebigen Ort verwenden könnte? Eine Sammelbatterie rechts, eine zweite in der Mitte: damit ließ sichs schon eine hübsche Weile aushalten. Man würde fleißig Schiffe bauen, Feste feiern, der rothen Rotte und ihren Bundesgenossen derb den Daumen aufs Auge drücken und dürfte, wenn die Agrarier mit ihren Ansprüchen kommen, immer ehrbar sagen, für Sonderinteressen sei die rastlos für das Gemeinwohl wirkende Regirung nicht zu haben... Was hat der Bengel da aufgeschrieben? „Die Sammelbienen besitzen ein Körbchen am ersten Tarsalgliede des Hinterfußes, worin die in einen Klumpen zusammengeballte Ladung Blumenstaub nach Hause getragen wird.“ Na, zu solchen Sammelbienen werden Chlodwig, Posadowsky und Hammerstein uns gewiß nicht erziehen wollen; sie werden uns wieder einmal erzählen, daß wir nicht mit einem Körbchen am ersten Tarsalgliede des Hinterfußes geboren sind und nicht das Recht haben, den Staub aus den Blumen — die wir doch pflanzen und pflegen — heimzuschleppen. Sie denken eher vielleicht an einen Sammelteich, der „behufs Gewinnung von Nutzwasser für die Landwirthschaft oder die Gewerbe, für die Wasserversorgung der Städte und für die Speisung von Schiffahrtkanälen“ angelegt wird. Dabei wird wohl das Meiste für die Städte und die Kanäle abfallen und wir werden im Teichbecken bald auf dem Trockenen sitzen. Eine Thalsperre kann uns nur nützen, wenn sie gegen die Gefahr, von der Fluth fremder Produkte überschwemmt zu werden, einen festen Damm aufthürmt. Diese Absicht müßte aber offen ausgesprochen, die Arbeit begonnen und dem Liebäugeln mit den Handelsleuten ein Ende gemacht werden. Sammeldrains, die den versumpften Boden von seiner überschüssigen Nässe befreien, wären ganz gut, lassen sich aber auch nicht über Nacht einrichten und werden von Geheimen Kommerzienräthen, Generaldirektoren und Leitern großer Aktiengesellschaften kaum mit freundlichen Blicken betrachtet werden; die Herren finden wahrscheinlich für ihre Kulturen das Gelände gerade sehr fruchtbar, das den Bauern besonders sumpfig und unnützlich scheint. Herr Pfannenschmidt hatte von der erlesenen Gymnasiastenweisheit seines Sohnes genug und wollte gar nicht erst hören, welche Bewandtniß es mit Sammelbildern, Sammelfrüchten, Sammelhaaren, Sam-

mellinsen, Sammelspiegeln und Sammeltypen habe. Da sah man wieder einmal, was bei dem ganzen Schulkram herauskommt; ein mitten im praktischen Leben stehender Mensch tappt sich in Schwierigkeiten immer noch besser zurecht als so ein Stubengelehrter. In ihrem Zettelkasten können die Zeitungschreiber natürlich nichts Gescheites finden; deshalb schwatzen sie auch so oft dummes Zeug und haben für die Bedürfnisse der Praxis kein Verständniß. Herr Friedrich Franz schwitzte auf seinem Stuhl; kein Lichtstrahl fiel in die Nacht, die den geheimnißvollen Begriff der Sammlung barg, — und er mußte sich doch bis zum Mittag entscheiden, ob er den Aufruf unterschreiben wolle. Er glaubte an Miquel, der ihm als Vater des Sammelgedankens genannt worden war und der schon wissen würde, was er erstrebte. Durfte man ihm aber blind vertrauen und ohne innere Ueberzeugung ein Bemühen unterstützen, dessen Ziel dem Auge umnebelt blieb? Da lag noch ein Zettel. „Sammael, nach dem orientalischen Mythus der Engel, der im Planeten Mars lebt und einer der sieben Weltregenten ist. Er wurde, weil er auf andere Engel neidisch war und einen Bund zur Verführung der Menschen geschlossen hatte, aus dem Himmel gestürzt. Aus Sammael, womit die Juden später auch den Obersten der Teufel bezeichneten, entstand dann der Samiel der deutschen Sage.“ Ob am Ende der an Chinas ferner Küste gepflückte Lorber einen neuen Sammael nicht schlafen ließ, der in der gefährlichsten Probe nun seine Macht zeigen wollte? Das Experiment konnte wieder mit einem Sturz enden. Herr Pfannenschmidt richtete sich im Sorgenstuhl auf: nein, er würde die eigene Einsicht keinem Minister opfern, auch dem klügsten, bewährtesten nicht. Aber Bismarck? ... Stand sein Name nicht an erster Stelle unter dem Aufruf und mußte man ihm, der mehr ist als ein Minister, dessen Wort schwerer wiegt als die Weisung einer ganzen Regirung, nicht, ohne erst viel zu fragen, auf allen Wegen folgen? Wenn man nur seine Gedanken errathen, nur ahnen könnte, ob der Mann im Sachsenwalde nicht vielleicht nur unterschrieben hat, weil er keinem Versuch, in die alten Bahnen zurückzulenken, seine mächtige Hilfe weigern zu können glaubt, auch solchen Versuchen nicht, die ihm selbst nicht allzu günstige Aussichten zu bieten scheinen! Er hat so oft die Wiederbelebung des nationalen Kartells empfohlen, daß er, mag die Maskerade ihm auch unangenehm sein, die Mitwirkung an dem Bemühen nicht versagen kann, wenigstens auf Schleichwegen ans Ziel zu kommen. Wer weiß? Immerhin ists doch ein erster Versuch, eine Abkehr von schlimmen Pfaden und ein Triumph für Den, der früh schon warnte, sie zu beschreiten. „Sammelsurium, Latinisirung von Sammelsur, einem norddeutschen, namentlich hamburger Gericht aus

sauer zubereiteten Fleischresten verschiedener Art, der Olla Potrida der Spanier und dem Potpourri der Franzosen entsprechend, dann so viel wie zusammengerafftes Zeug.“ Das war vielleicht das Beste, was der Junge in seinen Büchern gefunden hatte. Wer sagt mir, dachte Herr Friedrich Franz, ob unser alter Fürst in der ganzen Sammelei mehr sieht als ein Gericht von der vorigen Woche und ob er, den die Schmähsucht lange den Reichsnörgler gescholten hat, nicht nur, um den guten Willen zu zeigen, seinen Namen unter die Einladung schrieb? Er weiß sicherlich besser als irgend ein Anderer, daß aufgewärmte Speisen einem verwöhnten Magen nicht munden und daß der Nährwerth ausgekochter Fleischreste auch in der schmackhaftesten Brühe gering bleibt. Der Mann, der so häufig von blindem Vertrauen abgemahnt und gesagt hat, daß Den, der sich grün macht, die Ziegen fressen, kann nicht wollen, daß seine Berufsgenossen mit ihren Gegnern gehen und, nach nutzlosem Kampf, gouvernemental werden, damit die Herren in den Reichsämtern und Ministerien das Regiren bequemer haben. Der Starke, der mit seiner Ueberzeugung stand und fiel, kann nicht fordern, daß Andere ihre Ueberzeugung opfern, weil aus dem Busch eine neue Lockpfeife tönt.

Die Kukuksuhr in der Wohnstube meldete den Mittag. Die Schicksalsstunde hatte geschlagen und Herr Friedrich Franz Pfannenschmidt war entschlossen. Er nahm einen großen, bläulich weißen Bogen, kniffte ihn in der Mitte und schrieb, nach geziemender Anrede, auf die Respektseite:

„Euer Hochgeboren beehre ich mich ganz ergebenst mitzutheilen, daß ich den Aufruf, den ich mir beizuschließen gestatte, nach bestem Wissen und Gewissen nicht unterzeichnen kann. Es wäre ja wunderschön, wenn Landwirthschaft und Industrie vereint in den Wahlkampf marschiren könnten. Das war vor den Handelsverträgen möglich; jetzt ist es dafür zu spät geworden. Es muß endlich einmal zum Klappen kommen, so oder so. Vertuschen, Verkleben, Verkleistern nützt nicht mehr. Kanns nicht besser werden, dann muß man sehen, seinen Hof an einen Händler loszuschlagen, die heutzutage so gern Gutsbesitzer spielen. Aber nur Klarheit und keinen faulen Frieden, der uns in Täuschungen wiegt. Wir haben nun mal unseren Bund, haben bestimmte Ziele, denen Papusch Ploetz uns entgegenführen will; wer dabei helfen zu können glaubt, soll sehr willkommen sein, aber von unseren Forderungen dürfen wir nichts ablassen. Deshalb werden Euer Hochwohlgeboren begreifen ...“

Herr Friedrich Franz Pfannenschmidt schrieb die Adresse, siegelte, stand langsam auf, trank einen zweiten Korn und fühlte sich nun wieder ganz wohl.

❦

Die Dreyfus-Campagne.

Im deutschen Heimathlande ist, wie ich höre, noch immer darüber Streit, ob und wie weit ein guter Deutscher berechtigt ist, für oder wider Alfred Dreyfus Partei zu nehmen. Da ich mit der deutschen Tagespresse nur auf sehr entferntem Grußfuße stehe, fehlt mir Beruf und Neigung, mich irgendwie an der querelle allemande zu betheiligen. Die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Urtheils eines französischen Kriegsgerichtes über einen französischen Kapitän scheint mir einstweilen allerdings eine so lediglich die Franzosen angehende Angelegenheit zu sein, daß ich nicht recht begreife, wie man sich darob in Deutschland echauffiren konnte und kann. Doch lasse ich darin Jedermann gern seinen Dreyfus-Glauben oder Unglauben und seine Erregungbedürfnisse. Was dem Leser im Folgenden geboten wird, soll weder den Gläubigen noch den Ungläubigen viel Neues bringen: es ist die Dreyfus-Campagne als solche, die ein auf französischem Boden lebender deutscher Kriminalist an der Hand ihm ausschließlich aus französischen Quellen gewordener Eindrücke hier noch einmal zu charakterisiren versuchen will. Je n'impose rien, je ne propose même rien, j'expose: das Sprüchlein mag den nachstehenden Erörterungen zur entschuldigenden Einleitung dienen.

Als der Figaro in der Dreyfus-Affaire seine Schwenkung von den Dreyfüslern zu deren Antipoden noch nicht vollzogen hatte, ließ Alfred Capus in einer seiner launigen Skizzen gelegentlich einmal einen älteren französischen Staatsbeamten seinem jüngeren Kollegen auf die Frage, wie er über Schuld oder Unschuld des Exkapitäns denke, etwa folgende Antwort geben: „Du möchtest gern wissen, wie es um die Wahrheit in dieser Sache steht? Du liebe Unschuld, weißt Du denn nicht, daß es hier gar keine Wahrheit mehr giebt? In dieser Sache ist von allen Seiten ein solcher Berg von Lügen und Fälschungen aufgehäuft worden, daß darunter die Wahrheit rettunglos verschüttet worden ist. Niemand, weder die Ankläger noch die Freunde des Angeklagten, weiß mehr, wo sie verborgen ist, und keine Menschenseele ist mehr im Stande, sie wieder auszugraben, — sie ist für alle Zeit verloren gegangen!" Das scheint mir auch heute noch das Treffendste zu sein, was sich vom Standpunkte einer verständigen Skepsis über den dunklen Handel sagen läßt. Eines Tages wird von der Teufelsinsel die Nachricht kommen, der dorthin Deportirte sei tot. Dann wird noch Einiges zusammen fabulirt werden über die Todesursache, ob Selbstmord, ob Vergiftung, oder was sonst ins Blaue hinein vermuthet werden kann, — allmählich wird aber der „Fall" Dreyfus hinübergleiten in die stille Reihe jener

vergangenenen räthselhaften Vorgänge — die Eiserne Maske, Kaspar Hauser u. s. w. —, mit deren Lösung sich nur noch müssige Grübler beschäftigen.

Die Dreyfus-Campagne hat nachweisbar begonnen mit der im November 1896 erschienenen Schrift Bernard Lazares „Une erreur judiciaire“. Demnächst glaubte im Sommer 1897 der Senator Scheurer-Kestner, sich von der Unschuld des Dreyfus überzeugt zu haben und mit seiner Person und seinem parlamentarischen Einfluß für die Sache des vermeintlich unschuldig Verurtheilten eintreten zu müssen. Der Advokat Leblois, der in der leidigen Angelegenheit eine recht verhängnißvolle Rolle gespielt zu haben scheint, vermittelte die Beziehungen zwischen seinem Freunde, dem Oberstlieutenant Picquart, und Scheurer-Kestner; die dem Senator mitgetheilte Korrespondenz zwischen Picquart und seinem früheren Vorgesetzten, dem General Gonse, warf den Major Esterhazy als angeblich eigentlich Schuldigen in den Handel hinein; es folgte der Esterhazy des Landesverrathes direkt anklagende Brief des Mathieu Dreyfus an den Kriegsminister Billot, das kriegsgerichtliche Verfahren gegen Esterhazy, dessen Freisprechung und hierauf endlich das Pronunziamento Zolas mit dem gegen Zola vor den Seine-Assisen fünfzehn Tage lang verhandelten Verleumdungprozeß, dessen Ergebnisse in Aller Gedächtniß sind.

Die stärksten Waffen in dem so inaugurirten und so kläglich gescheiterten Feldzuge hat ersichtlich den Angreifern die außerordentliche Schwäche des gegen Alfred Dreyfus äußerlich erbrachten Schuldbeweises dargeboten. Darüber sollte unter Unbefangenen nach meiner Ueberzeugung ein Zweifel nicht obwalten. Trotz dem Ausschluß der Oeffentlichkeit wissen wir heute durch die veröffentlichte Anklageschrift des Majors d'Ormescheville und das einwandfreie Zeugniß des Advokaten Demange, des Vertheidigers von Dreyfus, daß, hätten wir statt eines unmotivirten Verdiktes der sieben Kriegsrichter ein mit Gründen versehenes Strafurtheil gegen Dreyfus vor uns, diese Verurtheilung sich ausschließlich auf die Ueberführung des Angeklagten stützen könnte, die in dem viel genannten Bordereau erwähnten fünf Schriftstücke an eine fremde Regirung verrathen zu haben. Und dieser Ueberführungbeweis ruht wiederum gänzlich auf der durch Schriftvergleichung gewonnenen Ueberzeugung, der Bordereau sei von des Angeklagten Hand geschrieben. Es mußte, wie ich meine, zu Gunsten des Angeklagten im Jahre 1894 allerdings erheblich ins Gewicht fallen, daß, von dem Bordereau abgesehen, die Anklage absolut nichts Belastendes vorzubringen vermocht hat. Kein Papierschnitzel in seinem Bureau und seinem Hause, der ihn zu kompromittiren geeignet gewesen wäre, kein Schatten irgend eines verdächtigen Verkehres mit fremden Agenten. Die Flunkereien der Anklageschrift von auffällig häufigen unbehinderten Reisen des Alfred Dreyfus zu seinen Verwandten im Elsaß sind, was sie sind: einfache Flunkereien ohne allen Boden. Wesentlicher noch erscheint mir die Lücke im

Anschuldigungbeweis, was den denkbaren Beweggrund des dem Dreyfus imputirten Verrathes anlangt. Ob der Angeklagte, wie seine Familie behauptet, ein Jahreseinkommen von sechzigtausend Francs zu verzehren hatte oder etwas weniger, ändert an der Thatsache nichts, daß er einer reichen Familie angehörte, seine Frau ihm eine erhebliche Mitgift zugebracht hatte und daß er in durchaus wohlgeordneten Verhältnissen ein elegantes pariser Leben zu führen im Stande war. Eine solche Persönlichkeit in solcher sozialen Stellung ist für ein paar Tausend Franken nicht käuflich und ich wüßte nicht, wo die Millionen herkommen sollten und wo sie geblieben sind, die man schon unterstellen müßte, um Bestechung plausibel zu machen. Die Anklageschrift begnügt sich denn auch, auf die Möglichkeit hinzuweisen, der Angeklagte könne Spielverluste gehabt haben; er bestreite Das zwar, habe aber eingeräumt, im Laufe langer Jahre einige Male als Gast in pariser Clubs dinirt zu haben; ob er wirklich gespielt und Geld verloren habe, sei nicht mehr zu kontroliren gewesen. Eine sinnlosere Art von Inkrimination ist mir im Laufe eines langen kriminalistischen Berufsleben kaum vorgekommen. Da es also mit der auri sacra fames als Motiv des Verrathes nicht gehen wollte, sind inzwischen andere abenteuerliche Beweggründe ausgebreitet worden. Bald sollte Rachsucht, bald Ehrgeiz die Triebfeder abgegeben haben. Ein elsasser Jude deutschen Namens, von seinen christlichen Kameraden im Großen Generalstabe schlecht behandelt, — warum sollte Der nicht Verrath gegen das schöne Frankreich geplant haben? Für den Antisemitismus Drumonts genügte die Hypothese vollkommen. Daneben wurde eine für mein Urtheilsvermögen ziemlich unverständliche Phantasie zusammenkombinirt, nach der Dreyfus, um Rußland gefällig zu sein, sein Vaterland an diesen Alliirten verrathen habe. Darüber ist dann in der englischen, deutschen, italienischen Presse allerlei lustiges Zeug geschwatzt worden. Die französische Presse hat davon gar nicht erst ernsthaft Notiz genommen und deshalb brauche ich mich mit der abenteuerlichen Hypothese nicht aufzuhalten. Nach wie vor den mehr oder weniger anfechtbaren, stark improvisirten Erklärungen des Staatssekretärs von Bülow sind in ganz Frankreich alle von der Schuld des Exkapitäns überzeugten Franzosen auch davon überzeugt, daß lediglich Deutschland der Adressat der im Bordereau verzeichneten Schriftstücke war. In einem, noch im November 1894 veröffentlichten, offiziös als richtig anerkannten Interview des damaligen Kriegsministers Mercier mit einem der Redakteure des Figaro hat Mercier mit dürren Worten, unter ausdrücklicher Exkulpirung der beiden anderen Dreibundmächte, Deutschland als Urheber des Verrathes gekennzeichnet; die selbe Beschuldigung ist in der Anklageschrift gegen Dreyfus niedergelegt und ganz zweifellos ist das Dreyfus verurtheilende Kriegsgericht von dieser Ueberzeugung ausgegangen. Was sich aber das Kriegsgericht über die Motive gedacht hat, die Dreyfus zu dem Verrath

bestimmt haben könnten, bleibt freilich ein Räthsel. Wahrscheinlich hat der Eine Dies, der Andere Jenes, der Dritte gar nichts gedacht: ihnen genügte der Bordereau, und was damit zusammenhängt; so konnten sie mit gutem Gewissen den dunklen Punkt unaufgeklärt dahingestellt sein lassen.

Die offenbare Lückenhaftigkeit eines solchen Anschuldigungbeweises muß man im Auge behalten, will man den darüber entbrannten Streit einigermaßen gerecht beurtheilen. Dem geschulten Juristen ist die methodische Unterscheidung zwischen „nicht überführt“ und „unschuldig“ höchst geläufig; das landläufige Denken der Laien wie der Handwerkspraktiker in den Gerichtssälen wirft beide Begriffe leicht durcheinander. In der Dreyfus-Campagne hat dies Durcheinander die erheblichste Rolle gespielt. Hätten sich die Dreyfusfreunde darauf beschränkt, den öffentlich mitgetheilten Anschuldigungbeweis als unsicher und unzureichend zu bekämpfen, so würde ich, zur Kritik gezwungen, mich auf ihre Seite gestellt haben. Daß unter allen bekannten Beweismitteln des Strafverfahrens die comparatio litterarum, die aus der Vergleichung von Handschriften hergeleiteten Beweisfolgerungen zu den schlechtesten und trügerischesten Behelfen gehören, darüber wird unter erfahrenen Kriminalisten kaum Meinungverschiedenheit bestehen. Die professionellen Schreibsachverständigen sind meist mehr oder weniger Charlatans. Nur zur Aushilfe wird ein gewissenhafter Richter solche Expertisen zur Unterstützung des Ueberführungbeweises heranziehen. Darauf allein die Ueberführung eines leugnenden Angeklagten zu gründen, ist Frevel. Eben so ist der ganze Kontext des Bordereaus außerordentlich dazu angethan, Mißtrauen gegen seine Echtheit zu erwecken. Seine Herkunft ist ganz verschleiert. Einer der geheimen Agenten des Bureau des renseignements hat es dem Bureau zugetragen. Mit der euphemistischen Redensart, es entstamme dem „Papierkorb“ eines Militärbevollmächtigten, hätte sich Herr von Bülow in der deutschen Reichstagskommission nicht aufzuhalten gebraucht; die ernsthaftere pariser Presse hat niemals daraus ein Hehl gemacht, daß der Euphemismus „Papierkorb“ den mit Hilfe des Concierge geplünderten Schreibtisch eines deutschen Diplomaten bedeutet. Diese angebliche Provenienz ruht also ganz und gar auf den Angaben des fraglichen Geheimpolizisten. Man möchte wissen, wie der Mann aussieht und was er für den Fang bezahlt erhalten hat. Der Verdacht, daß hier ein Fälschungfabrikat mit absichtlicher Nachahmung echter Handschriften vorliegt, die bald auf Dreyfus, bald auf Esterhazy hindeuten, ist von den verschiedensten Seiten wiederholt aufgestellt worden. Darüber steht mir kein Urtheil zu. Wohl aber bilde ich mir ein, aus den fünfzehn Jahren meiner Praxis als Mitglied des leipziger Staatsgerichtshofes doch auch einige Erfahrung darüber zu besitzen, wie in Landesverrathssachen zwischen den Verräthern und den zuständigen militärischen oder diplomatischen Instanzen verkehrt wird. Um es für glaublich zu erachten,

daß ein Kapitän des französischen Generalstabes mit dem deutschen Militärbevollmächtigten in so ungenirter Weise todeswürdigen Landesverrath treibt, wie es der Bordereau bekundet, müßte ich schon an der Zurechnungsfähigkeit entweder des Schreibers oder des Empfängers des Schriftstückes zweifeln. Es fehlt eigentlich nur noch, daß dem Bordereau beglaubigte Abschriften der Anlagen beigefügt sind und daß er mit voller Unterschrift des Verfassers, mit Angabe seines dienstlichen Charakters und seiner Wohnung schließt. Wer sich aus der Affaire Norton der Geschicklichkeit und Dreistigkeit erinnert, mit der in Paris für politische Zwecke fabrikmäßig gefälscht wird, mag die sich hier aufdrängenden Zweifel immerhin weiter verfolgen. Aber wohin führt das Alles? Enthalten alle diese Bedenken, die sich noch ad libitum vermehren lassen, das geringste positive Indiz dafür, daß Alfred Dreyfus nun am Landesverrath unschuldig sei, daß die im Bordereau verzeichneten Schriftstücke von ihm nicht an das Ausland mitgetheilt sein können? Das Fehlerhafte der Argumentation liegt auf der platten Hand. Hat das pariser Kriegsgericht aus Befangenheit oder Irrthum auf unzureichende Beweise hin seine conviction intime von der Schuld des Angeklagten gefolgert, während es nach Ansicht Anderer vorsichtiger gehandelt hätte, Dreyfus, als nicht genügend überführt, freizusprechen, so trägt die Verantwortlichkeit dafür das verurtheilende Gericht allein. Sein Urtheil ist rechtskräftig geworden, und so lange es nicht auf Grund neuer Beweise aus der Welt geschafft ist, muß es als unanfechtbare Rechtsthatsache respektirt werden. Die chose jugée ist denn doch in Wahrheit noch etwas mehr als Phrase oder juristischer Formalismus. Die gesammte, in der Entwickelung von Jahrtausenden wurzelnde Rechtsordnung der modernen Völker ruht ganz und gar auf dem Grundsatz, daß einem einmal rechtskräftig gewordenen Urtheil der Gerichte des Landes unbedingt und unter allen Umständen Jedermann sich unterwerfen muß. Wenn es zur Erschütterung oder Vernichtung eines rechtskräftig gewordenen Urtheiles genügen soll, daß der verurtheilte Angeklagte behauptet, ungerecht verurtheilt zu sein, und daß seine Freunde und Anhänger in gutem Glauben versichern, sich auch von der Richtigkeit des Urtheiles nicht überzeugen zu können, so ist es mit Recht und Gerechtigkeit auf dieser Welt zu Ende. Jegliche Achtung vor der Rechtsprechung muß in einem Volke verzweifelt tief gesunken sein, ehe es möglich wird, mit gerichtlichen Urtheilen so umzuspringen, wie es Zola gethan hat.

Ein Anderes, das mit der Schwäche des gegen Dreyfus geführten Indizienbeweises zusammenhängt, ist die leidige Erscheinung des entsetzlichen Streites zwischen Semitismus und Antisemitismus, der sich die Rechtsfrage, ob Alfred Dreyfus legal oder nicht legal verurtheilt worden sei, zum Tummelplatz ausgesucht hat. Um es plausibel zu machen, daß es für ein französisches Kriegsgericht ein Leichtes war, einen unschuldigen Offizier des Generalstabes

wegen Landesverrathes lebenslänglich in den Bagno zu schicken, erfanden die Freunde des Verurtheilten die Mär, der Justizmord sei lediglich begangen, weil der Offizier ein Jude war. Das ist das Leitmotiv in Lazares Erreur judiciaire, wo uns der Verfasser glauben machen will, der Kriegsminister Mercier, um seine politische Stellung besorgt, habe, nur zur Auffrischung seiner Popularität bei den antisemitischen Strömungen der Nation, den Dreyfus-Prozeß in Bewegung gesetzt, und den selben Gedanken findet man in dem Univers Israëlite unermüdlich breit getreten. Der Säbel hat sich mit dem Weihwasserwedel (goupillon) verbunden; mit Dreyfus soll dem Judenthum, mit dem Judenthum der verhaßten konfessionlosen atheistischen Republik der Garaus bereitet werden. Mit so abenteuerlichen Unterstellungen haben die Dreyfusleute ihrer Sache unendlichen Schaden zugefügt und gerade erst den Teufel, den sie an die Wand gemalt, leibhaftig herbeigerufen. Das ist ja unbestreitbar, daß der Antisemitismus in Frankreich eine Macht ist und daß er sich vom Anbeginn an der Dreyfus-Affaire mit Leidenschaft bemächtigt hat. Ein herrlicherer Stoff konnte sich seinen Agitationen gar nicht darbieten. Auch, daß in den mittleren und unteren Schichten des französischen Offiziercorps der Judenhaß reichlich grassirt, wird jeder Beobachter französischer Zustände bestätigen müssen. Was neulich Cornelius Gurlitt in diesen Blättern aus seinen französischen Reiseerinnerungen über den militärischen Antisemitismus erzählte, stimmt ganz mit Dem überein, was ich während des letzten Jahres meines Lebens auf französischem Boden beobachtet habe. Man nehme die neueren Romane der Gyp oder des Anatole France zur Hand: in ihren Schilderungen des modernen republikanischen Frankreichs begegnet Einem fortgesetzt die stille antisemitische Tendenz; neben dem jüdischen Bankier vom Schlage der Reinach und Genossen und neben dem jüdischen Streber des Offizierstandes ist auch der Präfekt jüdischer Extraktion schon eine typische Figur geworden. Das antisemitische Hauptblatt, Drumonts La libre Parole, giftig und verlogen bis zum Wahnwitz, ist zweifellos von der ersten Verhaftung des Alfred Dreyfus an unmittelbar aus den antisemitischen Schichten des französischen Kriegsministeriums informirt, stetig auf dem Laufenden erhalten und zu gehässigen Instigationen ausgebeutet worden. Esterhazy verkehrte täglich in den Räumen der Redaktion, und wer sonst irgend etwas besonders Niederträchtiges gegen die Dreyfüsler zu veröffentlichen wünschte, wandte sich regelmäßig zunächst an dieses unsaubere Organ. Es hat bis zum letzten Tage des Prozesses Zola seinen perversen Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf Zeugen und Geschworene, auf die Manifestationen der pariser Straße und des Justizpalastes erfolgreich bethätigt. Alles Das bereitwillig zugegeben, erscheint es mir um nichts weniger absurd und verwegen, den sieben Offizieren, die Dreyfus verurtheilt haben, ohne Weiteres den will-

kürlich bei ihnen vorausgesetzten Antisemitismus als einziges vernünftiges Motiv ihres Urtheils zu imputiren und flugs daraus zu folgern, Dreyfus sei unschuldig verurtheilt worden. Schließlich mußten doch die selben Faktoren, die Alfred Dreyfus seine Position im Generalstabe möglich gemacht hatten, auch zu seinen Gunsten für die Erhaltung der Position wirksam werden; und alle antisemitische Freude an dem verurtheilten Juden konnte in den Vorstellungen der sieben Kriegsrichter niemals das Gefühl der Scham und Schande aufwiegen, einen Kapitän des französischen Generalstabes vor der Welt als Landesverräther brandmarken zu müssen. Daß dem französischen Generalstabe zahlreiche einfachere Mittel zur Verfügung stehen, um einen unbequem werdenden Offizier unschädlich zu machen, ohne zu dem Skandal eines Landesverrathsprozesses Zuflucht zu nehmen, wird wohl Niemand bezweifeln.

Während also Lazare und Genossen Alfred Dreyfus als unschuldiges Opfer der Antisemiten glorifizirten und die Antisemiten Jeden, der an der Schuld des „Verräthers" zu zweifeln wagte, für einen vom Dreyfus-Syndikat gekauften Schurken verunglimpften, wurde in den Kreisen der französischen Armeeverwaltung die Vorstellung täglich mehr herrschend, alle Angriffe gegen das Urtheil des ersten pariser Kriegsgerichtes seien beleidigende Invektiven gegen die Ehre der französischen Armee. Auch in dieser seltsamen Vorstellung rächte sich die Schwäche des auf die äußere Beschaffenheit des Bordereaus gestützten Belastungbeweises. Vom deutschen Rechtsgefühl aus mag es ein bequemes Raisonnement sein, geltend zu machen, der mögliche Irrthum irgend eines Kriegsgerichtes habe doch mit der Ehre der Armee und ihrer Führer nichts zu thun. Der Franzose denkt darüber anders. Mir ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß mit dem Nachweis der positiven Ungerechtigkeit der Verurtheilung und mit einer darauf folgenden Freisprechung des Verurtheilten nicht nur die französische Kriegsverwaltung aufs Empfindlichste kompromittirt, sondern daß auch das gesammte Staatswesen Frankreichs in eine Krisis hineingezogen worden wäre. Als daher die Publikationen Lazares zuerst die Bedenklichkeit des nackten Bordereaubeweises enthüllten, war es für den französischen Generalstab allerdings eine mißliche Aufgabe, die öffentliche Meinung von der materiellen Gerechtigkeit der chose jugée zu überzeugen. Von allen für die Schuld des Dreyfus im Laufe der Campagne ans Tageslicht herausgezerrten Belastungmomenten hat auf mich die aus der inneren Beschaffenheit des Bordereaus von den Generalen Boisdeffre, Gonse, Pellieux begründete Konklusion den stärksten Eindruck gemacht. Wenn mir drei mit den persönlichen, örtlichen, sachlichen Verhältnissen des Generalstabes genau vertraute Offiziere in verantwortlicher Stellung auf ihren Eid versichern, die im Bordereau genannten geheimen Papiere seien thatsächlich ihren Bureaux entfremdet worden und Alfred Dreyfus sei von allen in Frage kommenden

Personen der Einzige, der in der Lage gewesen, diese Felonie zu begehen, so weiß ich nicht, ob mir als Richter ein solches Zeugniß für sich allein nicht schon genügt hätte, ein Schuldig auszusprechen. Doch sei es, daß vor dem Zola-Prozeß die französische Generalität sich in diesem Punkte noch nicht so sicher fühlte, wie sie es später bekundet hat, oder daß man sich von einer solchen Argumentation keine rechte Wirkung auf die öffentliche Meinung versprach: man verbiß sich lieber darauf, die äußere Beweiskraft des Bordereaus durch immer seltsamer werdende Mittheilungen an die Antidreyfuspresse über vermeintlich sonst noch vorliegende thatsächliche Ueberführungstücke zu vertheidigen. Dahin gehört die dreiste Lüge, in den geheimen Dossiers des Generalstabes befinde sich die aufgegriffene Korrespondenz zweier Militärbevollmächtigten der Dreibundmächte über „ce(!) canaille de Dreyfus“, dessen Forderungen sich immer unerträglicher steigerten, während erwiesen ist, daß der apokryphe Wisch nur von irgend einem D. spricht; dahin gehören die Behauptungen von angeblichen Geständnissen des Angeklagten oder Verurtheilten, während wir heute wissen, daß sich das Ganze auf ein paar angeblich von dem Kapitän Lebrun-Renault 1894 vernommene und dienstlich weiter berichtete Worte des Verurtheilten unmittelbar bei oder nach der Degradation beschränkt, die etwa gelautet haben sollen, „wenn“ ich Verrath verübt hätte, so wäre es in der oder der guten Absicht geschehen; dahin gehören endlich die von den Herren Drumont, Rochefort und Millevoye auf eigene Faust täglich frisch erfundenen, wörtlich wiedergegebenen Briefe des Deutschen Kaisers, in denen sich der Kaiser mit den von Dreyfus Deutschland geleisteten Diensten beschäftigt. Man braucht für alles Das sicherlich nicht die oberen Chargen der französischen Armee verantwortlich machen: daß die unteren Chargen die Libre Parole Drumonts und den Intransigeant Rocheforts inspirirt haben, ist erwiesen.

Es bleibt übrig, die Episode des Esterhazy-Prozesses und den Schlußakt des Zola-Prozesses zu charakterisiren. Die Beschuldigung des Mathieu Dreyfus, nicht sein Bruder, sondern Esterhazy sei der Verfasser des Bordereaus und der eigentliche Verräther, scheint mir der gröbste taktische Fehler gewesen zu sein, den die Dreyfusfreunde überhaupt begehen konnten. Der Scheurer-Kestner wiederholt entgegengehaltene schreiende Widerspruch, daß er einmal auf Grund der Unzuverlässigkeit von Handschriftenvergleichung die Unschuld des Alfred Dreyfus behaupten und dann wiederum lediglich auf das selbe unzuverlässige Beweismittel hin die Schuld Esterhazys darthun wolle, ist ja unwiderleglich. Da man überdies von vorn herein im Generalstabe die Gewißheit hatte, Esterhazy könne gar keine Kenntniß und Verfügung über die im Bordereau erwähnten Schriftstücke besessen haben, blieb das ganze militärische Verfahren gegen Esterhazy allerdings eine leere Form. Nicht Esterhazy, sondern dem Oberstlieutenant Picquart wollte man im Generalstabe zu Leibe, weil

man in ihm den Urheber des ganzen Esterhazyhandels erkannt hatte. Nun kann man allerdings den Verdacht schwer los werden, daß der Major Walsin-Esterhazy in den Machenschaften französischer Spionage und Gegenspionage eine höchste dunkle Rolle mitgespielt hat, daß seine Hand auch irgendwie bei dem fragwürdigen Bordereau mitthätig gewesen ist und Herr Picquart sich weniger in der Person als in der Richtung der von ihm verfolgten Fährte getäuscht hat. Ueber die unbestimmtesten, ungreifbarsten Vermuthungen und Kombinationen gelangt man aber hier keinen Schritt hinaus. Vielleicht wären die Dreyfusleute weiter gekommen, wenn sie versucht hätten, Herrn Esterhazy gegen entsprechende Aequivalente für ihre Sache zu gewinnen. Nach seinem Vorleben muß der Mann seinen Preis haben. Statt Dessen verfielen sie auf die allerbedenklichste Hetze gegen ihn, logen und verleumdeten nach Möglichkeit, kauften und durchstöberten allerlei alte Privatbriefe und zogen sich damit nur die erbitterte Feindschaft des einflußreichen militärischen Anhanges des Verfolgten auf den Hals. Als sie so weit waren, strafbare Kollusionen zwischen dem General Boisdeffre und Esterhazy, mit heimlichen, zwischen ihnen gewechselten Korrespondenzen, zu erfinden, mußte unter dem Hochdruck der militärischen Gegenbewegung der Figaro seinen Chefredakteur de Rodays opfern und in das Lager der Antidreyfüsler hinüberschwenken. Damit war für jeden Kenner französischer Zustände klar, daß die Partie für Dreyfus verloren sei.

Daß Zola Das nicht einzusehen im Stande war, beweist, wenn man zu seinen Bewunderern gehört, den grenzenlosen Idealismus des Mannes, und wenn man dem berühmten Romancier kühler gegenübersteht, seinen Größenwahn. Er wußte von dem Dreyfus-Prozeß nicht mehr, als wir Alle wissen, und von der Rechtsordnung seines Landes wußte er offenbar noch weniger als wir. Sich einzubilden, indem man mit ungeheurem Geschrei erst zehnmal „J'accuse“ und dann zum Schluß zehnmal „Je jure“ ausruft, Das müsse genügen, um ein rechtskräftiges Strafurtheil totzuschlagen, dazu gehört denn doch ein ungewöhnliches Maß von Verblendung. Der ganze langwierige Zola-Prozeß war ja ein höchst interessantes Schauspiel mit aufregenden dramatischen Szenen, — „aber, ach, ein Schauspiel nur!“ Dem an geordnete Gerichtsverhandlungen gewöhnten deutschen Juristen war es ein gräuliches Bild vollster Auflösung französischer Prozeßnormen. Fünfzehn volle Sitzungen, ausgefüllt mit räthselhaften Dingen, die mit der Substanz der Anklage eigentlich nichts zu schaffen hatten! Welch ununterbrochenes Mitwirken der manifestirenden Zuschauermenge, welch seltsames Uebertrumpfen des Zeugeneides durch die Emphase des Ehrenwortes, welche von allen Seiten versuchte Beeinflussung der Geschworenen durch Zeugen und Sachverständige und die Presse! Gegen den Inhalt der Anschuldigung, das Kriegsgericht durch die Behauptung, es habe auf Befehl der Generalität gegen bessere Ueberzeugung Esterhazy frei-

gesprochen, verleumdet zu haben, irgend einen Beweis der Wahrheit anzutreten, war den Angeklagten gar nicht eingefallen. Ein deutsches Schwurgericht würde wahrscheinlich alle von Zola thörichter Weise vorgebrachten Vertheidigunganträge von der Schwelle abgewiesen haben. Und nachdem also fünfzehn Tage an der Frage herumgezerrt worden ist, ob Dreyfus zu Recht oder Unrecht verurtheilt worden, — sind wir heute hierüber um einen Schatten klüger geworden? Die mancherlei Räthsel und Dunkelheiten, mit denen jene Verurtheilung verquickt ist, sind, so weit ich zu urtheilen vermag, nur zu einem noch dichteren, undurchdringlicheren Schleier zusammengepreßt worden. Die Strafe, die schließlich Zola zu Theil geworden ist, hat er in vollstem Maße verdient.

Der einzige Punkt, in dem sich allenfalls ein gewisser Erfolg des Zola-Prozesses zugestehen läßt, betrifft die Verstärkung der Annahme, daß bei der Urtheilsfindung gegen Dreyfus neben dem Bordereau noch ein weder dem Angeklagten noch dessen Vertheidiger mitgetheilter geheimer Dossier des Kriegsministeriums irgendwie mitgewirkt hat. Nach Allem, was ich offiziell aus mancherlei Landesverrathsprozessen erfahren habe, ist es mir sehr glaublich, daß die Armeeverwaltung geheime Schriftstücke besaß, die sie über den nächsten militärischen Kreis hinaus absolut nicht bekannt werden lassen durfte und von denen sie nur dem Vorsitzenden des Kriegsgerichtes diskreteste Kenntniß gegeben hat. Das gehört nun einmal zu dem System heutigen militärischen Kundschafterwesens, daß darin Dinge vorkommen, die im Interesse der eigenen Landessicherheit es schlechterdings nicht vertragen, aktenkundig gemacht, damit unzuverlässigen Unterbeamten und unverantwortlichen Advokaten preisgegeben zu werden, und denen man doch eine gewisse Entwickelung auf die Urtheilsfindung ermöglichen will. Hat eine derartige unkontrolirte und unkontrolirbare Einwirkung geheimer Schriftstücke auf die Richter im Dreyfus-Prozeß stattgefunden, so ist damit zweifellos ein höchst grober formeller Verstoß gegen elementare Grundsätze des Strafprozesses begangen worden. Da wir aber kein mit Gründen versehenes Urtheil, sondern lediglich einen kategorischen Wahrspruch auf „Schuldig“ vor uns haben, wird sich niemals feststellen lassen, ob und welchen Einfluß der fragliche geheime Dossier auf die Ueberzeugung der Kriegsrichter ausgeübt hat. Und ließe sich selbst jetzt noch die von den Dreyfusfreunden aufgestellte Behauptung erweisen, daß gerade dieser Dossier ausschlaggebend gewesen: folgt daraus das Geringste für die Unschuld des Dreyfus? Ich sollte meinen, daß, so lange wir von dem Inhalt des Dossiers nichts wissen, jeder einigermaßen rechtlich und logisch denkende Mensch den formalen Verstoß immerhin beklagen, die Ueberzeugung von der materiellen Schuld des Dreyfus aber als vielleicht sehr wohl begründet erst recht gelten lassen muß. So viel erscheint mir unter allen Umständen gewiß: würde heute die Familie des Alfred Dreyfus auf Grund eines Prozeßfehlers eine Wiederauf-

nahme des Verfahrens erzielen, Alfred Dreyfus würde von Neuem verurtheilt werden. Vorläufig ist es aber noch viel gewisser, daß der Prozeß Dreyfus in absehbarer Zeit überhaupt nicht zur Revision gelangen wird.

Comoedia, oder, wenn man Das lieber hört, tragoedia finita est! In dem zu Ende gekommenen Drama handelte es sich vom Anbeginn an nur in sehr geringem Grade um eine Frage krimineller Schuld oder Nichtschuld, sondern wesentlich um politische Machtfragen: um den Gegensatz starker antisemitischer Volksströmungen gegen die Gesellschaft Reinach, Cornelius Herz & Co., und in erster Reihe um das Ansehen, die Herrschaft, das Prestige der in ihrer Jurisdiktiongewalt angegriffenen Armee. In der Armee sieht der heutige Franzose die Verkörperung aller Revanchegedanken, das Bindeglied der russischen Alliance, die Basis der Unabhängigkeit und des Einflusses der Nation in der Welt. Wer will ihm Das verargen? Daß diese französische Armee die Niederlage der Dreyfusleute als einen Sieg ihrer Waffen über ihre inneren Feinde feiert, mag absurd scheinen, ist aber verständlich. Die Aspirationen des französischen Militarismus gehen allerdings zur Zeit noch etwas weiter, als es die Genugthuung über die Verurtheilung Zolas kennzeichnet. Das republikanisch-parlamentarische Regime hat abgewirthschaftet; Frankreich ist eifrig auf der Suche nach dem Haudegen, der mit der Wirthschaft endlich Kehraus zu machen den Muth und die Fähigkeit besitzt. Ist doch der alte Vorkämpfer Boulangers, Henri Rochefort, heute wieder im Besitz einer Popularität, wie er sie seit den Tagen des zweiten Kaiserreiches nicht genossen hat. Das zeigt am Besten die Richtung, nach der zur Zeit die innere Entwickelung Frankreichs gravitirt. Und diese Gravitation um ein erhebliches Stück vorwärts getrieben zu haben, darin scheint mir wesentlich die historische Bedeutung der Dreyfus-Campagne zu ruhen. Enthielt das bisherige republikanische Regime unverkennbar ein starkes Element des europäischen Friedens und eines äußerlich friedlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland, so haben wir alle Ursache, die anscheinend jetzt anderen Zielen zustrebenden Bahnen unserer gallischen Nachbarn aufmerksam im Auge zu behalten. Freut sich doch der orleanistische „Gaulois“ mit naivster Offenheit schon wieder, daß der halb eingeschlummerte Chauvinismus heute in der Nation von Neuem herrlich in der Blüthe stehe und daß man Dies allein den Dreyfüslern zu verdanken habe. Zweifellos wird noch manch trübes Wasser die Seine hinunterlaufen und werden noch mancherlei Konvulsionen zu überwinden sein, ehe Frankreich den richtigen Mann mit dem richtigen Ehrgeiz gefunden hat. Aber den Kopf kühl und das Pulver trocken zu halten, ist doch auch schon heute für deutsche Politik Dem gegenüber, was jenseits der Vogesen lärmt und gährt, erste Pflicht.

Nizza. Otto Mittelstaedt.

Ignorabimus.

Wenn es wahr ist, daß geistige und politische Größe nicht gleichzeitig einer Nation beschieden sind, so ist der Tiefpunkt unserer Geisteskultur zur Zeit der letzten Kriege genugsam erklärt. Die Generation um 1870, Söhne romantischer Neuerer und bürgerlicher Revolutionäre, hatte das seltene Glück, in allen großen Fragen des Lebens mit den Vätern zu harmoniren; ein auskömmliches geistiges Erbe wurde in Behaglichkeit aufgezehrt. Von der Redelust der Märzzeit und der Theatersucht der Restaurationepoche halbwegs geheilt, saßen die Gebildeten — niemals stand dieser Begriff so sehr in Ehren — in Lesezimmern und Konditoreien und ergötzten sich an Napoleons Neujahrsreden, Auerbachs Romanen und Eisenbahnkursen, bis plötzlich Kriegsfanfaren ertönten und man auf die Straße treten mußte, um den abziehenden Kriegern die Hände zu schütteln und ihnen bewegte Worte nachzurufen. Dreimal in einem Jahrzehnt erhob die Furie das Haupt; und als bei der dritten Heimkehr die Sieger nebst ihren erbeuteten Bannern und Kanonen das neue Reich und die Kaiserkrone mit ins Land brachten, wußten die Zurückgebliebenen sich kaum zu fassen. Ein Theil verleugnete früheres Fühlen und huldigte den Mächten des Militärstaates, Andere verschmerzten es nicht, daß, statt des Bürgers von 1848, der Soldat und der Machthaber triumphirte, und begaben sich mürrisch und nörgelnd in die Fronde. Der Taumel der Gründertage brach herein und die Zeit von Deutschlands größter Glorie hat sich kein anderes Denkmal gesetzt als ein Kriegslied.

Diese Zeit erlebte mehr als andere Ebben geistigen Lebens einen unabsehbaren Triumphzug der experimentellen Forschung. Die Wissenschaft als Nationaleigenthum hatte aufgehört; die Welt der Gelehrten hatte sich zur Volksverbrüderung vereinigt. Der schwedische Forscher warf dem französischen Freunde den angefangenen Faden zu; in den Blättern der Fachzeitschriften huschte jeder neue Gedanke durch die kultivirte Welt und die Entdeckung, die im heidelberger Laboratorium gemacht war, wurde, noch bevor Schmelztiegel und Retorte erkalteten, vom Katheder der berliner, der pariser Akademie und der Royal Society verkündet. Räthsel auf Räthsel der sichtbaren Welt löste sich auf und jedesmal erschien, was der sinkende Schleier enthüllte, klar, einfach und selbstverständlich. Der Materialismus hob sein Haupt. Mit zudringlichen Fäusten, mit Hebeln und mit Schrauben nahte er sich den Thoren des Uebersinnlichen und wähnte den Augenblick gekommen, das Wesen der Schöpfung als einer zerlegten Maschine mit den Augen des Meisters zu überschauen.

In diesen Zeitläuften erschien und erregte ungemessenes Aufsehen eine Schrift: Du Bois-Reymonds „Ueber die Grenzen der Naturerkenntniß.“

Ungleich seinem Freunde und Nachbarn, Helmholtz, der als größter produktiver Forscher unserer Zeit mit dem Strahl des Gedankens immer neue Gebiete des Wissens aus dem Dunkel hob, war Du Bois Gelehrter im Sinne der Renaissance, ein Humanist und Polyhistor, der das wissenschaftliche Erkennen seiner Epoche wie in einem Brennpunkte vereinigte. Niemand war so wie er geeignet, bei allen bedeutsamen Wendepunkten das Fazit der Bestrebungen zu ziehen und der Welt vorzuhalten.

In der Frage nach dem Wesen der Kraft, der Materie und des Denkens und nach ihrem Zusammenhang lautete sein strenges Verdikt: „Ignorabimus!" In immer erneuten Wendungen und mit schillerndem Reichthum an Bildern und Gleichnissen hatte er zunächst nachgewiesen, was uns heute so gewiß erscheint: daß das Problem des Zusammenhanges von Denken und Erscheinung sich nicht aus der Betrachtung von Bewegungen und Kräften lösen lasse; dann hatte er dies Problem, weil ihm die Naturerkenntniß, die physikalisch-mathematische Methode, hilflos gegenüberstand, für schlechthin und in alle Zeiten unlösbar erklärt. Es mag sein, daß dies Verdammungurtheil, verkündet von dem berufenen Fürsprecher der Naturwissenschaft selbst, etwas beigetragen hat, den Materialismus bescheidener zu stimmen. Doch durfte nun auch die physikalisch positive Schule sich ihres gesicherten absoluten Monopols an Erkenntniß rühmen und auf alle spekulativen Strebungen, die endgiltig aus dem Bereich wissenschaftlichen Beginnens ausgestoßen schienen, mit überlegenem Bewußtsein herabblicken. Das metaphysische Denken war bald, und nicht allein für den Naturforscher, dem Du Bois noch gestattet hatte, eine Meinung über solche Dinge sich zu bilden, eine Art Pudendum geworden, eine Sache, bei der man sich nicht gern ertappen ließ.

Die große Zeit der Naturforschung neigt sich zum Horizont. An Experimenten und technischen Anwendungen hat die Welt sich gesättigt und neue Interessen dringen hervor. Und wie der Seefahrer seinen Blick auf die unwandelbaren Gestirne richtet, um seines nächtlichen Kurses sich zu versichern, so darf heute der Versuch gewagt werden, das Wegelement der Zeitenbewegung durch erneutes Visiren nach einem der Fixpunkte der großen Weltfragen zu bestimmen, selbst auf die Gefahr, daß dieses Stücklein Weg als ein Cirkelbogen erscheint. Gleicht doch alles geistige Fortschreiten dem Entrollen einer spiralen Linie, bei der jeder volle Umlauf einen — wenn auch noch so kleinen — Schritt weiter vom Ausgangspunkte fördert. Wenn es mir gelingt, zu so gearteter Prüfung den Leser anzuregen, so ist mein Ziel erreicht; und eine Vermessenheit gegen die Manen des großen Akademikers wird es wohl nicht bedeuten, wenn nach einem Menschenalter die Frage der Erkenntniß abermals erhoben wird.

* * *

Ein Problem, dem die Naturerkenntniß oder, genauer, die Naturwissenschaft, denn von dieser wird eigentlich ausschließlich gehandelt, nicht gewachsen ist, muß zu ewigem Dunkel verurtheilt sein, denn es giebt keine Erkenntniß außer der naturwissenschaftlichen. Das ist das Endergebniß der Deduktion Du Bois-Reymonds. Aber ist es denn unzweifelhaft, daß wir nichts wissen können, als was die Wissenschaft der Handgreiflichkeiten uns lehrt? Ist nicht am Ende Naturwissenschaft selbst eine getrübte Quelle, die schon manches fragwürdige Gelände durchlaufen hat und zuletzt aus einem Sumpf entspringt? Ist sie nicht etwa, genau betrachtet, eine Erkenntniß aus zweiter Hand?

Zunächst ist gewiß: Befriedigung unseres tiefsten Dranges nach Erkenntniß giebt uns Naturkenntniß nicht. Auf der Kenntniß der einzelnen Naturvorgänge beruht unsere Lebensführung, — weiter nichts. Mancherlei Einzeldisziplinen verdanken wir ihr, mancherlei Behaglichkeiten des materiellen Lebens und die anscheinende Möglichkeit, ohne absehbare Gefahr an der Uebervölkerung der Erde weiterzuarbeiten. Einen einheitlichen Begriff der Welt gab sie uns nie, nie eine Richtschnur unseres geistigen Handelns, nie eine glaubhafte Ethik und am Wenigsten Das, wonach wir Alle dürsten: ein absolutes Ziel des Daseins. Ihr weitester Ausblick, die Lehre der Weltkörper, zeigt uns ein komplizirtes Rechenexempel; und ihre gangbarste Straße, der Begriff der Entwickelung, läßt sich nur ein kurzes Stück — rückwärts — verfolgen. Die Frage nach dem Anfang der Dinge beantwortet sie mit nebelhaften Ausflüchten und als letztes Ende zeigt sie uns einen zerfahrenen Haufen eisiger Atome. Das ist nicht zu verwundern, denn die Wissenschaften können nur schematisiren, zertheilen und zersetzen. Als erklärt gilt ihnen eine Erscheinung, wenn sie als Spezialfall einer anderen, angeblich begreiflicheren, in Wirklichkeit landläufigeren Erscheinung erkannt ist. Der Schall ist erklärt als periodisch wechselnder Luftdruck, als ein Bewegungphänomen der Luftmoleküle; die Verbrennung ist erklärt als eine Sauerstoffreaktion, diese als eine molekulare Attraktionerscheinung, — und so weiter, mit namhaften Zahlenbelegen, Gesetzesrelationen, Maßbestimmungen, — aber keineswegs in infinitum. Die vorletzte Etappe aller Erklärung ist stets das Gebiet der „Kraft“ und der „Materie“; die allerletzte Grenze aber, die jedesmal erreicht, nie überschritten wird, das Atom und die Bewegung. (Diese beiden Begriffe nämlich erscheinen faßbarer als Stoff und Kraft, weil im homogenen „Stoff“, der keine beweglichen Einzeltheile aufweist, daher auch keine inneren Verschiebungen und Spannungen gestattet, die Fortpflanzung einer Wirkung undenkbar scheint und weil gar erst die „Kraft“, ein Etwas, das, raumlos und ungreifbar, aber mit Quantität und Richtung begabt, in der Materie sitzt, lauernd, bis sich eine Gelegenheit findet, sie in Bewegung zu setzen, als das geheimnißvollste aller Dinge sich entpuppt. Daher als letzte Zuflucht die Erschaffung

des Massenpunktes und seiner Bewegung: denn daß diese kleinen Wesen Etwas ausrichten können, wenn sie durcheinanderfahren und zusammenprallen, scheint plausibel; und das Gesetz der Trägheit, das sie auf dem Buckel tragen — wenn nicht gar das von der Erhaltung der Energie —, nimmt man wohl oder übel in den Kauf.) So haben denn seit des Demokritos Zeiten alle Wege der Naturerklärung offen oder versteckt in diesen Gemeinplatz der Atomistik gemündet. Hier sind den Rittern der Naturphilosophie die Rüstzeuge gegeben, dazu die Freiheit, jedes Atom erster Ordnung in eine Welt von Atomen niederer Ordnung zu zerspalten und eben so natürlich auch alle sichtbaren Welten zu einem Atom unendlich größerer Welten zusammenzufassen — denn wozu wäre sonst der „zureichende Grund" da? —; nun lasset die Massenelemente tummeln und springen, stoßen und rotiren: aus ihren Wirbeln formt Materie, aus ihrem Hagel Kräfte; schonet keinen Aether erster, zweiter und dritter Qualität, — dann habt Ihr die greifbare Welt erklärt und den Drang nach Naturerkenntniß gestillt. Das Leben der Organismen ist dann in eine Kette chemischer und kapillarer Vorgänge aufgelöst, die wieder in mechanische Rechenaufgaben verwandelt sind; die Elektrizität ist eine Rotationbewegung kleinster Theile, die Schwere eine Trommelwirkung der Aetherelemente, das Weltall löst sich in einen sinnlosen, aber berechenbaren Schwall feinster Stäubchen, — ach, nicht mehr allein der Hülle, nein, auch der Haut und des Fleisches beraubt, stehen die Naturgötter, in der Sonne verlegene und armsälige Skelette, und der laplacische Geist hält seine Heerschau.

Kommt es einstmals dahin, daß die atomistische Zergliederung der Naturvorgänge widerspruchsfrei und lückenlos vollendet ist, so wird sich im Laufe der Welt nichts ändern. Nur auf den Tischen der Bücherverkäufer und zwischen den Regalen der Bibliotheken wird ein dickleibiger Band sich finden: „Die mechanische Theorie der Naturerscheinungen", ein gedruckter Baum der Erkenntniß mit trockenen Blättern und holzigen Früchten. Freilich werden die Fachgelehrten bei Lampenlicht die verschlungenen Integrale dieses Folianten zu entziffern suchen, aber die Kinder des Tages werden keine Zeit haben, seine Siegel zu lösen, so wenig wie sie einst die Beweise eines Newton oder Gauß zu prüfen Lust hatten. Denn der neuen Lehre wird der schwerste aller literarischen Fehler anhaften: nicht interessant zu sein. Von den großen Fragen, die jetzt und in Zukunft die Welt bewegen, von menschlichen, sittlichen, ökonomischen, gesellschaftlichen und nationalen Dingen, enthält sie kein Wort, noch weniger vom Wesen der Materie, des Geistes und ihrem Zusammenhang. Denn für deren letzte Einheiten giebt es auf materiellem Gebiet keinen gemeinsam übergeordneten Begriff, dessen die „Erklärung" bedarf. Mit einem Wort: die mechanische Naturlehre mag unser Wissen erweitern: unsere Einsicht in das Wesen der Welt vertieft sie nicht.

* * *

Die reine Naturerkenntniß befriedigt nicht. Daß sie noch weniger das Recht hat, als alleinige, objektive und absolute Erkenntniß sich zu geberden: ein paar abstrakte Schuldeduktionen würden genügen, darauf hinzuweisen. Es sei mir aber das Vergnügen freundlichst gestattet, ausführlicher zu sein und nach Chronistenart mit Adam anzufangen.

Wenn wir unseren Hausrath mustern und ordnen wollen, so brauchen wir die warmen Stuben nicht zu verlassen; handelt sichs aber darum, den Grundriß und die Grenzen unseres Hauses aufzunehmen, so müssen wir uns ins Freie bequemen, ob uns auch der Wind um die Ohren bläst. So mögen wir die Inventarien der Naturerkenntniß und der Lebenserfahrung ordnen, registriren und umstellen, ohne uns nur einen Augenblick um ihre Herkunft, Realität und Werthe zu kümmern, vorausgesetzt nur, daß sie unter einander stimmen; und wirklich, selten genug fällt es uns ein, diese Prüfung vorzunehmen, denn es ist uns sehr gleichgiltig und ändert an unserem Handeln nichts, welchen Grad von Realität der Boden besitzt, den wir unter unseren Füßen, und das Brot, das wir zwischen unseren Lippen spüren: es genügt, wenn wir uns genährt und gefestigt fühlen. Der Zusammenhang der Dinge bleibt gleich, ob wir um sie die Klammer der Realität oder der Irrealität spannen. Anders ist es, wenn wir ihren Grenzen nachgehen, gleichviel, ob den Unendlichkeitwerthen nach Zeit und Raum oder den Wissensabgrenzungen der Materie und ihrer Veränderungen: hier zählt nicht nur das Bild, sondern auch der Rahmen mit. Vergessen wir Das, so begegnet uns, was man bei den blanken Glaskugeln in altmodischen Gärten beobachtet: die Mitte zeigt uns leidlich die Gegend, wie sie ist, ringsum verzerrt sich Alles zu phantastischen Gebilden. Betrachten wir aber einmal das Schauspiel der Naturerscheinungen nicht als Handlung, sondern als Veranstaltung, so ist es mit der Erstgeburt der Naturerkenntniß vorbei.

Die alten Gnostiker sagten: nicht Gott habe den ersten Menschen und die Welt erschaffen, sondern der Demiurgos. Sie hätten besser gethan, einen Schritt weiter zu gehen und zu lehren: Adam habe zuerst die Welt, dann Gott und den Demiurgos erschaffen.

War der erste Mensch ungeboren dem Staube entstiegen, so fand er sich von keiner Welt umgeben. Nur in sich selbst empfand er den ungestümen, stets erneuten Strom der Sinneserregungen, die wir heute Empfindungen des Lichtes, Schalles, des Tastgefühles nennen; Ursachen dieser Empfindungen, „Dinge", existirten ihm nicht. Welch namenloses Ringen, bis die Lichtflecke auf der Netzhaut sich in Farben sonderten, bis der Zusammenhang des Wechsels der Lichtbilder mit dem Eigengefühl der Glieder richtig erkannt war! Ein grüner Lichtfleck erscheint; er wächst nach allen Seiten, schon umfaßt er das Gesichtsfeld. Ein Rauschen wird hörbar, Kühle und Duft verbreiten sich, —

da, plötzlich, eine schmerzhafte Erschütterung (vulgo: Zusammenstoß) und das Phänomen bleibt als „Baum" in der Erinnerung haften. Langsamer, als dieses triviale und nicht ganz korrekte Bild vorgiebt, und Stück für Stück wurden die Sinnesempfindungen zusammengestimmt. Aus dem Zusammenklingen von Licht- und Tastgefühl entsteht die Vorstellung der Körperlichkeit, aus dem mählichen Wechsel der Bilder der Begriff der Bewegung, aus dem Erinnerungbilde, verglichen mit dem gegenwärtigen Eindruck, das Gefühl der Zeit. Ein wunderbarer Vorgang vollzieht sich: die Eindrücke, ins Leere hinausprojizirt, verdichten sich zu „Dingen" und lassen eine „Welt" entstehen. „Und er gab einem jeglichen Dinge seinen Namen."

Der Sinn dieser Darstellung bleibt unverändert, gleichviel, ob ein „erster Mensch" oder ob alle organisirte Kreatur bis hinab zu den ursprünglichsten Gebilden dies Schöpfungwerk gezeitigt hat; haben wir doch Alle, Jeder für sich, einen Theil davon durchlaufen müssen. Die Welt der Sinne und alle ihre Begriffe sammt allen Atomen und Bewegungformen, in die man uns sie zersplittern lehrt, sie sind und bleiben nichts Anderes als das Abbild, das Symbol, die Verkörperung und das Gleichniß des Ersten, Ursprünglichen, Unfaßbaren: des Empfindens. Ja, wir haben, genau genommen, nicht einmal das Recht, anzunehmen, daß ein „Objekt", ein „Ding an sich", als Ursache dahinterstecke, denn die Kausalität ist nur eine Kontinuitätformel der Erscheinungen unter einander. So wenig, wie aus dem Anblick eines Stückes Metall der Prozeß seiner Gewinnung oder aus einer geträumten Landschaft der Vorgang des Träumens sich erkennen läßt, eben so wenig läßt sich aus Welt und Natur, als dem Geschaffenen, der Akt des Denkens, als der Schöpfung, konstruiren.

Die scheinbar harmlos naturwissenschaftliche Frage: „Wie kommt es, daß ein paar Atome Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Phosphor, seit unvordenklichen Zeiten in alle Himmelsgegenden versprengt, nun durch Zufall in einer Gehirnmasse vereinigt, sich in geistigen Konnex setzen und zu denken beginnen?" — diese Frage erweist sich als sinnlos und falsch gestellt. Sprechen wir sie in der rechtmäßigen Fassung aus: „Wie komme ich zu der Vorstellung vom Stoff und von Stoffatomen und was liegt dieser Vorstellung zu Grunde?" so erkennen wir, daß das Gebiet der Naturwissenschaft weit hinter uns liegt: wir stehen auf eisigem Hochgebirg der Metaphysik und der tiefste Abgrund des Denkens thut sich auf.

Aber wenn wir uns eingestehen, daß die Naturerkenntniß, an Befriedigung arm und mannichfach bedingt, nicht Das ist, was sie vorgiebt: primäre Erkenntniß; daß sie die letzten Fragen des Denkens einfach deshalb nicht beantworten kann, weil diese ihr nicht zugemuthet werden dürfen, — kann etwa die ursprüngliche Betrachtung, die Betrachtung des Ich, meiner

Empfindung, meiner Gedanken, meiner Wünsche und Ziele der Aufgabe besser genügen und auch nur um Haaresbreite der Wahrheit näher führen?

* * *

„Was ist Wahrheit?“ fragte Pontius Pilatus; aber Jesus schwieg. Und noch heute wissen wir nicht genau, was Wahrheit eigentlich ist.

Der Satz zweimal zwei gleich vier oder A gleich A ist sicherlich wahr und höchst beachtenswerth; aber er ist nur ein Werkzeug praktischer Erkenntniß, nicht Erkenntniß der Dinge selbst. Auch die gesammte Logik und die reine Mathematik enthalten nur formale Wahrheiten, nicht Welterkenntniß; und die Philosophen, die aus solcherlei Identitäten ein System der Welt zu erbauen glaubten, gleichen Leuten, die Thaler in Markstücke, Markstücke in Pfennige und Pfennige in Doppelkronen umwechseln und sich dabei schließlich einen Profit versprechen. Es kann ja wohl einmal gelingen, aber auch unter Geschäftsleuten gilt Das nicht als Tüchtigkeit.

Schwankender ist schon die Wahrheit aller „historischen“ Sätze, — wenn es gestattet ist, unter dieser Bezeichnung alle Spezialerfahrungen geschichtlicher, naturgeschichtlicher, geographischer, philologischer Art, kurz, alle Einzelurtheile zusammenzufassen, die auf Beobachtung und Ueberlieferung beruhen. Von einer „Wahrheit“ im absoluten Sinn läßt sich hier gar nicht mehr sprechen, als von einer vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Objekt, denn vom Objekt wissen wir nichts; wir begnügen uns daher, einen Satz dann als wahr zu bezeichnen, wenn möglichst viele Handlungen, die wir darauf gründen, uns zu Erscheinungen führen, die mit der Erwartung übereinstimmen, hingegen entstehende Widersprüche möglichst unerheblich erscheinen; oder, deutsch gesprochen, wenn die Proben aufs Exempel stimmen und die Zweifel beseitigt sind. So zum Beispiel betrachte ich den Satz, daß ein bestimmtes Geldstück vollwichtig sei, als wahr, wenn ich es auf eine Wagschale gelegt, die Gewichte aufgesetzt habe und nun das Zünglein die erwartete Erscheinung zeigt: daß es nämlich auf den Nullpunkt sich einstellt. Hierbei habe ich mich mit den Widersprüchen abzufinden gehabt, die in der nicht unbegrenzten Genauigkeit des Instrumentes, in einem Versehen, falschen Gewichten u. s. w. liegen können. Dadurch, daß beständig neue Widersprüche entstehen, die ins Unendliche neue Kontrolen erforderlich machen würden, dadurch ferner, daß die Bestätigungen ihrer Zahl nach nicht unbeschränkt sind, wird erwiesen, daß selbst dieser engere Wahrheitbegriff kein absoluter, sondern ein subjektiver ist. Freilich wird es überaus viele Fälle geben, wo wegen gewisser Analogieerfahrungen eine Probe im strengeren Sinne überflüssig erscheint. Finde ich in einer Generalstabskarte einen Ort als zur Provinz Sachsen gehörig verzeichnet, so laufe ich nicht erst zum Eisenbahnschalter, um zu erproben, ob

nach so und so vielen Stunden Fahrt der erwartete Kirchthurm zur Erscheinung wird: während hinwiederum ein hervorragender Gelehrter Jahre seines Lebens daran setzen muß, um einen See im Inneren von Tibet, den er auf chinesischen Karten des achtzehnten Jahrhunderts findet, mit eigenen Augen zu erblicken. Aber im Allgemeinen ist bei diesen im weiteren Sinne „historischen“ Einzelurtheilen die Zahl der möglichen Bestätigungexperimente so groß, daß das in letzter Linie stets willkürliche Moment der Beurtheilung dadurch in unserem Bewußtsein überschattet wird.

Der wissenschaftliche Werth aller Spezialurtheile mag noch so wichtig sein: ihr Erkenntnißwerth ist gering. Und je mehr wir den Gebieten wirklicher Erkenntniß nahen, um so mehr verschwimmt der Begriff der „Wahrheit“ im Nebel. Von den Gesammturtheilen zunächst, den Gesetzen und Gesetzmäßigkeiten, gilt das eben Gesagte. Nur daß der Wahrheitbeweis dieser Erkenntnißelemente unendlich heikler und verwickelter ist. Denn hier soll glaubhaft gemacht werden, daß der behauptete Zusammenhang besteht, und in allen Fällen besteht, und daß das Gegentheil dieses Zusammenhanges nirgendwo besteht und nie bestanden hat. Schon hierdurch häufen sich die Widersprüche: noch mehr aber, weil jedes Einzelgesetz, allein für sich betrachtet, in seiner anscheinenden Kasuistik die Vernunft zur Widerrede reizt, so daß es um so viel mehr Interesse erweckt, als es paradoxer und herausfordernder auftritt. Und schon hier stellt es sich heraus, daß nicht sowohl die Zahl der Bestätigungen als die subjektive Bewerthung der Ausnahmen, Widersprüche und Inkongruenzen die Entscheidung über wahr und falsch herbeiführt. Ein einziger Thierschädel, der in einer gewissen Formation gefunden wird, kann ein hundertfach bestätigtes geologisches Gesetz über den Haufen stoßen und tausend weitere Bestätigungen von vorn herein werthlos machen. Auch kann eine einzige unwiderlegt widerspruchsvolle Schlußfolgerung den selben Satz dem deutschen Gelehrten unannehmbar machen, an dem der englische Kollege unbeanstandet Jahrzehnte lang festhält, bis eine neue Fassung erscheint, die Beiden Unrecht giebt; und hierin spricht sich abermals der stark persönliche Charakter dieser Wahrheiten aus.

Nun aber der eigentliche Born positiver Erkenntniß: die wissenschaftlichen Theorien, Erklärungen und Gesammtlehren. Hier gilt das Wort πάντα ῥεῖ: was gestern Irrthum war, ist heute Wahrheit, morgen Zweifel und übermorgen Lüge. Im halbfertigen Zustande heißen die Wahrheiten Hypothesen, und wann eine Hypothese zur richtigen Wahrheit wird, Das stellt, genau genommen, nur die Meinung der Fachgenossen durch Stimmenmehrheit fest.

Das Licht war zu Anfang ein unmittelbarer Ausfluß des göttlichen Wesens. Später wurde es zu einem Strom feinsten Fluidums, das von irdischen Körpern stammte. Eine Weile war es eine Wellenbewegung der kleinsten Theilchen eines eigens dazu beschafften Lichtäthers. Heute ist es

eine periodisch oszilirende elektrische Erscheinung. Die epidemischen Krankheiten waren nach einander die Wirkung giftigen Windes, vergifteten Bodens und Brunnenwassers, neuerdings Zerstörungerscheinungen, veranlaßt durch kleine Organismen, jetzt wieder Vergiftung durch die Ausscheidungprodukte der selben Mikroben. Ins Endlose lassen sich so die Schicksale der Wahrheiten verfolgen; eine jede zu ihrer Zeit hat das Weltbild vereinfacht, alte Erscheinungen erklärt, neue vorausgesagt und ist schließlich an diesem oder jenem Widerspruch zu Grunde gegangen, ungefähr wie die Ministerien parlamentarisch regirter Staaten gestürzt werden. Jede hat ihre Ehrenpension erhalten, manche ist wiedergekommen, — und die bestehende hat Recht. Wie eine Kurve, die der Geometer gezeichnet und extrapolirt hat: mit großer Sorgfalt hat er zehn oder zwanzig gegebene Punkte durch eine kunstvoll geschwungene Linie verbunden und diese nach rechts und links im anscheinenden Sinne der Krümmung verlängert. Nun kommen neue Punkte hinzu: die einen fügen sich gefällig in das Bild ein, andere verlangen Aenderungen und zuletzt kommt einer, der die ganze Arbeit umstößt.

Noch immer wartet Pontius Pilatus auf Antwort, — denn es giebt gar keine Wahrheit. Es giebt Wahrheitwerthe — der Begriff der Wahrscheinlichkeit sagt etwas Anderes —, die sich messen und vergleichen lassen, aber keine Wahrheit. Das Kennzeichen der Wahrheitwerthe liegt in der Eigenschaft, die Vorstellung der Welt zu vereinfachen, ihr Maß und ihre Begrenzung in der Art der Widersprüche, die sie übrig lassen, und in deren stets subjektiver Bewerthung. Ermittelt werden die Widersprüche, indem man nach allen nur irgend möglichen Richtungen hin durch Gedanken und Handlungen aus dem zu Prüfenden Folgerung auf Folgerung zu ziehen sucht und diese mit den thatsächlich sich ergebenden Erscheinungen vergleicht. Diese Recherche ist ein erweiterter Begriff des wissenschaftlichen Experimentes, da sie die gedankenmäßige Prüfung und auch die vergleichende Anwendung anderer Wissensgebiete, zum Beispiel die historische Prüfung, mit umschließt; sie mag deshalb als „Experiment im weiteren Sinne“ bezeichnet werden.

* * *

Wenn nun die scheinbaren Grenzgebiete des Naturerkennens in Wirklichkeit metaphysischer Art sind: wo liegt dann im Bereich der Thatsächlichkeiten das „Experiment im weiteren Sinne?“ Wie soll der irdische Apparat beschaffen sein, mit dem sich Geistiges, jenseits der Erfahrung Liegendes, wägen und messen läßt? Giebt es außerhalb der verstiegensten Ethik und der religiösen Schwärmerei einen Bezirk des Lebens, in dem aus transszendenten Vorstellungen handgreifliche Folgerungen gezogen werden müssen? Ja; auf solchem Boden bewegen wir uns Stunde für Stunde, bewußte und instinktive, gleichgiltige und bedeu-

tende Handlungen und Vorstellungen spielen sich auf dieser Bühne ab, ohne daß wir Ungewöhnliches wittern; kaum daß zu Zeiten feiner geartete Naturen, die sich von gläubigen Vorurtheilen und Gewöhnungen befreit fühlen, durch eine Unsicherheit, ein Schwanken, einen Zweifel auf das Ungewöhnliche des Schauplatzes aufmerksam werden. Ich spreche von dem Gebiet der Handlungen, die nicht beeinflußt werden durch Interessen: wobei ich unter Interessen das Streben nach Konsequenzen verstehe, die in irgend einer beabsichtigten Art auf uns zurückwirken sollen. Ich kann keine That vollführen, deren Folgen jenseits meiner Lebenszeit liegen — wie: für Hinterbliebene sorgen, für ein Gesetz stimmen, eine Straße anlegen, einen Forst pflanzen —, ohne einen Schritt ins Ueberweltliche zu thun. Wenn ich einen Lebensberuf wähle, politisch Partei ergreife, ein Buch veröffentliche: wo nicht ausschließlich praktische Interessen mich hier bestimmen, üben unbewußte metaphysische Erwägungen ihre Wirkung. Wenn ich den mir allein bekannten letzten Wunsch eines Verstorbenen ausführe, wenn ich die Gesetze einer beliebigen Sittlichkeit auch im Geheimen befolge, wenn ich ohne utilitarischen Dusel und Polizistenfurcht dem Kitzel widerstehe, um einer Blume willen eine Pflanze zu beschädigen, so übersetze ich jedesmal eine metaphysische Wahrheit in des Lebens Alltäglichkeit; und jede dieser Handlungen ist für eine metaphysische These genau so gut ein „Experiment“ wie eine Interferenzerscheinung oder eine Klangfigur für eine physikalische. Ich sage nicht, daß diese Handlung durch transszendente Erwägung veranlaßt sei; mag sie immerhin dem Instinkt, der Vererbung, der Gewöhnung oder der Suggestion entstammen: für das Experiment genügt, daß sie mir homogen, eigenthümlich, nothwendig oder sympathisch sei. Um es paradox zu fassen: in dem Augenblick, wo ich ein hungriges Thier füttere, ohne mein leibliches oder geistiges Auge an seinem Behagen weiden zu wollen oder mir die ewige Seligkeit zu erhandeln, in diesem Augenblick besitzt für mich eine korrespondirende transszendente Erkenntniß genau den selben Wahrheitwerth wie in dem Augenblick, wo ich ein zerbrechliches Glas in der Hand trage, der Satz von der Anziehung der Erde. In mir, in mir selbst liegt der Grund für das „Experiment im weiteren Sinn“ zur Erforschung metaphysischer Wahrheiten.

* * *

Ich höre Einwand über Einwand: „Wie, die Wahrheit unermeßlicher Gebiete sollte der Persönlichkeit, der Willkür, der Stimmung unterliegen? Es sollte keine Gemeinschaft der Erkenntniß bestehen? Mein Nachbar sollte seiner Unsterblichkeit sicher sein und ich nicht einmal eine Seele haben? Solche Aftererkenntniß ist trotz Wahrheitwerth und Experiment keine Wissenschaft,

nein, eitel Taschenspielerei. Wir verlangen eine Erkenntniß, die allen Landeskindern gemeinsam sei, wie das ABC und das Bürgerliche Gesetzbuch."

Selbst wenn Wissenschaft nur Das wäre, was sich lehren läßt: läßt sich dann etwas Anderes lehren und lernen als Methode? Gleichviel, ob Jemand mich die Tanzkunst oder die Physik lehrt: er kann mir nur zeigen, „wie man es macht". Wie ich es mache, wie ich meine Beinmuskeln errege, wie ich meine Gedanken forme, wie ich aus physikalischen Experimenten meine Schlüsse ziehe — die vielleicht den seinigen ganz entgegengesetzt sind —: Das lehrt er mich nicht. Je mehr eine Wissenschaft formal ist, wie Logik oder Mathematik, so daß sie selbst nur Methode ist, um so vollständiger läßt sie sich „lehren". Je substantieller, desto mehr bleibt dem Geist des Lernenden überlassen. Lehren aber läßt sich auch die Methode metaphysischen Denkens und unter ähnlich gearteten Menschen vielleicht auch Etwas vom Inhalt. Und was nun meinen Nächsten und seine Erkenntniß angeht, — ja, was geht denn mich mein Nächster und seine Erkenntniß an? Ich mag die Erscheinung, die ich meinen Nächsten benenne, lieben und verehren, hassen oder verachten: aber wer ist mein Nächster und was weiß ich von ihm? Entsteht doch sein Wesen eigentlich erst durch meine metaphysische Ueberzeugung. Aber ganz hiervon abgesehen: seine Gedanken sind nicht meine Gedanken, seine Liebe, sein Haß, seine Ziele sind nicht die meinen. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht er die Farbe, die wir Beide roth nennen, so empfindet wie ich eine, die wir Beide als grün bezeichnen. Ich weiß nicht, ob seine Nase etwa den Duft der Rose so riecht wie meine den Duft der Petersilie. Die Verschiedenheiten unseres Geschmackes in so vielen Fällen lassen auf derartige Abweichungen schließen. Zweifellos ist sein ganzes Weltbild von dem meinen so verschieden wie unser Temperament, unsere Sinne, unsere Sorgen und unser Glück, — und ich sollte darauf bestehen, daß unsere Erkenntniß des Uebersinnlichen identisch sei?

Wären meine Sinne nicht zufällig auf die Empfindung von Licht und Schatten, Wärme und Druck eingestellt, sondern auf Magnetismus, elektrische Ladung, Dichte und Affinität — und warum sollte Dies bei den Bewohnern irgend eines benachbarten Planeten nicht der Fall sein? —, so wäre mein sinnliches Weltbild von dem gegenwärtigen unendlich verschieden, ohne doch um Haaresbreite weniger „wahr" zu sein: eben so ist das übersinnliche Bild der Welt, sein Entstehen und Vergehen, sein Wechseln und sein Bestand gebunden an den Inbegriff meiner geistigen Kräfte; denn sie sind, mehr noch als meine Sinne, ein voller und natürlicher Ausdruck meiner Persönlichkeit. Jede Erkenntniß ist, je feiner und subtiler, desto persönlicher: die Formalien des Denkens, Mathematik und Logik, sind Sache der ganzen Welt; Aesthetik und Ethik sind Sache einer Rasse und eines Zeitalters, Erkenntniß des Uebersinnlichen aber ist Sache der Individualität.

Wissenschaft oder Nichtwissenschaft: es ist ein Streit um Worte. Was wir wollen, ist: hinausgelangen über das ewige Gestern und Heute der Welt der Handgreiflichkeiten; und unser Weg: die Deutung und Erfüllung unseres eigenen Ich. Vielleicht unbewußt, jedenfalls uneingestanden, handelten die alten Philosophen nicht anders; wenn sie von den Zinnen ihrer Weltsysteme herab die absolute Wahrheit verkündeten, sollten wir ihnen glauben, daß der Sturmlauf der Deduktion sie hinaufgeführt habe. Aber ein verrätherischer Ariadnefaden leitete immer wieder durch ein Hinterpförtchen in das freundliche Gelände ihrer eigenen Wünsche, Zuneigungen und Vorurtheile zurück und leider oft genug auf die abgetretene Straße der landläufigen Zeitanschauungen. Seien wir rücksichtloser! Gestehen wir ein, daß wir uns als Mittelpunkt der Schöpfung setzen und daß wir uns Welten konstruiren, die zu uns passen und uns rechtfertigen, und verlangen wir von Jedem, der uns belehren will, vorher ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit. Wer ethische und soziale Systeme deduziren will, Der nenne uns zunächst seine Sympathien und Antipathien für diesen und jenen menschlichen und gesellschaftlichen Zustand, als Das, was beweisen, nicht, was bewiesen werden soll. Wer noch den Muth hat, ein allgemein giltige Aesthetik zu formuliren, Der gebe zuerst eine Analyse seines eigenen Geschmackes und seines eigenen Kunstempfindens, auf dessen Apotheose er ja doch hinaus will; wer eine generelle Philosophie der sinnlichen und übersinnlichen Welt auf dem Herzen hat, Der zeige uns seine Sittenanschauung und seinen eigenen inneren Menschen. Und kann man angesichts der Tausende von möglichen Philosophien das Bedürfniß nach einer Lehre, die etwas mehr vom „Absoluten“ an sich hat, nicht vergessen, so nehme man den Begriff aller in sich einheitlichen Systeme und suche aus dem mächtigen Zusammenklange den reinen Grundton herauszuhorchen, — gewiß ein liebsames Unternehmen für feine Ohren.

* * *

Mag man die hier entwickelte Auffassung, wenn jedes Kind einen Namen haben muß, als „Subjektivismus“ bezeichnen, mag man ihr Willkür und Mangel an positivem Ergebniß vorwerfen: was ich beabsichtigte, war, unserer Zeit einmal wieder das Recht auf metaphysisches Denken zu vindiziren, als einer ehrlichen Arbeit, die nicht mehr noch weniger in den Wolken angelt als die „exakte“ Forschung und die der Welt zu Zeiten nicht weniger, sondern mehr Bedürfniß ist als diese. Solches grundsätzliche Recht zu betonen, war meine Aufgabe; und deshalb habe ich jede eigene Auffassung metaphysischer Fragen zurückgedrängt. Nichts lag, wie ich schon sagte, mir ferner als eine Polemik gegen die Manen des großen Physiologen; und ich bin zufrieden, wenn in dem Gesagten einer der Leser eine Spiegelung unserer subjektiveren

und unmaterielleren Anschauungen und also einen Beitrag zur Kenntniß der Zeitwandlung seit der Epoche jenes berühmten „Ignorabimus“ erblickt.

Wir gehen einer Zeit politischen Unmuthes und deshalb philosophischer Vertiefung entgegen. Das stolze letzte Zeitalter des Realismus und der Naturwissenschaft ist verwelkt; es hat Früchte getragen, aber nicht für den Geist. Es hat die Welt reicher, aber nicht werthvoller gemacht, es hat unser Wissen, nicht unsere Erkenntniß erweitert. So lange die Naturwissenschaft aus der Pandorabüchse der Technik Verkehr und Komfort spendete, war für Geisteswissenschaft kein Bedarf. Wer nach seinem zwanzigsten Jahr eine philosophische Ueberzeugung aussprach, wurde betrachtet wie ein Lieutenant, der Verse macht. Nun ist die Zeit der Entdeckungen vorüber und die Physik arbeitet nur noch für den Reporter und die Belustigung höherer Kreise. Wir ersticken in technischen Lebensannehmlichkeiten und es ist nachgerade schwerer geworden, ein Bedürfniß zu finden, als es zu befriedigen. Ziehen wir die geistige Bilanz, so sehen wir uns dem Bankerott gegenüber. Angesichts unserer oft eingestandenen Unfähigkeiten in sozialen, sittlichen, gesetzgeberischen, politischen, philosophischen Fragen erkennen wir, daß die Lauge der Nichts-als-Naturwissenschaft vom Bilde unserer Erkenntniß nicht sowohl den dunkelnden Firniß gelöst, als die einzelnen Züge des Werkes beschädigt habe. Nach neuen Ideen und Idealen lechzen Wissenschaft und Kunst: Thatsachen und Formen sind uns zum Ueberdruß geworden. Die Märchen unserer Dichter müssen wir als Philosophie, Vereinsdebatten als Ethik, Tischreden als Staatskunst in Zahlung nehmen. An die Lehre vom Uebermenschlichen klammern wir uns als höchsten Glaubenssatz, um uns jedem Athleten zu Füßen zu werfen. Snobismus gilt uns als Lebenskunst, Gelegenheitmacherei als Politik, ein neuer Modeartikel als Kunst. Genug davon! Zu den aufgerollten Bilderbogen der Ereignisse brauchen wir einen Text, wir brauchen Ziele zu unseren Strebungen, Ueberzeugungen zu unserem Kenntnißkram: wir brauchen lebendigen Geist und neue Gedanken. Freilich glauben wir nicht mehr an eine alleinige, absolute, selig machende Philosophie, die da kommen soll, über die falschen Lehren zu triumphiren; aber wir glauben auch nicht an die ewigen Schranken, die die angeblich einzig wahrhaftige Naturerkenntniß umschließen. Ja, es giebt jenseits der Naturerkenntniß eine Erkenntniß, die freier und reicher, nicht obgleich, sondern weil sie persönlicher ist. Darum löschen wir von den alten Tafeln das starre Gebot „Ignorabimus“ und schreiben mit entschlossener Hand an die Thore der Zukunft: „Creabimus“.

W. Hartenau.



Der Strike der Maschinenbauer.

Seit dem letzten Januartage wird in den sieben Monate lang gesperrten Maschinenfabriken Großbritanniens wieder gearbeitet. Es ist Zeit, sich die besiegte Arbeiterorganisation anzusehen. Die Amalgamated Society of Engineers besteht aus über hunderttausend gelernten Maschinenbauern, d. h. aus Arbeitern, die eine lange und ziemlich kostspielige Lehrzeit hinter sich haben und ihr schwieriges Handwerk, das ungemein viel Kraft, Geschicklichkeit und Intelligenz erfordert, als Fachleute betreiben. Die bescheidenen Anfänge dieses heute so mächtigen und weitverzweigten Gewerkschaftverbandes datiren ein halbes Jahrhundert zurück; sie stammen noch aus der Zeit, wo der Zusammenbruch der Chartistenbewegung die Aufmerksamkeit der englischen Arbeiter stilleren, aber wirksameren Kampfesweisen zuwandte. Die Löhne der Mitglieder der neuen Gewerkschaft waren von Anfang an, ihrer besonderen Tüchtigkeit und Unersetzlichkeit entsprechend, relativ hohe; ihre Gesinnung war stark christlich gefärbt, wie die fast aller englischen Arbeiter in jenen Tagen. Beides bedingte den Charakter ihrer Organisation. Das Streben nach höheren Löhnen und kürzerer Arbeitzeit bildete nur einen der Zwecke der Gewerkschaft; einen weiteren Hauptzweck bildete die Versicherung der Mitglieder und ihrer Familien gegen all die stürmischen Wechselfälle, denen der moderne Industrieproletarier, dieser gegen seine innerste Neigung entwurzelte Nachkomme einer seßhaften Handwerker- und Bauernbevölkerung, zu seinem Leidwesen preisgegeben ist: gegen materielles Elend in Folge von Arbeitlosigkeit, Krankheit und Alter. Daß die Maschinenbauer diese Probleme auf dem Wege der Selbsthilfe angriffen und lösten, zeugt für den echt englischen Geist der freien Initiative, der bei den Unterthanen der kontinentalen Militärstaaten leider nur zu oft durch die Alles reglementirende staatliche Bevormundung erstickt wird. Selbstverständlich war dies Alles nur möglich auf Grund hoher, auch im Verhältniß zum Arbeitlohn sehr hoher Mitgliederbeiträge; sie, in Verbindung mit dem exklusiven Selbstgefühl dieser Elitearbeiter, bewirkten eine strenge Abschließung nach unten, gegen die geringer bezahlten Arbeiterkategorien. Ein ziemlich hoher Grad von Unduldsamkeit nach dieser Richtung war ja und ist vielfach heute noch ein gemeinsamer Zug auch der sonst Vernünftigsten und Aufgeklärtesten unter den Mitgliedern der englischen Gewerkschaften. Neuerdings schafft der Sozialismus hierin Wandel; aber er dringt nur langsam vor. Die hohen Beiträge ermöglichten die Bildung eines leistungfähigen Strikefonds. Dazu kam das Aufblühen der englischen Industrie. So forderten denn die Maschinenbauer um die Mitte der sechziger Jahre von ihren Unternehmern den Zehnstundentag und errangen ihn durch einen siegreichen Strike. Sieben Jahre später forderten sie den Neunstundentag; nach achtzehnmonatigem Kampfe blieben die Arbeiter Sieger.

Der deutsche, zumal der preußische Leser wird nun Lust verspüren, zu fragen: In welcher Stadt und in wessen Händen befand sich die Centralkasse der Strikenden? Antwort: Diese so ungemein kampffähige Organisation hatte keine Centralkasse. Sie hat noch heute keine, — trotzdem die A. S. E. jetzt nicht nur in ganz Großbritannien und Irland Zweigvereine besitzt, sondern auch in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, auf Malta, in Südafrika. Alle diese Zweigvereine häufen während eines jeden Rechnungjahres die einlaufenden Beträge in

ihrer eigenen Kasse und bestreiten daraus die Ausgaben. Am Jahresschluß aber senden sie sämmtlich ihre Bilanzen nach London und auf Grund einer vergleichenden Zusammenstellung dieser Bilanzen leitet dann der Generalsekretär die statutengemäße Ausgleichung (equalization) ein. Er findet z. B., daß der Zweigverein Swansea in Wales wegen theilweise eingetretener Arbeitlosigkeit 300 Pfund Defizit hatte, dagegen der Zweigverein Johannesburg im Transvaal wegen gewinnreicher Arbeit in den Goldminen 300 Pfund Ueberschuß; folglich ersucht er die Johannesburger, 300 Pfund nach Swansea zu senden. Und so weiter. Das Ergebniß ist, daß in Friedenszeiten jeder Zweigverein durchschnittlich etwa drei Pfund auf den Kopf des Mitgliedes in der Kasse behält. Dem Angehörigen eines gerade günstig situirten Zweigvereines fällt es nicht ein, über diese Ausgleichung zu murren, denn er weiß: wenn er später aus irgend einem Grunde seine Stellung aufgeben muß und auf Reisen geht, so wird er in jeder Stadt Englands und der Erde, wo ein noch so kleiner Zweigverein der A. S. E. besteht, als Verbandsmitglied brüderlich aufgenommen und den Statuten gemäß aus dem ideell gemeinsamen Verbandsvermögen, also aus der Kasse des gastfreundlichen Zweigvereines, unterstützt, bis er Arbeit findet. Dieser Decentralisation der Fonds entspricht eine weitgehende Decentralisation der Befugnisse. Sowohl die erwählten Funktionäre der Zweigvereine als auch der Obmann und der Generalsekretär des Verbandes sind in Wahrheit lediglich Beauftragte ihrer Wähler, keineswegs deren Herren. Sie haben nicht das Recht, auf eigene Faust giltige Verträge mit den Unternehmern abzuschließen; sie unterbreiten der Gewerkschaft nur Vorschläge, die Entscheidung liegt bei der Urabstimmung der Mitglieder. In ihren Beziehungen bilden die englischen Maschinenbauer eine freie und gerechte Republik der Arbeit.

Als die Maschinenbauer am Anfang der siebenziger Jahre den Neunstundentag forderten, da wurde von den Kapitalisten wehklagend prophezeit, diese Forderung bedeute den Ruin der ganzen Industrie. Der Neunstundentag wurde eingeführt, — und die Industrie blühte lustig weiter. Einige Fabrikanten, wie z. B. Mr. Mather in Birmingham, führten seitdem sogar den Achtstundentag ein; ihre Industrie blühte ganz besonders, wie es übrigens jeder Einsichtige im Voraus erwarten mußte. Im Großen und Ganzen aber blieben die Verhältnisse stabil und nicht nur unter den Unternehmern, sondern zum großen Theil auch unter den Gewerkschaftmitgliedern machte sich ein behaglicher Konservatismus breit.

Aus solcher Behaglichkeit wurden die Unternehmer aufgerüttelt durch die Aussicht auf vermehrten Gewinn, die Maschinenbauer durch die Gefährdung ihres einst so schwer erworbenen Besitzstandes. Zunächst hatten die Mitglieder der A. S. E., theils als Handarbeiter, theils sogar als Erfinder, technische Fortschritte verwirklichen helfen, die ihnen selbst gefährlich werden sollten. Der Maschinenbau wurde in weiterem Ausmaß als früher ein maschineller Betrieb; und die neuen Maschinen machten in steigender Ausdehnung ein spezielles handwerkliches Können der sie bedienenden Arbeiter überflüssig, d. h. sie machten es in einer immer größeren Zahl von Fällen möglich, statt eines seiner speziellen Tüchtigkeit entsprechend hoch entlohnten Maschinenbauers einen geringer entlohnten Arbeiter, wohl gar einen Handlanger, einzustellen. Die A. S. E. machte es sich nun zur Regel, jeden Versuch zur Verdrängung eines ihrer Mitglieder durch einen außen stehenden Arbeiter mit der Androhung eines partiellen Strikes zu beantworten

Diese zünftlerische Taktik hatte zwar unmittelbar in manchen Fällen Erfolg, mittelbar aber wirkte sie höchst schädlich; denn sie schuf aus Arbeitern, die bisher der Gewerkschaft einfach gleichgiltig gegenübergestanden hatten, eine Klasse von grundsätzlichen Feinden der A. S. E., die sie als exklusive Aristokratenkaste beneideten und haßten. Theils in Folge solcher Erfahrungen, theils als eine Fernwirkung der sozialistischen Propaganda wurde in den letzten Jahren eine neue Taktik befolgt: die A. S. E. bestand nun nicht nicht mehr darauf, daß der Nachfolger eines Verbandsmitgliedes wieder ein Verbandsmitglied sein müsse, wohl aber darauf, daß er, ob Maschinenbauer oder Kesselschmied oder Handlanger, den vollen Lohn eines zünftigen Maschinenbauers verlangen und erhalten müsse. Für die außerhalb des Verbandes Stehenden war Das ein sehr wohlthätiger Umschwung: den wirklich Begabten unter ihnen war jetzt das Aufsteigen erleichtert; für die Unternehmer aber blieb die Sache ziemlich unverändert, denn sie wollten ja gerade theure Arbeitkräfte durch billige verdrängen. Deshalb fuhren sie fort, Verbandsmitglieder und Nichtverbändler nach Kräften auf einander zu hetzen.

Für die Maschinenbauer Londons trat ein besonderer Grund zur Unzufriedenheit hinzu. Ihre Arbeitzeit hatte sich, ohne direktes Zuthun der Unternehmer, im Laufe der letzten Jahrzehnte thatsächlich verlängert. In London, der volkreichsten aller Weltstädte, sind nämlich die Wohnungen im Centrum längst unerträglich theuer geworden und die arbeitende Bevölkerung ist zu einem fortwährenden Exodus in die Vororte gezwungen. Die Fabriken aber sind natürlich viel schwerer transportabel als die bescheidene Habe einer Arbeiterfamilie und für sie ist die centrale Lage in der Nähe der großen Bahnhöfe, der großen Landungplätze, der großen Handlunghäuser auch vielfach besonders vortheilhaft. Und selbst da, wo die Fabriken gleichfalls an die Peripherie rücken, vergrößert sich doch die durchschnittliche Entfernung zwischen der Fabrik und dem Heim des Arbeiters, der aus Noth, nicht aus freier Wahl, just in dieser Fabrik Arbeit genommen hat. Thatsache ist, daß in den letzten Jahren viele der londoner Maschinenbauer, obwohl sie in der Fabrik selbst nur neun Stunden täglich zubrachten (am Samstag meist nur sechs Stunden), dennoch gezwungen waren, zwölf, dreizehn, ja vierzehn Stunden täglich vom Hause fortzubleiben. Es gab unter ihnen Familienväter, die jahraus, jahrein ihr Heim früh verließen, während ihre Kinder noch schliefen, und erst in der Nacht zurückkamen, wenn die Kleinen schon eingeschlummert waren. Und doch wurden die Maschinenbauer von Millionen noch schlechter gestellter Arbeiter beneidet! Dabei muß man die Schwierigkeiten und Strapazen einer solchen hastigen Wanderung quer durch London kennen: das Ergattern des richtigen Omnibus, das Herumtappen im brauenden Nebel, der alle Distanzen aufhebt, alle Orientirungpunkte verhüllt, das Bekannteste fremdartig macht; die athemlos gespannte Aufmerksamkeit auf den Untergrundbahnstationen, um den richtigen Zug zu erwischen, da eine Minute Zerstreutheit eine Stunde Zeitverlust bedeuten kann, den Heidenlärm, das Höllengetöse, die von Staub und Ruß geschwängerte Luft auf ober- und unterirdischen Verkehrslinien; wer diese Zustände kennt, wird verstehen, wie berechtigt es ist, von einer zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitzeit der londoner Maschinenbauer zu sprechen.

Dieses Elend war es, und nicht etwa eine besonders revolutionäre Gesinnung — nur Wenige von ihnen sind Sozialisten —, was die Maschinenbauer

Londons im Sommer 1897 veranlaßte, auf dem Wege friedlicher Unterhandlung eine bescheidene Verbesserung ihrer Lage anzustreben. Die außerordentlich günstige Geschäftslage in der englischen Maschinenindustrie ließ den Zeitpunkt besonders geeignet erscheinen. So wurde denn den Inhabern der londoner Maschinenfirmen eine Eingabe überreicht, worin die Herabsetzung der wöchentlichen Arbeitzeit von 54 resp. 51 auf 48 Stunden verlangt wurde. Die überwältigende Mehrzahl der Fabrikanten bewilligte die Forderung sofort, um keine Unterbrechung des gewinnreichen Betriebes eintreten zu lassen. Fünf der größten Firmen weigerten sich. Natürlich briet die Gewerkschaft diesen Herren keine Extrawurst, sondern stellte die Arbeit in ihren Betrieben ein. In einem Lande wie England, wo man sich seit Jahrzehnten gewöhnt hat, die Gewerkschaften gelernter Industriearbeiter als eine durch die nationale Sitte geheiligte Einrichtung zu betrachten, wäre der normale Verlauf der Angelegenheit der gewesen, daß sich die fünf Fabrikbesitzer binnen Kurzem genöthigt gesehen hätten, dem Beispiel ihrer verständigeren Kollegen zu folgen. Verloren hätten sie dabei nichts, eher durch die vermehrte Leistungfähigkeit ihrer Arbeiter gewonnen. Aber die Lage war abnorm. Erstens waren, wie schon gesagt, die Maschinenbauer unvorsichtig genug gewesen, höchst brauchbare Maschinen zur Maschinenerzeugung herzustellen. Diese Produkte ihrer eigenen Arbeit machten fortan einen beträchtlichen Theil qualifizirter Arbeit entbehrlich und durch bloßes Handlangerthum ersetzbar. Zweitens aber war von außen her der unsinnige Gedanke eingeschleppt worden, es sei für die Unternehmer eine Ehrensache, auf keinen Pfennig Mehrwerth zu verzichten, Ehrensache, ihre Herrenrechte „bis aufs Messer" gegen die rebellischen Sklaven zu vertheidigen. Das bloße Dasein der Gewerkschaften war diesen Herren ein Dorn im Auge. Sie wollten überhaupt keine Rechte ihrer Arbeiter anerkennen, sondern nach Gnade und Laune schalten.

Diese Absolutisten konstituirten sich als Employers Federation und zwangen durch rücksichtlosen Terrorismus einen großen Theil der Maschinenfirmen zum Anschluß. Auch eine Minderzahl jener londoner Firmen, die den Achtstundentag bewilligt hatten, ließ sich einschüchtern und zog die schon erfolgte Bewilligung zurück; danach war auch für diese Firmen der Strike nöthig geworden. Dann aber erklärten die Provinzmitglieder der Employers Federation in jeder ihrer über Großbritannien verstreuten Werkstätten je 25 Prozent der dort arbeitenden Mitglieder der A. S. E. für ausgesperrt. Das thaten sie, trotzdem die organisirten Maschinenbauer in den Provinzen nicht die allerkleinste Forderung an die Unternehmer gestellt hatten. Die Herren verfuhren mit den Maschinenbauern, wie ein römischer Imperator mit einem gefangenen Barbarenheer: sie „dezimirten" den Feind, sie griffen willkürlich Opfer heraus, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen. Diese Herausforderung erreichte ihren Zweck. Die selben ehrsam-friedliebenden Maschinenbauer, deren gänzlichen Mangel an Angriffslust der feurige Sozialist Tom Mann sechs Wochen vorher in offener Versammlung verspottet hatte, erwiesen sich in der Gegenwehr als Helden. Die A. S. E. berief aus den zur Employers Federation gehörigen Werkstätten alle ihre Mitglieder ab; zugleich proklamirte sie die Forderung des Achtstundentages für ganz Großbritannien. Die Hilfsarbeiter der Maschinenbauer wurden zum Mitstriken aufgefordert, und zwar sowohl die in eigenen Gewerkschaften organisirten (Grobschmiede, Kesselschmiede, Schiffszimmerer, dazu die organisirten Handlanger) als auch die

gehässigen Gegner und Neider der A. S. E., die Non-Unionists. Ihnen allen wurden reichliche, den in Friedenszeiten verdienten Löhnen entsprechend abgestufte Strikegelder versichert. Diese weitherzige Taktik rief große Begeisterung hervor, viele Tausende von Nichtverbändlern schlossen sich dem Strike an, eben so sämmtliche Hilfsarbeiter-Gewerkschaften, mit einziger Ausnahme der Gewerkschaft der Kesselschmiede Englands, die unter dem unheilvollen Einfluß ihres Präsidenten, des dicken Sozialistenfressers Robert Knight, die gemeinsame Sache verrieth.

Das Weitere ist bekannt. Wie der Kampf auf der ganzen Linie entbrannte, wie die besten Elemente Englands für die Strikenden Partei nahmen, von dem Anarchisten John Turner bis zu dem steinreichen Chokoladefabrikanten Georges Cadbury, der allmonatig 500 Pfund in die Strikekasse zahlte; wie die Employers Federation durch ihre auf den Mann dressirten Strikebrecher viele Hunderte der lächerlichsten Vergewaltigung- und Beleidigungsklagen anstrengen ließ und viele Hunderte der willkürlichsten Verurtheilungen durchsetzte; wie aus Frankreich und Dänemark, aus Deutschland und Oesterreich, aus Nordamerika, Transvaal und Australien Strikegelder einliefen; wie die verschiedensten englischen Gewerkschaften sich zu Gunsten der Maschinenbauer wöchentliche Steuern auferlegten; wie die Employers Federation den Vermittelungvorschlag des Mr. Mather abwies; wie die Konsumgenossenschaften der Arbeiter Englands und Schottlands sich durch großartige Strikespenden als höchst brauchbare Kampforganisationen erwiesen; wie die Einmischung des staatlichen Arbeitamtes im Sande verlief wegen der allzu unternehmerfreundlichen Haltung des Mr. Ritchie; wie die Kesselschmiede Ost-Londons gegen Robert Knight revoltirten und sich dem Strike anschlossen; wie den Unternehmern die allerwichtigsten Bestellungen entgingen und der Bau von Kriegsschiffen auf den englischen Werften stockte; wie die hochmüthigen Führer der Employers Federation von ihrem Vorsatz, die Gewerkschaften zu zerschmettern, zurückkamen und sich herbeiließen, direkt und persönlich mit den gewählten Gewerkschaftbeamten der Strikenden zu verhandeln; wie die Maschinenbauer die von diesen gemischten Konferenzen ausgearbeiteten Vorschläge bei der Urabstimmung zweimal mit großer Mehrheit verwarfen, bis endlich beim dritten Male die sehr wesentlich gemilderten Vorschläge mit 28588 gegen 13727 Stimmen zur Annahme gelangten —: das Alles ist bekannt genug.

Die Maschinenbauer haben einstweilen auf den Achtstundentag verzichtet. Die ungünstige Geschäftslage drängte sie dazu, daneben die Rücksicht auf die alten Herren ihres Verbandes, deren redlich verdiente Pensionbezüge zu schmälern, sie sich nicht entschließen konnten; denn diese hunderttausend sehnigen Männer fühlen wie eine große Familie. Aber wer etwa in dem Wahn lebt, die Amalgamated Society of Engineers habe als Kampforganisation zu bestehen aufgehört, Dem wird die Zukunft Ueberraschungen bereiten. „We want to get rid of Trade Unionism altogether“ sagte zu Anfang des Strikes ein naiver Unternehmer, der England mit einer seiner heimischen Kasernen verwechselte. Was das englische Volk darüber denkt, hat ein christlich-sozialer londoner Journalist in die Worte geprägt: Get rid of Trade Unionism? Get rid of the rising tide!“ Und dieses Wort wird den Herren wohl noch oft genug in die Ohren klingen.

Brüssel. Dr. Ladislaus Gumplowicz.



Ungarns Bedeutung.

Hochgeehrter Herr Harden,

Sie haben mir gestattet, Ihnen von dem Verhältniß Ungarns zur Monarchie eine weniger düstere Darstellung zu geben, als die war, die zuletzt über diesen Gegenstand in Ihrer Zeitschrift erschien. Ich nehme Ihre gütige Bewilligung dankend an, weil ich glaube, durch meine Betheiligung — als ungarisches Herrenhausmitglied — am Ausgleichswerk Deaks und später durch meine fortgesetzte Bethätigung in der vaterländischen Politik deren Geist und Richtung genau kennen gelernt zu haben.

In Deutschland scheinen bisher erst Wenige zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß von Ungarns Verhalten in den unserer Monarchie noch bevorstehenden Kämpfen die künftige Bündnißfähigkeit des Staates, insbesondere für das Deutsche Reich der Werth des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn, abhängen wird. Der erbitterte Kampf nationaler Elemente hat innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle einen Höhegrad erreicht, der, ohne in offenen Bürgerkrieg auszuarten, keiner Steigerung mehr fähig scheint; dennoch stehen wir kaum erst am Anfang jener Bewegung, deren erster Anstoß von des Reichskanzlers Beust unseliger Transaktion mit den böhmischen Feudalen ausging und die dann volle dreißig Jahre, mit stets erneuter Heftigkeit, unter Hohenwart, Taaffe, Baden das Reich erschütterte. Die Aufrichtung des Reiches der Wenzelskrone (Böhmen, Mähren, Schlesien) bleibt das Ziel der czechischen Bewegung. Daneben arbeiten Kroaten und Slovenen im Süden der Monarchie mit nie rastender Emsigkeit an der Errichtung eines südslavischen Staates, als der Krone Zvonimirs, des letzten Kroatenkönigs. Dieses Gebilde würde alle slavisch sprechenden Stämme bis an die Adria, Bosnien mitgerechnet, umfassen. Das künftige Wenzelreich braucht die czechische Staatssprache; diesem Bedürfniß sollte Badenis Sprachenukas dienen. Ist es nun den Deutschen durch einen beispiellos heftigen Redekampf im Parlament gelungen, die Strömung des slavischen Elementes zu stauen, so muß jede Kritik solcher Kampfesweise schweigen, denn dieser Sturm war einem Gewitter vergleichbar, das nach langer Dürre niederging und das Land vor Hungersnoth bewahrte. Dynastisch gesinnte Oesterreicher, die das alte Reich der Habsburger nicht zerstückt sehen wollen, sollten in erster Reihe den Deutschen für ihre Haltung dankbar sein. Gelänge es den verbrüderten Slaven, die sich jetzt schon über die Leitha die Hände reichen, zum eigenen Schaden, ihre staatlichen Ideale zu verwirklichen, so müßte man ausrufen: Finis Austriae! Ein solches, in steter Gährung begriffenes polyglottes Staatengebilde, zwischen wohlgeordneten, mächtigen, national einheitlichen Nachbarstaaten, würde beim ersten Anprall von der Karte verschwinden.

Aber diese selbstmörderischen Ideale der Slaven könnten nur über Ungarns Leiche, nur nach völliger Besiegung und Vernichtung dieser politisch gereiften, dem Zenith ihrer Entwickelung zuschreitenden Nation, verwirklicht werden. Noch scheinen selbst die Deutschen Oesterreichs nicht den Werth der politischen Genossenschaft Ungarns zu würdigen; denn sie stoßen sich noch an finanziellen Differenzen über Beitragsleistung und Handelsvortheile. Als ob im Leben der Völker nicht stets die Staatsraison über merkantile Bedenken gesiegt hätte! Die Deutschen Oesterreichs könnten Geist und Werth eines ungarischen Bündnisses daran er-

kennen, daß Ungarn Ende 1897, als der Versuch, das Ausgleichsprovisorium durchzubringen, gescheitert war, von seinem Recht, Zollschranken zu errichten, keinen Gebrauch machte, — und zwar nicht nur, weil dadurch Ungarns Rohexport geschädigt worden wäre, sondern hauptsächlich, wie Graf Apponyi erklärte, weil nach der wirthschaftlichen Scheidung die politische Trennung zu befürchten war.

Der Präsident der Nationalpartei hat in seiner Rede vom dreißigsten Dezember 1897 der Staatsraison in folgenden denkwürdigen Worten Ausdruck gegeben: „Das Band, das die beiden Staaten der Monarchie umschlingt, ist ein segensreiches und ich könnte niemals einem Bestreben zustimmen, das auf Trübung dieses Verhältnisses ausgeht, sonst wäre ich kein uberzeugter Anhänger des Verhältnisses, das ich im Interesse Ungarns inmitten der europäischen Gestaltungen für eine absolute Nothwendigkeit halte." Dieses Schlußwort bekräftigte die Stimmenabgabe von mehr als 350 Abgeordneten des ungarischen Parlamentes, das vierhundert Mitglieder zählt. Vier Tage danach war die Obstruktionpartei, die die Personalunion durchsetzen möchte, gezwungen, die Waffen zu strecken, und damit ist die Gefahr des Kossuthkultus beseitigt; die Nation hat ihren Willen kundgegeben, mit Oesterreich im Realverbande zu bleiben.

Ungarn wartet ab, daß in Oesterreich Ruhe eintritt und die Verlängerung des Bündnisses auf dem von der Verfassung gewiesenen Wege erfolgen kann. Darauf ist jetzt noch wenig Aussicht vorhanden; man scheut sich, die einzig rettende That, die administrative Zweitheilung Böhmens, durchzuführen, weil man Angst vor dem „blauen Gespenst" hat. Man erschrickt vor den Kornblumen, die überall auf österreichischem Boden plötzlich hervorschießen. Man verkennt die Natur dieser Blume, denn sie ist eigentlich ein Wildling im guten Korn und erscheint nur bei schlechter Behandlung des Bodens. Erhält das Kulturland wieder die richtige Pflege, die ihm durch Jahrhunderte zu Theil wurde, so verschwindet die Kornblume hier von selbst. Was aber nicht von selbst verschwinden wird, weil es kein Gespenst ist, sondern ein kampflustiger Feind in Fleisch und Bein, Das ist der Panslavismus. Ihn zu bekämpfen, ist Selbsterhaltungpflicht der Deutschen im Verein mit Ungarn, eingedenk des Spruches: Meines Feindes Feind ist mein Freund.

Graz. Richard Graf Sermage.



Selbstanzeigen.

Kladderadatsch 1848. Nach fünfzig Jahren mit erläuternden Anmerkungen neu herausgegeben. Berlin, A. Hofmann & Co. Preis 3 Mark.

Ueberblickt man den Reichthum an Geist und Witz, an Begeisterung und Haß, die aus den zahllosen großen und kleinen Schriften, Dichtungen, Witz- und Flugblättern, Zeichnungen, lustigen und ernsten Musikstücken des Jahres 1848 sprechen, so darf man wohl sagen, daß die Ereignisse des „tollen Jahres"

in hohem Maße befruchtend auf Literatur und Kunst in Deutschland gewirkt haben. Unter den deutschen Städten steht — natürlich — Berlin an der Spitze dieser Leistungen, — Berlin und die Berliner mit ihrem eigenartigen, etwas „schnoddrigen", aber immer treffenden Witz, mit ihrem nicht gerade feinen, aber im Grunde gutmüthigen Humor und ihrem ausgeprägten Talent für und ihrer Neigung zur Satire. Freilich ist den meisten der damals Pilzen gleich aus der Erde geschossenen Witz- und Tagesblättern nur ein kurzes Dasein beschieden gewesen. Das hatte seinen Grund nicht allein in dem polizeilichen Druck, mit dem die bald nach 48 sich neu erhebende Reaktion das freie Wort belästigte und manches Blatt zum Eingehen zwang, — es lag zum großen Theil auch an einer gewissen Uebersättigung, die das Volk nach den stürmischen Ereignissen des Jahres empfand, und in der damit verbundenen Abneigung gegen weitere Hetzereien und Krakehlereien, gegen ewiges Kampf- und Kriegsgeschrei. Dem Bedürfniß nach ruhigerer, weniger hetzerischer Betrachtung der Dinge kam bald nach den Märztagen der Kladderadatsch entgegen. Er ging aus allen Fährnissen der Zeit glücklich hervor und erhielt sich nicht allein in der Gunst des Publikums, sondern gewann auch mehr und mehr an Ansehen und Bedeutung. Dieser Erfolg wurde erreicht, weil das Blatt den richtigen Ton traf und weil seine Mitarbeiter, die „Gelehrten des Kladderadatsch", für die Bedürfnisse ihres Publikums ein feines Verständniß hatten. Neben der Politik wurde Alles satirisch behandelt, was die Berliner auch auf anderen Gebieten damals interessirte; selbst der kleinliche Stadtklatsch blieb nicht ausgeschlossen. So gab der Kladderadatsch der Volksstimmung den ersehnten Ausdruck und erfreute durch seinen oft scharfen, meist aber gutmüthigen und liebenswürdigen Witz, doch auch durch manch ernstes dichterisches Wort da, wo die Situation es forderte. Es wird deshalb der heutigen Generation nicht unwillkommen sein, diesen jetzt selten gewordenen ersten Jahrgang des Kladderadatsch als ein getreues Spiegelbild der Zustände und Stimmungen des „tollen Jahres" nach fünfzig Jahren in einem Neudruck kennen zu lernen. Die dem Bande beigelegten Erläuterungen werden das Verständniß für die in dem Jahrgang behandelten Vorgänge und Persönlichkeiten erleichtern, denn so manche Anspielung wird selbst Denen, die jene Zeit noch miterlebt haben, heute nicht mehr verständlich sein. Wer diesen Jahrgang durchblättert, wird freilich in ihm den Kladderadatsch von heute nicht leicht erkennen. Die damalige, ausgeprägt demokratische Richtung des Blattes, die durch die Zeitverhältnisse gebotene Derbheit der Sprache und des Tones, die allseitig geübte Rücksichtlosigkeit in der Bekämpfung des Gegners wird die Vornehmheit vermissen lassen, die dem Kladderadatsch später eigen ward. Es lag aber auch damals gar nicht in seiner Absicht, vornehm zu erscheinen; er wollte eben nichts Anderes sein als — wie er selbst sich nannte — ein richtiges „Organ von und für Bummler"!

Rudolf Hofmann.



Gertrud, Drama in drei Aufzügen. Berlin=Paris. Joh. Sassenbach.

Ich möchte einem Mißverständniß vorbeugen, das meinem neuen Drama begegnen könnte; so viele unserer neueren Dramen scheinen mir ihm ausgesetzt.

Man messe es nicht mit dem Maßstabe der Tragoedie. Es hat seine besondere Eigenschaft; sie besteht darin, daß sein Konflikt nicht zu einem lauten und tragischen Austrag gelangt. Sein tragischer Charakter ist ein mehr latenter. Am Besten würde das Drama wohl als Schauspiel zu bezeichnen sein. Meist spielen sich ja Konflikte im Leben in dieser schlichten und geräuschlosen Weise ab. Der charakteristische Reiz solcher Geschehnisse scheint mir darin zu bestehen, daß man ihre Tragik aus den Unter- und Hintergründen hervor spürt, — unter dem schlichten Begebniß hervor, als etwas flüchtig und dunkel Drohendes, das dennoch nicht zu einer Explosion zn gelangen vermag. Mir scheint, die dramatische Produktion ist durchaus berechtigt, sich solcher Fälle zu bemächtigen. Gertrud ist eine viel zu lebhafte und differenzirte Natur, als daß sie nicht unter ihrer Umgebung leiden sollte, wenn sie auch ein Kompromiß mit ihr geschlossen hat. Das Erscheinen Holms wäre nun wohl geeignet, ihren Zustand in eine tragische Krise und zu einem tragischen Austrag zu bringen: leider geht Holm aber die rechte Spontaneität ab, um Gertrud aus ihrem Zustande zu befreien. So ist sie von ihm, so viel Antheil er ihr auch abnöthigt, im Grunde lediglich irritirt. Sie entfernt ihn aus ihrer Umgebung, um schließlich mit dieser wieder zu paktiren.

Magdeburg. Johannes Schlaf.

♣

Zur Austilgung der Syphilis. Abolitionistische Betrachtungen über Prostitution, Geschlechtskrankheiten und Volksgesundheit nebst Vorschlägen zu einem Syphilis-Gesetz. Verlag von Gebr. Bonträger, Berlin.

In meinem Buch verwerthe ich hauptsächlich die Statistik über venerische Erkrankungen in der englischen Armee; da dort Jahre lang in einem absichtlich ausgewählten Theil der Garnisonen die Prostitution unter Kontrole stand, in einem anderen nicht, so nähern sich die Resultate an Sicherheit denen eines Experimentes. Danach hat die Kontrole auf die Erkrankungziffer der Syphilis einen gewissen Einfluß, gar keinen dagegen auf die Gonorrhoe. Mit diesem Resultat der Statistik stimmen die auf Grund des Charakters der einzelnen Geschlechtskrankheiten angestellten Erwägungen vollkommen überein, daß es bei dem heutigen Stande der Wissenschaft überhaupt nicht möglich ist, durch die Reglementirung der Prostitution die Ausbreitung der Gonorrhoe einzuschränken, während eine Austilgung der Syphilis wenigstens theoretisch denkbar ist. Es wird deshalb vorgeschlagen, die bisherige Kontrole und zwangsweise durchgeführte Behandlung der Gonorrhoe als nutzlos aufzugeben, Kontrole und obligatorische Behandlung der Syphilis dagegen durch ein Syphilis-Gesetz, das in den Grundzügen skizzirt ist, auf alle Fälle von Syphilis auch bei Männern auszudehnen. Mit dieser von den bisherigen offiziellen Anschauungen abweichenden Auffassung wende ich mich nicht nur an den kleinen Kreis von Kollegen und Staatsbeamten, die mit der Prostitution zu thun haben, sondern an Alle, die sich für diese wichtige soziale und hygienische Frage interessiren. Neue Wahrheiten müssen manchmal erst im Volke Wurzel fassen, bevor die berufenen Fachmänner sie zu erkennen im Stande sind.

Halle a. S. Dr. Ernst Kromayer.

♣

Aus meiner Welt. Gedichte. Verlag von G. Buschhardt, Berlin.

Daß meine Welt nicht mit Licht und Freude erfüllt ist, dafür muß die Sonne angeklagt werden, nicht ich. Nur die große Sehnsucht, die unstillbare, spricht aus den Worten, in denen meine Welt Ausdruck gefunden hat. Ob dieser Ausdruck stets der rechte ist, mögen Andere entscheiden. Wenn der Leser fühlt, daß seine Seele bei der Wiedergabe meiner Empfindungen mitschwingt, wenn er sieht, daß die Kreise meiner Welt und der seinen sich schneiden, ist der Zweck der Veröffentlichung erfüllt.

Friedenau. Leonhard Wetzlar.

Die Verrathenen. Ein Cyklus von vier historischen Novellen aus dem zwölften Jahrhundert. Eduard Avenarius. Leipzig.

Ich habe mir in diesen Novellen die Aufgabe gestellt, den Todeskampf der wendischen Rugier gegen die christlichen Dänen zu schildern. Das Gebiet der Geschichte, das ich hier betreten habe, ist bis jetzt von Novellisten und Romanschriftstellern so gut wie gar nicht behandelt worden. Die Kämpfe der Dänen unter einander und wiederum der Rugier gegen die Dänen sind meiner Ansicht nach aber nicht nur vom historischen Standpunkt aus interessant, ja ergreifend, sie sind auch für die Gegenwart von Bedeutung. So wenig wie die sogenannten „modernen“ Schriftsteller konnte ich mich von dem Einfluß der Gegenwart frei machen und so bringen meine Novellen in alter Form moderne Gedanken.

Magdeburg. Eberhard Freiherr von Danckelman.



Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen, gehalten in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Leipzig, Verlag von Freund & Wittig.

Als Idealist? Das ist ja ein Widerspruch in sich selbst! Er ist doch Naturalist! So haben mir Viele auf meinen bloßen Titel hin geantwortet, aber es waren allerdings nur Diejenigen, die in Henrik Ibsen eine Erfindung der „Freien Bühne“ und einen vereidigten Hofdichter des „Deutschen Theaters“ in Berlin sehen. Allerdings, das Vorurtheil gegen den großen nordischen Gedankendichter ist tief eingewurzelt, denn die Herrlein, die ihn nöthig hatten, um an seinen Rockschößen in den Himmel der Tantiemen und der Direktorenposten empor zu fliegen, haben überall erzählt, die flache Schilderung des Tageslebens sei die Absicht des Nordlandsrecken. Nun, heutzutage, wo fast alle diese Herrlein bereits warm und wohlig in ihren eribsten Stellungen sitzen, ist es doch wohl auch erlaubt, daß Jemand einmal energisch darauf hinweist, daß es auch vor den „glanzvollen Tagen“ des neu frisirten deutschen Theaters in der berliner Schumannstraße schon einen gewissen Henrik Ibsen gab und daß dieser Mann sich erlaubt hat, seinen urgewaltigen Gedanken nachzuhängen, längst ehe die Pedanten des Berolinismus ihm ihre Erlaubniß dazu gaben. Freilich bin ich nicht der Erste, der solche Wege wandelt. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in manch kräftigem Wörtchen den Miniatur-Ibsenmännlein schon den Text gelesen.

Aber die große Menge läßt sich nur langsam belehren; und deshalb schien es mir an der Zeit, einmal ausführlich und gründlich den Nachweis zu führen, daß Ibsen, im Gegensatz zum modernen Naturalismus, im Gegensatz zum Materialismus und im Gegensatz zu der rationalistischen Vortheilsmoral unserer Tage, der große Dichter der Idee ist; daß er, der aus der Romantik hervorgegangene Denker, in seinen kräftigsten Mannesjahren die großen Ideendramen schuf, die von der waschechten berliner Ibsengemeinde mit Vorliebe ignorirt werden, die „Kronprätendenten", den „Brand", den „Peer Gynt" und das Gewaltigste: „Kaiser und Galiläer"; nachzuweisen, wie die großen Grundideen dieser Dichtungen durch seine modernen Stücke hindurchklingen, wie er, mit dem verwöhnten Auge des Idealisten diese unvollkommene Welt der Dinge betrachtend, enttäuscht zurückfuhr und eine Zeit lang zum Verzweiflungpessimismus gedrängt wurde; wie er dann aber sich wieder mächtig emporschwang zum großen Propheten einer Zukunftwelt voll Freiheit und Liebe. Das im Einzelnen zu zeigen, es immer wieder mit Ibsens eigenen Worten zu bekräftigen, war die Aufgabe meiner Vorträge und ist jetzt die Aufgabe meines Buches geworden. Wie lächerlich es ist, für den Zerstörer der Ehe einen Mann zu erklären, der sie nur läutern und zur wahren Liebe heiligen will; wie sehr es aller Gerechtigkeit ins Gesicht schlägt, einen ganz freien und ganz selbständigen Geist zum Aushängeschild einer kleinen Literatenschaar machen zu wollen; wie so ganz und gar Ibsens Gedankenwelt die Hauptsache in seinen Dramen ist und nicht sein so oft für mustergiltig ausgegebener dramatischer Stil, der Vieles zu wünschen übrig läßt: Das sind Resultate, die sich gleichzeitig ergeben. Den ganzen Ibsen hinzustellen, war meine Absicht. Möge man denn auch an dem Jubeltage des Norwegers nicht ein kleines, willkürlich zurechtgemachtes Partei-Ibslein feiern, sondern ihn selbst, den Ganzen und den Großen! Möchte dazu mein Buch das Seinige beitragen!

Schöneberg. Dr. Adalbert von Hanstein.



Russische Geschäfte.

Während die londoner Börse ungewöhnliche Kursstöße erlebte und der Name Gustav von Rothschild wieder einmal von den Spekulanten geflüstert und von den Blättern verschwiegen wurde, war man zugleich gezwungen, auf die neuesten Bewegungen Rußlands zu achten. Dabei war es merkwürdig, daß gerade die Schritte, die der Zar befahl, um seine Forderungen in Peking zu unterstützen, auf die Börsenstimmung beruhigend wirkten. Ein paar Tage lang wurden Verwickelungen befürchtet, weil besonders die englische Presse gegen den russisch-französischen Protest in China sehr scharf Stellung genommen hatte. Als aber der Ukas veröffentlicht wurde, der 90 Millionen Rubel für die Verstärkung der russischen Flotte bestimmt, erkannte man in Europa, daß Rußland an eine nahe ostasiatische Verwickelung noch nicht denkt, denn, um 90 Millionen Rubel in Schiffen zu verbauen, sind immerhin mehrere Jahre nöthig.

Wie mir aus Petersburg geschrieben wird, glaubte man dort eine Zeit lang, Graf Murawiew wünsche die russische Garantie einer neuen Chinesenanleihe,

der Finanzminister aber sei dagegen; doch scheinen die beiden Minister über diesen Punkt ziemlich einig zu sein. Nur begreifen die Herren natürlich, daß China allen Mächten offen sein müsse, daß die neue Lage aber Denen am Meisten nützen werde, die darauf am Besten vorbereitet sind. Das erklärt die Nervosität sonst so ruhiger Staatsmänner. Ein wichtiger Umstand, die Selbständigkeit der chinesischen Vicekönige, wird zu wenig beachtet; von Rußlands Haltung wird es abhängen, ob das weitere Eindringen der Europäer sich unter der Autorität des Kaisers von China, also verhältnißmäßig ruhig, vollziehen oder ob die Laune habgieriger Statthalter über das Schicksal der Kolonisten entscheiden soll. Als unsere Hüttenaktien wegen der neuen russischen Schiffsbauten stiegen, entstand in Berlin wieder das Gerücht, man wolle in Petersburg die Eisenzölle herabsetzen oder gar aufheben. Wie ich höre, glauben die russischen Interessenten nicht an solche Absichten und die russischen Wirthschaftpolitiker halten sogar einen Goldzufluß für nothwendig. Man vergißt allzu leicht, daß in den russischen Zöllen ein Haupttheil der Goldzufuhr steckt.

Als neulich eine persische Anleihe auf den pariser Markt gebracht wurde, glaubte man, da die russische Diplomatie in Teheran so große Anstrengungen macht, vielfach, Rußland werde als Bürge auftreten. Persien hat aber in Frankreich und Holland direkt unterhandelt. Das Mandat hierzu hatte sich ein Pole, der Augenarzt Ratul, zu verschaffen gewußt, der mit einem anderen bekannten pariser Augenarzt, dem Polen Galazowsky, befreundet ist; die Tochter dieses zweiten Heilkünstlers hat einen Sohn des Generals Nazar-Aga, des persischen Gesandten in Paris, geheirathet: auf diesem Wege wurde das Geschäft gemacht. Natürlich forderte man Zölle als Unterpfand; aber das persische Zollwesen ist ganz eigenthümlich eingerichtet. Vor Allem fehlen alle statistischen Angaben; die einzelnen Zollgebiete sind verpachtet und die Pächter verdienen um so mehr, je weniger man weiß, wie viel sie eigentlich einnehmen. Auch machen die Pächter einander Konkurrenz. Der Zoll beträgt laut Vertrag von Turkmantschai vom Jahre 1828 fünf Prozent; aber um mehr Waare herbeizulocken, machen die Pächter gern Konzessionen und nehmen auch weniger als fünf Prozent. Unter solchen Umständen ist keine Fundirung durch die Zolleingänge möglich; auch duldet die Geistlichkeit keine Kontrole, die von „Unreinen" ausgeht. Daran mußte die Anleihe scheitern, wie ja auch die englische Tabakregie in Persien wieder beseitigt werden mußte, weil die Geistlichen das Volk zum Aufruhr gehetzt hatten. Die Konzession wurde damals bekanntlich gegen eine Entschädigung von 500000 Lstl. zurückgenommen.

Die Aera der Gründungen für und in Rußland kann, nach der Ansicht mancher Kenner, noch eine hübsche Weile dauern; denn nur relativ ist dort bereits viel geschaffen, während im Vergleich mit anderen Ländern noch wenig geschehen ist. Besonders werden noch immer viele Bahnen gebaut und jeder Schienenweg erschließt neue Gebiete. „Wir Russen", so sagte mir neulich ein Moskauer, „haben es nicht mit afrikanischen Kolonien zu thun, deren Bevölkerung erst viel lernen und sich neuen Lebensbedingungen anpassen muß, bevor sie reif zum Konsumiren wird; unsere Bevölkerung arbeitet und produzirt und wird, sobald sie bessere Verkehrsmittel hat, für den nationalen und internationalen Markt sehr wichtig werden." Gewiß sind auch weniger optimistische Ansichten zu hören; aber der Gedanke an die sibirische Bahn läßt keine ernstliche Furcht aufkommen. Früher glaubte man im Ministerium, während der ersten zehn Jahre würden für diese Bahn drei Waarenzüge täglich ge-

nügen; jetzt sollen schon je sieben Züge hin und her gehen, die für den Bedarf noch nicht annähernd ausreichen, und an den Stationen häufen sich manchmal die Waaren eben so wie in unserem Ruhrbezirk. Inzwischen wächst natürlich das Bedürfniß nach Bahnen auch im europäischen Rußland und Techniker und Kaufleute meinen, daß dort noch mindestens 150 000 Kilometer dem Eisenbahnverkehr eröffnet werden müssen. Da wäre also für unsere Werke noch viel zu verdienen.

Die Bilanzen der russischen Banken sind noch nicht bekannt. Die Generalversammlungen der Handelsbanken beginnen erst im April und dauern gewöhnlich bis in den Mai. Es scheint zwar weniger als im Jahre 1896 verdient worden zu sein, doch soll keine Bank unter 8 Prozent vertheilen und bei den meisten hofft man auf mindestens zehn Prozent. Auch auf die Börse werden die guten Resultate der Industrie günstig wirken; dazu kommt noch die Stabilität des russischen Wechselkurses, bei dem Herr Witte gegenüber der Rubelabtheilung der berliner Börse Recht behalten hat. So ist es auch zu erklären, daß, wie ich höre, das Ausland jetzt in Peterburg viele Industriepapiere kaufen läßt; mir wird eine Bank genannt, die seit dem November fast jeden Tag solche Ordres aus Belgien und Frankreich auszuführen hat. In den petersburger Instituten berechnet man, während der ersten fünf Wochen dieses Jahres seien für mehr als 25 Millionen Francs Industrieaktien ins Ausland verkauft worden. Einzelne Papiere sind an den russischen Börsen kaum noch zu haben. Das erklärt manche ungewöhnliche Kurssteigerung. Die Hausse, die sich auf alle Gebiete erstreckt, ist zum Theil auch durch die Konversion der $4^1/_2$ prozentigen Adelsagrarpfandbriefe in $3^1/_2$ prozentige bewirkt worden, — ganz wie bei uns. Es handelte sich um etwa 172 Millionen Rubel. Viele Besitzer wollen nicht konvertiren, werden also baares Geld nehmen und dann Dividendenpapiere anschaffen. Die neuen $3^1/_2$ prozentigen Pfandbriefe gehen meist nach England und Holland, wo die Kapitalisten gesättigter und deshalb bescheidener im Zinsanspruch sind. Rußland hat auch zehn private Hypothekenbanken, die wohl bald ihre 5 prozentigen Obligationen konvertiren werden. Allerdings wird zunächst in $4^1/_2$ prozentige konvertirt; aber der Gesammtbetrag wird doch ungefähr 400 Millionen Rubel ausmachen und dann werden die Kapitalisten für ihr Geld neue aussichtvolle Anlagen suchen.

Seit der Börsenkrisis vom Herbst 1895 waren alle Papiere des russischen Kurszettels anhaltend gefallen und schließlich ließ sich eine Kapitalisation der Werthe von 7 und mehr Prozent herausrechnen. Nun bringen aber Staatspapiere kaum 3,8 Prozent; man glaubt deshalb in Petersburg, daß noch „sehr bedeutende“ Aufbesserungen zu erwarten seien. Ein Blick auf den Kurszettel lehrt, wie wenige Werthe dort verzeichnet sind, und von diesen nimmt das Ausland noch so viele, daß für die russischen Sparer die Auswahl recht klein wird. Deshalb erwarten die Russen selbst jetzt ein lebhaftes Börsenjahr und diese Erwartung führt zunächst zu verstärkter Nachfrage nach heimischen Bankaktien. Die jüngste Hausse gab den Banken Gelegenheit, ihre großen Effektenbestände zu günstigen Kursen zu veräußern. Von einzelnen Banken behaupten die Direktoren selbst, sie hätten in den ersten sechs Wochen um 35 bis 40 Prozent mehr gebracht als in der selben Zeit des vorigen Jahres; und die gute Konjunktur soll erst begonnen haben. Freilich muß man stets mit dem bekannten Optimismus der Russen rechnen.

Pluto.

Theaternotizbuch.

Henrik Ibsen wird am zwanzigsten März siebenzig Jahre alt. Und da bei uns jetzt, mehr als in irgend einem anderen Lande, die Jubilirwuth herrscht, wird die Zeitungen lesende Menge in den nächsten Tagen mit Festartikeln über den neuen Magus aus Norden reichlich, allzu reichlich gefüttert werden. Die Nichtsalsmodernen, die, weiland Faustens Famulus ähnlich, immer wieder im Triumph durch die Gassen heulen, wie wirs nun so herrlich weit gebracht haben, pflegen zwar Ibsen längst schon unter das alte Eisen zu werfen, aber sie werden ihn jetzt dennoch überschwänglich feiern, weil ein berühmter Name auf der Firmatafel das stockende Geschäft fördern kann. Und die Bühnenleiter, die sonst kaum noch daran denken, daß der Mann aus Skien je gelebt hat, werden nun geschwind seine Stücke hervorkramen. Ibsen ist für solchen lieblosen Sonntagslärm zu gut; den größten germanischen Dramatiker, der uns nach Shakespeare und neben Kleist und Hebbel erstanden ist, soll man nicht in flüchtigen Stunden nur und an einem bestimmten Kalendertag ehren. Wenn der Lärm verhallt ist, wird es Zeit sein, über die beiden Werke — „Brand“ und „Kaiser und Galiläer“ — zu reden, die jetzt, auf kleineren Bühnen, zum ersten Male in Berlin aufgeführt werden sollen, und sie dem vorläufig letzten Drama des Gespensterdichters, dem wundervollen „John Gabriel Borkman“, zu vergleichen, dem eine unverständige Darstellung den Theatererfolg geschmälert hat. Ibsen kann warten. Für heute genügt die leise Erinnerung an den geistigen Gewinn, den wir seiner Lebensarbeit danken. Seit die Englischen Komoedianten Shakespeare nach Deutschland brachten, hat das deutsche Drama nie mehr so starke, so weithin wirkende Anregungen empfangen wie von dem Manne, der alle gesellschaftlichen Einrichtungen und alle von der Gesellschaft geheiligten sittlichen Werthe untersuchte, über sich selbst und über die Mitlebenden dichtend Gerichtstag hielt und, nachdem er zuerst alle Leuchtfeuer ausgelöscht zu haben schien, uns bald dennoch die Sonne eines neuen, helleren Morgens ahnen ließ. Solche Ahnung weckte der auch aus dem Jahre 1828 stammende Lew Tolstoi uns nicht, der als gestaltender Künstler vielleicht noch mehr vermag als der Norweger, dessen von weichem Asiatenempfinden bestimmte Weltanschauung robusten Herrenvölkern aber ewig fremd bleiben muß. Ibsens Denken stand stets unter dem umwandelnden Einfluß der großen Schicksalsmächte unserer Zeit; deshalb hat er auf diese Zeit so mächtig gewirkt. Wenn die kleinen Leute, die sich behend an seiner Höhe aufrecken wollten, mit ihrer Heroengrimasse und ihrer gespreizten Nichtigkeit lange schon vergessen sein werden, wird im Gedächtniß der europäischen Menschheit der Mann noch leben, der als der Erste wieder dem Drama in ernstem Sinn eine Heimstätte schuf, die Konflikte, die im Grenzgebiet zwischen Willen und Vorstellung moderner Menschen erwachsen, mit klarem Blick zu erkennen, mit meisternder Schöpferhand zu gestalten vermochte und in einer morschen und müden Uebergangszeit gegen die Gespenster kämpfte, deren dunkles Walten den freien Gedanken sich nicht zur befreienden That rüsten läßt.

* * *

Im berliner Hofschauspielhaus wird am Ibsentag der „Burggraf“ aufgeführt, das läppische Dilettantenlärmstück, dem jede Achtung fordernde Bühne verschlossen sein sollte. Aber das preußische Hoftheater hat uns das Wundern längst abgewöhnt. Ein Haus, dessen künstlerischer Leiter es anständig findet, die besten Rollen mit allen Mitteln an sich zu zerren und Matkowsky, unseren größten und beinahe

schon letzten jungen Tragoeden, von allen lohnenden Aufgaben nach Möglichkeit fern zu halten, wäre für die Kunst verloren, auch wenn es nicht allerlei höfischen Wünschen zugänglich sein müßte. So lange Herr Grube sich erdreisten darf, Hamlet und Shylock, Franz Moor und den spanischen Philipp, Molières Geizigen und Kleists Dorfrichter zu spielen, sollten alle ernsthaften Leute eigentlich den Schillerplatz meiden. Sie würden dabei nicht viel verlieren, denn der Spielplan des Hofschauspielhauses ist jetzt von jämmerlichster Monotonie; statt uns in sorgsam vorbereiteter und abgestimmter Darstellung wenigstens die Schätze der klassischen Kunst vorzuführen, statt Macbeth, Caesar, Timon, Cymbeline, Antonius und Kleopatra, Stella, Clavigo, Goetz, Penthesilea und manches andere bedeutende Werk auf die Bretter zu bringen, glauben die Leiter dieser Bühne, ihre Pflicht schon gethan zu haben, wenn sie Wochen lang nur den „Burggrafen" und „Mutter Thiele" spielen lassen, ein armsäliges Altersstück des Herrn L'Arronge, das neulich sogar in einem wiener Vorstadttheater abgelehnt wurde. Als diese Spekulationen auf die schlechtesten Instinkte eines leider nicht von gewissenhaften Kritikern berathenen Publikums die Kasse nicht mehr füllten, wurde das Märchendrama „Königskinder" einstudirt, dessen Verfasserin Frau Elsa Bernstein ist und dem Herr Engelbert Humperdinck eine melodramatisch die Vorgänge begleitende Musik mit auf den Weg gegeben hat. Die Musik ist an Erfindung nicht gerade reich, aber technisch fein, ist die Arbeit eines im Kombiniren mehr als im selbständigen Schaffen starken Talentes; das Gedicht ist ... modern, im übelsten Sinn modern. Es ist eins der vielen Vorbilder der „Versunkenen Glocke", über deren unheilvolle Klangwirkung unter Verständigen ja nicht mehr gestritten wird; und wenn die begabte und besonders spürsinnige Verfasserin es in der schlimmen Kunst, mit Begriffen, modischen Vorstellungen und Kronjuwelen aus Sagen und Sängen aller Zeiten zu jongliren, auch nicht so weit gebracht hat wie ihr Nachfolger, so erscheint sie innerlich doch viel ärmer noch als der Dichter der hoffentlich letzten gereimten Hegelei. Auch sie hat Nietzsche gelesen und erzählt uns in delphisch dunklem Ton von dem argen Geschick ragender Königsmenschen in einer engen Nützlichkeitwelt; auch sie rafft aus der Märchenschatzkammer die verstreuten Reichskleinodien zusammen und wähnt, mit erlesenem Kram lasse sich ein Organismus schaffen; auch sie bemüht sich im Schweiß ihres Angesichtes, die deutsche Sprache in neue Formen, zu nie vernommenen Tönen zu zwingen und einen ganz persönlichen Ausdruck zu erlisten, — und erinnert dabei an die von Goethe verspotteten Ritter, die den Kampfpreis außerhalb der Turnierschranken suchen. Von der schmucklosen, volksthümlichen Schlichtheit, die in der Märchenwelt heimisch sein sollte, findet man keine Spur; die Sprache ist auf wagnerischen Wegen zurechtgekünstelt, die Ausdrucksform so manierirt, pretiös und von einfachem Fühlen fern, daß der Gegensatz zwischen dem Inhalt und der sprachlichen Hülle selbst den Wohlwollenden ärgerlich stimmt. Es wäre ein billiges Vergnügen, ganze Seiten mit Citaten aus diesem Stück zu füllen, die auf die Lachlust reizend wirken würden. Der Hörer hat nicht den Eindruck, daß Frau Bernstein einem inneren Trieb gehorchte, als sie ein Märchen schrieb. Muß denn jeder Ganzmoderne, Männlein und Weiblein, heutzutage sein Märchen machen? Märchen sind nicht zu machen; sie wachsen heimlich auf nächtiger Au und Niemand weiß, wie sie entstanden; ersonnen können sie nur von Menschen werden, in denen der Märchengeist lebt, denen er das Ohr für die Rede der Thiere und das Raunen der Pflanzen öffnet, nicht aber von dichtenden Geschäftsleuten, die mit der wechselnden Mode gehen und die neuesten Wünsche der Kundschaft schnell be-

friedigen möchten. Frau Bernstein ist eine fein empfindende, kluge und für die kleinen Alltagskonflikte hellhörige Ibsenschülerin, der manche saubere und hübsche Arbeit gelungen ist; im Märchenreich aber wird auch die schönste Musik und die buntefte Ausstattungpracht sie nicht zum Sieg führen können. Und doch muß man fast schon dafür dankbar sein, daß im Burggrafenschauspielhaus endlich wieder einmal etwas Anderes zu hören ist als hohles Patriotengetöse und alberner Possenspaß.

* * *

Ausländer haben uns nach langer Theaterfastenzeit einen feinen Genuß beschert: Herr Forbes Robertson und Frau Patrick-Campbell haben uns mit ihrer Gesellschaft in englischer Sprache „Hamlet" vorgespielt. Herrn Robertson fehlt die volle Wucht des Tragoeden und der tiefste Ton eines leidenschaftlich bewegten Herzens; aber er hat eine elegante Seele, einen behenden Geist und die fast frauenhaft zarte Anmuth des Wesens, ohne die der Dänenprinz selbst dem empfänglichsten Sinn immer ein Fremder bleibt. Er konnte Hamlet sein, — der Hamlet, der thatlos seufzt, von wechselnden Eindrücken und Vorstellungen bestimmt wird, sich selbst und die Anderen herb verspottet, seiner aesthetischen Weltanschauung den zierlichsten Ausdruck sucht und findet und sich zum Muth gewissenloser Brutalität nicht stimmen kann. Seit Booth uns den kränkelnden Sohn der Frau Gertrude zeigte, hatte man einen so vornehmen, in seiner Haltung so fürstlichen und in seinem stillen Weh so rührenden Hamlet auf einer berliner Bühne nicht mehr gesehen. Und mindestens eben so lange ward keine so einfache, im Sinn des Gedichtes so echte Ophelia erschaut wie die der Frau Campbell, die uns den geistreichen, aber das süße Bild entstellenden Kommentar Goethes endlich vergessen ließ. Im Wirbelwind der Leidenschaft versagte Herrn Robertson die Kraft; doch Hamlet kann Kraft eher als geistige Grazie und seelischen Adel entbehren. Der schmächtige Brite stand als ein verirrtes Kind der Spükezeit vor uns; aus seinem großen, in Lust und Schmerz wunderbar ausdrucksvollen Auge sprach die Sehnsucht nach dem Licht einer geläuterten Sittlichkeit, durch die schlanken Glieder lief in der kalten Barbarenwelt mitunter ein Frösteln und nur in Horatios wärmender Nähe schien der Ruhelose sich wohl zu fühlen ... Auch die anderen Spieler hielten sich auf anständiger Höhe und man merkte wieder, daß durch Fleiß, Bescheidenheit und Ehrfurcht vor der Dichtung selbst ohne ungewöhnliche Mimentalente gute Vorstellungen zu erreichen sind. Die Engländer spielten die düstere Tragoedie mehr im Stil des bürgerlichen Dramas, aber sie spielten sie einheitlich; Jeder fügte sich in den gewählten Rahmen, Keiner wollte mit einer „neuen Auffassung" glänzen, seine besondere Klugheit beweisen, — und so entstand eine nicht gerade aufrüttelnde, aber nach langer Entbehrung sehr angenehm wirkende Vorstellung. Man sah Menschen, denen man glauben konnte, daß sie das selbe Land geboren, das selbe Stammesempfinden im Werden bestimmt hat, Menschen, die sich natürlich gaben und doch nie aus dem Stil der Dichtung heraus strebten. Stil und Stimmung: Das ist das ganze Geheimniß dieses Erfolges. Wir haben bessere Schauspieler als die englische Bühne, aber wir haben für die Darstellung klassischer Dramen die Tradition verloren. Unserem Theatervolk fehlt die künstlerische Disziplin, der Respekt vor dem Wort des Dichters; unsere Bretterhelden wollen immer den eigenen Geist zeigen, wollen „besonders" sein und ihre Vorgänger übertrumpfen und haben die Bühne mählich so zum Jahrmarkt der Eitelkeiten gemacht. Herr Kainz hatte Recht, als er seinen Kollegen rieth, die Engländer anzusehen und von ihnen zu lernen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 26. März 1898.

General Bismarck.

In der Spiegelgalerie des versailler Schlosses harrten am achtzehnten Januar 1871 die auserwählten Vertreter des deutschen Heeres, um den König von Preußen als Deutschen Kaiser zu grüßen. Manches Auge schweifte während des Wartens wohl zu der prunkvoll vergoldeten Decke empor, mancher Blick weilte in ernstem Sinnen auf den Fresken, die den fernsten Geschlechtern noch den Ruhm französischer Herrlichkeit, den Ruhm Ludwigs des Großen, künden sollten und die nun auf Frankreichs frohe Besieger herniedersahen. Eins darunter konnte besonders den deutschen Betrachter fesseln; es zeigt den Sonnenkönig, der, in goldener Rüstung, von einem glänzenden Gefolge umringt, auf einem Hügel am Rhein hält, und trägt die Unterschrift Le Roi ordonne le passage du Rhin. Das Haupt des in Jugendschönheit strahlenden Königs umschweben die olympischen Götter und winken ihm Sieg, während seine Reitermassen sich in den Strom stürzen, um das deutsche Rheinufer zu erobern... Auf der Estrade am Ende der Galerie umklammerten die Fäuste noch fester die Fahnen und Standarten. Und nun kam der König, kam der Greis, den die deutschen Fürsten zum Kaiser erkürt hatten und schritt mit bescheidenem Anstand zu der Estrade hinauf. Den Thron mit dem Reichswappen, den sein von der Bedeutung szenischer Kunst innig überzeugter Sohn ihm in den Saal schieben wollte, hatte der stets Nüchterne weise verschmäht; er mochte nicht in der ersten Kaiserstunde schon über die souverainen Herren erhöht scheinen, deren freiem Entschluß er die Krone dankte. Unter den Kriegsgefährten und Fahnenträgern stand er und sprach in schlichtem, ungeputztem Preußenstil die Bereitschaft aus, die neue Würde, die ihm

nur Pflicht war, auf sich zu nehmen. Dann trat der Kanzler vor und verlas die knappen Sätze der Kaiserproklamation. Aller Augen wandten sich auf den Riesen, der, im weißen Waffenrock, mit den Reiterstiefeln und dem Adlerhelm, wie ein im Schlachtenwetter erwachsener Germanenkrieger aussah und der doch nicht mit dem Schwert, nein: mit den Waffen des Geistes den Weg auf die nun erreichte Höhe gebahnt hatte. So, wie er war, paßte er in das kriegerische Bild, ein Soldat unter Soldaten. Drei Feldzüge waren nöthig gewesen, um den verfallenden Preußenstaat Friedrich Wilhelms des Vierten für die Aufgabe zu stählen, des erneuten Reiches Vormacht zu sein. Hier, inmitten des höfischen Glanzes einer kraftlos versunkenen Welt, empfand Jeder es nur als natürlich, daß der Mann, der als Erster die Nothwendigkeit dieser Feldzüge erkannt und ihnen die rechte Stunde erlauert hatte, den Soldatenrock trug: das Heer hatte in blutigen Kämpfen die von schwärmenden Ideologen lange vergebens ersehnte Herrlichkeit erstritten und dem Heer mußte Der angehören, in dem das eigene Volk und ringsum die staunend dem Einigungwerk zuschauende Menschheit den stärksten Bereiter der Herrlichkeit sah.

Die Empfindung blieb und noch ein Vierteljahrhundert später konnte Heinrich von Treitschke schreiben: „Dem Volk war Bismarck nie etwas Anderes als der reckenhafte Kriegsmann mit dem erzenen Helm und dem gelben Kragen der Kürassiere von Mars la Tour, wie ihn die Maler auf seinem Ritt durch die Pappelallee bei Sedan darstellen." Es war nicht immer so gewesen. Wenn man die Sammlungen alter Karikaturen durchblättert, die stets am Deutlichsten zeigen, wie in bestimmten Stunden eine Gestalt sich im Sinn der Mitlebenden spiegelte, sieht man, daß Bismarck bis zum deutschen Krieg von 1866 meist im Ministerfrack dargestellt und verspottet wurde. Scholz und seine Nachahmer zeichneten ihn mit der Spitze der Pickelhaube auf dem Kopf, aber sie wollten damit den starren Altpreußen, nicht den Soldaten, bezeichnen. Er war ja auch nie Soldat; als er vor sechzig Jahren bei den potsdamer Gardejägern eintrat, dachte er mehr an die Landwirthschaft als an den Waffendienst und ließ sich bald, um in Eldena studiren zu können, zu den pommerschen Jägern versetzen. Auf dem Gipfel der Macht pflegte er dann zu erzählen, er habe seine politische Karriere im Grunde nur dem Vorgesetzten zu danken, der ihn, trotzdem er die vorgeschriebene Uebung nicht mitmachen konnte, für die Beförderung zum Hauptmann empfohlen habe; man wird aber gewiß eher sagen dürfen, daß er auch den militärischen Rang nur seinen diplomatischen Leistungen zu danken hat. Die achtundvierziger Stimmung hatte die von moderner Bildung berührten Vertreter des Bürgerthumes in einen wilden Haß gegen das

Heer gescheucht; die „Soldateska" wurde in allen Versammlungen und Bierstuben verwünscht und es galt als ein Zeichen höherer Kultur, wenn man mit gerümpfter Lippe von den „verthierten Söldlingen der Gewalt" sprach. Das demokratische Vorurtheil mußte die altpreußisch Fühlenden, die Männer des Königs, zu leidenschaftlicher Parteinahme für das Heer treiben, — den Mann besonders, der in der Armee früh das zur Bereitung deutscher Größe tauglichste, unentbehrlichste Werkzeug erkannte. Otto von Bismarck trug damals nicht die Uniform, aber er fühlte sich als preußischen Offizier und konnte am ersten April 1885 auf den Glückwunsch der Generale erwidern: „Nur die Armee hat es mir ermöglicht, die Politik des Kaisers durchzuführen. Wenn ich auch der Armee nicht angehöre, so empfinde ich in meinem Herzen doch stets als preußischer Offizier. Vor zwanzig Jahren rief mir der zu früh heimgegangene General Roon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zu: ‚Diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!' Fürwahr: was wäre aus uns Beiden geworden, wenn die Schlacht verloren ward?" Und zehn Jahre später sprach er zu dem Kaiser, der den längst aus seinen politischen Aemtern Entlassenen geräuschvoll als General-Obersten gefeiert hatte: „Das Beste in mir und in meiner Lebensbethätigung ist immer der preußische Offizier gewesen. Wäre ich Der nicht gewesen, ich weiß nicht, ob ich ganz in die selben richtigen Bahnen verfallen wäre. Aber der Landwehroffizier des neunten Regimentes ist für mich der Wegweiser gewesen, der mich anno 48 von Hause aus in die richtigen Bahnen geworfen hat." Es ist charakteristisch, daß in diesen Worten, in denen Mancher vielleicht eine leise humoristische Färbung spüren wird, die Erinnerung an die Zeit der Revolution anklingt. Das Heer war anno 48 den aufrechten Schützern des Preußenthrones der letzte Hort, das konservativste Element in der Stunde gefährlicher Gährung, und zum Heer wollte Jeder gehören, der eine starke Politik, eine straffe Vertretung der Kronrechte für nöthig hielt. Und doch sah die preußische Demokratie in dem Manne, der ihr wirksamster Bekämpfer wurde, nicht den Soldaten, sondern den beschränkten Junker. Und doch forderte der General-Oberst 1895 die Tischgenossen auf, „im Sinn der germanischen Anhänglichkeit an den Stammesfürsten" auf das Wohl des Kaisers zu trinken. Das war kein militärischer Trinkspruch, war nicht die Sprache eines Soldaten, der dem Kriegsherrn für eine Auszeichnung dankt. Der moderne Soldat, der in einer Riesenmaschine ein kleines Theilchen ist, muß der Bethätigung freien Willens entsagen, muß, auch wenn er eine hohe Stellung einnimmt, sich immer als Werkzeug, als Handlanger höheren Wollens, fühlen; er braucht einen geraden Sinn, ein stets waches Bewußtsein der Pflicht und die Fähigkeit, selbst

gegen die eigene, anderes Handeln heischende Ueberzeugung dem Kommando gehorsam zu sein. Dem von der Last schwerer Verantwortlichkeit bedrückten Staatsmanne mag der militärische Beruf, der selten mit ernster, allein zu tragender Verantwortlichkeit verbunden ist, manchmal beneidenswerth scheinen. So wunderbar aber mischen in keinem Sterblichen sich wohl jemals die Gaben, daß er zugleich ein großer Staatsmann und ein Mustersoldat sein kann. Bismarck hat den Rock des Königs getragen und in der Armee den höchsten Rang erreicht. Die Feinde haben in seiner Gewohnheit, mit Reiterstiefeln und Pallasch in den Reichstag zu kommen, die Spur barbarischer Art zu erkennen geglaubt, die ihr blind wüthender Haß ihm zuschreibt, ihn auch wohl, um die ganze Scheusäligkeit seines Wesens zu bezeichnen, einen Tartuffe in Kürassierstiefeln genannt. Der Geschmähte kann darüber lächeln, kann, wenn in stilleren Märztagen jetzt sein sechzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert wird, schmunzelnd wieder den Gästen erzählen, daß er bei wichtigen Gelegenheiten fast immer vorschriftwidrig gekleidet war, und, wenn er als General-Oberst verherrlicht wird, in gelassener Ruhe auf seinem Greisensitz der Frage nachdenken, ob er, mit seinem leidenschaftlichen Temperament, als Truppenoffizier wohl diesen Rang erreicht haben würde. Politische Erwägungen haben ihn, da die Ordnung und die Hoheit des Staates auf dem Spiel stand, auf die Seite des Heeres getrieben; er ist mit diesem Heer dann dreimal zum Siege geritten und hat im Dienst stets den Kürassierrock getragen, weil der alte Soldatenkönig seinen ersten Minister gern so sah, — vielleicht auch, weil er selbst sich schon äußerlich von der Schreiberzunft unterscheiden wollte. Aber er hat den Drill des Berufssoldaten, hat das monotone Leben des Frontoffiziers nie kennen gelernt und sein Wille ist im grauen Einerlei des Maschinendienstes nicht gebrochen worden. Mag er im Volk als der reckenhafte Kriegsmann fortleben: das Feinste, Persönlichste in ihm kann Der nur empfinden, der ihn im schwarzen Rock gesehen und gehört, den leisen Adel seiner Bewegung und die bezaubernde Grazie seiner Rede bewundert hat. Auf dem Exerzirplatz konnte der starke Wille und die geschmeidige Staatskunst nicht reifen, deren Vereinigung die Schöpfung des Reiches erst möglich machte.

Die Armee hat ihm viel zu danken. Als er kam, herrschte die dem Heer feindliche Demokratie, der Fall Sobbe-Putzki hatte die Gemüther erregt und die Offiziere waren kaum vor öffentlicher Beschimpfung sicher; als er ging, war der Rock des Königs zu so hohem Ansehen gelangt, daß ein General für die Leitung der höchsten Reichsgeschäfte ausersehen werden konnte. Drei ruhmreiche Kriege waren geführt, die bei den am Hof lebendigen augustenburgischen, österreichischen und französischen Sympathien nur ein Mann von dem Muth

und der Willenskraft Bismarcks verantworten und durchsetzen konnte, und dem deutschen Heer war die Bewunderung einer Welt gewonnen. Dennoch gab es in der Armee stets eine dem Leiter der preußischen Politik widerstrebende Strömung. Nach dem nikolsburger Frieden, der zuerst sogar dem König nicht die den raschen und glänzenden Erfolgen des Feldzuges entsprechenden Vortheile zu bringen schien, konnte man Stimmen hören, die unwillig raunten, die Feder habe wieder einmal verdorben, was vom Schwert glorreich erobert worden sei. Auch später noch schimpften einzelne Offiziere gern auf den strategischen Dilettanten und vor dem Kriege gegen Frankreich wurde vom König das Versprechen erbeten, daß diesmal Bismarck auf die Kriegführung und den Friedensschluß keinen Einfluß erlangen dürfe. Als der Eisenbahnzug den Bundeskanzler über die Grenze trug, vernahm er, wie nebenan die Generale ihrer Freude darüber Luft machten, daß der uniformirte Civilist sie nicht wieder stören würde. Die Schwierigkeiten, denen er begegnete, als er im November 1870 zur Beschießung der französischen Hauptstadt drängte, und die Anklagen, die sich gegen ihn richteten, weil er leichtfertig auf Belfort verzichtet habe, stammten aus ähnlichen Stimmungen. Den Kommißsoldaten blieb er immer ein Fremder und sogar die intelligenteren Truppenführer konnten sich nur schwer in den Gedanken finden, daß der Blick des Staatsmannes, der die politischen Konsequenzen jedes Geschehens und Unterlassens umfaßt, über militärische Augenblickserfolge hinaussehen muß. Doch auch diese Verblendung wich im Wechsel der Zeit und heute lebt in jedem deutschen Soldaten das Gefühl ehrfürchtiger Dankbarkeit für den Kameraden im Sachsenwald. Die Armee bewundert in ihm die höchsten militärischen Tugenden: das gespannte Ehrgefühl, den von keiner Gefahr zu schreckenden Muth, die freudige Bereitschaft, Alles an die gemeinsame Sache zu setzen; und sie ist stolz darauf, daß er an Festtagen die Uniform und den Pallasch des Reiteroffiziers trägt.

Ganz aber wollen wir Civilisten ihn uns auch nicht für eine kurze Woche rauben lassen. An seinem militärischen Ehrentage mag der General dem Heere gehören; den Genius wollen wir an der Schwelle des neuen Lebensjahres begrüßen. König Friedrich, Preußens großer Feldherr, ließ in dem runden Saal des Schlosses Sanssouci die Büste Karls des Zwölften von Schweden zu Füßen der Muse aufstellen, um zu zeigen, wie gering er einen Mann schätze, der nichts Anderes war als ein Soldat. Was wäre uns Otto Bismarck, wenn wir ihn neben Karl stellen müßten? Man kann das Heer achten, die militärischen Einrichtungen, die so viel Entsagung, Muth und Selbstlosigkeit fordern, bewundern und in ihnen das bisher unübertroffene

Mittel zur Massenerziehung sehen, — und muß dennoch gestehen, daß diesem steinigen Boden die feinste Blüthe der Menschennatur nicht entsprießt. Bismarck braucht nicht erst der Muse geweiht zu werden, denn in ihm lebt längst schon der musische Geist; und das Auge, das auf den Gestalten der großen Willensmenschen nicht gern verweilt, kann zu dem lyrisch gestimmten Naturfreund hinüberschweifen, der in Frankfurt die Leere und Enge eines mit Titeln und Ehren geputzten Daseins so schmerzlich empfand und an die Frau, der er eben sein Leid geklagt hatte, tröstend schrieb: „Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegentheil: es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelb werdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, Alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt." Es ist das Glück reicher Naturen, daß sie die Möglichkeit vielseitiger Betrachtung und mannichfach nuancirter Liebe gewähren... Herr Christoph von Tiedemann hat jüngst „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" veröffentlicht; ein hübsches, anheimelndes Buch, das ein zwar ein Bischen nüchternes, aber gut gesehenes und ohne täuschende Höflingskunst ausgeführtes Bild des Helden giebt. Der Verfasser hält sich, nach seiner leidenschaftlosen Preußenart, an den klugen, von keiner Tünche der Konvention beirrten Politiker, der aus der Summe des Möglichen in der entscheidenden Stunde stets das Nothwendige herauszufinden vermochte; aber er schreibt, da er sich ehrlich bemüht, im Bilde die Wesenszüge des Originals wiederzugeben, auch den Satz: „Sein Gesichtskreis ging weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus und er war völlig frei von dem Chauvinismus der vulgären Vaterlandsliebe; er nannte sich selbst wiederholt einen Europäer." Kann ein General ein Europäer sein? Und darf man den Ragenden, der ein europäischer Minister wurde und doch der sichtbarste Repräsentant des Preußenthumes blieb, in die Schranken der militärischen Pflichtensphäre verweisen? Daß man es that, daß man von dem Manne, der auf dem Marktplatz zu Jena sprach, den blinden und stummen Gehorsam des Soldaten forderte, bewies nur, wie wenig sein innerstes Wesen in der Masse der Volksgenossen erkannt worden war. Ein hoher Herr wollte den General damals nach Spandau schicken. Auch unter den Gratulanten aber, die jetzt dem General huldigen, wird Mancher wohl finden, daß Deutschland dem greisen Fürsten für das nach seiner Entlassung als nie ermüdender Warner Geleistete zu nicht geringerem Dank verpflichtet ist als für die schweren und dem Sinn des Altpreußen doch bequemeren Thaten, die in die Spiegelgalerie des versailler Schlosses und zur Krönung des Deutschen Kaisers führten.

♣

Aerztliche Kunst.*)

Goethe läßt in den „Wahlverwandtschaften“ den Hauptmann zu Eduard und Charlotte, die einen Arzt für ihre Besitzung haben wollen, sagen: „Ich kann hierzu einen mir bekannten Feldchirurgus empfehlen, einen vorzüglichen Mann in seinem Fach und der mir auch in der Behandlung heftiger innerer Uebel mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt.“ Damit hat Goethe das Problem gestellt, das uns auch heute noch beschäftigen sollte. Er spricht von einem einfachen Arzt, einem Feldchirurgus, der nach der Beschreibung offenbar ziemlich viel konnte, nicht allzu viel Ueberflüssiges wußte und durchaus keine Berühmtheit war. Mir schien, nach dem angeführten Ausspruch, stets, als müsse der große Dichter am eigenen Leibe erfahren haben, daß die Berühmtheit, worunter hier die wissenschaftliche Berühmtheit (Autorität!) zu verstehen ist, nicht immer eine Gewähr für wirklich ärztliche Kunstleistung ist. Die heutigen Aerzte sind, als Resultate der bisherigen Ausbildung, recht oft das Gegentheil von dem vorzüglichen Mann Goethes. Man muß von der wissenschaftlichen Celebrität und Autorität absehen. Die Chirurgen von heute sind gewöhnlich nicht mehr im Stande oder gewillt, bei dem geringsten „inneren Uebel Genüge zu thun“. Und wenn man die Aerzte ins Auge faßt, die bei „inneren Uebeln Genüge thun“ oder wenigstens den Willen haben, in ihrer Art dabei Genüge zu thun, so sind sie meist sicher in chirurgischen oder anderen Fächern nicht „vorzügliche Männer“. Und so geht es fort. Allgemein bekannt ist ja heutzutage, und zwar nicht nur vom Hörensagen, Annonciren u. s. w., sondern aus eigener Erfahrung, daß sich die ärztliche Kunst im Laufe der letzten Jahrzehnte in eine Reihe von Spezialitäten getheilt hat, daß diese Spezialitäten wieder getheilt und abgebröckelt oder eingeengt worden sind und daß die Neigung besteht, sie noch weiter zu theilen. So ist es dahin gekommen, daß ein einigermaßen gut situirter, auf sein körperliches Wohl bedachter Mann, der mit Erkrankungen verschiedener Theile, Glieder, Organe gerade Glück hat, unter Umständen in der

*) Schweninger hat während der letzten Monate, seit die Sorge für seinen größten und geduldigsten Patienten ihm etwas mehr Muße ließ, ein paar populäre Vorträge gehalten, nicht, um, wie freundliche Beurtheiler gewispert haben, für sich Reklame zu machen — er kann, trotz seiner riesigen Arbeitkraft, die Pflichten kaum bewältigen, die seine Praxis ihm aufbürdet, und muß oft genug abwehren, braucht also wirklich keinerlei Reklame —, auch nicht, um, wie Andere gemeint haben, die Kollegenschaft zu beschimpfen und sich als den einzigen großen Arzt hinzustellen — er ist stets bereit, jedes Verdienst anzuerkennen, und weiß, daß im Stillen viele gute, gewissenhafte Aerzte wirken —, sondern, um der Sache zu nützen, der er sein Leben geweiht hat, und dem Ziel der deutschen Aerzteschule näher zu kommen, von der er hier schon früher gesprochen hat. Auf die Bitte des Herausgebers hat er nun einzelne Anregungen, die er in seinen zwanglosen Plaudereien gab, aufgeschrieben.

Lage ist, einem ganzen Stabe von Aerzten Gewinn bringende Beschäftigung zu geben. Als ob der Mensch nicht aus einem wohlorganisirten, sich gegenseitig bedingendem Ganzen, sondern aus einer Anzahl einzelner Stücke und Glieder bestehe, die frei in der Luft schweben, mit einander keine Verbindung haben und deshalb als vom übrigen Körper losgelöst zu betrachten und einzeln zu behandeln sind, — etwa wie die einzelnen Theile einer Maschine! Daß diese Art der Behandlung nicht die richtige ist, sollte man nicht besonders zu betonen brauchen. Abgesehen davon, daß es zu umständlich und kostspielig ist, wird durch solches Auseinanderhalten der ärztlichen Kunst und humanen Thätigkeit die Gesundheit des Einzelnen wie der Gesammtheit recht oft schwer geschädigt.

Dem gegenüber erstrebte ich von je her, daß wir Aerzte unsere Kunst wieder sammeln und zusammenfassen; und wenn ich den bisherigen Verlauf meiner durch andere Berufspflichten noch wesentlich eingeschränkten Bemühungen überblicke, so kann ich wohl sagen, daß das Bestreben nicht ganz ohne Erfolg geblieben ist. Eine erhebliche Reaktion in dem von mir ersehnten Sinn macht sich mehr und mehr geltend, die nur in bedauerlicher Weise Mißverständnisse und Halbheiten zeigt, — vielleicht, weil man sich die Sache nicht an der Quelle ansieht. Aber es ist nicht zu leugnen: viele Aerzte „schweningern", wenn sie es auch einstweilen noch nicht immer zugeben wollen. Schon lange werde ich nicht nur von Freunden und Schülern darauf aufmerksam gemacht, daß man in der Praxis vielfach auf die — freilich nicht immer human, individuell und künstlerisch richtige — Anwendung meiner Grundsätze und Lehren stoße, sondern es bietet sich manchmal auch die Gelegenheit, in gelehrten Vorträgen und wissenschaftlichen Werken die Spuren meiner Anschauungen zu erkennen. Ich bin zufrieden, daß es so ist, und habe durchaus nicht den Ehrgeiz, als Urheber genannt zu werden. Aber noch etwas Anderes „schweningert" in dem üblen, mir unsympathischen Sinn, der bei dem Namen Schweninger sofort an Kur, Fettsucht und Entfettung denken läßt. Und dieses Andere ist unsere geliebte ärztliche Kunst und Wissenschaft. Das hochwissenschaftliche Fettpolster, das den Arzt äußerlich so blühend und innerlich etwas hinfällig macht und an der freien Bewegung allzu sehr hindert, ist allmählich geschwunden und die Muskulatur ärztlichen Könnens ist mehr in den Vordergrund getreten. Trotzdem diese Entfettungskur von so augenscheinlichem Erfolge begleitet war, muß ich doch immer wieder erklären, daß die Entfettung nicht meine Spezialität ist, daß es überhaupt keine Schweninger-Spezialität und Schweningerkur giebt. Aber gewisse Annahmen und Vorstellungen, die sich einmal eingenistet haben, einerlei, woher sie kamen, sind unausrottbar. Wenn man sie dementirt und niedergeschlagen glaubt, weil ihre Unhaltbarkeit klar erwiesen ist, so stehen sie doch wieder auf und müssen von Neuem bekämpft und niedergeschlagen werden. Zu diesen Vorstellungen gehört offenbar der Wahnbegriff einer Schweningerkur.

Hundertmal in nachdrücklichster Weise bekämpft und geleugnet, kommt der alte Unsinn, die alte Dummheit oder Bosheit doch immer wieder zum Vorschein. Die Welt hat mich nun einmal zum Kur- und Fettdoktor gemacht und eine gewisse „Kollegenschaft" in neuerer Zeit auch noch zum Reklamedoktor, unlauteren Wettbewerber, — sie, die manchmal nur eine beklagenswerthe, falsche und gefährliche Kollegialität auf ihre Fahne schreibt und ihr das Wohl des Kranken nicht selten opfert. Ich bin aber weder Kur- noch Fettdoktor oder sonst Etwas ähnlicher Art und betone Das nur deshalb immer wieder besonders, weil ich im Arzte einen humanen Künstler sehen und erziehen will, der nur kranke Individuen kennt und von „Krankheiten" im allgemeinen Sinn — oder Unsinn — nichts wissen will. Fettsucht und Schwindsucht können die selben Ursachen haben und unter Umständen die selben oder ähnliche Maßnahmen erfordern. Und Fettsucht und Fettsucht oder Schwindsucht und Schwindsucht oder Zuckerruhr und Zuckerruhr oder Gicht und Gicht können die verschiedensten Dinge sein und die verschiedenste Behandlung nöthig machen. Es kommt nicht — oder nicht hauptsächlich — auf die Krankheit, sondern auf den Kranken an. Und so wiederhole ich feierlich: Das Gerede von der Schweningerkur ist Unsinn.

Trotz der mit Befriedigung festzustellenden heilsamen Reaktion im Handeln der Aerzte und besonders der jüngeren Kollegen und meiner Schüler bleibt noch unendlich viel zu thun. Zunächst ist das Publikum zu entsprechender Mitwirkung berufen. Es soll sich keineswegs passiv verhalten und den Arzt einfach über sich ergehen lassen, wie er eben ist und ihm vom Schicksal gesandt wurde, oder wie er ihm als fertiges, unabänderliches Ideal vorschwebt. Es soll sich aber auch hüten, den Arzt in falsche Bahnen zu drängen, was heutzutage so häufig geschieht, und so einen sonst gewiß berechtigten Einfluß auf den Arzt in der unheilvollsten Richtung zu üben. Ich wiederhole in dieser Beziehung den auch von anderer Seite bestätigten Satz: Das Publikum hat immer die Aerzte, die es verdient, — und umgekehrt. Wie verhält sich denn das Publikum zum Arzt? Es verlangt vor Allem einen lateinischen oder griechischen Namen, will wissen, ob der Zustand gefährlich ist, welches Mittel, welches Bad gegen die „Krankheit" anzuwenden und ob Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden ist. Aber weder der Name der Krankheit noch die Angabe, ob der Zustand gefährlich ist, nützt dem Kranken; jedenfalls ist solches Wissen ihm ganz unnöthig, manchmal sogar sehr gefährlich. Arzt und Kranker müssen Hoffnung haben und erhalten. Einen offiziell aufgegebenen Kranken darf es für den humanen, wirklichen Arzt nicht geben, wenigstens keinen, dem man, wie es leider nur zu oft vorkommt, Das sagt oder den man es durch bedenkliche Mienen oder Achselzucken merken läßt. Hat der Arzt wirklich die Ueberzeugung, daß der Zustand seines Kranken den Gedanken an Genesung ausschließt, dann beginnt erst die schönste, bedeutendste Seite seiner Thätigkeit, in der er dem Kranken zur Seite

steht, sein Tröster, Helfer, Pfleger, Schmerzstiller, Hoffnungerwecker wird. Jeder Tag, jede Stunde, die er dem Leben des Kranken hinzuzufügen und — was die Hauptsache ist — relativ lebenswerth zu machen vermag, ist die schönste Errungenschaft, der herrlichste Lohn des ärztlichen humanen Künstlers. Der Arzt, dem in solchen schweren Fällen nicht die Kräfte wachsen, der hier nicht seinen Mann zu stehen vermag, soll lieber einen anderen Beruf ergreifen. Das Publikum ist berufen, auf den Arzt zu wirken, es soll klagen und seine Leiden schildern, dafür Theilnahme, Verständniß und Rath sich holen, aber weder von der „Krankheit“ noch von der eigenen Ansicht über die „Krankheit“ sprechen, da diese Ansicht doch meist falsch und jedenfalls nebensächlich ist. Ansichten sich zu bilden, ist Sache des Arztes, der nicht mit müssigen Fragen gequält werden soll; dagegen soll der Kranke auf Das, was der Arzt ihm sagt, hören und diese Anordnungen pünktlich befolgen. Der Kranke muß das Seine dazu thun, damit er wieder gesünder wird; er muß sich mehr für Das interessiren, was der Arzt ihm sagt, als für Das, was er dem Arzt sagt, der ihn zur gewissenhaften Mitarbeit an der Genesung erziehen soll. Wie meilenweit sind Aerzte und Publikum von dieser Auffassung oft entfernt, — namentlich, wenn sie vor Allem Kürze und Bequemlichkeit des Verfahrens erstreben! Ihnen schwebt gar zu häufig der „Beichtzettel“ vor, der nach endlosem Sündigen die Befreiung vom Uebel mit einem Schlag bringen soll. Der Arzt ist aber kein Zauberkünstler, der mit einem Schlagwort, einem Rezept oder nach der Art indianischer Medizinmänner mit Schlangenzähnen, Leichenfett und sonstigem Unrath oder durch Besprechung das Leiden fortbringen kann. Ein Wundermann soll der Arzt ja freilich in gewisser Beziehung sein, einer, der durch die Macht seines persönlichen Einflusses dem Kranken unbedingtes Vertrauen giebt und ihn, was oft beinahe wirklich so schwer wie ein Wunder ist, zum Gehorsam und in vernünftige, sachgemäße Bahnen bringt. Aber ein Zauberer oder indianischer Medizinmann, der den in seiner Sünden, seiner Laster, seines Unverstandes Maienblüthe unverbesserlich Dahinlebenden durch Zauberkunst von seinen Gebresten befreien kann, ist er nicht und soll er nicht sein. Und gerade Das eben ist es leider, was das Publikum, wahrscheinlich, weil es das Bequemste, wenn auch Dümmste ist, im Arzt immer wieder sucht.

Wenn man die Geschichte der ärztlichen Kunst und Wissenschaft studirt, so findet man, daß es zu allen Zeiten so war. Immer wieder hat die Kunst und später auch die Wissenschaft sich auf den Versuch eingelassen, diesem Verlangen des Publikums entgegenzukommen, und immer wieder sind nur die Schulen und Aerzte die guten gewesen, die sich dieser Zumuthung widersetzten und nach anderer Richtung muthig ihren eigenen Weg gingen. Sieht man genauer zu, so ist es auch heute wieder so; auch jetzt wieder verlangt man von den Medizinmännern ein Wunder, einen Zauber, der den Menschen ohne ihr Zuthun, als ein Geschenk, Gesundheit und Wohlsein garantiren soll.

Der modernste Medizin-Zauber ist die Hygiene. Die Hygiene — an sich vorzüglich und als Wissenschaft in der blühendsten Entwickelung — ist in ihrer Anwendung in der Praxis und im Leben genau der alte Unfug in neuer Verbrämung. Jetzt ist der Bacillus als der böse Feind und der üble Einfluß von außen erkannt, auf ihn wird Jagd gemacht, er muß ferngehalten und vernichtet werden. Als wenn man den Menschen pilzdicht machen könnte oder als ob der Bacillus im Weltall nicht die selbe Existenzberechtigung hätte wie der Mensch! So ist man schließlich auf dem schönsten Wege, dem Menschen Muth und Vertrauen in seine ihm von Haus aus innewohnende Widerstandsfähigkeit völlig zu rauben und ihn so schlapp und ängstlich zu machen, daß er jedem Coccus, Cocculus und Bacillchen zur Beute wird. Es ist ja jetzt schon so weit, daß z. B. im vergangenen Jahr ein Arzt allen Ernstes den Vorschlag gemacht hat, luftdichte Häuser aus starkem Glas zu errichten, die Luft nur durch besondere Klappen einzulassen, zu wechseln und zu filtriren und damit den etwa in der Luft befindlichen Bacillus aus dem häuslichen Leben auszuschalten. In ein solches modernes hygienisches Haus kommt dann freilich auch kein heller Sonnenstrahl, kein frischer Luftzug. In künstlich gereinigter Luft, bei gedämpftem Licht muß der Mensch als ein erbärmliches, kümmerliches Wesen dahinvegetiren; und käme er heraus, dann fiele er jedem Lüftchen zur Beute, — denn draußen geht das Filtriren eben nicht. Ein solches Haus mit Glaswänden und filtrirter Luft ist eigentlich auch die ganze moderne praktische Hygiene. Statt den Menschen widerstandsfähig zu machen, wickelt man ihn womöglich in Watte, raubt dem Körper geflissentlich die in ihm ursprünglich vorhandene Fähigkeit, dem Uebel zu widerstehen, und überantwortet ihn so erst recht dem Verderben. Diese unheilvolle Bahn muß verlassen werden. Fort mit dem Jahrhunderte alten Medizinzauber und Medizinwunder! Fort mit den Glaswänden und Luftfiltern! Herbei dagegen mit Sonne, Luft, Licht, Wasser, — nicht nur kaltem! Denn nicht Abgeschlossenheit, nicht durch Bacillenfurcht und andere Dinge beschränkte Bewegungfreiheit können dem Menschen nützen, sondern freie Bethätigung, frische Bewegung und dadurch erhöhte Widerstandsfähigkeit müssen wir zu erreichen suchen.

Den Massen, die nicht den richtigen Weg in der angegebenen Weise wandeln wollen, ist ja nicht zu helfen; aber das Häuflein, das den Willen hat, aber den Weg nicht findet, weil er ihm nicht gewiesen wird, gilt es, zu belehren. Und in dieser Beziehung könnte recht oft auch die Presse sich ganz beträchtliche Verdienste erwerben. Viel ist zwar schon geschehen und erreicht. Wenn ich zurückblicke, kann ich immerhin zufrieden sein. Anfangs schwamm ich ziemlich allein gegen den Strom; heute schon wirke ich in der selben Richtung mit einer Reihe ausgezeichneter wissenschaftlicher und ärztlicher Freunde. Doch ist, wie gesagt, noch sehr viel zu thun. Ich denke daran, an der Hand

von über 200000 Krankengeschichten und Notizen den Beweis zu führen, wie sehr die Thatsachen für die Richtigkeit meiner Ansichten und Aeußerungen sprechen. Das große gesammelte Material ist um so interessanter für die Verwendung, als es seit Jahren zum weitaus größten Theil von Kranken gesammelt wurde, die in Folge hartnäckiger schwerer Leiden aller Art die ganze offizielle und manchmal auch nicht zünftige „Welt der Kuren" abgeklappert hatten, ehe sie zu mir kamen, und die sehr häufig zu den offiziell „Aufgegebenen" gehörten. Da nun die Gemeinde trotzdem sehr zahlreich und rüstig ist und gerade die Aufgegebenen vielfach heute zu den kräftigsten Stützen dieser Gemeinde zählen, so spricht Das immerhin dafür, daß man nicht stets zu sterben braucht, weil man von Autoritäten „aufgegeben" worden ist.

Einzelne Aerzte haben gesagt, wenn der Arzt an der Erhöhung der Volksgesundheit mitwirke, so säge er gewissermaßen selbst den Ast ab, auf dem er sitze. Und man hat, um diesen Nachtheil auszugleichen, die Verstaatlichung des ärztlichen Berufes vorgeschlagen. Ich will auf die Frage der Verstaatlichung hier nicht weiter eingehen. Aber die erwähnte Befürchtung scheint mir überflüssig. So viel ich sehe, nehmen die Kranken, Aerzte, Pfuscher, Heil- und Wundermittel immer noch zu und der Tag ist wohl noch recht fern, an dem mit dem letzten Kranken auch der letzte Arzt verschwindet. Wir selbst erleben dieses Ereigniß gewiß nicht mehr, unsere Enkel auch nicht, — und so brauchen die Aerzte von heute in dieser Beziehung sicher nichts zu fürchten. Sie könnten also ruhig mitwirken, um das Ziel zu erreichen, das mir bei meiner Thätigkeit vorschwebt. Dieses Ziel ist: das Volk, uns Alle, zu größerer Gesundheit und zu ernster Mitarbeit daran zu erziehen, den Mitbürgern zu zeigen, wie man auch unter unerwarteten, ungünstigen Umständen ganz gut noch zu existiren vermag, das Gebiet der Krankheiten einzuschränken und, wo sie unvermeidlich sind, sie sachgemäß zu behandeln und zu bekämpfen. Von diesem Ziele trennt uns aber noch eine weite Strecke. Die Welt ist noch krank, es giebt noch Heere von ewig Kranken. Die Menschen sind an der Kunst der Aerzte irr geworden, sie nehmen in Schaaren zu Pfuschern und Geheimmitteln ihre Zuflucht, und wenn sie sich an Aerzte wenden, so werden diese als Gewerbetreibende betrachtet und behandelt und oft ungenügend entlohnt, zum Theil, weil der Besitz den Patienten bei dauernder Arbeitlosigkeit, kostspieligen Medikamenten u. s. w. vielfach verloren geht. Um hier Abhilfe zu schaffen, dazu reichen die Kräfte eines Einzelnen nicht, reicht selbst das vereinte Wirken Vieler nicht aus. Es gilt, das System zu ändern; die ärztliche Kunst muß auf einen anderen Standpunkt gebracht werden, die Schulung des Arztes muß eine andere werden. Heutzutage werden Mediziner, Wissenschaftler, Anatomen, Handlanger und Reklamemacher für chemische Fabriken, Röntgenstrahler, Bacillenzüchter herangebildet, selten aber Aerzte. Was ich mit der Aerzteschule erstrebe, ist: die jungen Leute

wie die Soldaten von der Picke auf dienen, am Krankenbett mitarbeiten, lernen und fühlen zu lassen; da sollen sie zeigen, ob sie zu einem Heildiener, Heilgehilfen, Heilwärter oder zu einem Heilkünstler avanciren können. Und noch Eins bezwecke ich mit dieser Schule, was ich an einem Beispiel aus der chemischen, der Farben-Industrie erläutern möchte. Vor beinahe zwei Jahrzehnten (1881) hat bekanntlich Professor Bayer gezeigt, wie Indigo auf künstlichem Wege herzustellen ist. Aber das Produkt war zu theuer, nicht allgemein anwendbar und deshalb nicht konkurrenzfähig. Der ostindische Indigo behauptete den Markt. Erst jetzt, nach vielfachen Fehlschlägen, ist es der ludwigshafener Anilinfabrik gelungen, einen Indigo herzustellen, der allen Anforderungen genügt. So haben sich seit Jahren überall in der Farbstoffindustrie Theorie und Praxis, einander kontrolirend und ergänzend, unterstützt und diesem Zusammenwirken hat besonders die deutsche Farbenindustrie ihre schönen Erfolge zu verdanken. Ein ähnliches Ineinandergreifen, ein ähnliches Sich-Ergänzen von Theorie und Praxis erstrebe ich auf ärztlichem Gebiet. In der Medizin hat besonders in neuerer Zeit die Wissenschaft die Praxis vollständig gegängelt. Die Wissenschaft ist nicht durch die Praxis, nicht durch das Können ergänzt und kontrolirt worden. Was in den Heimstätten der Forschung, in den Laboratorien ersonnen wurde, wird nicht im wechselvollen Leben, sondern in der Klinik, einer anderen Heimstätte der Wissenschaft, erprobt. Die wirklichen Aerzte, deren es draußen in der Praxis sehr gute und sehr gewissenhafte giebt, kommen eigentlich gar nicht zum Wort. Mit Arbeit überhäuft, aus Mangel an Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen, haben sie mehr oder minder geschwiegen, statt der Wissenschaft gegenüber die ihnen gebührende Stimme und Stellung zu fordern und einzunehmen. In meiner Aerzteschule will ich dem ärztlichen Können, der ärztlichen Kunst, dem humanen Bestreben gegenüber dem Wissen wieder zum Wort verhelfen und der Spezialität Arzt wieder die ihr gebührende Stellung einräumen. Meine Achtung vor der Wissenschaft ist gewiß hoch; Niemand kann sie höher achten. Aber die Kontrole der Forschungresultate der Wissenschaft, die Entscheidung über die Uebertragung dieser Resultate in die ärztliche Kunst zum Zweck der Praxis muß Sache der ärztlichen Künstler bleiben.

So gedenke ich Theorie und Praxis zu vereinen, so die bestehende Kluft zwischen Wissen und Können auszufüllen und zwischen Beiden eine Verbindung anzubahnen, die mir der Aerzte würdig, für die Reform der ärztlichen Ausbildung und für die Neugestaltung der ärztlichen Kunst nothwendig erscheint.

Ernst Schweninger.



Kapitalismus und Sozialismus.

Kann man, ohne Aenderung der Grundlagen der ökonomischen Struktur, die politische Macht erobern, wenn man vorher alle Unzufriedenen in eine einzige große Gruppe zusammengeschmiedet hat? Das ist die Frage, von der die Zukunst der Sozialdemokratie abhängt. Die Marxisten bejahen sie und ich habe immer gefunden, daß man sich in ihrem Lager der ganzen Tragweite dieses Gedankens bewußt ist. Die Marxisten wissen, daß für den Sozialismus, wie sie ihn nun einmal auffassen, Alles davon abhängt, ob man in den Hauptstaaten Europas die Aussicht auf Eroberung der politischen Macht besitzt. Es handelt sich natürlich nicht um eine sofortige und direkte Besitzergreifung, sondern um eine approximative Annäherung, um eine stetig anwachsende, immer mehr Allen sichtbar werdende Tendenz zur Sozialisirung der politischen Maschinerie. Mit vollem Bewußtsein verkündet der Marxismus, die politische Bewegung habe in den Vordergrund zu treten, der Gewerkschaft-Sozialismus hingegen müsse sich einstweilen hübsch ruhig verhalten. Das ist die eiserne Konsequenz, ist die gut geschulte konkrete Logik der praktisch politischen Vertreter eines trotz aller metaphysischen Verbrämung sehr durchdachten Systems. Nehmen wir nun, ganz im Sinne dieses Systemes, an — woran wir eigentlich nicht im Traume glauben —, daß alle Geschichte sich nur auf der Verlängerunglinie der Produktion bewegt, daß alle noch so verfeinerten und komplizirten Seelenvorgänge bewußte oder unbewußte Ausdrücke des Klassenkampfes seien; nehmen wir ferner an, was auch nicht den Thatsachen völlig entspricht, daß überall, selbst in England und der Schweiz, alle Unzufriedenen sich in einen sozialen Körper zusammenballen werden, und fragen wir uns: Ist dann die Tendenz zur Eroberung der politischen Macht sichtbar, ist die Sozialisirung der politischen Maschinerie wahrscheinlich, ist sie überhaupt möglich?

Es ist dabei selbstverständlich, daß der Marxismus von der Ansicht ausgeht, in den meisten Staaten Europas sei die wirthschaftliche Grundlage bereits mehr oder minder durchwühlt und erschüttert, die ökonomische Struktur selbst genügend angegriffen, gleichsam reif für die politische Aktion. Der Marxismus ist eben nur die Doktrin der reinen Politik bei bereits morschen wirthschaftlichen Zuständen, des großen operativen Eingriffes in einen kranken politischen Organismus. Worin soll diese Operation nun bestehen? Wie kann man die politische Macht überhaupt erobern? An welchem Punkte soll der Einbruch des Sozialismus in den kapitalistischen Staat erfolgen? Das sind bange Fragen für den Marxismus. Allerdings, der taktische Grundgedanke scheint so einfach, so klar, so einleuchtend: man gebrauche eben weiter den Stimmzettel. Das ist gleichsam die Grundformel aller jener rein poli-

tischen Rezepte des Sozialismus. Wie ist es denn bis etzt gegangen? Man hat fleißig agitirt und es sind Tausende von Stimmen gewonnen worden. Man braucht ihrer noch so und so viele, — und die Feste ist erobert. Eine Majorität, — und der Staat ist in den Händen der Sozialdemokraten! Was giebt es Einfacheres? Das ist die Logik der Bebel und Liebknecht.

Nehmen wir nun an, daß mit Ausnahme eines Theiles der Kleinbauern in der That die Unzufriedenen sich überall in die Sozialdemokratie einreihen und daß sie in allen europäischen Staaten in der nächsten Zukunft — etwa zehn oder fünfzehn Jahren — in schön geordneten Reihen kampfbereit aufmarschiren. Was dann? In wirklich parlamentarischen Ländern wird der Berathungskörper ihnen gehören. Sie werden selbst ein Ministerium bilden. Ist hiermit die Schlacht gewonnen, der operative Eingriff in den faulen Gesellschaftkörper dadurch erfolgt? Ist denn jedes Ministerium allmächtig oder auch nur immer regirungsfähig? Ist die äußere Besitzergreifung des Staatsapparates mit der wirklich dauerhaften, inneren identisch? Das Ministerium Bourgeois herrschte einige Zeit in Frankreich. Hat es radikale Maßregeln durchgeführt? War der Klerikalismus deshalb schwächer? Sogar ein Sozialist saß in in jenem Kabinet. Wurden darum soziale Reformen durchgeführt? Auch in einem Lande mit starken demokratischen Traditionen bedeutet selbst die verhältnißmäßig dauerhafte Herrschaft einer Partei nicht die Durchführung ihrer reformatorischen Pläne. In manchen Kantonen der Schweiz regirt eine Art sozialpolitischer Demokratie. Werden in der Schweiz etwa viel mehr soziale Reformen größeren Stils durchgeführt als im England der Tories oder unter der Herrschaft des ehemaligen Ministeriums Rosebery, wo der sozialreformatorisch gesinnte Asquith mit altliberalen Ministern um jede Reform im heftigsten Streite lag? Natürlich ist die Form der kapitalistischen Herrschaft in der Schweiz verschieden von der anderer Länder. Aber wer längere Zeit dort gelebt hat, wird wissen, daß der folgende Ausspruch, den ich einmal im baseler „Vorwärts“ gelesen habe, der Wahrheit entspricht: „Wenn man bedenkt, daß ein Schweizer sein Gewehr mit so und so vielen Patronen zu Hause stehen hat, wenn man ferner bedenkt, was der Schweizer nicht Alles sagen und schreiben darf, so wird man sehr erstaunt darüber sein, wie stark trotz Alledem die Cliquenherrschaft, der Terrorismus des Geldsackes, ja selbst einzelner mächtiger Familien noch ist, und wird finden, daß der Kapitalismus in der Schweiz angesichts der großen Freiheit eigentlich drückender ist als im waffenstarrenden, bureaukratischen Preußen.“

Aber die übrigen parlamentarischen Staaten werden den Demokratismus der Schweizer selbst in ein oder zwei Dezennien noch nicht erreicht haben. Das lernt sich nicht rasch. Die Unzufriedenen werden zuerst in kleinen Häuflein, dann in hellen Schaaren sich von einer sozialistischen Regirungpartei

scheiden, die trotz allem Talent unfähig sein wird, durch das bloße Einträufeln sozialpolitischen Oeles die rein kapitalistische Maschine in Bewegung zu setzen. Man will durch einen politischen operativen Eingriff das kapitalistische Geschwür entfernen, — und es wuchert fleißig fort. In der Oekonomie wie in der Medizin gilt es eben, die Ursachen der Wucherung frühzeitig zu entdecken; die Operation kommt in schweren Fällen meist zu spät. Einer sozialistischen Staatsverwaltung der Zukunft wird es sicherlich so gehen wie den sozialdemokratischen Gemeindeverwaltungen heutzutage. Diese müssen sich fast immer auf eine Sozialpolitik temperirter Art und mittleren Stils beschränken, da sie in einer kapitalistischen Atmosphäre leben. Diese kapitalistische Atmosphäre wird für lange Zeit noch vorhanden sein, und bis die sozialdemokratische Regirungpartei der Zukunft sie überwinden wird, werden die Unzufriedenen zum Theil nicht mehr in ihrem Lager sein und die Majorität wird in andere Hände übergehen. Friedrich Engels läßt Marx in seiner Schrift über Morgan sagen, daß die soziale Form den sozialen Inhalt überdauere. Das ist sicher richtig, aber eben so richtig ist, daß der soziale Inhalt nicht sofort der Gewalt der politischen Formen weicht. Wie lange hat es gedauert, bis der Feudalismus seine Herrschaft abgetreten hat, und wie mächtig sind seine Ueberreste noch heute! Man blicke zum Beispiel nach Oesterreich. Weder politisch noch ökonomisch herrscht da der reine Kapitalismus. Noch ist Schwarzenberg in zweifacher Hinsicht mächtiger als Rothschild und im böhmischen Landtag hat es sich ja jüngst gezeigt, wie Czechen und Deutsche vom Feudaladel an der Nase herumgeführt werden. Könnte die sozialdemokratische Partei der Zukunft auf eine längere Dauer rechnen, sie würde schließlich auf rein politischem Wege die noch vorhandene ökonomische Herrschaft des Kapitalismus untergraben; aber an Zeit wird es ihr eben fehlen. Einstweilen wird ihre nur politische Herrschaft an zu kurzem Athem zu Grunde gehen. Denn Unzufriedene sind keine Fanatiker. Sie verlassen bald die Fahne. Ferner vergesse man nicht, daß es noch eine Agrarfrage und giebt daß wir angenommen haben, ein Theil der Kleinbauern werde gegen die Sozialdemokratie Stellung nehmen. Kurz, die sozialdemokratische Regirungpartei der Zukunft würde unter diesen Umständen regiren, aber nicht herrschen, verwalten, aber nicht reformiren, sich geraume Zeit am Ruder behaupten, aber nicht triumphiren. In nicht parlamentarischen Ländern würde man auf die Revolution von unten mit einer Revolution von oben antworten, die ganz anders aussehen dürfte, als sie sich in den Köpfen der Sozialdemokraten sowohl als der Gesellschaftretter von Beruf malt. Nicht der plumpe, brutale Gewaltstreich würde erfolgen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach die Bekämpfung des sozialdemokratischen Parlamentarismus durch die thatsächliche Macht des Kapitals. Man ließe den Sozialismus einfach im Parlament Majorität spielen. Von innen

heraus würde man ihn bei geschickter Führung gleichsam aushöhlen und seine politische Macht durch die ökonomische des Kapitals leicht überwinden. Was hat die liberale Majorität in Preußen zur Zeit des Verfassungskonfliktes ausgerichtet? Hat sie wirklich politisch geherrscht? Hat sie Etwas verhindern können? Die Sozialdemokratie würde nur triumphiren, wenn der Kapitalismus ungewandte und talentlose Führer hätte. Der Erfolg einer zukünftigen sozialdemokratischen Regirungpartei hängt also in den nichtparlamentarischen Ländern von der politischen Ungeschicklichkeit der Kapitalisten ab? Kann es trübere Aussichten geben?

So zeigt es sich eben, daß die wirthschaftlichen Umstände — und wir haben gemäß der marxischen Doktrin ganz konsequent nur von diesen gesprochen — einen operativen Eingriff auf geraume Zeit hinaus nicht gestatten. Der Kapitalismus ist nicht der kranke Mann, für den man ihn fälschlich gehalten hat. Die Fortentwickelung der modernen Industrie weist einen anderen Prozeß auf als die Bewegung zur Zeit der Vorherrschaft Englands, die Marx generalisirte und idealisirte und auf die er allein seine gesammte Entwickelungtheorie des Kapitalismus stützte. Als der Weltmarkt noch ausschließlich unter englischer Herrschaft stand, war der Kapitalismus viel kränker als jetzt. Die Konkurrenz der Völker unter einander, die Erschließung großartiger neuer Absatzgebiete hat ihm wieder Luft geschafft. Ueber alle Welttheile reckt und streckt er seine gewaltigen Glieder. In Sibiriens Wäldern ertönt der schrille Pfiff des Dampfrosses; die chinesische Mauer ist gefallen. England setzt sich ernsthaft zur Wehr und die weitblickenden Staatsmänner des Landes suchen die überseeischen Kolonien mit den eisernen Ketten des ökonomischen Interesses an das Mutterland zu fesseln. Die ostasiatische Politik und der englische Imperialismus sind, jedes auf seine Weise, die besten Schutz- und Trutzgenossen des neuerstarkten Kapitalismus. Die pessimistischen Gegner des Industrialsystems à la Oldenberg generalisiren zu sehr die ungünstige, zum Theil aus der geographischen Lage, zum Theil aus den Bevölkerungumständen sich erklärende Situation Deutschlands, da sie sogar für die nächste Zukunft dem Industrialsystem die Absatzgebiete absprechen. Man vergißt, daß Rußland in Europa noch eine ganze ökonomische Welt zum Konsum zu erziehen und daß man nicht allein Ostasien, also Länder alter Kultur, zu erschließen hat. Hinterindien, Persien, das Amurgebiet, Centralasien werden Goldgruben für die Industrie sein. Auch rechnet man nicht mit dem englischen Imperialismus, der für drei oder vier Jahrzehnte England einen noch immer großen Einfluß sichern können wird. Frankreich hat bei seiner geringen Bevölkerung noch das Welt-Monopol der Luxusindustrien. Die Balkanländer werden Jahre lang genug mit der Deckung des eigenen Marktes zu thun haben. Und so bleiben denn von größeren Staaten Deutschland und Oesterreich allein in einer ungünstigen Lage zurück.

Das ist der neue Kapitalismus. Er organisirt sich nicht allein nach außen; er schützt sich auch nach innen. Die festesten Bollwerke werden die Kartelle sein. Ich weiß, daß die Marxisten in diesen nur eine Beschleunigung des großen Prozesses der Expropriation der Expropriateure sehen. Vielleicht trifft Das auch, sub specie aeterni betrachtet, zu. Für die nächste Zukunft aber sind die Kartelle die Festungen des zum neuen Leben erwachten Kapitalismus. Die Tendenz der Kartelle, ihr Ideal, ist, die Konkurrenz in einer Branche gänzlich zu beseitigen. Was höhlt den Kapitalismus von innen am Stärksten aus, was entkräftet ihn am Meisten? Die ungeheure, schrankenlose Konkurrenz. Mit Recht hat, bei nur theilweise richtiger Aufdeckung der kapitalistischen Entwickelunggesetze, der Marxismus von dem Fortfressen und Fortwuchern der mörderischen Konkurrenz das eigene Heil erwartet. Man versteht also, was die Kartelle in dieser Beziehung sind: das starke, nach außen bereits sichtbare Wahrzeichen des neuen Kapitalismus.

Bei der Eroberung Jerusalems hatten die römischen Legionäre die Mauern zerstört, als ihre erstaunten Augen frische Schanzen erblickten. Die fanatisch begeisterten Juden hatten eine neue Festung errichtet, die es nun zu erobern galt. So geht es den Sozialdemokraten mit dem Kapitalismus.

Der Grund, warum die Sozialdemokratie die politische Macht ohne einen tiefen Einschnitt in die ökonomische Struktur der kapitalistischen Welt nicht erobern kann, liegt darin, daß die Entwickelung der modernen Industrie eine Gestalt angenommen hat, die Marx nicht kannte. Das Verhängnißvolle ist eben, daß die marxische Metaphysik, seine starre Mechanisirung der Entwickelungtendenz, sich der Einsicht der Sozialdemokratie in den Weg stellte. Im Bewußtsein dieser Partei spielt die Entwickelung der modernen Industrie, die sie doch täglich miterlebt, noch keine entscheidende Rolle. Trotz allem ökonomischen Materialismus beherrscht die Theorie in diesen Köpfen und Gemüthern die Praxis. Die Wirklichkeit will aber der Metaphysik nicht den Gefallen thun, sich ihr zu beugen. Die wirthschaftliche Entwickelung schreitet eben unaufhaltsam fort. Es kam ein neuer Pharao, der wußte nichts von Joseph, — der neue Kapitalismus hält sich zum Schaden der Sozialdemokratie nicht an die Gesetze, die ihm einst der Ricardo des Sozialismus vorschrieb. In den taktischen Erörterungen kann die Sozialdemokratie selbst merken, daß hier ein Problem vorliegt. Man sollte es dieser einfachen und recht plausiblen Taktik des Stimmzettels nicht ansehen, daß sie so viele Kontroversen verträgt. Würden die Marxisten unter einander so eifrig über taktische Fragen debattiren, wenn sie nicht instinktiv fühlten, daß die reine Politik des Stimmzettels mit verschiedenen Thatsachen der Wirklichkeit nicht übereinstimmt? Auch hierin — bei allem Respekt vor dem ökonomischen Materialismus sei es gesagt — rebelliren die Instinkte gegen das Dogma.

Da nun auf dem Wege des Marxismus mit der bloßen politischen Aktion und Operation nichts auszurichten ist, muß der gesammte Sozialismus sich die Frage stellen: Wie geht es anders? Die Antwort kann nur lauten: Man muß die ökonomische Struktur selbst zu ändern suchen; man muß die eigentliche Produktionbasis zu beeinflussen trachten. Da man der Krankheit mit dem Messer nicht beikommen kann, muß man durch ein inneres Medikament auf die Elemente der Gewebe selbst, auf den Ursitz der Krankheit, wirken. Bis jetzt hat aber der Sozialismus noch keine brauchbare Formel für die Lösung des Problems, wie die ökonomische Struktur selbst zu verändern sei, gegeben. Das Rezept jenes inneren Medikamentes existirt bis heute noch nicht. Der Genossenschaft-Sozialismus steht auf vielleicht noch schwächeren Füßen als der Marxismus.

Die neue Genossenschaftbewegung ist, wie Dr. Hans Müller einmal sehr richtig bemerkt hat, keine Fortsetzung der rein bürgerlichen, von Schulze-Delitzsch ausgehenden alten Gewerkschaftidee. Es ist nicht mehr jene rein bürgerliche Strömung, die den sozialen Kampf zugleich verkleistern und verwässern wollte. Ihr hauptsächlicher Theoretiker scheint mir noch immer Ernst Busch zu sein. Seine im Jahre 1890 erschienene Schrift: „Die soziale Frage und ihre Lösung" sucht auszuführen, daß nicht in der Produktion, sondern in der Cirkulation des Kapitals das Problem liege. Nicht auf das staatliche Eigenthumsrecht und seine Aenderung, sondern auf das gesellschaftliche Verhältniß des Erwerbslebens komme es an. Die Kundschaft ist das Fundament der ökonomischen Struktur und die Kundschaft liegt in den Händen der konsumirenden Arbeiter. Wenn alle Arbeiter der Welt sich als eine große Organisation der Kundschaft konstituiren und in einer einzigen Genossenschaft vereinigen würden, die gemeinsam einkauft und die eingekauften Güter vertheilt, dann gäbe es keine Arbeiterfrage mehr. Die Arbeiter haben in ihrer Eigenschaft als Kunden die Aenderung des Industrialsystems in ihrer Hand. Buschs Grundgedanken wurden in ihren Konsequenzen hauptsächlich von Hans Müller weiter verfolgt. Er hat auseinandergesetzt, wie man die politische Bewegung in wirklich demokratischen Ländern ganz zu vernachlässigen habe, wie man große Konsumvereine gründen und durch diese wieder die gesammte Genossenschaftbewegung stärken müsse. Er ist sogar der Ansicht, daß die praktischen Beispiele in der Schweiz den Beweis erbracht hätten, daß Busch unwiderleglich Recht habe. Diese Ideen hatte schon Proudhon. Es ließe sich leicht nachweisen, daß der Kampf zwischen der Produktion- und der Konsumtheorie, zwischen dem politischen und dem gewerkschaftlichen Sozialismus schon in den vierziger Jahren fast so heftig entbrannt war wie heute. Proudhon spukt in vielen älteren Ideen der Genossenschaftler. Er hat indirekt sogar die Anschauungen des alten Huber beeinflußt und die scheinbar ganz neue „Siede-

lungsgenossenschaft" des Herrn Oppenheimer steht der Grundauffassung der Cirkulationtheorie nicht so fern, wie man glauben dürfte. Nicht umsonst schließt sich der Proudhonist Arthur Mühlberger mit Begeisterung dem neuen Genossenschaft-Sozialismus an.

Ich will rein theoretisch das Problem der Neoproudhonisten nicht diskutiren, sondern nur darauf hinweisen, daß auch die Neoproudhonisten die Frage nicht beantworten können, wie man auf rein ökonomischem Wege dem Kapitalismus beizukommen, wie man die ökonomische Struktur selbst zu verändern vermag. Die Konsumvereine größeren Stils sind sicher im Stande, für sich selbst zu gedeihen und zu blühen. Sie sind ferner im Stande, die gesammte Gewerkschaftbewegung und vor Allem die Gewerkvereine erfolgreich zu unterstützen. Ja, es ist sogar möglich, wenn es vorläufig auch nur Zukunftmusik ist, daß sie es sein werden, die einen wirksamen internationalen Arbeiterschutz, ohne den die Sozialpolitik doch nur Stückwerk bleiben muß, ermöglichen. Denn man kann sich denken, daß, allerdings erst nach Jahrzehnten, die Konsumvereine in Verbindung mit den Gewerkschaften die Kraft des Arbeiters so stärken und der internationalen Macht der Kartelle einen so wirksamen Gegner entgegenstellen, daß der internationale Arbeiterschutz, wenn auch zunächst nur für einzelne Branchen, erfolgen muß. Aber ich kann nicht einsehen, wie sie die Kraft des verjüngten Kapitalismus brechen, wie sie die ungeheure Macht der doch bestehenden wirthschaftlichen Cliquen, die festen Bollwerke der Kartelle überwinden sollen. Ich will nicht davon sprechen, welcher Theil des Gewinnes der englischen Großkaufgenossenschaften auf Rechnung des Zwischenhandels zu setzen ist. Ich will auch nicht den Einwand erheben, den die Marxisten, bis zu einem gewissen Punkte mit Recht, machen, daß diese Bewegung einen Theil der Proletarier in Bourgeois verwandeln würde, besonders in einem Lande wie England, wo es bereits eine Art Aristokratie der organisirten Arbeiter giebt. Aber sicher ist doch: der Gewerkschaft-Sozialismus der Neoproudhonisten könnte nur dann eine Lösung des sozialen Problems bringen, wenn der Kapitalismus den Herren die Gefälligkeit erwiese, sich nach der Entwickelungtheorie, die ihm der Marxismus vorschreibt, zu richten; wenn es keine Kolonien, keine Absatzgebiete für den Weltmarkt, keine innere Organisation des neuerstarkten Industrialsystems gäbe, dann wäre eine solche Lösung immerhin diskutirbar. Aber heute, wo der Kapitalismus immer weiter rennt, kann auch der durch das großartigste Konsumgenossenschaftwesen organisirte Proletarier nicht mitrennen. Eher würde ein Schnellläufer mit einem auf freier Strecke dahinsausenden Eisenbahnzuge Schritt halten. In ihrem Buch über die britische Genossenschaftbewegung berechnet Frau Webb, daß im Jahre 1889 in England 1389 Konsumvereine mit nahezu einer Million Mitgliedern 41 000 000 Gulden Gewinn erzielten. Das klingt erstaunlich. Aber wir verlieren leider alle

Hoffnung, sobald wir erfahren, daß im selben Jahre gleichfalls in England allein 2788 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von nahezu 3 Milliarden Gulden neu gegründet wurden. Nehmen wir an, in zehn Jahren werden die britischen Genossenschaften einen jährlichen Reinertrag von 300 Millionen Gulden erzielen, so ist es wahrscheinlich, daß die durch den Imperialismus erstarkte englische Industrie jährlich neue Gesellschaften mit einem Kapital von mindestens 6 Milliarden gründen wird. Aber auch diese Auffassung ist noch viel zu optimistisch. Das britische Proletariat ist nicht mehr in der beneidenswerthen Lage von früher. Trotz allen Klagen der Brentanoschüler und der Anhänger des sozialen Friedens will die Versöhnung der Klassen nicht nach der von einigen deutschen Professoren konstruirten Methode vor sich gehen. Der Strike der Maschinenbauer hat wohl gezeigt, wie zäh, wie widerstandsfähig der englische Kapitalismus noch ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das englische Proletariat in den Gewerkschaften so blühen wird, daß die Konsumvereine namhafte Erfolge erringen. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß nach zehn Jahren die Reinerträge dieser Vereine die Summe von 80 bis 90 Millionen Gulden sicherlich nicht übersteigen werden, und man könnte getrost behaupten, daß in absehbarer Zukunft die rein ökonomische Macht des Kapitalismus in geometrischer, die der vereinigten Gewerkschaftorganisationen und Konsumvereine in arithmetischer Progression wachsen wird.

Die Stärkung der Gewerkschaften durch die Konsumvereine ist auf schweizer Boden entstanden. Ein zur Hälfte agrikulturelles Land, das in vielen Branchen für den Weltmarkt gar nicht in Betracht kommt, ein in viele Kantone zersplitterter, wirthschaftlich nicht ganz centralisirter Staat mit rein demokratischen Einrichtungen ist ein günstiger Boden für die Blüthe der Konsumvereine; denn es kommt hierbei auf wirthschaftliche Erziehung des Individuums, auf ein Zusammenhalten ganz eigener Art, auf einen hohen Grad von Selbstbestimmung und Bewegungfreiheit der einzelnen Wirthschaftkörper an. Man muß sich deshalb hüten, diese Zustände zu generalisiren und von der Vereinigung der Gewerkschaftorganisationen und Konsumgenossenschaften sich überall so viel wie in der Schweiz zu versprechen.

Bis jetzt ist also noch keine halbwegs richtige Methode gefunden worden, um den Kapitalismus auf rein ökonomischem Wege zu überrumpeln. Es scheint mir eine Antinomie der gesammten sozialistischen Wirthschaftpolitik vorzuliegen. Man kann den Kapitalismus weder politisch noch ökonomisch überwinden. Das Problem scheint einstweilen nicht lösbar. Ist der Kapitalismus wirklich unüberwindlich? Ist die Antinomie nicht vielleicht doch dadurch zu lösen, daß es gelingt, die ökonomische Struktur zu verändern? Vielleicht. Ich will darüber nicht sprechen. Nur die Andeutung möge hier Platz finden, daß der Gewerkschaft-Sozialismus der Neoproudhonisten viel zu

sehr die Vortheile des Marxismus aufgiebt, ohne seine Nachtheile ganz beseitigen zu können. Der Klassenkampf als politischer Faktor darf nicht in den Hintergrund treten, wie es die Gewerkschaftsozialisten verlangen. Im Gegentheil: der Sozialismus der Zukunft wird zu einer neuen Methode des Eingriffes in die gesellschaftliche Struktur einen verfeinerten und taktisch geschickteren Klassenkampf gesellen. Ja, die Zukunft des Sozialismus überhaupt hängt davon ab, ob es ihm gelingen wird, in einer geschickt konstruirten und glücklichen Synthese jene neue Methode der ökonomischen Bekämpfung des Kapitals mit der politischen Klassenkampftheorie zu verbinden. Genau so, wie der Marxismus durch eine glückliche Synthese des Revolutionbegriffes mit der Entwickelunglehre den utopischen Sozialismus überwand, wird der Sozialismus der Zukunft den Marxismus durch jene Synthese überwinden.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.



Firdusis Begräbniß.

Der Dichter Firdusi hatte sich im Alter von fünfundneunzig Jahren an einem feuchten und frischen Abend in seinem kleinen Gärtchen etwas lange aufgehalten; er fühlte sich unwohl und legte sich ins Bett. Am nächsten Morgen erklärte der Arzt Kinini, den die alte Magd Zora in aller Eile gerufen hatte, der Verfasser des „Buches der Könige" sei von einer Brustfellentzündung befallen; bei seinem hohen Alter sei keine Aussicht auf Genesung und er habe nur noch wenige Tage zu leben.

Diese Nachricht, die von dem Munde der Menschen und in geschriebenen Zeitungen verbreitet wurde, erregte in Bagdad und im ganzen Königreich großes Aufsehen. Denn Firdusi war mehr als ein Mensch, er war kaum weniger als ein Gott. Seine beiden großen Rivalen, Turiri und Nisami, waren seit dreißig Jahren tot. Er, der noch immer am Leben war, fuhr fort, so breite Ströme von Poesie zu ergießen, daß die Perser bei seinem unerschöpflichen und stets neuen Gesang alle anderen Lieder vergessen hatten. Aller Ohren waren voll von seinen Rhythmen, vor Aller Augen lebten seine Gestalten und seine Verse schwebten auf allen Lippen. Die kleinen Kinder mit den glattgeschorenen Köpfen deklamirten sie, ohne sie zu verstehen, dem auf seiner Matte kauernden Schulmeister. Und da Firdusi in seinen Büchern mit den Niedrigen, den Leidenden und allen Elenden Mitleid gezeigt hatte, verehrte ihn das Volk wegen seiner großen Güte eben so, wie ihn die Gelehrten wegen der Machtfülle seines Wortes bewunderten.

Dieser übernatürliche Greis lebte also in der Erhabenheit einer unbe-

fleckten Glorie und alle anderen Sänger nannten ihn ihren Meister und Vater. Groß war der Schreck, als man erfuhr, er liege im Sterben, und man war nah daran, ihn als einen Propheten zu betrachten. Denn während Alle an seine Unsterblichkeit glaubten, hatte er manchmal vorhergesagt, er werde sterben.

Er war drei Tage und drei Nächte krank. Alle Dichter Bagdads (es waren vierzehn) kamen, in frommer Liebe bei ihm zu wachen.

Doch im tiefsten Grunde ihres Herzens fanden sie die Sache recht langweilig. Wenn ihm die Krankheit Ruhe ließ, lächelte Firdusi und murmelte unzusammenhängende Worte, wie die folgenden: „Freude .... Schrecken .... Licht ... Schatten ... Weiß ... Schwarz ... Gipfel ... Abgrund ... Eröffnung des Brunnens der Unendlichkeit ...“

Er sagte ferner: „Die Liebe ist der Gruß der Engel an die Sterne ...“ und viele andere feierliche und überraschende Dinge.

Einer der vierzehn Poeten fragte ihn: „Meister, glaubst Du, daß die Seele unsterblich ist?“

„Die meinige ist es ganz gewiß,“ versetzte er und fügte dann hinzu: „Ich werde Gott meine Ansichten mittheilen können!“ Und er schien sich auf die Rede vorzubereiten, die er an der Schwelle des anderen Lebens bei seinem ersten Schritt aus dem Grabe halten wollte.

Inzwischen harrten am Eingang des Hauses einige Männer; sie waren mit dem Sammeln der Nachrichten betraut, die dann von hundert Schreibern kopirt wurden und die man so in Bagdad verbreitete; sie warteten auf den Tod des alten Dichters. Um die Stunden zu töten, drehten sie ganz hellen Tabak in persischem Papier. Und sie hatten schon so oft an die Thür geklopft, um zu fragen: „Nun, wie steht es?“, daß die alte Zora gar nicht mehr öffnete. Einzelne dieser Männer hatten, aus Ungeduld und aus Freude an der Flunkerei, schon angekündigt, Firdusi sei nicht mehr am Leben; und Kinder, die große Packete beschriebener Blätter in den Händen hielten, liefen durch die Straßen und riefen: „Allerneuestes! Firdusis Tod!“ Und die guten Perser kauften die Zeitungen, und als sie merkten, daß man sie getäuscht hatte, wurden sie auf den Sterbenden ein Bischen wüthend.

Am Morgen des vierten Tages öffnete der älteste der vierzehn Dichter die Pforte und rief die Worte in das harrende Volk: „Er ist tot!“

„Endlich!“ stöhnten die Anwesenden.

Man beschloß, dem greisen Dichter ein Begräbniß zu bereiten, wie man noch nie ein ähnliches gesehen hatte. Um den Deputationen Zeit zu lassen, nach Bagdad zu kommen, bestimmte der König Ali-Riro, die Trauerfeierlichkeit solle erst in sieben Tagen stattfinden. Man balsamirte den Leichnam Firdusis mit Myrrhen, Pfeffer, Vanille und anderen Gewürzen. Man flocht seinen langen weißen Bart, legte Roth auf seine Wangen, Schwarz auf seine Wimpern, Pomade auf seine Lippen, goldene Halsbänder um seinen Nacken, goldene Armbänder um seine Handgelenke; man kleidete ihn in ein mit Gold durchwirktes Gewand, ein Geschenk des Königs, und der alte Dichter sah aus wie ein prächtiges Götzenbild. Die Minister, die Generale, die Magier, die Derwische und alle hochansehnlichen Persönlichkeiten stritten sich um die Ehre, bei dem erhabenen Leichnam zu wachen.

Alle bestellten bei den Blumenhändlern Kränze.

Es gab damals in Bagdad eine große Anzahl von kleinen Gesellschaften, deren Mitglieder sich häufig versammelten, um gemeinsam zu speisen und Reden zu halten; Gesellschaften für die Gesundheitpflege, Gesellschaften für die Ausbreitung der Heilgymnastik, Rudervereine, Gesellschaften für die Pflege des Unterrichtes, musikalische und philosophische Verbindungen; ferner die „Liga der Ormuzd-Leugner", die „Liga der Antizoroastrianer" und die „Liga der Anthropopiteken". Alle hatten ihre Präsidenten, ihre Vicepräsidenten, ihre Versammlungen, ihre Statuten, ihre Banner, ihr Abzeichen und ihre Bankette; und sie waren ein lebender Beweis für das doppelte Bedürfniß der Menschheit, in Gesellschaft zu trinken und eine Rolle in dieser Welt zu spielen. Ein Kampf entspann sich zwischen diesen unzähligen Vereinen, wer auf Firdusis Grab den schönsten Kranz niederlegen sollte. Jeder wollte Firdusi gekannt haben. Leute, auf die bis dahin Niemand geachtet hatte, erzählten in den Zeitungen, daß sie mit dem Dichter in größter Vertrautheit gelebt, erzählten Einzelheiten aus seinem Privatleben und berichteten scherzhafte Aussprüche, die er gethan habe. Es war ganz erstaunlich, wie viele Busenfreunde dieser Einsiedler gehabt hatte.

An der Thür des Sterbehauses wurde ein großes Buch auf ein Pult gelegt und Alle, die hinkamen, schrieben ihre Namen ein und knüpften tiefsinnige Betrachtungen und Lobsprüche daran.

Ein Bürger von Bagdad, namens Homais, machte den Vorschlag, allen Straßen der Hauptstadt den Namen Firdusi zu verleihen. Und in den geheimnißvollen Häusern, wo die jungen Leute sich abends mit schönen Damen unterhalten, beschlossen alle Insassinnen, um Firdusi Trauer zu tragen und leichte Schärpen aus Gaze anzulegen.

Die Dichter und Gelehrten priesen ihn und einer von ihnen erklärte, „Firdusi sei auf ein ausdrückliches Geheiß des Ewigen geschaffen worden." Doch sie stellten ihn so hoch, sie bereiteten ihm eine solche Ausnahmestellung, sie machten aus ihm einen so merkwürdigen, ungewöhnlichen und unnatürlichen Menschen, daß sein Glanz eigentlich Keinen überstrahlen konnte; und das Lob dieses unbewußten Ungeheuers schien bei seinen Lobrednern das Gefühl ihrer eigenen geistigen Ueberlegenheit nur noch zu vergrößern. Sie schienen sagen zu wollen: „Firdusi hat gar nichts Besonderes gethan, er war eben ein Genie, — wir aber . . . .!"

„Alles in Allem," sagte einer der vierzehn Dichter, „war mit Firdusi gar nicht so viel los!"

„Es fehlte ihm an kritischem Verständniß!" sagte ein Zweiter.

„Er hatte keinen Geist!" bemerkte ein Dritter, während ein Vierter zwischen den Zähnen murmelte:

„Er war dumm wie . . . der Himalaya!"

So sprachen die Schriftsteller leise unter einander, doch die Begeisterung des Volkes war tief und lebhaft, wie die des Königs Ali-Rira, eines jungen, aufrichtigen Fürsten, der einige Jahre später entthront wurde, weil er zu gutmüthig und zu leichtsinnig war. Dieser gute kleine König fragte sich, was er wohl thun könnte, um den großen Dichter zu ehren. Nicht weit von den Mauern Bagdads erhob sich auf dem Gipfel eines Berges ein sehr schönes, hundert Fuß hohes Denkmal aus Marmor, das ein sehr böser König, Ali-Mabul, einst zu

seiner Grabstätte herrichten ließ. Dieser böse Fürst war von dem Urahnen Ali-Riras verjagt worden und sein Grab, das seit einem Jahrhundert verlassen stand, verfiel allmählich. Ali-Rira befahl, der Leichnam Firdusis solle in das Grab Ali-Mabuls geschafft werden; und damit man Zeit habe, die nöthigen Ausbesserungen zu machen, wurde das Begräbniß um acht Tage verschoben.

Das Volk billigte zuerst diese Maßregel und die Leute sahen sich die Arbeiten am Grabe Ali Mabuls an. Doch die für die Trauerfeierlichkeiten bestimmten Kränze begannen schon zu verwelken, denn es war sehr heiß. Und es entstanden Streitigkeiten unter den Blumenhändlern und den Leuten, die die Kränze bestellt hatten. „Wir haben sie für den Tag des Begräbnisses bestellt und bezahlen nicht!“ „Es ist nicht unsere Schuld, wenn die Feierlichkeit verschoben worden ist,“ erklärten die Händler. Man sagte einander beleidigende Worte, man schlug sich, man zerriß die Kränze; und mehrere Tage hindurch lagen Haufen verwelkter Blumen in den Straßen von Bagdad ....

Die Unzufriedenheit wuchs. Da man in den Zeitungen bisher nur von Firdusi gesprochen hatte, fingen die Schriftsteller, die bisher über ihn berichtet hatten, an, die Sache etwas ermüdend zu finden. In diesen Tagen waren zwei oder drei berühmte Leute gestorben, auf die man gar nicht achtete, und ihre Familien zürnten Firdusi, daß er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich allein lenkte. Diese Zeitungartikel, diese Vorbereitungen, das Geschrei der herumziehenden Händler, die Firdusis Bild verkauften, die lärmende Ankunft der Provinzdeputationen: das Alles störte die friedlichen Leute und sie fühlten, wie sich in ihnen ein wilder Groll gegen diesen unangenehmen Leichnahm ansammelte, der ihnen die Straßen unpassirbar machte.

Da erfuhr man eines Morgens, in einer Straße Bagdads sei ein höchst merkwürdiges Verbrechen begangen worden. Eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zehn Kindern, war in der Nacht ermordet worden. Jedes der zwölf Opfer trug an der linken Seite die selbe kleine, schmale, dreieckige Wunde. Das Verbrechen war nicht von einem Diebe begangen worden, denn im Hause war Alles unberührt. Man sprach viel darüber.

Plötzlich war Firdusi vergessen. Die alte Zora hatte die Zahl der Leute, die beim Leichnam Firdusis wachen wollten, von Tag zu Tag geringer werden sehen. An jenem Abend erschien Niemand mehr. Die gute Magd, die gestöhnt und gejammert hatte, weil das Haus ihres Herrn von Fremden überlaufen wurde, war darüber durchaus nicht böse. Sie wusch, scheuerte und säuberte die kleine Wohnung und wachte drei Nächte hindurch allein bei dem großen Dichter. Am Abend des vierten Tages, als sie vor Ermüdung fast umfiel, klopfte es an die Thür. Ein junges Mädchen trat ein, ärmlich gekleidet, doch hübsch und mit unschuldiger und sanfter Miene.

„Wer bist Du?“

„Zetulbe, Deine Nachbarin!“

„Ah, — die kleine Näherin von der Ecke! Und was willst Du?“

Zetulbe erröthete und stotterte: „Ich kam .... entschuldige .... seit mehreren Tagen ist Niemand mehr zu dem großen Firdusi gekommen .... da habe ich mir gesagt, es ist vielleicht Niemand da, der bei ihm wacht .., und wenn seine Haushälterin mich haben wollte ....“

Die alte Magd umarmte Zetulbe. Und in den drei Nächten, die dem Begräbniß vorangingen, wachte die kleine Näherin bei dem großen Dichter. Sie setzte sich auf einen Stuhl zu Häupten des Toten und summte, während sie ärmliche Gewänder nähte, um nicht einzuschlafen, die kleinen Lieder Firdusis:

„Wir kaufen Herrlichkeiten
Und schlendern die Straßen entlang;
Die Veilchen und Rosen duften, —
Und der Liebe gilt unser Sang!“

Oder:

„Tanzet, kleine Mädchen,
Tanzet rund herum!“

Und während sie mit halber Stimme sang, schien Firdusi in seinen geflochtenen Bart hineinzulächeln.

In der dritten Nacht brachte Zetulbe ihre kleine Schwester mit, ein Kind von zwei Jahren, das Krika hieß. Als die Kleine den mit einem goldenen Gewande bekleideten Leichnam Firdusis, die mit Armbändern geschmückten Arme und das geschminkte Gesicht erblickte, sagte sie verzückt: „Oh!“

Dann fügte sie hinzu: „Wie hübsch!“

„Küsse ihn!“ sagte Zetulbe.

„Gern,“ rief Krika.

Und diesmal schien Firdusi, der sich seit zwei Wochen in seiner Unsterblichkeit langweilte, sich wirklich zu amusiren.

Das seltsame Verbrechen beschäftigte die Gemüther noch immer. Jeden Augenblick meldete man, der Mörder sei entdeckt. Und Tag und Nacht drängte sich die Menge in ihrer dummen Neugier vor dem Hause des Verbrechens.

Die Deputirten aus den Provinzen hatten sich bis zur Beisetzungfeier Firdusis in die Schänken und die Vergnügunglokale zerstreut. Sie suchten einzig und allein Vergnügen und hatten vollständig vergessen, weshalb sie eigentlich gekommen waren.

An dem bestimmten Tage setzte sich der Leichenzug bei einer erdrückenden Hitze in Bewegung. Um seine Liebe zum Volk zu zeigen, hatte Firdusi gewünscht, in dem Leichenwagen der Armen zu seiner letzten Ruhestätte gefahren zu werden; und einer der Veranstalter der Feierlichkeit war, um den Gedanken des Meisters besser zum Ausdruck zu bringen, auf die Idee gekommen, dem Wagen „den Hund des Armen“ folgen zu lassen. Der Zoologische Garten von Bagdad hatte zu diesem Zweck einen Pudel geliefert. Da das Thier aber nicht zum Mitlaufen zu bewegen war, hatte man es an den Leichenwagen gebunden und es zerrte nun an seiner Kette und wälzte sich heulend im Staube.

Dann kamen Zora und Zetulbe. Auf dem Sarge lagen nur zwei kleine Kränze, einer aus Rosen und einer aus Veilchen. Hinter den beiden Frauen ging ein schöner Offizier, den der König geschickt hatte. Hinter dem schönen Offizier kamen fünfzig Perser mit rothem Gesicht, die in der Sonne schwitzten und die Arme schlaff hernieder hängen ließen. Jeder von ihnen sollte am Grabe eine Rede vorlesen und sie fächelten sich mit ihren Manuskripten. Einige machten sich unterwegs aus dem Staube; sie traten in die Schänken ein, um sich zu erfrischen, und der Leichenzug wurde nach und nach kleiner.

Hinter den Rednern fuhr ein schwerer Wagen, in dem Personen saßen, die lebendig schienen und sich doch nicht rührten. Sie waren nämlich aus Wachs und unter der Einwirkung der glühenden Hitze schmolzen sie langsam und weinten dicke Thränen. Sie kamen aus dem Museum, wo die Wachsfiguren der „Männer des Tages“ zu sehen sind. Viele unter ihnen, hohe Beamte, berühmte Gelehrte, Mitglieder verschiedener Akademien, Panamiki, Neraniki, Pastoriki und Andere, die durch ihre Stellung oder ihr Amt gezwungen waren, bei dem Begräbniß zu erscheinen, und sich doch die Ermüdung und die Langeweile ersparen wollten, hatten die geistreiche Idee gehabt, sich von ihren Bildern vertreten zu lassen. Doch das Volk bemerkte nichts; denn Niemand achtete auf diesen dünnen Leichenzug. Und von den vierzehn Poeten war Keiner gekommen.

Als der Zug, der an jeder Straßenecke kleiner geworden war, am Grabe Ali-Mabuls ankam, war nichts bereit. Ein Arbeiter schlief; die anderen waren trinken gegangen.

Zora rüttelte den Schläfer und sagte: „Das ist ja eine Schmach und Schande! Vorwärts, mein Junge, hole einen von Deinen Kameraden und grabt ein kleines Grab für meinen Herrn, dort unter dem Palmenbaum. Denn wir können ihn doch nicht wieder forttragen, nicht wahr?“

Zehn Redner von den fünfzig waren zur Stelle; sie lasen ihre Reden, Einer nach dem Anderen, und sobald sie damit fertig waren, gingen sie davon und wischten sich den Schweiß ab. Der Zehnte, ein kleiner Greis, der mit dem Offizier des Königs, den beiden Frauen und dem Wagen mit den Wachsfiguren allein geblieben war, begann die Verlesung seines Manuskriptes:

„Wem gilt dieser ungeheure Zulauf des Volkes? An wen richten sich diese begeisterten Huldigungen der unübersehbaren Menschenmenge?“

Der gute Mann, der nur eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit war, hatte sich eine sehr lange Rede zurechtgemacht, so daß die beiden Arbeiter, die ungeduldig darauf warteten, das Grab zuschütten zu können, ärgerlich brummten. Erschreckt verzichtete der Alte auf den Schluß seiner Rede ....

Zora weinte heiße Thränen, Zetulbe schluchzte. Der Offizier des Königs näherte sich dem hübschen Mädchen und sagte: „Du bist jedenfalls mit Firdusi verwandt, meine Schöne?“

„Nein, mein Herr; ich bin seine Nachbarin und habe die drei letzten Nächte bei ihm gewacht.“

„Das überrascht mich nicht; Du bist schön, also mußt Du auch gut sein ... Aber ich bitte Dich, weine nicht mehr und trockne diese hübschen Augen ...“

Der schöne Offizier sprach einige Zeit in diesem Tone weiter. Dann beugte er sich zu Zetulbe und küßte ihre goldenen Haare. Da hörte die Kleine nach und nach zu weinen auf; sie trocknete ihre Augen, nahm den Arm des schönen Offiziers und Beide wandten sich der Stadt zu.

In dem Augenblick, da sie durch das große Thor von Bagdad schritten, erklang das Lachen Zetulbes wie ein Vogeltriller. Und von dem Sitze seiner Unsterblichkeit aus folgte der alte Firdusi in vollendeter Weisheit und Güte mit wohlwollendem Blick dem verliebten Pärchen ....

Nur die alte Magd kniete an dem Grabe und beweinte Firdusi noch immer.

Paris. Jules Lemaitre.

Vivisektion.

Mein „Vivisektion" betitelter Aufsatz*) hat mir eine Fluth von anonymen und gezeichneten Zuschriften zugezogen, deren Mehrzahl mich und viele Fachgenossen nicht wenig erheitert hat. Eine sanfte Dame aus Wiesbaden schrieb mir: „Gott lebt noch; er wird alle die gelehrten Mörder eben so finden und quälen, wie sie es den armen Thieren gethan, sei es in der Todesstunde, sei es drüben in der Ewigkeit — und die ist lang —, mögen sie es glauben oder nicht!" Ich muß bekennen, daß es mir unfaßbar ist, wie man Jemanden quälen kann, der tot ist. Oeffentlich geantwortet hat mir nur Herr Professor Paul Foerster. Er wirft mir vor, daß ich in meinen ersten Aufsatz alle möglichen Dinge eingemischt, daß ich den Leser unterhalten und gewonnen und dem Gegner ganz falsche Ansichten untergeschoben habe. Behauptungen sind leichter als Beweise. Andere und ich haben in jenem Aufsatz kaum Etwas gefunden, das nicht zum Thema gehörte; wer über Vivisektion mitsprechen will, muß sich doch zunächst die Rolle des Schmerzes in der Tierwelt klar machen. Den Leser zu unterhalten, ist wohl kein Fehler; es muß doch nicht alles Gedruckte langweilig sein. Von den niederen Thieren sprach ich ausführlich, weil an ihnen mehr als an Warmblütern experimentirt wird. Falsche Ansichten habe ich „dem Gegner" — ich hatte eigentlich gar keinen, da mir alles Persönliche fern liegt — niemals untergeschoben, wohl aber meinte ich, daß in unserer Zeit, wo naturwissenschaftliche Kenntnisse leider noch nicht zur offiziellen allgemeinen Bildung gehören, Viele, die über Vivisektion reden und schreiben, doch nichts von Physiologie verstehen, und habe versucht, sie zu belehren. Daß Dies nicht so schnell gelingen wird, darüber habe ich mich durchaus keinen Illusionen hingegeben. Aber wie ist auch nur eine ernste Diskussion möglich, wenn man zur Psychologie der Jagd zum Beispiel so mittelalterliche Argumente anführt wie: „In der Heiligen Schrift finden wir keinen einzigen Heiligen als Jäger"? Herr Foerster behauptet, daß ich „von meinem hohen wissenschaftlichen Throne herab Alle, die der Freiheit der Wissenschaft Schranken zu ziehen sich erkühnen, als Rückständige, Sentimentale, als Gegner der verhaßten Naturwissenschaft u. s. w. vernichte". Das ist mir leider bisher nicht gelungen; ich habe mich aber auch noch nie auf hohem Throne gefühlt.

In der Vivisektionfrage sind drei Parteien zu unterscheiden: die eine behauptet, daß ohne Vivisektion keine wissenschaftliche Physiologie und Medizin möglich sei; eine andere behauptet, daß, wenn es ohne Vivisektion nicht gehe, die Menschheit besser thäte, auf wissenschaftliche Physiologie und Medizin zu verzichten; die dritte behauptet, daß man auf induktiv-experimentellem Wege, also auch mit Hilfe der Vivisektion, überhaupt nicht zu wahrer Einsicht ge-

*) S. „Zukunft" vom 27. November 1897 und 15. Januar 1898.

langen könne. In allen Anfeindungen der Vivisektion ist ein Duft von Weihrauch, ein Hauch von Glaubensseligkeit, von Wissensscheu zu spüren. Die Naturforscher und mit ihnen die Mehrzahl der Menschen, die sich mit der Frage überhaupt beschäftigen und für die imponirenden Leistungen der modernen Naturforschung offenen Sinn haben, sind der Ansicht, daß mit dem Verbot der Vivisektion oder, besser gesagt, mit dem Aufhören der Vivisektion auf vielen Gebieten der Physiologie, der Menschen- und Thierheilkunde ein Stillstand, ja ein Rückschritt erfolgen müßte. Dieser Theil der Naturwissenschaft würde auf das mittelalterliche Niveau, wo man den Aristoteles vorlas oder aus ihm deduzirte, herabsinken. Als vor zwei Dezennien etwa der hervorragende breslauer Physiologe Heidenhain vom preußischen Unterrichtsministerium um ein Gutachten über den Werth der Vivisektion angegangen wurde, schickte er an die „maßgebende Stelle“ einfach ein Lehrbuch der Physiologie, in dem er Alles, was mit Hilfe von Vivisektionen gefunden war, blau durchstrichen hatte; es soll dem Minister imponirt haben, wie wenig übrig geblieben war, und von einem „Einschreiten“ gegen die Vivisektion war keine Rede mehr. Herr Foerster behauptet, daß „sehr hervorragende Fachleute sich bestimmt gegen die Vivisektion ausgesprochen, sie als verwerflich und nutzlos bezeichnet haben.“ Ich behaupte, daß er noch nicht einmal einen modernen hervorragenden Physiologen wird nennen können, der im Vollbesitz seiner Vernunft die Vivisektion für nutzlos erklärt hat. Mit Aussprüchen von Walter Scott und Victor Hugo werden freilich solche Fragen nicht entschieden. Anscheinend Nutzloses kann in der Naturwissenschaft zu großer Tragweite gelangen. Ich habe schon an Galvanis Versuche mit zuckenden Froschschenkeln erinnert; von dieser scheinbaren Spielerei geht die moderne Elektrotechnik aus. Anscheinend müssige Versuche von Méry, Prevost, Brücke und Cumming über das Augenleuchten der Thiere führten Helmholtz bis zur Erfindung des Augenspiegels, der unzähligen Menschen das Sehvermögen verbessert oder gerettet hat.

Herr Foerster fragt: Wie kommt Herr Dr. Beer dazu, uns, den Bekämpfern der Vivisektion, den Schutz anderer Thierquälerei gewissermaßen anhängen zu wollen? Ich habe Das nie gethan. Herr Foerster hat diese Beschuldigung — mag sie berechtigt sein oder nicht — sich selbst ersonnen oder meinen Aufsatz nur flüchtig gelesen und ihn mit anderen, weniger logischen Vertheidigungen des Thierexperimentes verwechselt. Herr Foerster behauptet, daß der Bestand der Menschheit früher von der Vivisektion nicht abhängig gewesen sei, daß er es also auch jetzt nicht sein werde. Das ist ein armes Argument. Gewiß, vor hundert Jahren gab es auch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe, keinen Suezkanal, kein Telephon und keinen Telegraphen, kein Fahrrad und keine Nähmaschine, keine Zündhölzchen und kein Leuchtgas, keine Postkarte und kein elektrisches Licht, kein Anilin und kein Dynamit, keine Maxim-

kanone und keinen Torpedo, keine Photographien und keine Röntgenstrahlen, keinen Phonographen und keinen Kinematographen, keine Physiologie, keine Gynäkologie, Ophthalmologie, Bakteriologie, Narkose und Asepsis und doch konnte die Menschheit bestehen und ein großer Theil der Menschheit — jeder dritte Mensch ist ein Chinese — kann sogar heute noch ohne alle diese Herrlichkeiten bestehen. Aber der edelste, der werthvollste Theil der weißen Rasse will mehr als bestehen, er will fortschreiten, seine Daseinsbedingungen verbessern, seine Macht ausbreiten, seine gesteigerten Hirnfähigkeiten ausleben, bis an die Grenzen des Erkenntnißvermögens immer mehr suchen und forschen, wissen und einsehen. Meynert hat einmal gesagt: Je tiefer die Herrschaft der naturwissenschaftlichen Wahrheit mit dem menschlichen Leben verwächst, desto größer wird die Unfreiheit des Menschen, nicht fortzuschreiten. Es geht heutzutage nicht mehr an, mit eigensinniger Willkür auf einem bestimmten Gebiete der allumfassenden Naturforschung künstliche Grenzen zu stecken. Der mächtige Trieb zur Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung läßt sich nicht künstlich eindämmen. Zuverlässige Statistiken lehren überdies, daß unter dem Einfluß moderner Hygiene, Medizin und Chirurgie die Mortabilität und Morbidität im Verlauf dieses Jahrhunderts schon gesunken sind; die Fortschritte auf diesen Gebieten — man denke nur an Narkose, Antisepsis, Schutzimpfung, Serumtherapie, chirurgische Technik —, die vielfach auch Thieren zu Gute kommen — ich erinnere an die Bekämpfung der Seidenwurmkrankheit, des Schweinerothlaufes, der Rinderpest — waren und sind ohne Vivisektion zum größten Theil unmöglich.

Herr Foerster behauptet, daß „ehrenwerthe Gelehrte selbst offen zugestehen, in wie unverantwortlicher Weise Thiere weit über die Nothwendigkeit hinaus in ungeheuren Mengen zu Tode gequält werden". Ich behaupte, daß er auch nicht *einen* ehrenwerthen Physiologen nennen kann, der eine solche ungeheuerliche Uebertreibung mit seinem Namen decken wird. Ungeheure Mengen von Thieren werden überhaupt nicht der Vivisektion unterworfen. Die Mehrzahl der Versuche wird an niederen Thieren, an Fröschen und stumpfsinnigen Kaninchen, vorgenommen, wenn es irgend angeht, an den überlebenden Organen des frisch getöteten Thieres. Man entschließt sich — aus Gründen, die ich in meinem ersten Aufsatz dargelegt habe — gar nicht leicht zu einer Vivisektion; viele Physiologen — ich selbst gehöre zu ihnen — haben sogar fast eine Aversion gegen eingreifende Versuche an höherstehenden Warmblütern, selbst an narkotisirten, und ziehen, so weit sie nicht durch dringende Fragen genöthigt oder durch Unterrichtszwecke verpflichtet sind, das Arbeiten und Forschen an niederen Thieren vor; oder sie bauen den Theil der Wissenschaft — die Physiologie des Stoffwechsels, der Sinnesorgane, des Nervensystems, die physiologische Psychologie — aus, der durch Versuche am Menschen gefördert werden kann. Im Allgemeinen darf man behaupten,

daß für Unterrichtszwecke noch immer zu wenig vivisezirt wird, daß die Studenten zu viel aus Büchern, zu wenig aus eigener Anschauung lernen. Es ist aber ganz unwahr, daß Thiere „in ungeheuren Mengen zu Tode gequält werden“. Herr Foerster und viele Andere scheinen trotz der Belehrung, die ich in meinem ersten Aufsatz über moderne Vivisektion gegeben habe, noch immer zu glauben, daß es den Physiologen nicht auf wissenschaftliche Versuche, sondern auf Zergliederung lebender Thiere, auf die Befriedigung eines ihnen imputirten Triebes, zu quälen, ankomme, daß Naturforscher und Aerzte eine persönliche Befriedigung darüber empfinden, ein Thier so lange zu quälen, bis es an den Qualen stirbt. Bei der modernen Vivisektion — es kann nicht oft genug betont werden, daß dieses Wort schlecht gewählt ist, da es sich durchaus nicht um Zerschneidung lebender Thiere handelt — kommt es gerade im Gegentheil darauf an, das Versuchsthier möglichst wenig leiden zu lassen, das Experiment so rein wie möglich zu gestalten, alle die Beobachtung verwirrenden, komplizirenden Umstände, zu denen ja auch der Schmerz gehört, möglichst fern zu halten. Es wäre eine nicht viel geringere Uebertreibung, zu behaupten, daß die Chirurgen Menschen „zu Tode quälen“. Der Physiologe muß sogar ein guter Chirurg sein und seine Operationen oft mühsam an der Thierleiche einüben, um den Versuch möglichst wenig eingreifend, eventuell die Wundheilung und die Rekonvaleszenz möglichst günstig zu gestalten. Es ist viel leichter, über Vivisektion mitzusprechen, als sich einige Kenntnisse in der Physiologie zu erwerben. Die Thiere werden gerade nicht zu Tode gequält, sondern in möglichst humaner Weise operirt und entweder nach der Operation am Leben erhalten und dann sorgsam, wie kranke Menschen — oft sogar besser —, gepflegt; oder sie werden nach Beendigung des so rasch wie möglich vollzogenen Versuches so rasch und schmerzlos wie möglich getötet.

Herr Foerster behauptet, daß „ganz natürlich das Mitleid abgestumpft werde und die Lust am Morden, verbunden mit einem auf wissenschaftliche Erfolge begründeten Strebergeist, erwachse“. Ich behaupte, daß durch den Anblick von Vivisektionen — wohl gemerkt: sie werden für Unterrichtszwecke fast ausschließlich an narkotisirten Thieren vorgenommen — das Mitleid nicht mehr abgestumpft wird, als für den Mediziner, der sich doch an den Anblick von Narkosen, Wunden, Verletzungen, an Blutstillung und operative Eingriffe gewöhnen muß, zweckmäßig ist. Die Beschuldigung der Lust am Morden ist eine so starke, daß, wer sie erhebt, füglich Namen nennen sollte; das Streben nach wissenschaftlichen Erfolgen halten Andere und ich nicht für tadelnswerth, sondern für rühmlich. Herr Foerster behauptet, daß es bei physiologischen Versuchen „vielfach nur darauf hinauslaufe, festzustellen, wie lange ein Thier oder ein Mensch unter der unnatürlichsten Behandlung, mit geradezu wahnwitzigen äußeren und inneren Zerstörungen und Vergiftungen, zu leben vermögen und

unter welchen Anzeichen es allmählich zu Ende gehe". Herr Förster möge aus der physiologischen Literatur des letzten Jahrzehntes eine Reihe solcher Arbeiten namhaft machen; mir ist aus jüngster Zeit von „wahnwitzigen äußeren und inneren Zerstörungen und Vergiftungen" zumal an Menschen nichts bekannt. Wie Gifte auf Thiere wirken: Das kann allerdings für die Kenntniß der Arzneikörper wichtig sein und ohne solche Versuche ist wohl eine wissenschaftliche Pharmakologie undenkbar. Wie soll man erkennen, ob ein chemischer Körper giftig ist, wie soll man die zuträgliche Wirkung eines solches Körpers, sei es ein Narkotikum, ein Fiebermittel, ein Schlafmittel oder ein Antiseptikum, kennen lernen, wie die giftige Wirkung einer neuen chemischen Verbindung auf den Menschen verhüten, wie soll man die Dosirung herausbekommen, wenn man nicht erst an Thieren experimentirt? Wo steckt da der Wahnwitz? Und selbst zu diesen Versuchen werden ja die Thiere meist narkotisirt, weil es viel zu schwierig wäre, Alles auf einmal zu übersehen, weil es sich darum handelt, zum Beispiel die Wirkung auf den Blutdruck, die Athmung, die Nierensekretion, den Hirndruck, die Pupillenbewegungen für sich zu studiren. Ohne die Möglichkeit solcher Versuche würde die Pharmakologie sofort wieder zur geistlosen Kräuterkunde, aus der sie sich durch die experimentelle Methode erhoben hat, hinabsinken und zur Förderung und Wiederbelebung der gedankenlos Rezepte schmierenden Quacksalberei beitragen.

Herr Foerster behauptet, daß „ein Vivisektor immer den Anderen abthue, meist mit der der gelehrten Zunft eigenartigen Grobheit". Auch zu dieser stark übertreibenden Behauptung möchte es ihm schwer fallen, Namen zu nennen. Wie auf allen Gebieten, so wird auch in der Physiologie unter Irrthum, Kampf und Diskussion die Wahrheit geboren; die weitaus überwiegende Mehrzahl der Physiologen — Herr Förster möge, um sich selbst zu überzeugen, wie es bei solchen Versammlungen zugeht, unseren nächsten internationalen Kongreß in Cambridge besuchen — kämpft, wie es sich in ernster Wissenschaft gebührt, mit sachlichen, nicht mit persönlichen Argumenten.

Herr Foerster behauptet, daß die Vivisektoren Künstlern gleichen, die erst das Werkzeug — soll wohl heißen: das Instrument — zerbrechen, um dann darauf zu spielen, oder Einbrechern, „die das Schloß, das sie nicht öffnen können, erbrechen"; er behauptet, „daß sie verstehen wollen, was auf diesem Wege, dem der Säge, des Messers, der Zerstörung, überhaupt nicht zu verstehen ist", „daß das Geheimniß des Seins, Werdens und Vergehens, der Sitz des Lebens, des Denkens und des Gemüthes auf diesem Wege überhaupt nie ergründet werden könne". Diese naiven Vergleiche zeugen von bedauerlicher Unkenntniß der Dinge, um die es sich hier handelt. Was ist Physiologie? Die Wissenschaft von den Vorgängen im Organismus. Der Physiologe hat auf keinem Instrument zu spielen und kein Schloß zu öffnen, sondern — um

schon das hinkende Gleichniß beizubehalten — den Bau des Instrumentes und Das, was in ihm vorgeht, wenn darauf gespielt wird, zu studiren. Wie ihm Das ohne Zerlegung des Instrumentes, ohne Beobachtung der Vorgänge in ihm, während darauf gespielt wird, gelingen soll, vermag noch Niemand zu sagen. Die Forderung, den Sitz des Lebens, des Denkens und des Gemüthes zu ergründen, ist ja — was Herr Förster nicht zu wissen scheint — von den experimentirenden Physiologen zum Theil schon erfüllt. Sitz des Lebens ist jeder Organismus, Sitz des Denkens und des Gemüthes ist das Großhirn. Freilich, wer in der naiven Art vergangener Jahrhunderte an eine vom Körper und seinen Funktionen getrennte oder doch trennbare unsterbliche Seele glaubt, die im Himmel, in der Hölle sich aufhalten oder in andere Thierleiber fahren kann, wird sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben, sondern etwa mit Descartes annehmen, daß die unkörperliche, also punktförmige Seele in der Zirbeldrüse sitzt oder, wie Soemmering lehrte, im Wasser der Hirnhöhlen schwebt, worüber sich schon Kant lustig gemacht hat. Für den Naturforscher bedeutet das Wort Seele nichts Anderes als einen kurzen Ausdruck für die Gesammtheit der an die Hirnfunktionen gebundenen, in einem individuellen Bewußtsein gegebenen inneren Erlebnisse. Wer sich über den Sitz des Denkens und des Gemüthes zu belehren wünscht, möge Meynerts „Vorträge über den Bau und die Leistungen des Gehirns" oder Flechsigs „Gehirn und Seele" oder Exners „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen" in die Hand nehmen; er wird daraus staunend erfahren, einen wie bedeutenden Theil die experimentelle Hirnphysiologie an dem Aufbau dieses Wissensgebietes hat. Freilich, wenn Jemand in unfruchtbarer Spekulation unter dem Sitz des Lebens, des Denkens und des Gemüthes durchaus mystische, metaphysische Unklarheiten verstehen, wenn man dem Naturforscher zumuthen will, etwa über immanente Beziehungen des Einzelbewußtseins zu einer Weltseele, einem geistigen All-Leben und Dergleichen Etwas herauszubekommen, so ist dagegen zu sagen, daß es dem Physiologen gar nicht einfällt, „auf dem Weg der Säge" solchen Sitz des Lebens ergründen zu wollen; seine Aufgabe ist, Das, was unserem Verständniß zugänglich ist, nicht Das, was ihm nicht zugänglich ist, zu studiren. Der „Sitz" des Lebens ist ihm ganz gleichgiltig, wenn er nur weiß, wie das Herz schlägt, wie das Blut kreist, wie die Athmung vor sich geht, wie der Nerv Erregung leitet, der Muskel sich zusammenzieht, wie das Auge bewegt wird, accommodirt, sieht, wie Reflexe, wie „willkürliche" Bewegungen ausgelöst werden, wie Assoziationen zu Stande kommen, wie Ermüdung und Erholung, wie Hemmung und Bahnung verlaufen, wie die Reaktionzeit, die persönliche Gleichung variirt, wie der Darm, wie die Blase, wie die Gebärmutter sich zusammenzieht, welche Stoffe die Leber, die Niere, die Schilddrüse ausscheidet, wie die Bogengänge

über Drehungen, die Otolithen über die Lage zum Erdmittelpunkt orientiren, wie der Magensaft verdaut, wie die Befruchtung geschieht, wie die Wärme regulirt wird. Ist dies Alles nicht wissenswerth, weil — wie Herr Förster sagt — „der denkende Geist schließlich an die Wand des Transszendenten stößt“?

Herr Foerster ist ein Freund der von keiner Sachkenntniß getrübten Unbefangenheit. Er sagt: „Beruht denn nicht unsere ganze so hochgepriesene moderne Bildung auf der gemeinsamen Arbeit Aller, auf dem gegenseitigen Verständniß und also auch der gegenseitigen Ueberwachung und Berichtigung, auf der Betheiligung des Laienbestandtheiles auch an allen fachwissenschaftlichen Arbeiten?“ Ich bekenne, daß mir dieser Satz unverständlich ist. Wie ein Ingenieur über die Entstehung der Arten oder ein Zoologe über die Lösung von Gleichungen fünften Grades, wie ein Chirurg über einen Brückenbau oder ein Architekt über die Funktion der Galle, wie ein Physiologe über Kometenbahnberechnungen oder ein Astronom über den Stoffwechsel der Bakterien ein maßgebendes Urtheil haben sollen, ist mir unfaßbar; um wie viel weniger kann der „Laienbestandtheil“ ein solches Urtheil haben, dem überhaupt keine wissenschaftliche Bildung auf irgend einem Gebiet zukommt?

Herr Foerster behauptet: „Man hat die deutsche Bibel, den Faust, noch immer viel zu wenig in sich aufgenommen, um kurzer Hand mit den ungerechten, weil Anderer Rechte verneinenden Ansprüchen des wissenschaftlichen Sonderthumes aufzuräumen.“ Ich glaube, wenn der geniale Dichter des Faust, der auch ein Naturforscher war und den Werth des Experimentes wohl kannte, noch lebte, er würde mit aller Schärfe Herrn Foersters Loblied auf den Dilettantismus rügen. Aber was in aller Welt hat die deutsche oder eine andere Bibel mit der Wissenschaft, was hat der Faust mit der Frage zu thun, ob die Physiologie als Erfahrungwissenschaft ohne Vivisektion möglich sei?

Herr Förster sagt: „Aus Gemüth und Verstand erwächst die höhere Einheit, die Vernunft; über der bloßen Gelehrsamkeit thront die Weisheit...“ Mit solchen Wortspielereien hätte man auch nicht den kleinsten Fortschritt in der Naturwissenschaft errungen. Was man mit Denken und Reden allein machen konnte, Das haben die Griechen schon gemacht. Wir Modernen verdanken unsere Errungenschaften auf allen Gebieten der induktiven Methode, dem Experiment. Das Experiment in der Physiologie heißt Vivisektion. Wer die Vivisektion streicht, streicht einen Theil der Wissenschaft.

Ich habe gesagt, daß Versuche an Warmblütern „in der Regel mit allen Kautelen der Narkose“ angestellt werden; Herr Förster behauptet: „Auch das ‚in der Regel‘ ist viel zu viel gesagt.“ Er möge doch aus der Literatur des letzten Jahrzehntes, nicht aus obsoleten Schriften, den statistischen Beweis für die Unrichtigkeit meiner Behauptung erbringen. Herr Foerster behauptet: „Auch ersparen sich geübte, abgebrühte Vivisektoren die Narkose sehr gern.

Fesselung, Durchschneidung der Stimmnerven, Kuraresirung thuns ja auch!" Ich fordere ihn auf, solche „abgebrühte" Forscher mit Namen zu nennen und nachzuweisen, daß ein moderner Physiologe ohne Narkose, und noch dazu gern ohne Narkose, operirt, wo es nicht unbedingt im Interesse des Experimentes nöthig ist. Ich habe in meinem ersten Aufsatz gezeigt, daß die Narkose fast immer im Interesse des Experimentes selbst vorgenommen wird. Herrn Foerster und vielen Laien, die ihre Kenntnisse aus veralteten Tendenzschriften, statt aus eigenem Studium der Vivisektion, wie sie jetzt in modernen Instituten geübt wird, geschöpft haben, schweben Berichte aus einer Zeit vor, wo die Narkose noch nicht so allgemein geübt wurde wie jetzt; es ist ein Unrecht, solche Unterlassungsünden — man kennt ja die Narkose erst seit fünfzig Jahren — den modernen Physiologen zuzuschreiben. Wir sind auch auf diesem Gebiete humaner geworden. Folterkammern der Wissenschaft, wie sie Weber in seinem — übrigens selbst für damalige Verhältnisse tendenziös verlogenen — Buche schilderte, existiren heute nicht mehr. Zu „unnützer Grausamkeit" ist einfach keine Zeit.

Die Schauergeschichte von den durchschnittenen „Stimmnerven" hat folgenden thatsächlichen Kern. Der kürzlich verstorbene Physiologe Schiff, der, nebenbei bemerkt, fast nie ohne tiefe Narkose operirte, gegen das Kurare — wie mir der alte Herr selbst sagte — außerdem eine Art Voreingenommenheit hatte und seine überlebenden, ihm überaus zugethanen Thiere sehr sorgfältig pflegte, hatte in seinem Institut in Florenz unzureichende Ställe, die so lagen, daß er nicht minder als die Nachbarn gestört wurde, wenn die im Vorrath gehaltenen Thiere, wie ungezogene Hunde gern thun, Tag und Nacht heulten und bellten. Schiff wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er den Thieren — nicht aber etwa den Versuchthieren — die Stimmbandnerven durchschnitt. Diese kurze Operation verursachte ihnen keinen nennenswerthen physischen Schmerz; und daß die Hunde, ähnlich wie ein Sänger, der die Stimme verliert, sich darüber sonderlich kränkten, ist nicht wahrscheinlich. Zu Operationen wurden diese Thiere genau so wie andere narkotisirt. In gut eingerichteten modernen Instituten hat man solche Kunststücke nicht nöthig. Dennoch wird immer wieder in gutem Glauben oder jesuitisch das Märchen vorgebracht, daß die Physiologen schmerzhafte Eingriff an stumm gemachten Thieren vornehmen, um die mühsame Narkose zu ersparen.

Herr Foerster sagt: „Ja: vom Kurare schweigt Herr Dr. Beer vollständig, merkwürdig! Und von der künstlichen, durch den Blasebalg unterhaltenen Athmung, die das starre, aber bei vollem Bewußtsein erhaltene Thier nicht sterben läßt." Herr Foerster ist, wie es scheint, der Ansicht, daß kuraresirte Thiere nicht narkotisirt werden können; Das ist aber nicht richtig. Das Kurare hat den Zweck, die Thiere bewegunglos zu machen. Damit und mit der künstlichen Athmung an sich ist durchaus kein Schmerz verbunden; diese wird

sogar manchmal bei vergifteten Menschen als rettender Eingriff vorgenommen. Außerdem aber werden auch solche Thiere, wenn es der Versuch erlaubt, außer der Kuraresirung — und zwar vorher — noch narkotisirt. Zu Claude Bernards Zeit war die Narkose noch wenig üblich, zum Theil unbekannt und Versuche wurden damals vielfach an blos kuraresirten Thieren ausgeführt; heute ist es anders und es ist ein Unrecht, diese Grausamkeit längst überwundener Perioden den modernen Physiologen zuzuschreiben. Auch sind gerade die Versuche, die an kuraresirten Thieren ausgeführt werden, vorwiegend Blutdruckversuche und als solche meist wenig schmerzhaft. Die Gegner mögen doch erst die moderne Vivisektion kennen lernen, bevor sie verdammen.

Herr Foerster sagt: „Herr Dr. Beer wird wissen, daß gerade die Nervenversuche durch Reizung mit elektrischen Strömen an der Tagesordnung sind und entsetzliche, gar nicht ausdenkbare Qualen verursachen müssen.“ Ich behaupte, daß solche Versuche schon lange nicht mehr an der Tagesordnung, sondern fast erledigt sind und sehr selten wiederholt werden.

Ich habe behauptet, der Vivisektor, der seine Versuche unnütz oder grausam vornähme oder ein Thier einen Moment länger, als unbedingt nöthig ist, leiden ließe, fiele sofort der Verachtung seiner Schüler, Fachgenossen oder Kollegen anheim. Herr Foerster behauptet, daß es nicht so ist; er möge doch zum Beweis lebende Physiologen mit Namen nennen.

Genug der Diskussion. Die Ansichten stehen sich unversöhnlich gegenüber. Die Naturforscher behaupten: Das Thierexperiment ist nöthig; dafür, daß nicht unnütz Thiere gequält werden, bürgen die Schwierigkeit und Unannehmlichkeit solcher Experimente und unsere Kultur. Wo es irgend angeht, wird das Thier narkotisirt, genau so wie ein Mensch, an dem ein operativer Eingriff vorgenommen werden soll. Die Gegner der Naturforschung, die freilich meist keine Ahnung haben, was Wissenschaft ist, sagen: Lieber keine Wissenschaft als eine Wissenschaft mit Vivisektion. Eine närrische Partei unter ihnen sagt ferner: Mit der Vivisektion ist die Wissenschaft, wie mit dem Experiment überhaupt, auf dem Holzweg. Weisheit kann man sich am Schreibtisch ergründen, aus den Fingern saugen, aus der Bibel und den Kirchenvätern und anderen Büchern holen.... „A man convinced against his will is of the same opinion still“ und eine Frau natürlich erst recht. Es ist deshalb wenig Aussicht, die Vivisektionsgegner, die überdies selten mit einem praktischen Vorschlag, sondern gewöhnlich mit allgemeinen Phrasen kommen, zu überzeugen. Aber die Naturforscher haben einstweilen keine Angst, daß man ihnen das Experiment verbieten wird. Sie haben so viele imponirende Erfolge aufzuweisen, sie haben der Menschheit so viel gegeben, die Naturforschung ist eine solche Macht geworden, daß man nicht leicht wagen wird, ihr die Freiheit zu rauben. Der Versuch, die Vivisektion einzuschränken — an Abschaffung ist ja bei der mo-

dernen Medizin und Bakteriologie zunächst gar nicht zu denken — würde in Deutschland die ganze Bewegung sofort ad absurdum führen. Soll man vielleicht immer das Parlament befragen, ob ein kostbares Kaninchen vergiftet oder geimpft werden darf? Wo will man die Grenze ziehen? Soll die Katze im physiologischen Institut ungestraft Ratten und Mäuse fangen und nach Belieben quälen dürfen, der Direktor des Institutes aber erst eine Erlaubniß einholen, um einem Meerschweinchen einen Nerv zu durchschneiden? Und wenn schon die Gegner der Vivisektion ein Verbot durchsetzen könnten, so würden doch für ihre Wissenschaft begeisterte Physiologen heimlich experimentiren, genau so wie im Mittelalter eifrige Anatomen heimlich Leichen sezirt haben. Der Wissensdrang des Menschen ist von erstaunlicher Kraft....

Aller Thierschutz, so weit er sich damit befaßt, den Geschöpfen zweckloses Zufügen von Schmerzen, besonders aber unseren Hausthieren und Arbeitgenossen dauernde Leiden zu ersparen, ihnen gute Nahrung, Wartung und Behandlung zu verschaffen, sie im Nothfalle rasch und schmerzlos zu töten, — alle solche Bestrebungen werden die Physiologen auf ihrer Seite finden. Denn auch sie sind, trotz allem wohlfeilen Spott hypersentimentaler Gegner, Thierfreunde und oft speziell Hundefreunde, schon wegen der relativ hohen Intelligenz der Hunde, die einem verständigen Beobachter so viele Aufschlüsse über die Hirnfunktionen zu geben vermag. Man bedenke auch, daß, wer sich gerade diesem dornenvollen Zweig der Naturwissenschaft, der Erforschung der Lebensvorgänge, widmet, meist eine gewisse Neigung, ein tieferes Verständniß und eine Art Sympathie allem Lebenden entgegenbringt, die nicht wenig dazu beitragen, die Thiere vor unnützen Schmerzen zu bewahren. Aber wir dürfen nicht in das weibische, kulturfeindliche Extrem, nicht in eine krankhaft schwächliche Karikatur der Humanität verfallen, wir dürfen nicht in einer ganzen Reihe von Wissenschaften auf weiteren Fortschritt lieber verzichten, als an narkotisirten Thieren Operationen vorzunehmen, ihnen im äußersten Falle kurze Zeit dauernde Schmerzen, die ja doch auch so vielen Menschen nicht erspart bleiben, zuzufügen. Alles auf der Welt hat seinen Preis. Den Schmerz, daß wir manchmal genöthigt sind, einem Thier Schmerz zu bereiten, müssen wir der Förderung der Wissenschaft zu Liebe kaltblütig und männlich ertragen. Unzählige Menschen haben Leben und Gesundheit für hohe Zwecke hingegeben, unzählige opfern sich heute im Kriege und werden sich noch für höhere Zwecke, für idealere Güter opfern, wenn es längst keine Kriege mehr geben wird. Warum sollen die Thiere, die doch von uns gehegt, gefüttert, gezüchtet werden, die doch intellektuell so tief unter uns stehen, die doch im Ueberfluß da sind, von der allgemeinen Wehrpflicht ausgenommen sein? Einem edleren Zweck, als es die Förderung der Wissenschaft ist, können sie nicht geopfert werden.

Neapel, Stazione zoologica. Dr. Theodor Beer.

♣

Die neue Nationalgalerie.

Der Einzug der französischen Modernen in die berliner Nationalgalerie bedeutet in unserer Zeit eine That, — um so mehr, als die Galerie von Rechts wegen nur für die Eingeborenen da ist und Ausländer nur durch die Hinterthür der milden Stiftung dort Eingang finden dürfen. Man darf trotzdem die Bedeutung dieser Invasion für die gegenwärtige Gestaltung der Galerie nicht überschätzen. Die französischen Bilder sind zum größten Theil in einem Nebensaal vereinigt, die Haupträume gehören nach wie vor den Deutschen. Aber als Symptom ist die Sache wichtig und verdient in wesentlich kräftigerer Form begrüßt zu werden, als es bisher geschehen ist. Tschudi, der neue Leiter, dem allein der Umschwung zu danken ist, will nicht etwa nur ein paar Bilder französischer Meister kaufen, deren Bedeutung sich selbst die Schlamperei des früheren Systemes nicht mehr lange zu entziehen vermocht hätte. Er will eine anständige, moderne Galerie machen. Und diese Idee ist neu, nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt. In London hat man im vorigen Jahr für den zeitgenössischen englischen Kitsch mit großem Pomp eine Nationalgalerie errichtet, mit der verglichen die berliner, wie sie zur Zeit Jordans war, wie ein vornehmes Institut erscheint. Und die Leiter des pariser Luxembourg haben sich Jahre lang ernstlich nöthigen lassen, bis sie sich entschlossen, die Caillebotte-Sammlung, die dem Museum geschenkt wurde und die zum Theil die Art Kunst umfaßt, die der französische Saal der berliner Galerie beherbergt, in einem möglichst abgelegenen, ganz unzulänglichen Raum aufzustellen.

Berlin war also vor Tschudi nicht gerade zurück; um so größer ist jetzt der Vorsprung. Tschudis Beruf hat eine hervorragend negative Seite, die an die bekannte Aufgabe des starken Herkules erinnert. Der Werth einer Galerie liegt nie in einzelnen Perlen, sondern in dem Niveau des Durchschnittes; um hier Etwas zu erreichen, galt es, an Heiligthümer der Nation zu rühren, die immer leichter in den Tempel hinein als wieder herauskommen. Schon heute vermißt man in der Galerie manchen Schinken aus der Zeit der Kartonisten und der traulichen Düsseldorfer, der bei Jordan noch einen Ehrenplatz hatte. Vieles ist noch da, aber der Nagel lockert sich bereits bei manchen Bildern. Tschudi ist ein kluger Mann, der nicht mit einem Schlag die Welt auf den Kopf stellt. Was sich noch nicht ganz entfernen läßt, wird nach jenem Verfahren behandelt, das man bisher an öffentlicher Stelle für die Modernen bereit hatte: es wird totgehangen. Schon heute hat die Galerie anständige Säle, nicht nur den französischen. Was von dem Alten gut war, wie Menzel und Boecklin, ist zur besseren Geltung gebracht; die Beiden haben Separatkabinets, die sich nicht nur der Qualität nach, sondern vor Allem ihrer Disposition wegen sehen lassen können. Das Menzel-Kabinet mit den wundervollen Zeichnungen ist, wie der Berliner sagt, ein angenehmer Aufenthalt geworden und bei Boecklin stört nichts die Seele im Schwelgen. Natürlich blieben die Soldaten. Das geht nun einmal nicht anders. Aber sie erscheinen anders, sie sind eingeordnet; sie lassen dem Museum noch immer einen Theil seines ethnographischen Charakters, aber sie herrschen nicht mehr; man weiß, wo man sie findet: hier Kunst, — hier Patriotismus, säuberlich geschieden.

Ueber die neue Wandbekleidung läßt sich Mancherlei sagen; sie ist besser geworden, aber sie ist noch nicht überall ideal: zum Beispiel könnte der Raum mit dem dunkelgrünen Ton in den Sammetstreifen sehr viel netter aussehen, wenn man ihm eine anständigere Farbe gäbe. Man hat etwas Neutrales gewollt, es ist noch ein Wenig ancien régime; der Hintergrund braucht nicht zu schreien, aber man muß ihn ohne Unbequemlichkeit sehen können, die Farbe soll rein sein. Und wenn sich auf solchem Hintergrunde die Bilder nicht gut ausnehmen, so ist Das der beste Beweis dafür, daß sie in die ethnographische Abtheilung zu den Soldaten gehören. Aber: wie ist die Nationalgalerie schon heraufgekommen, daß man auf solche Dinge zu achten beginnt!

Mit unglaublicher Energie hat sich Tschudi dem positiven Theil seiner Aufgabe hingegeben. Die Galerie besitzt durch ihn dreißig neue Kunstwerke, die alle gut sind, wenn man unter „gut" das über einem gewissen stattlichen Niveau Liegende versteht, mit dem gesittete Europäer rechnen; jedes von ihnen ist der Diskussion, manche sind heller Begeisterung werth. Das ist einzig. Auch das Luxembourg hat modern gebildete Leiter. Aber wenn diese Herren einmal ein gutes Bild kaufen, müssen sie mindestens mit fünf schlechten ihren Fehltritt wieder gut machen. Tschudi kauft dreißig gute und drei für das ethnographische Bedürfniß; wenn das Verhältniß fortdauert und Tschudis Begabung für das Ausmerzen schlechter Schinken sich weiter bethätigt, haben wir in zehn Jahren eine wundervolle Galerie.

An den dreißig — oder sind es noch mehr? — guten Bildern ist nicht das Ausland allein betheiligt. Es giebt ein paar neue Boecklins, die zu den schönsten gehören, und einen wunderbaren Leibl. Sehr schön ist auch das Bildniß von Dora Hitz, — nicht wahr, Ihr Lieben, wer hätte Das gedacht! Die bestgeschmähte deutsche Künstlerin in der Nationalgalerie, Dora Hitz in der Nationalgalerie! Und mit einem Bilde, das ganz sie ist, ganz fein. Zu Uhde und Liebermann sind Schönleber und Trübner getreten, mit guten Proben ihrer Kunst. Von Liebermann, Oberländer (endlich!), Leibl sehr gute Zeichnungen, auch von Constable, der auch mit ein paar sehr hübschen Landschaften da ist. Damit sind wir im Ausland. Es ist überflüssig, heute noch die neuen Bilder der Galerie zu beschreiben. Man kann sich höchstens zu der Tendenz äußern, die hier im Gange ist. Sie ist da; nicht durch Zufall sind die Franzosen eingeschmuggelt, wie Paris etwa durch Zufall die Bilder seiner Besten bekommen hat; Tschudi hat es sich vorgenommen und er hat es erreicht. Er erkannte, daß gerade die französische Kunst den Deutschen nöthig sei, zum Lernen, zum Belehren; um das thörichte Geschwätz deutscher Banausen von der Oberflächlichkeit und unmoralischen Geistlosigkeit französischer Malerei zu zerstreuen und um zu zeigen, worin Frankreich uns überlegen ist. Es weht eine eigene Luft in dem ersten französischen Saal, etwas Anderes ist hier als in den allermeisten, auch den glücklichen anderen Räumen. Keine geistvolle Legende wie bei Menzel und Liebermann, der Novellist bleibt, so sehr er sich auch bemüht, etwas Anderes zu werden, geistvoll, ungemein glücklich zuweilen, aber immer Erzähler; hier wird kein Drama gemimt, kein phantastisches Gebilde gezaubert, wie bei Boecklin und seinem Anhang, auch von Realismus ist hier keine Rede, von dem lieben deutschen Gemüth, das sich hinter Brutalität versteckt, um seine Sentimentalität zu verbergen; hier ist Malerei, nichts, gar nichts

Anderes. Eine himmlische Stille ist in dem Raum, wenn man das Glück hat, allein in ihm zu sein. Man braucht hier nicht Patriot, kein Denker und Poet zu sein, man kann sich ausruhen und Das thun, was in deutscher Kunst meist nur im Schweiß des Angesichts möglich zu sein pflegt: genießen.

Ich behaupte nicht, daß es die einzige Kunst ist, noch weniger, daß es nicht edlere, tiefere Bethätigungen des menschlichen Geistes giebt. Mag sein; nur: es braucht Einer kein Idiot oder Banause zu sein, der vor der Pietà Boecklins in der Galerie nur ein unbehagliches Kältegefühl im Rücken spürt; und Der versteht gewiß ganz und gar nichts von Malerei, der den französischen Saal nicht reich beschenkt verläßt. Die Pietà mit dem blauen Kitschton und dem noch kitschigeren Roth ist ein schlechter Boecklin. Die beiden, die Tschudi gekauft hat, sind himmelweit besser: aber es ist und bleibt eine gefährliche Kunst, zumal für die Deutschen, die Boecklin jetzt eben so blind hinnehmen, wie sie ihn vor zehn Jahren noch verstoßen haben, zumal für die deutsche Tradition, die von Boecklin Das weiter baut, was er allein fähig ist, zuweilen in das Gebiet des rein Künstlerischen zu erheben. Dagegen ist der französische Saal ein guter Schutz; denn es hilft nicht: hier liegt die Zukunft, nicht bei Boecklin. Ein Mann kann einer Tradition Trotz bieten, mit unmalerischen Mitteln große Werke schaffen; Goethe machte ohne eine Spur von Dramatik ein unsterbliches Drama, er konnte es kraft seines Phänonomens; bei einer Generation, die so schafft, wird das Phänomen zur Mißgeburt. Der Saal, in dem der Monet hängt, bringt normalere Künstler und es wäre unvorsichtig, sie deshalb kleiner zu nennen. Man kann sich auch bei dem Monet Manches denken; die Seele ist nun einmal so konstruirt, daß sie durchaus nicht Abnormitäten braucht, um in Schwingung zu kommen. Ihr genügt ein unvollendeter Akt Michelangelos oder diese entzückende Landschaft des größten Landschafters unserer Zeit. Und die Schwingung ist tiefer, sie ist trotz dem weniger erhabenen Vorgang erhabener, gerade deshalb; sie wird verstimmt, wenn die rohe Wirklichkeit des bildhaften Vorganges nachzuahmen sucht, was immer nur hinter dem Vorgang sein kann.

Dieser Monet scheint mir das werthvollste der französischen Gemälde. Es ist ein sehr seltenes Bild; nicht der Monet, wie er heute fest steht, in der wuchtigen Pracht der Pinselhiebe seiner Belle Isle-Marinen; auch nicht der raffinirte Farbenlichtkünstler der Kathedralbilder; es ist ein zierlicher Monet, aber in seiner fast roccocohaften Zartheit der Linie und der Farbe von der ganzen unwiderstehlichen Sicherheit aller Bilder des Meisters. Drüber hängt eine eben so kostbare Seltenheit, ein Cézanne, ganz ruhig, fast kalt, aber wie wunderbar in der Fleckenvertheilung! Man findet in Paris kaum einen besseren, höchstens das wunderbare Bild mit den nackten Männern im Freien, das die Caillebotte-Sammlung besaß und das aus ihr entfernt werden mußte, um die Sammlung dem Luxembourg annehmbar zu machen. Auch der Degas ist selten, in der fast nüchternen Kühnheit der Bewegungen; fein im Ton; von der wahren Koloristik des Meisters bekommt man zwar nur durch den wundervollen Teppich eine Ahnung. Sisley, Pissarro, Thaulow, Courbet: alle gleich ersten Ranges; es giebt keine besseren. Nur Zorn möchte man noch besser haben. Der Akt ist sicher fabelhaft gemalt, das ganze Bild ist gemalt, aber die Gefahr, der Zorns Geschicklichkeit einmal zum Opfer fallen wird, ist in keinem Bild so deutlich wie in diesem. Um wie viel edler ist

die selbe Sicherheit in dem großen Manet, der, wenn nicht zu den sympathischsten, sicher zu den interessantesten Bildern des Meisters gehört!

In dem großen Saal, den der unsäglich alberne Melchers beherrscht, hängt der neue Millet. Die große Linie des Feldes ist wundervoller Millet; vielleicht hätten das Bäumchen und das Männchen auch noch wegbleiben können. Es ist gut, daß Deutschland, dem Millet bisher nur durch seine holländische Schule bekannt ist, nun auch den Meister selbst besitzen lernt. Ich hätte mir nur einen reicheren Millet gewünscht; freilich: der kostet noch mehr. Und dann, auch bei Millet — hier mit weniger Recht als bei Boecklin — möchte man sagen: ansehen, aber nicht anfassen! Der Fluch der Epigonen ist, daß sie selbst gegen die Werke ihres Genies mißtrauisch machen. Nicht Segantini, der auch hier hängt, soll damit gemeint sein; die Art, wie er Millet benutzt hat, ist nicht nur pikant; die Zeichnungen sind Perlen, die bleiben werden, auch wenn man das luftlose Geglitzer seiner großen Bilder satt bekommen haben wird.

Schließlich ist auch die Skulptur der Galerie menschenwürdig geworden. Was für die deutsche Malerei Leibl bedeutet, ist für die deutsche Skulptur Hildebrand. Auch er fehlte deshalb bisher in der Galerie. Tschudi hat Hildebrands Anwesenheit in Florenz benutzt, um Boecklin portraitiren zu lassen, und daraus ist ein Werk entstanden, das sich getrost Arbeiten wie der Büste des Herzogs von Meiningen an die Seite stellen läßt. Die ganze, nicht loszukriegende Kraft des Schweizers steckt darin und die ganze, stets auf ruhige Kraftfülle gerichtete Kunst des Bildhauers. Man kann ruhig den wunderbaren Rodin daneben stellen, — und Das will viel heißen. Der ganze Unterschied der beiden Rassen liegt in diesen beiden Büsten. Dem nach Differenzirung dürstenden Sinn mag die nervöse Hand des Franzosen, die aus der Bronze unerhörte Feinheiten zu ziehen weiß, raffinirter erscheinen als die wuchtige Faust des Deutschen; Kunst im höchsten Sinn ist Beides. Meunier hat ein paar schöne Andenken hinterlassen und Valgren ist mit einer seiner hübschen Kleinigkeiten vertreten. Alles Das hat die Spender, die Tschudi für seine Ausländer zu gewinnen verstanden hat, keine Unsummen gekostet, — und wie anders ist seitdem das Niveau!

Die Folgerungen können nur in dem Wunsche bestehen, daß Tschudi auf dem eingeschlagenen Wege ausharre. Er hat mit solcher Sicherheit gezeigt, daß er sich des rechten Weges bewußt ist, daß Rathschläge überflüssig erscheinen. Es bleibt der Anerkennung werth, wie schnell er sich in das für ihn neue Gebiet eingelebt hat. Er kam von der alten Kunst her, von unserem alten Museum, in dem es so wunderbar modern zugeht, unserem bis heute größten Stolz in Berlin. Der alten Galerie eine ebenbürdige neue an die Seite zu stellen, ist Tschudis Wunsch. Hoffentlich läßt man ihn gewähren. Es ist ja so leicht, eine anständige moderne Galerie zu gründen, so unvergleichlich leichter, als ein gutes Museum für die alte Kunst zu machen, die endlich aus der trockenen Sphäre der Kunsthistorie heraus und in die ästhetische hineingekommen ist und in der deshalb die gute Qualität hoch bezahlt wird. Noch heute kostet im Durchschnitt das Werk eines Lebenden eine Lappalie im Vergleich zu alten Bildern, — und wie unendlich groß ist die Auswahl! Nur flotte Augen gehören dazu, jener Instinkt, den Tschudi mitbringt, der den veralteten, abschreckenden Nimbus des Museumsthieres zerstört hat und menschlich an seine menschliche Aufgabe herangegangen ist.

Man kann gespannt sein, was nun weiter kommt. Es ist vielleicht gestattet, fromme Wünsche zu haben. Um bei der Skulptur zu bleiben: noch ein Rodin, aber ein freier, keine Portraitbüste, sondern eins von den wunderbaren Ensembles von Mädchengliedern, die nur ein Franzose und nur Rodin so beherrscht. Dann etwas schwerere Kost: in Belgien steckt ein Bildhauer, Minne, nicht nur verkannt und halb verhungert, sondern einer der größten unserer Zeit, der die Skulptur um ein Mächtiges erweitert hat, auch über Rodin hinaus. Die neulich eröffnete diesjährige Libre Esthétique in Brüssel hat ein paar prachtvolle Werke von ihm ausgestellt. Ein ihm Verwandter ist der Norweger Vigeland, von dem man auch in Superlativen sprechen darf Die Beiden sind heute noch billig. Von deutschen Künstlern fehlt noch gar Mancher in der Galerie, Bekannte wie Verkannte, zumal von graphischen Künstlern. Man konnte sich zum Beispiel wundern, daß neulich die Ausstellung von Peter Behrens aus München bei Keller & Reiner vorbeiging, ohne daß einer der in der Zeichnung wie Technik gleich ausgezeichneten Holzschnitte angekauft wurde. Sowohl das sonst so gut bestellte Gewerbemuseum wie die Nationalgalerie hätte die Sachen, die zu den besten dekorativen Werken unserer Jungen gehören, brauchen können.

Mit den französischen Gemälden wollte Tschudi sein Publikum sondiren. Deshalb nahm er einen dunklen Degas und einen zarten Monet. Dazu gehört ein Degas im Festkleide; der Degas, den man jetzt gerade wieder in einer Ausstellung bei Durand-Ruel bewundern konnte, den wir lieben, mit dem tollkühnen Geschmack, der sich nie verräth, auch da, wo das Auge kaum mehr die Pracht der Töne zu fassen vermag; ein Monet, stark und breit, z. B. eine seiner Marinen. Dann Renoir, einen von den guten mit den wunderbaren Fleischtönen, die heute Keiner so machen kann; Puvis, wenn das Geld dafür da ist; natürlich Whistler. Andere sind billiger und nicht schlechter. Für ein paar tausend Francs kann man sich heute eine komplette Sammlung der Pointillisten zulegen, von Seurat angefangen bis zu Petit-Jean. Wenn Cézanne erlaubt ist, darf auch van Gogh hinein und Der hat es noch mehr verdient; in Holland giebt es einen Speicher, da kann man van Goghs zu Dutzenden kaufen. Daneben ein paar Zeichner: Forain, Lautrec, Redon und viele Andere. Ein Prinzip steckt in diesem Programm: nicht 1830, sondern 1890; Farbe! Das ists, was wir brauchen; die Deutschen müssen lernen, was Farbe ist. Davon ist heute noch wenig bei uns zu spüren. Und dann, Herr Direktor, wenn die Wände voll sind — nicht zu voll! — und man Ihnen immer noch Etwas schenken will, dann kaufen Sie ein paar hübsche Möbel in die Säle, nicht, um dem ersten modernen Gewerbemuseum, dessen Gründung sich Berlin hoffentlich nicht nehmen lassen wird, Konkurrenz zu machen, sondern, um diesen schönen Bildern die abstrakte Kahlheit zu nehmen, der sie jetzt ausgesetzt sind. Diese Bilder sind nicht da, um in strammer Haltung bewundert zu werden; man will mit ihnen plaudern. Ein paar Tische und Sessel, die zu diesen Bildern gehören. Dann fehlen nur noch die Menschen dazu.

Paris. **Julius Meier-Graefe.**



Die pariser Coulisse.

Die Feinde der Spekulation jubeln über die Beseitigung des pariser Coulissengeschäftes und vergessen dabei, wie es scheint, daß die Zahl der vereideten Agents de Change von 60 auf 75 bis 80 erhöht werden soll. Das würde, wenn Monopole stets im vollen Umfange auszubeuten wären, bedeuten, daß die Vermittelung der gesammten französischen Kapitalsanlagen künftig einem engen Ring von 80 Männern überlassen ist. Wie übel eine solche Bevormundung des Publikums und ein solches Privileg einer kleinen Schaar wirken würde, muß Jeder einsehen.

Die pariser Coulissenhäuser haben gewiß oft gesündigt — obgleich ja z. B. die Panamawerthe den offiziellen Weg durch die Hände der Agents zu gehen hatten —, aber der jetzt gegen sie geplante Zwang ist nur als Ausfluß einer Volksströmung zu erklären, die sich gegen ein unangenehmes und zum größten Theil obendrein fremdartiges Parvenuthum richtet. Man dachte selten daran, daß auch dieser Herrlichkeit ein Ultimo tagt. Deutsche, Oesterreicher und Italiener durften bisher an der pariser Börse ihre oft überlegene Geschicklichkeit ungehindert entfalten; sie bildeten, da sie naturgemäß zusammenhielten, ein starkes unfranzösisches Element. Wie klar die Pariser Das erkannten, zeigt ein Ausspruch, der zugleich das Emporkommen der Fremden erklärt. Der alte Lebaudy, der berühmte sucrier, ersuchte einst einen Coulissenbankier, ihm einen Sekretär zu verschaffen, der ein Deutscher oder ein Jude sein müsse. Auf die Frage nach dem Grund dieser Bedingung erwiderte der raffinirte Raffineur: „Sehen Sie, wenn ich einen Franzosen an meinem Schreibpult habe, so kann noch so viel zu thun sein: rückt seine Dinerstunde heran, dann macht er sich vor meinen Augen elegant zurecht und erzählt mir eben so liebenswürdig wie bestimmt von einer Einladung, der er unbedingt folgen müsse. Der Deutsche aber hält es für ganz selbstverständlich, daß er ausharren muß, bis Alles fertig ist; er fordert manchmal eine Gehaltserhöhung, aber er thut auch seine Pflicht. Und erst ein Jude! Bin ich, wie gerade jetzt, sehr stark in Suezaktien engagirt und er trägt die vielen Posten ein, so sagt er eines Tages zu mir: ‚Wozu Ihre ungeheure Haussepofition? Vergessen Sie nicht, daß die Contremine klein ist und Geld knapp wird.‘ Natürlich empfinde ich diese Rede als eine Aufdringlichkeit, vielleicht sogar als eine Frechheit, aber ich habe doch einmal einen anderen Gedanken gehört, der mich unter Umständen rechtzeitig warnt.“ Diese Aeußerung verräth wenigstens zum Theil, weshalb die pariser Coulisse mit ihrer großen Macht das offizielle Parquet der Börse verdunkeln konnte. Der Agent wird unwillkürlich zur Maschine; er führt korrekt seine Kaufordres aus, auch wenn neben ihm die schlimmsten Depeschen einlaufen. Noch deutlicher zeigt sich die Nothwendigkeit einer Ergänzung durch Intelligenz, sobald der Vereidete für seine Verkäufe keine Gegenliebe findet; dann pflegt er sich gern an den Coulissier zu wenden, dem von den vier Centimes Courtage ein Centime zufällt. Zuerst beginnt das Ausschreien auf dem marché libre — eine Anstrengung, die tief unter der Würde eines Agent wäre —, und zieht Das nicht, so werden eben Käufer auf-

gesucht, überredet, angeregt, — kurz: das Geschäft kommt zu Stande. Da Alle, die an der Börse handeln, recht ausgewachsene und geriebene Kinder sind, läßt sich doch von einem Gimpelfang nicht im Ernst sprechen. Jedem geschieht nur, was er selbst gern dem Anderen zufügte.

Paris hat etwa 125 wirkliche Coulissenhäuser, die auf der feuille stehen und in einer gemeinsamen Kasse einen Sicherheitfonds haben. Ihr Syndikat wurde bisher klug geleitet; in bewegten Zeiten beruft der Präsident sofort Einzahlungen ein, die mitunter schon bis zu 100000 Francs betrugen. Das ergiebt von 125 Firmen $12^1/_2$ Millionen, — eine Rücklage, die dem ausländischen Kredit dieser Häuser gerade in kritischen Augenblicken eine wichtige Stärkung verleiht. Außerdem giebt es aber noch eine Menge wilder Händler ohne jegliche Solidarität, die gewiß auch manchmal Schaden anrichten. Ferner hat Paris noch eine Rentencoulisse, die viel billiger als der Agent arbeitet; ihre Mitglieder sind meist mit den Agents nah verwandt und arbitriren zwischen der Coulisse und dem Parquet.

Trotzdem nun auch das offizielle französische Börsenspiel mit der nationalen Feinheit eingerichtet ist, die sich der spekulativen Neigung der Menschen schlau anpaßt, waren aus dem Monopol der Agents Härten entstanden. Das Parquet verlangte am Medio und Ultimo Regulirung, die Coulisse gestand sofort nur den Ultimo zu. Das machte also bei den amtlichen Vermittlern für jedes unabgewickelte Engagement zweimal Courtage und zweimal Report im Monat aus, während z. B. London bei solchen Geschäften nur den Zins kennt. Nun denke man sich Positionen, die häufig ein halbes Jahr laufen; in solchen Fällen hat der Spekulant 24 Vergütungen zu tragen, die ihn mitunter kaum weniger drücken als seine Differenzen. Es ist ein Wahn, daß die Vertheuerung des Spieles das Spiel einzuschränken vermag; die geschilderten wucherischen Sätze gelten schon lange und haben Kapitalisten noch nie vom Kaufen oder Verkaufen abgehalten. Wohl aber gab es Zeiten, wo bei den Prolongationen ohne die Coulisse keine Rettung mehr möglich schien, z. B. als die großen Schiebungen in italienischer Rente gemacht und die Sätze unsinnig hoch diktirt wurden. An solchen gefährlichen Tagen kennt das Parquet nur eine Zuflucht: Rothschild, der die Positionen unter allen Umständen billig übernimmt; denn weiß man erst, daß die Papiere aus einer schwachen in eine so starke Hand übergegangen sind, daß keine Nothwendigkeit mehr zum Verkaufen drängen kann, dann steigen die Kurse natürlich sofort.

Die Interessenten der Coulisse hoffen nun auf die Wahlen; sie meinen, die Kammer wolle nur volksthümlich scheinen und werde nach den Wahlen wieder abwiegeln. Seltsam ist, daß diese Optimisten sich von der Haltung des Senates beunruhigen ließen, von dem doch noch kein Beschluß vorliegt. Die Spekulanten hatten eben, sehr naiv, erwartet, der Senat werde die Vorlage ohne Weiteres ablehnen, und dieser Glaube wurde grausam zerstört. Dagegen wird den Bedrängten Hilfe von den großen Banken kommen, die durch das beabsichtigte Gesetz, nach dem jeder Schluß ein Bordereau des Agent haben müßte, schwer beeinträchtigt werden. Der Crédit Lyonnais, der täglich Kauf- und Verkauforders aus Konstantinopel, Genf, Alexandrien, also auch von seinen Filialen, erhält, kompensirte bisher viel in sich selbst: er rechnete wohl den Kunden Courtage an, hatte aber mit dem Makler nichts zu thun. Dieser Gewinn, der täglich Tausende betrug, ermöglichte den großen Banken trotz Riesenspesen die fetten Dividenden. Da der Staat aber künftig das

Recht haben soll, die Bücher der Banken und der Agents zu prüfen, müssen alle angezeigten Transaktionen auch wirklich abgeschlossen sein; ein Umweg wird ja zu finden sein, ist aber noch nicht sichtbar. Die Agents selbst sollen strenger gehalten werden, d. h. scheinbar, da ja die Neuerung nicht allein ihre Einkünfte verzehnfacht, sondern auch einen von ihnen lange geführten Kampf erfolgreich beschließt. Das Syndikat hat sich mit seinem großen Dispositionsfonds fast immer bewährt; nur in Bordeaux, Toulouse u. s. w. hat die Kasse manchmal nicht ausgereicht.

Was werden nun die Coulissenhäuser thun? Sie gaben bisher die halbe Courtage ihren auswärtigen Vertretern; wenn sie dann noch dem Agenten für die Uebernahme des Bordereaus die halbe Coutrage zu zahlen hätten, bliebe ihnen nichts. Die Großen werden also entweder ganz resigniren oder über Brüssel oder Genf arbeiten, die Kleinen werden zwischen den Banken und den Agents zu vermitteln suchen. Die Großen werden wahrscheinlich einen Commis in Brüssel der Börse gegenüber einmiethen, dann formell dorthin telephoniren und in Paris nach brüsseler Usance weiter handeln. Vielleicht wird es auch anders gemacht: aber ein Ausweg wird sicher gefunden werden. Würde denn nun überhaupt mit dem Coulissengeschäft ein sehr bedeutender Verkehr aufhören? Kaum. Die Coulisse, die seit etwa dreißig Jahren besteht, hatte sich besonders bis zum Bontoux-Krach am Anfang der achtziger Jahre riesig entwickelt. Da gab es Zeiten, wo mit 700 000 Francs kommanditirte Coulissenhäuser in den ersten vier Monaten schon 80 Prozent Dividende geben konnten, um dann über Nacht spurlos zu verschwinden. Seit aber die Aktien der Banque Européenne von 2000 Francs auf Null fielen, ist es mit dieser Art von Börsenthätigkeit abwärts gegangen. Das Publikum wurde durch die Verluste sparsamer und mißtrauischer; auch läßt sich heute in London und Berlin bequem spekuliren. Viele Franzosen sind jetzt in Diskontokommandit oder deutschen Bergwerken engagirt und die pariser Vertreter der berliner Banken verdienen oft viel Geld. Im Grunde wird das neue Gesetz nur Umsätze einschränken, die längst im Schwinden waren. Und, was besonders zu beachten ist: das französische Volk wird, wie im vergangenen, auch im laufenden Jahr neue Ersparnisse wohl kaum anzulegen haben. Dabei kommt es ja nicht auf einzelne Industrielle an, sondern auf die Stellung, die sich die Industrie im Ganzen erobert hat. Das ist auch für die Landwirthschaft wichtig, von der ohne wissenschaftliche Führung selbst beim höchsten Schutzzoll heutzutage keine guten Resultate zu erhoffen sind.

Der Redakteur der Chemiker-Zeitung schreibt mir, daß der Chef der Elberfelder Farbenfabriken erst später an die Spitze der Agitation für das neulich hier von mir besprochene Staatsexamen der Chemiker getreten sei, für das die genannte Zeitung schon seit Jahren gekämpft habe. Ferner schreibt mir die Direktion der Leipziger Bank zu dem Artikel „Banken als Arbeitgeber“, daß die Besoldungen der Leipziger Kreditanstalt größer als die der Leipziger Bank seien. Bei dieser Bank ist das reine Kommissiongeschäft kleiner als bei ihrer Genossin, während sie in industriellen Unternehmungen ungemein thätig ist.

Pluto.



Notizbuch.

Der heitere Herr von Bülow, der in einer an die herrlichsten Leistungen des Berliner Tageblattes und des Oberkämmerers Polonius erinnernden Rede vor ein paar Wochen das Bild vom europäischen Konzert todthetzte, in dem Deutschland die Flöte spiele, ist jetzt vielleicht schon ein Bischen ernster gestimmt. Die deutsche Marineflagge ist aus den kretischen Gewässern verschwunden und die dem Herrn von Bülow so interessant scheinende Insel hat noch immer keinen Gouverneur. Weshalb? Weil die verantwortlichen oder unverantwortlichen Leiter der deutschen Politik die vom Zaren aufgestellte Kandidatur des Prinzen Georg von Griechenland nicht unterstützen wollten. Ob sie wirklich den Sultan in seinem Widerstreben gegen diese Kandidatur, wie man im Ausland erzählt, direkt bestärkt haben, ist nicht klar erkennbar; sicher hätte der jämmerliche Abd ul Hamid aber den Widerstand längst aufgegeben, wenn er nicht von irgend einer Großmacht zum Beharren gespornt worden wäre, — und alle Zeichen sprechen leider dafür, daß diese Macht Deutschland war. Nun wird der griechische Prinz, wie es scheint, dennoch Generalgouverneur von Kreta werden und Deutschland hat sich schmollend aus dem Konzert zurückgezogen. Damit ist eins der traurigsten Kapitel unserer neuesten Politik abgeschlossen. Wir haben, ganz wie in Ostasien, mit überflüssigem Eifer die Geschäfte der Russen besorgt, deren Prestige im Südosten Europas mächtig erstarkt und denen es in stiller, schlauer Arbeit gelungen ist, nach den Bulgaren, Serben und Türken nun auch die Griechen zu kirren und an den Gedanken zu gewöhnen, daß in Petersburg über ihr Schicksal entschieden wird. Die deutsche Diplomatie hat nichts erreicht, aber sie hat durch die an den Islam verschwendete Zärtlichkeit das Volk der Dichter und Denker kompromittirt. Der leipziger Professor Weigand hat eine lesenswerthe, von Sachkenntniß zeugende Schrift über die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker mit dem Satz geschlossen: „Ein Volk wie das türkische, das in Jahrhunderte langer Gewalt- und Schreckensherrschaft nichts, rein gar nichts, für die Kultur gethan, das Tausende und aber Tausende kalt hingemordet hat, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten, ein solches Volk zu unterstützen, einem solchen Volke seine Sympathien entgegenzubringen: Das ist eine Schmach, an der wir Deutschen, die wir uns immer für die Freiheit der Unterdrückten begeistert haben, nicht theilhaben sollten." Die unbefriedigten Gläubiger der Griechen werden freilich anders denken; wenn aber der Deutsche sich wieder auf sich selbst besinnt und merkt, daß der Macht und dem Ansehen des Reiches schließlich doch höhere Aufgaben gestellt sind als die, Spekulanteninteressen zu vertreten, dann wird er unwillig fragen, welches persönliche Ressentiment uns in ein Abenteuer verwickelt haben mag, das uns, außer dem Spott aller guten Europäer, nicht das Geringste eingebracht hat. Leider haben wir keine Volksvertretung, die auf solche Fragen mit der gebührenden Entschiedenheit bündige Antwort heischt und entschlossen ist, die Mittel zur Fortführung einer Politik zu verweigern, die der Würde des Reiches und dem Ethos seiner Bürger nicht entspricht. Sonst möchte dem begabten und geschickten Herrn von Bülow wohl bald der letzte Rest der Heiterkeit schwinden und er würde mit Schillers Ferdinand reuevoll rufen: „Unglückseliges Flötenspiel, das mir nie hätte einfallen sollen!"

* * *

Als der General Bronsart von Schellendorff preußischer Kriegsminister war, wurde, ganz in der Stille, die Bewaffnung unserer Feldartillerie mit dem

als Material c/96 bezeichneten Schnellfeuergeschütz durchgeführt. Die Sache wurde natürlich geheim behandelt, der Reichstag bewilligte ohne Murren und Schwatzen die Mittel, sogar die vaterlandlosen Gesellen erfüllten streng die Pflicht der Verschwiegenheit und in den Zeitungen wurden nur manchmal thörichte, aber ungefährliche Angaben über die Einzelheiten des neuen Materials veröffentlicht. Allgemach lüftet sich jetzt der Schleier, der so lange das Geheimniß verhüllte; und wenn die Abonnenten ein besseres Gedächtniß hätten, könnten sie den Nährvätern ihres Geistes heute schon recht bittere Vorwürfe machen, denn Alles, was ihnen seit zwei Jahren verkündet oder doch angedeutet wurde, erweist sich als falsch. Ueber die Leistungfähigkeit und Gefechtskraft des neuen Geschützes ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Dagegen munkelt man nun Allerlei über die nicht unschönen, aber sehr kostspieligen Verzierungen des Geschützes, deren lorberreiche Renaissancelinien sich auffällig von dem in der Zeit des alten Kaisers üblichen einfachen Schmuck unterscheiden sollen. Die neue, auf Befehl des Kaisers angebrachte Gravirung kostet fast 100 Mark — mehr als das Anderthalbfache des Betrages, den die Herstellung eines modernen kleinkalibrigen Gewehres erfordert —, die der bayerischen Kanonen kostet kaum die Hälfte dieser Summe. Für die bayerischen Geschütze hat der münchener Meister Seitz, für die preußischen Herr Professor Doepler — nach höherer Weisung — die Gravirung entworfen. Ob der gesteigerte Aufwand, der zur Erhöhung der Wehrfähigkeit gewiß nicht beiträgt, unbedingt nöthig war? Es wird Leute geben, die meinen, daß die preußische Artillerie mit dem alten, einfach verzierten Geschütz immerhin recht hübsche Erfolge erstritten hat.

* * *

Auch von der Bewaffnung der deutschen Infanterie wurde neulich im Parlament wieder einmal geredet. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherr von Thielmann, sprach in der Budgetkommission des Reichstages gelassen das große Wort: „Einstweilen ist unser Gewehr das beste, was wir haben." Dagegen ist sicher nichts einzuwenden; und man muß auch zugeben, daß die Fragen, die Herr von Thielmann mit so dunkler Orakelweisheit beantwortete, nicht übermäßig klug gewählt waren. Man hatte gehört, die Söldner, die sich in Asien für die Größe des britisch-indischen Kaiserreiches mit ganz oder halb wilden Völkerschaften herumschlagen, seien mit einer Gewehrpatrone ausgerüstet, deren Wirkung schlimmer als die der früheren sei. Das sei erreicht worden, weil der Kupfernickelblechmantel nur den cylindrischen Theil des im Inneren bleiernen Geschosses bedecke, dessen abgeplattete Spitze frei bleibe. Nach dem Urtheil Sachverständiger müßte der Effekt danach dem der gewöhnlichen bleiernen Geschosse ähnlich sein, wie alle Staaten sie vor der Einführung der kleinkalibrigen Gewehre hatten. Die Meinungen gehen darüber auseinander, ob die Umgestaltung des englischen 7,7 mm-Geschosses nöthig war; viele Kenner glauben, daß auch in der früheren Form die Wirkung ausreichte und daß bei weiterer Verkleinerung des Kalibers, wenn im Uebrigen die Konstruktion und die ballistischen Verhältnisse unverändert bleiben, nennenswerthe Verschiedenheiten in der Art der Verwundungen sich nicht ergeben werden. Das können wir jedenfalls getrost den Engländern überlassen; falsch ist aber die bei uns ausgesprochene Vermuthung, es handle sich um einen Verstoß gegen die petersburger Konvention. Bleierne Geschosse sind ja auch früher schon im Gebrauch gewesen, ohne daß man darin eine Verletzung der Konvention sah; und die empfindsamen Herren, die sich so human um die Wirkung der britischen Gewehre bekümmern, sollten lieber der Frage nach-

denken, ob die zackigen Stahlsplitter der Granaten, mit den nach der Detonation daran haftenden gefährlichen Zersetzungprodukten brisanter Sprengstoffe, wie sie in allen europäischen Großstaaten eingeführt sind, nicht am Ende mehr Beachtung verdienen als die gegen Wilde verfeuerten Bleigeschosse. Der moderne Krieg ist nun einmal eine schlimme Sache; und fett gedruckt steht in einer am ersten Juli 1896 vom Kaiser genehmigten Schießanleitung der Satz: „Im Kriege sind alle Mittel und Wege recht, die schnell und gründlich zum Ziele führen. Der Erfolg allein rechtfertigt die Mittel." Wenn nach diesem Grundsatz, den man mit Unrecht noch immer nur der Gefolgschaft des Heiligen Ignatius zuschreibt, die Briten handeln, ziemt es den Deutschen nicht, darob ein großes Wehgeschrei anzustimmen.

* * *

Solches Wehgeschrei wäre besonders übel angebracht, seit man in Deutschland begonnen hat, nach dem Rezept aus der englischen Apotheke koloniale Erobererpolitik zu treiben. Im Berliner Lokal-Anzeiger konnte man vor ein paar Tagen einen offiziös und vielleicht auch offiziell beglaubigten Bericht über die Eroberung von Kiautschau lesen, der sehr seltsame Gedanken im Sinn des Lesers entstehen ließ. Da vernahm man staunend, wie schlau die Chinesen getäuscht und überrumpelt wurden und wie pfiffig dafür gesorgt war, daß sie „keine Ahnung von Dem hatten, was ihnen in den nächsten Stunden bevorstand". Diese Bethätigung deutscher Politik wurde im tiefsten Frieden geleistet. Wir wollen uns künftig also das Zetern über britische List und Gewaltthat lieber sparen und uns auf die christliche Sittsamkeit und ehrbare Humanität unserer Politik nicht allzu viel einbilden. Der Abbé Ferdinand Galiani schrieb am neunzehnten Mai 1770 an Frau von Epinay: Vivent les Chinois! C'est une vieille nation qui nous regarde comme des enfants et des polissons. Et nous nous croyons une grande chose parce que nous courons les mers et les terres: Bigis atque quadrigis petimus bene vivere. Et nous portons partout la guerre, la discorde, nos lingots, nos fusils, notre évangile et notre vérole. Schon damals schien also hellen Köpfen die Art, wie den Asiaten das Evangelium gepredigt wurde, nicht ganz unbedenklich; und doch hatte man es in der Kunst, die höhere Kultur zu verbreiten, noch lange nicht so herrlich weit wie heute gebracht. Den Engländern droht jetzt ja manche Gefahr und sie müssen sich mählich an Resignation gewöhnen; da mag es sie trösten, daß auf dem Festland ihnen so gelehrige Schüler erwachsen sind. Welcher Sturm hätte wohl gegen Bismarck getobt, wenn er mit ähnlichen Mitteln ein ähnliches Ziel zu erreichen gestrebt hätte! Seine Nachfolger sind weicher gebettet und sogar die Epigonen des milden Herrn Bamberger entrüsten sich nicht mehr, weil im Kampf um eine Profitmöglichkeit die politische Moral fleckig wird.

* * *

Das unter dem Namen lex Heinze bekannte Ungethüm ist aus der Kommission wieder an das Plenum des Reichstages gelangt. Es ist durch die Wickelfrauenkünste frommer Centrumsmänner und tugendsamer Konservativen, die nie in den Amor-Sälen gepürscht, nie im Apollo-Theater Pachtverträge abgeschlossen haben, nicht schöner geworden und man muß ernstlich fürchten, daß diese neueste Ausgeburt legislatorischer Weisheit nächstens die Bürger des Deutschen Reiches beglücken wird. Nach allerlei Enthüllungen der letzten Wochen hofft man aber wenigstens, daß die Regirung die bisher abgelehnte Beseitigung des den homosexuellen Verkehr der Männer bedrohenden Paragraphen 175 aus dem Strafgesetzbuch nicht mehr verweigern wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.